

Zwischenwelten.

Handlungsräume und Beziehungspflege von Frauen im Mittleren Prättigau in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Vier Frauen erzählen aus ihrem Leben.

Eine Oral History Studie.

Abhandlung

zur Erlangung der Doktorwürde

der Philosophischen Fakultät

der

Universität Zürich

vorgelegt von

Jolanda Nydegger

von Rüschegg/BE

Angenommen im Herbstsemester 2012

auf Antrag von Herrn Prof. Dr. Carlo Moos und

Herrn Prof. Dr. Philipp Sarasin

Zürich, 2015

Inhaltsverzeichnis

1. „Mein Vater hat schon zwei Frauen, die mit Ihnen reden würden.“ – Einleitung	5
2. Theoretische und methodische Koordinaten	22
2.1 Mikrogeschichte und Handlungsraum	22
2.2 Akteurinnen und Beziehungen	25
2.3 Gender	27
2.4 Sprache, Erinnern und Vergessen	32
2.5 Oral History	36
2.6 Interview	41
2.7 Transkription	44
2.8 Interpretation	45
2.9 Forschungsfeld	49
3. Regionale Bühne – Prättigau zwischen 1880 und 1950	53
4. „Arbeiten musste man, da sind einem die Flausen vergangen.“ – Familienkonstellation und Arbeitsprägung	65
4.1 „Sie hat dann schon schwerer gearbeitet, als irgendwie eine Frau arbeitet.“ – Mütter und Väter	70
4.2 „Die älteste hat eben helfen müssen.“ – Geschwister	76
4.3 „Alle mussten helfen.“ – Kinderarbeit	79
4.4 „Es ist komisch, Puppen habe ich nie keine gehabt.“ – Spielsachen und Spiele	84
4.5 Fazit: arbeiten ist sein	85
5. „Man hat nicht so studiert, was man werden könnte.“ – Schule und Ausbildung ..	88
5.1 „Er ist ein Guter gewesen, also ganz ein Feiner.“ – Lehrer und Lehrerinnen ..	93
5.2 „Ja, ja, dann konnten oder mussten die Mädchen auch turnen.“ – Turnen und Handarbeit	100
5.3 „Ja, von der Schule weiss ich nur noch von einer Schülerreise.“ – Schulreise und Weihnachtsfeier	104
5.4 „Es ist kurzweiliger gewesen als zu Hause.“ – Schulbesuch und Berufswunsch	108
5.5 Fazit: ausgebremsst	116
6. „Man hat gewusst, dass er es gut meint.“ – Religion und Kirche	119
6.1 „So ein Stücklein ‘Schmalz’ und so ein Löffelchen Konfitüre“ – Sonntag und Feiertag	123
6.2 „Sie hat dann noch meistens schöne Kleider gehabt.“ – Pfarrer und Pfarrerin	128
6.3 „Ja, hauptsächlich hat man sich eben an diesen Spruch gehalten.“ – Religionsunterricht und Konfirmation	135
6.4 „Und <u>die</u> ist auch Schuld gewesen, dass wir dann schon Skihosen gehabt haben.“ – Nützlichkeit und Ideologie	137
6.5 Fazit: glauben, gehorchen und Neues entdecken	144
7. „Ja, können Sie sich denken! Das habe ich zu Hause abgegeben.“ – Lohnarbeit und Arbeitsbeziehungen	147
7.1 „Das hat man ja gemacht.“ – Bekannte Arbeiten und neue Erfahrungswelten	149
7.2 „Und der Ding, der Mann, ist dann noch ein <u>grausam Geiziger</u> gewesen.“ – Hierarchie und Zusammenleben	155
7.3 „Ich musste kochen und alles machen, die Krankenschwester ist nur beim Patienten gewesen.“ – Vertrautheit und Einsamkeit	164
7.4 „Nein, nein, da hat man ganz eine andere Einstellung dann gehabt, zum Geld.“ – Geldwert und Wertschätzung	169

7.5 „Ja, von Ferien hat man dann nichts gewusst.“ – Freie Zeit und freiwillige Arbeit.....	174
7.6 Fazit: untergeordnet und selbstsicher	177
8. „Ja, das ist in deinem Fach.“ – Neue Beziehungsfelder und bewährte Verhaltensmuster.....	180
8.1 „Da habe ich gesagt, ich gäbe ihnen keinen Schnaps.“ – Partnerwahl und Hochzeit	186
8.2 „Und das habe ich mir also schon früh vorgenommen, <u>so</u> unterjochen lassen, das würde ich mich nicht.“ – Paarbeziehung und Kommunikationskultur	197
8.3 „Er konnte da nicht eine Nebenämterin haben, da zu Hause.“ – Haushalt und Feldarbeit	205
8.4 „Und das Geld, wenn man gehabt hat, hat man auch miteinander gehabt, und wenn man keines gehabt hat, dann hat man zusammen keines gehabt.“ – Geldverwaltung und Ausgabenpolitik.....	216
8.5 „Nein, da haben wir nie etwas Streitsüchtiges gehabt.“ – Schwiegermütter und Muttersöhne	219
8.6 Fazit: miteinander und allein	223
9. „Und dann Freude gehabt hat, wenn sie angefangen haben, herumzutappen und zu machen.“ – Kinder bekommen und Mutter sein	227
9.1 „So halbwegs hat man etwas gehört. Und dann ist man dann einfach so draufgekommen.“ – Sexualität und Schwangerschaft.....	231
9.2 „Vielen werde dann noch fast übel, und dann ‚manglät‘ sie dann auch noch zu den Männern zu schauen, nicht nur zu den Frauen.“ – Geburt und Wochenbett.....	238
9.3 „Ja, natürlich, wenn <u>Kinder</u> sind, sollte eines vom Wichtigsten sein, dass man ihnen ein gutes Vorbild ist.“ – Erziehung und Nachahmung.....	245
9.4 Fazit: neugierig und verantwortungsbewusst	254
10. „Nichts, nichts, es war doch nichts anders!“ – Zweiter Weltkrieg und kein Krieg	257
10.1 „Er war nicht unser Mann.“ – Nationalsozialismus und Geistige Landesverteidigung	268
10.2 „Da musste er die Sense lassen und einrücken.“ – Militärdienst und Zivilcourage.....	275
10.3 „Über den Krieg musste man dann eben grausam viel anpflanzen.“ – Mehranbau und Mehrarbeit.....	287
10.4 „Also Mangel gelitten hat wirklich niemand.“ – Selbstversorgung und Schwarzhandel.....	300
10.5 Fazit: anders und doch nicht	314
11. „50 Jahre ist es sicher immer mehr oder weniger bergauf gegangen.“ – leichtere Arbeit und abnehmende Begegnungsräume.....	319
11.1 „Wir hatten eigentlich in einer günstigen Zeit einen Bauernhof.“ – Agrarpolitik und Mechanisierung.....	321
11.2 „Das waren schon gute Erneuerungen.“ – Haushaltstechnik.....	324
11.3 „Früher musste man schreiben und heute ruft man dann an.“ – Kommunikation und Information	330
11.4 Fazit: leichtere Arbeit – weniger direkte Begegnungen.....	334
12. Schluss.....	336
13. Bibliographie.....	349
13.1 Quellen.....	349
13.1.1 Ungedruckte Quellen.....	349
13.1.2 Gedruckte Quellen.....	349

13.1.3 Nichtschriftliche Quellen	353
13.2 Nachschlagewerke und Handbücher	353
13.3 Darstellungen	355
13.4 Internetseiten	395

Ein Wort zuvor – Dank

Wenn man sich über viele Jahre mit einem Forschungsprojekt beschäftigt, dann stellt der Abschluss nicht nur eine grosse Freude dar, sondern bedeutet auch Loslassen und Abschied nehmen. Während der gesamten Zeit bin ich von vielen verschiedenen Menschen begleitet, kritisiert und aufgemuntert, ermutigt und angetrieben worden. Ihnen allen möchte ich an dieser Stelle sehr herzlich danken.

Ein erster und gewichtiger Dank gehört meinem ehemaligen Schüler, Tobias Fehr, der mir das Forschungsfeld geöffnet hat, und meinen Interviewpartnerinnen. Sie haben mir mit erfrischender Offenheit und vertrauensvoller Ehrlichkeit ihr Leben erzählt, das sie selber für gewöhnlich, normal und manchmal sogar uninteressant hielten. Die Begegnungen mit diesen Frauen berührten mich nicht nur als Wissenschaftlerin sondern auch als Mensch immer wieder tief und erlaubten mir Einblicke in unbekannte Welten. Ohne sie hätte ich dieses Projekt nicht realisieren können.

Meinen Eltern Irma und Reinold Nydegger-Huldi sowie meinen beiden Schwestern Ursina Ratti-Nydegger und Regula Nydegger danke ich sehr herzlich. Sie haben mir immer wieder geduldig und interessiert zugehört, wenn ich einen Gedanken ausformulieren und seine Validität über das gesprochene Wort prüfen musste. Der Vater meiner beiden Kinder, Norbert Lange, sowie mein Sohn Basil Frederik und meine Tochter Leonie Ronja haben mich in dem Sinn tatkräftig unterstützt, dass sie mir die für die intensive Arbeit nötigen Freiräume schufen. Ein grosser Dank gilt lic. phil. Sabina Roth und Dr. Alexandra Locher, welche sich vor allem mit dem Kapitel über den Zweiten Weltkrieg intensiv auseinandergesetzt haben und mir über ihre Rückmeldungen neue Denkipulse vermittelten.

Für das sehr sorgfältige inhaltliche wie sprachliche Lektorat meiner Texte danke ich Dr. Nicole Billeter, lic. phil. Regula Nelly Keller und ganz besonders Alex Bieli.

Prof. Dr. Carlo Moos und Prof. Dr. Philipp Sarasin begleiteten meine Arbeit mit wachem Interesse. Für die anregenden Diskussionen, das stets offene Ohr und die Geduld danke ich sehr herzlich.

Die Arbeit widme ich allen Frauen und Männern, die sich von den Erlebnissen und Erfahrungen ‚meiner‘ Bäuerinnen berühren lassen.

1. „Mein Vater hat schon zwei Frauen, die mit Ihnen reden würden.“

– Einleitung

Wenn ich gefragt werde, wie ich zur Oral History kam und weshalb ich ausgerechnet im Mittleren Prättigau forsche, erzähle ich jeweils folgende Begebenheit – eine mittlerweile geronnene Geschichte¹: Nach der dreimonatigen Stellvertretung, vom November 1996 bis Januar 1997, an der Evangelischen Mittelschule in Schiers interessierte sich eine Klasse dafür, was ich mache, wenn ich nicht Schule gebe. Ich erzählte über mein damaliges Lizentiatsprojekt, der Auswertung von Tagebüchern adliger Frauen in Graubünden. Darauf meldete sich der Schüler Tobias Fehr und fragte, weshalb ich nicht direkt mit alten Frauen sprechen würde, das wäre doch viel interessanter. Er fügte an, dass sein Vater als Arzt in Jenaz arbeiten und daher viele alte Frauen kennen würde. Von denen hätte bestimmt die eine und andere Interesse daran, mit mir zu sprechen. Ich lobte seine Idee und dankte ihm für das Angebot, seinen Vater zu fragen. Doch ich befand, Oral History sei mir eine zu wenig etablierte Methode, und wollte das Thema ad acta legen. Da ich den Gedanken von Tobias ziemlich aussergewöhnlich fand, erzählte ich meinen Eltern davon. Meine Mutter wies darauf hin, dass eine ihrer Nachbarinnen in Jenaz aufgewachsen sei und bestimmt Kontakte vermitteln könnte. Als mir dann Tobias zwei Tage später mitteilte, dass sein Vater bereits zwei Frauen gefunden habe, die bereit wären, mit mir über ihr Leben zu reden, stand ich vor einem offenen Forschungsfeld². Ich hatte das starke Gefühl, wenn ich jetzt nicht Ja sagte, die Chance auf ein äusserst spannendes Forschungsprojekt zu verpassen. – Heute weiss ich, dass mich mein damaliges Gefühl nicht täuschte und ich von meinen Interviewpartnerinnen nicht nur als Wissenschaftlerin sehr viel erfahren, sondern auch als Mensch viel gelernt habe.³ Von Mitte März 1997 bis Ende Oktober 1998 führte ich dann mit fünf Frauen und zwei Männern mehrere Gespräche, wobei ich die Interviews mit den beiden Männern in der vorliegenden Arbeit nicht auswerten konnte, weil dies den Rahmen gesprengt hätte. Die lebensgeschichtlichen Erinnerungen von Leni Gantenbein (*1917), Dora Bandtli (1899-2000), Elisabeth Heim (1904-2006) und Christina Vinzens (1905-2006) zeichnete ich im Rahmen der vorliegenden Oral History Studie auf und wertete sie aus. Leni Gantenbein und Elisabeth Heim waren Bäuerinnen, die beiden anderen Frauen betrieben eine Nebenerwerbs-

¹ Cf. dazu Kapitel 2.8 Interpretation.

² Cf. dazu Kapitel 2.9. Forschungsfeld.

³ Kotre, John, Weisse Handschuhe. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt, München 1996 (engl. Erstausgabe 1995), S. 119-124.

landwirtschaft. Alle Frauen heirateten in den 1930er-Jahren. Christina Vinzens, Dora Bandtli und Leni Gantenbein zogen drei Kinder gross, Elisabeth Heim zwei.

Forschungs- und Themenbereich

Die vorliegende Arbeit ist räumlich im Mittleren Prättigau, welches sich vom Fuchsenwinkel westlich von Pragg-Jenaz bis zum Ragotztobel östlich von Saas erstreckt,⁴ angesiedelt, zeitlich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein protestantisches, bäuerlich-handwerklich strukturiertes Gebiet, welches bis weit ins 20. Jahrhundert familienwirtschaftlich und damit stark vorindustriell geprägt war. Ich knüpfe weder an evolutionstheoretische Modelle des 19. Jahrhunderts an, noch betrachte ich die Landwirtschaft als Anhängsel der Industrie. Im Fokus stehen die Wechselwirkungen zwischen den landwirtschaftlich geprägten Produktions- und Handlungsräumen und den menschlichen Beziehungs- und Kulturräumen. Macht – beziehungsweise die Aushandlungsprozesse um Macht und Einfluss – spielen deshalb eine wichtige Rolle, weil ich Geschlechterverhältnisse und Beziehungsmuster untersuche.⁵ Dabei lerte ich aus, wie kulturelle und soziale Strukturen im gesellschaftlichen und persönlichen Lebenszusammenhang von vier Frauen fassbar gemacht werden können und wie die interviewten Frauen ihre Handlungsräume gestalteten.⁶ Dabei nehme ich, wie der Biographie- und Erzählforscher Albrecht Lehmann es fordert, sowohl die räumliche Dimension des Verhaltens und Erinnerns als auch die empirische Untersuchung in die theoretischen Überlegungen auf.⁷ Ich frage, wie der Handlungsrahmen als Sinn vermittelnd und damit Identität stiftend erinnert wurde und wie die Frauen sich sozial und ideell verorten konnten. Dabei bleibt die Vieldeutigkeit sozialer Räume im Blick, welche sowohl soziale Kontrolle als

⁴ Plattner, Hans, Willy Zeller, Das Prättigau, Bern 1963 (Schweizer Heimatbücher: Bündner Reihe 10), S. 15; Schnyder, Hans, Arzt im Mittelprättigau. Landärzte sind Freunde und Helfer, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 35-36, hier S. 35.

⁵ Mitterauer, Michael, Sozialgeschichte der Familie. Kulturvergleich und Entwicklungsperspektiven, Wien 2009 (Basistexte Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1), S. 35f.; Gestrich, Andreas, Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert, München 2010² (1998) (Enzyklopädie deutscher Geschichte 50), S. 70f.; Moser, Peter, Neue Perspektiven und Institutionen zur Analyse eines alten Gegenstands. Die Landwirtschaft in der wirtschaftshistorischen Geschichtsschreibung, in: traverse, 1 (2010), Wirtschaftsgeschichte in der Schweiz – eine historiografische Skizze, S. 60-74, hier S. 63f.; Hubrath, Margarete, Einführung, in: Margarete Hubrath (Hg.), Geschlechter-Räume. Konstruktionen von ‚gender‘ in Geschichte, Literatur und Alltag, Köln 2001 (Literatur – Kultur – Geschlecht. Grosse Reihe 15), S. 1-8, hier S. 1-3.

⁶ Witzig, Heidi, Polenta und Paradeplatz. Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz 1880-1914, Zürich 2000, S. 16; Gestrich, Andreas, Jens-Uwe Krause, Michael Mitterauer, Geschichte der Familie, Stuttgart 2003 (Europäische Kulturgeschichte 1), S. 4. Cf. allgemein: Glasze, Georg, Annika Mattisek (Hg.), Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung, Bielefeld 2009.

⁷ Lehmann, Albrecht, Lebensgeschichte und Landschaft. Kulturelle und politische Aspekte, in: BIOS, Sonderheft 2007, S. 194-198.

auch Erweiterung des weiblichen Erfahrungshorizonts ausdrücken.⁸ Zentraler Blickpunkt ist die Sozialisationsrelevanz der Eltern und Geschwister sowie auch der bestimmenden Personen ausserhalb der Familie, so beispielsweise des Pfarrers oder der Pfarrerin, der Lehrerin oder des Lehrers. Ein anderer Blickpunkt ist die Position von Knaben und Mädchen beziehungsweise von Mann und Frau im Haus und im Dorf.⁹ Da die christliche Religion relativ wenige Vorgaben für die europäische Familienverfassung etablierte, wirkten unterschiedliche Bedingungen familiärer Arbeitsorganisation auf die Familienkonstellation ein und familiale Rollen und Beziehungen prägten das Verhältnis zwischen den einzelnen Familienangehörigen.¹⁰ Die Formen der Beziehungsgestaltung und -pflege sollen Auskunft über die „emotionale Beheimatung“¹¹ der einzelnen Frau in ihrem sozialen Umfeld geben.

Mit meiner Untersuchung decke ich die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht die gesamte Lebensspanne meiner Interviewpartnerinnen ab. Dies liegt zum einen daran, dass die Einbindung der Berggebiete in die Industrie- und Marktwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg das Leben landwirtschaftlich-bäuerlicher Gebiete in ökonomischer, technischer und gesellschaftlicher Hinsicht einschneidend veränderte.¹² Zum anderen prägten die gesellschaftlichen Veränderungen, welche in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit Agrarrevolution, Säkularisierung, Scholarisierung und sexueller Revolution¹³ zu verzeichnen

⁸ Joris, Elisabeth, Heidi Witzig, *Brave Frauen – aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820-1940)*, Zürich 1992, S. 320f.; Daniel, Ute, *Erfahrung – (k)ein Thema der Geschichtstheorie?*, in: *L'homme*, 11/1 (2000), S. 120-123; Bos, Marguérite, Bettina Vincenz, Tanja Wirz (Hg.), *Erfahrung. Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte*, Zürich 2004, S. 9-23; Joris, Elisabeth, Heidi Witzig, *Alltagserfahrungen von Frauen als Ausgangspunkt historischer und sozialwissenschaftlicher Fragestellungen*, in: *Feministische Studien*, 12/2 (1994), S. 81-90.

⁹ Gestrich, Krause, Mitterauer, *Geschichte der Familie*, S. 6; Flaake, Karin, Vera King, *Psychosexuelle Entwicklung, Lebenssituation und Lebensentwürfe junger Frauen. Zur weiblichen Adoleszenz in soziologischen und psychoanalytischen Theorien*, in: Karin Flaake, Vera King (Hg.), *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*, Frankfurt/M 1992, S. 13-39.

¹⁰ Mitterauer, *Sozialgeschichte der Familie*, S. 28.

¹¹ Mitterauer, *Sozialgeschichte der Familie*, S. 140.

¹² Moser, *Neue Perspektiven*, S. 66-69; Conzett, Silvia, „Sie hatten eigentlich immer etwas zu tun.“ Arbeits- und Lebenswelt der Frauen in Hinterrhein, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), *Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 2006, Bd. 3: *FrauenArbeit*, S. 11-59, hier S. 33-47; Moser, Peter, *Der Stand der Bauern. Bäuerliche Politik, Wirtschaft und Kultur gestern und heute*, Frauenfeld 1994, S. 183-193.

¹³ Mitterauer, *Sozialgeschichte der Familie*, S. 28, 87, 92; Gestrich, *Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 106f.; Gestrich, Krause, Mitterauer, *Geschichte der Familie*, S. 507; Reinhard, Wolfgang, *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*, München 2004, S. 82-82; Hekma, *History of Sexuality*, S. 1; Moser, Peter, *Kein Sonderfall. Entwicklung und Potenzial der Agrargeschichtsschreibung in der Schweiz im 20. Jahrhundert*, in: Ernst Bruckmüller, Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), *Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2004*, Innsbruck, Wien, München 2004, S. 132-153, hier S. 136; Mantovani Vögeli, Linda, *Fremdbestimmt zur Eigenständigkeit. Mädchenbildung gestern und heute*, Chur 1994, S. 143f.

waren, sowie die enorme Beschleunigung dieser Prozesse¹⁴ die Lebensgestaltung meiner Interviewpartnerinnen nicht mehr nachhaltig. Dennoch äusserten sich die Frauen immer wieder dazu. Für die Interpretation der einzelnen Geschichten und Erzählungen blende ich daher diesen Zeitraum nicht gänzlich aus, sondern analysiere die sich ergebenden Spannungsfelder zwischen ‚Tradition‘ und ‚Fortschritt‘ und die nicht nur nostalgischen Bewertungen und Bevorzugen traditionellen Verhaltens.

Im Sinn von ‚dezentrierender Geschichte‘¹⁵ und einer sich integrationswissenschaftlich verstehenden ‚neuen Agrargeschichte‘¹⁶ richte ich den Blick auf die wichtigen Sozialisationsphasen und -instanzen, auf die Art und Qualität, wie Beziehungen hergestellt, aufgebaut und gepflegt und wie Handlungsräume von Mädchen und Frauen gestaltet wurden.¹⁷ Der umrissene Forschungsgegenstand ist insofern sperrig, als die Bauernschaft nach der Industrialisierung weder einen Stand im historischen noch eine Klasse im modernen Sinn darstellte, Bauern weder als Unternehmer noch Arbeiter und Bäuerinnen weder als Geschäfts- noch Hausfrauen wahrgenommen wurden.¹⁸

Forschungsfragen

Im Rahmen meiner Arbeit untersuche ich die folgenden drei Fragenkomplexe:

¹⁴ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 94, 141f.; Gredig, Hansjürg, Walter Willi, Unter Strom – Wasserkraftwerke und Elektrifizierung in Graubünden 1879-2000, hg. v. Verein für Bündner Kulturforschung und dem Amt für Energie des Kantons Graubünden, Chur 2006, S. 165f.; Meyer, Leo, Esther Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik im Wandel der Zeit, in: Paul Hugger (Hg.), Handbuch der schweizerischen Volkskultur, Bd. 3, Zürich 1992, S. 975-1002, hier S. 979-994.

¹⁵ Zemon Davis, Natalie, Dezentrierende Geschichtsschreibung. Lokale Geschichten und kulturelle Übergänge in einer globalen Welt, in: Historische Anthropologie, 19/1 (2011), S. 144-156.

¹⁶ Moser, Neue Perspektiven, S. 69; Moser, Kein Sonderfall, S. 132; Kluge, Ulrich, Agrarwirtschaft und ländliche Gesellschaft im 20. Jahrhundert, München 2005 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 73), S. 77; Derouet, Bernard, Luigi Lorenzetti, Jon Mathieu, Introduction. Les pratiques familiales dans les sociétés de montagne. Jalon pour une histoire comparative, in: Itinera, 29 (2010), Pratiques familiales et sociétés de montagne, XVI^e -XX^e siècles, ed. par Bernard Derouet, Luigi Lorenzetti, Jon Mathieu, à la mémoire de Jean-François Bergier, p. 5-11; Mathieu, Jon, Diversity of Family Practices in Mountain Societies. Why?, in: Itinera, 29 (2010), Pratiques familiales et sociétés de montagne, XVI^e -XX^e siècles, ed. par Bernard Derouet, Luigi Lorenzetti, Jon Mathieu, à la mémoire de Jean-François Bergier, S. 173-187, hier S. 173-184; Müller, Uwe, Mobilising Rural Society. Central and Eastern Europe from 1870s to the 1920s, 13.-14.04.2007, Budapest, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1635>> [Stand 04.07.2007].

¹⁷ Langer-Ostrawsky, Gertrude, Agrargeschichte als Geschlechtergeschichte?, in: Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), Reguliertes Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930-1960. Ernst Bruckmüller zum 60. Geburtstag. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2005, Innsbruck, Wien, Bozen 2005, S. 213-220, hier S. 213-217; Lukovic, Jovica, natur geschlecht vergleich kultur – Neue Wege der Agrargeschichte, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=818>> [Stand: 06.03.2012]. Für aktuelle Forschung über Bäuerinnen und ländliche Entwicklung in globaler Perspektive cf. Bock, Bettina B., Sally Shortall (Ed.), Rural Gender Relations. Issues and Case Studies, Wallingford 2006.

¹⁸ Moser, Stand der Bauern, S. 398; Moser, Kein Sonderfall, S. 145.

- Wie beschrieben die interviewten Frauen ihre Handlungsräume, wie bewegten sie sich darin und wie gestalteten sie diese?
- Wie bauten die interviewten Frauen ihre Beziehungsfelder auf, wie pflegten sie einzelne Beziehungen und wie widerspiegelte sich die Qualität von Beziehungen innerhalb von Familie, Verwandtschaft und dörflicher Gemeinschaft in den Erzählungen jeder einzelnen Frau?
- Wie verliefen die Eingliederungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen in bestehende Gesellschaftsordnungen und Arbeitsorganisationen, mit welchen Erfolgen und Rückschlägen waren diese Prozesse verbunden und wie gingen die interviewten Frauen mit diesen Prozessen um?

Theoretische und methodische Überlegungen

Meine Arbeit verortete ich im weiten Feld der Kulturgeschichte und der Historischen Anthropologie¹⁹ und im etwas engeren Bereich der Mikro- und Geschlechtergeschichte²⁰. Kultur wurde in den letzten Jahren zu einem Leitbegriff der Humanwissenschaften, wobei sie als Orientierungssystem verstanden wird und in deren Rahmen grundlegende Bereiche und Formen der Wahrnehmung und des sozialen Handelns, ihre historischen Veränderungen und regionalen Variationen sowie die langfristigen Konstanten und Einheitlichkeiten betrachtet werden.²¹ Auch wenn meine Untersuchung nicht als Alltagsgeschichte konzipiert ist, so steht sie dennoch in der Traditionslinie der Mikrogeschichte, in deren Rahmen seit den 1970er-Jahren als Gegenbewegung zu den Historischen Sozialwissenschaften Lebensformen und Lebensweisen ‚in Dörfern‘ untersucht werden.²² ‚Lebens- und Handlungsräume‘ bilden das

¹⁹ Burke, Peter, Was ist Kulturgeschichte?, Frankfurt/M 2005 (engl. Erstausgabe 2004), S. 47-66; Tanner, Jakob, Historische Anthropologie zur Einführung, Hamburg 2004, S. 64-96; Reinhard, Lebensformen Europas, S. 10-13.

²⁰ Burke, Was ist Kulturgeschichte, S. 66-92; Medick, Hans, ‚Missionare im Ruderboot‘? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/M, New York 1989, S. 48-85; Medick, Hans, Mikro-Historie, in: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 40-53; Scott, Joan W., Gender. Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse, in: Nancy Kaiser (Hg.), Selbst Bewusst. Frauen in den USA, Leipzig 1994 (engl. Erstausgabe Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: American Historical Review, 91 (1986), S. 1053-1068), S. 27-75.

²¹ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 1.

²² Geertz, Clifford, Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/M 1983 (engl. Erstausgabe 1973), S. 7-43, hier S. 32f.; Medick, ‚Missionare im Ruderboot‘, S. 51-53; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 15.

Produkt bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse ab, wobei entscheidend ist, wie Frauen sich darin bewegten – ob mit Selbstvertrauen und -sicherheit oder mit Ohnmacht.²³

Der ‚Familie‘ kommt in einer so konzipierten Kulturgeschichte eine zentrale Bedeutung zu, denn in der älteren Forschung wurde soziales Verhalten oft mit angeblich biologischen Determinanten erklärt.²⁴ Im Zuge der Auflösung des ‚ganzen Hauses‘ und der zunehmenden Entlastung der Familie von wirtschaftlichen, was für bäuerliche Verhältnisse nur beschränkt gültig war, und juristischen Funktionen trat die Sozialisation als Hauptaufgabe der Familie immer stärker in den Vordergrund.²⁵

Die Erforschung von Familien gehörte in den letzten Jahren zu den ‚Wachstumsgebieten‘ der Sozialgeschichte.²⁶ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die empirische Familienforschung, wobei die damalige Geschichtsschreibung diesen Aspekt für nicht geschichtswürdig hielt. Seit den 1960er- und 1970er-Jahren schloss sich die historische Familienforschung der soziologischen, pädagogischen und psychoanalytischen an. Dabei stand die Sozialisation des Menschen stets im Zentrum des Interesses.²⁷ In der historischen Familienforschung konnten Ansätze der Alltagsgeschichte, der Mikrohistorie und der Frauen- und Geschlechtergeschichte bestens verbunden werden, denn überall wurden Lebensgestaltung, Überlebensstrategien, Arbeitsorganisation, Geschlechterbeziehungen inklusive ehelicher Machtverhältnisse in ihren individuellen und gesellschaftlichen Dimensionen erforscht und sichtbar gemacht.²⁸ Die Historische Sozialisationsforschung untersucht die lebensgeschichtliche Bedeutung von Sozialisationserfahrungen.²⁹ Sie steht vor dem Problem, für die Erklärung der Zusammenhänge zwischen familialer Erfahrung und individueller Entwicklung auf Modellbildungen wie die Freudsche Theorie angewiesen zu sein, welche letztlich ahistorische Konzepte darstellen. Eine historische Theorie der Persönlichkeitsentwicklung ist erst punktuell entworfen. Während sich Freud in seiner Theorie auf die frühkindliche Phase konzentrierte, erweiterte der deutsch-US-amerikanische Psychoanalytiker Erik H. Erikson das Modell im Rahmen seines Stufenmodells der psychosozialen Entwicklung um das Schulalter und die Adoleszenz.³⁰ Durch die

²³ Joris, Witzig, *Brave Frauen*, S. 320-322.

²⁴ Gestrich, Krause, Mitterauer, *Geschichte der Familie*, S. 1.

²⁵ Gestrich, *Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 39, 70-72.

²⁶ Gestrich, Krause, Mitterauer, *Geschichte der Familie*, S. 1.

²⁷ Gestrich, *Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 55; Steinbach, Lothar, *Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte“*, in: Lutz Niethammer (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt/M 1985 (1980), S. 393-435, hier S. 413-430.

²⁸ Gestrich, *Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 56.

²⁹ Gestrich, *Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 91.

³⁰ Gestrich, *Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 91-95.

anthropologische Familienforschung wurde die dichotomische Gegenüberstellung von Mann und Frau, Privatheit und Öffentlichkeit sowie Rationalität und Emotionalität zugunsten eines dynamischen Systems von Beziehungen, gegenseitigen Ergänzungen und Kämpfen um Macht, Zeit und Besitz aufgegeben.³¹ Über diesen Zugang untersuche ich, wie die Geschlechter- und die Raum- beziehungsweise die Handlungsdimensionen miteinander verschränkt waren. Gleichzeitig rücke ich den Machtaspekt als ein Moment der Beziehungsdynamik in den Fokus³² und verstehe Macht im Sinn von Foucaults Machttheorie nicht nur repressiv, sondern auch produktiv wirkend, nämlich als Gegenstand von Aushandlungsprozessen.³³ In Gesellschaften bestehen verschiedene Benennungsmächte – Pfarrer und Pfarrerin, Lehrer und Lehrerin, Eltern, Gleichaltrige –, welche sowohl beeinflussten, wie einzelne Individuen ‚Wirklichkeit‘ wahrnahmen, als auch Gefühle und Handlungsbereitschaften prägten.³⁴ Trotz zunehmender Säkularisierung hatten Religion und Kirche bis weit ins 20. Jahrhundert nicht nur entscheidenden Einfluss auf kirchlich geprägte Rollenbilder, sondern auch auf die Rahmenbedingungen von Erziehung, Bildung und Sozialisation.³⁵ Die Beziehungen zwischen Frau und Mann, Eltern und Kindern, Lehrern/Lehrerinnen und Schülern/Schülerinnen etc. waren in der Regel nicht aushandelbar, sondern durch klar normierte Rollen definiert. In vielen Gemeinschaften waren die geschlechtsspezifischen Rollen zudem religiös begründet.³⁶ In Beziehungen zwischen Nachbarinnen und näheren Bekannten galt das Prinzip der Gegenseitigkeit und auch der Sozialkontrolle, wobei der Austausch von Produkten, Dienstleistungen und Informationen durch Verlässlichkeit und Vielfalt gekennzeichnet war. Wesentlich war gleichzeitig, dass Frauen sich auf die Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe verlassen konnten.³⁷

³¹ Gestrinch, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 103.

³² Garstenauer, Rita, Erich Landsteiner, Ernst Langthaler (Hg.), Land-Arbeit. Arbeitsbeziehungen in ländlichen Gesellschaften Europas (17. bis 20. Jahrhundert), Innsbruck 2010 (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2008), S. 9f.; Wetterer, Angelika, Arbeitsteilung & Geschlechterkonstruktion – Eine theoriegeschichtliche Rekonstruktion, in: Brigitte Aulenbacher, Angelika Wetterer (Hg.), Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung, Münster 2009, S. 42-63, hier S. 51-54.

³³ Sarasin, Philipp, Michel Foucault zur Einführung, Hamburg 2005, S. 158-166; Jensen, Heike, Sexualität, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 100-116, hier S. 103.

³⁴ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 205; Gestrinch, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 113; Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 15; Reinhard, Lebensformen Europas, S. 256-263; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 91-94.

³⁵ Gestrinch, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 111; Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 525.

³⁶ Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 16.

³⁷ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 262-264.

In der neusten und gegenwärtig wissenschaftlich relevanten Traditionslinie wird Sozialisation als ‚Entwicklung im Kontext‘ beziehungsweise als anthropologisches Grundphänomen verstanden. Dabei dienen sowohl systemtheoretisch-ökologische sowie reflexiv-handlungstheoretische Ansätze als Grundlage für neuere Sozialisationskonzepte.³⁸ In meiner Arbeit fokussiere ich auf die Ebene der Interaktionen und damit auf reflexiv-handlungstheoretische Ansätze. Dabei versuche ich eine Balance zwischen Subjekt- und Strukturaspekten herzustellen.³⁹ Denn ich begreife Sozialisation nicht als affirmative und deskriptive Funktion, wodurch bestehende Verhaltensmuster aufrechterhalten wurden und die Selbstgestaltung des Menschen zu einem kritischen Zeitgenossen an seinem inneren Widerspruch scheitern musste,⁴⁰ sondern ich beziehe die Kategorie Macht in die Untersuchung ein und frage, wie relevant die Verteilung und Ausgestaltung von Macht im Zusammenspiel von Geschlecht und Lebenslauf war.⁴¹

Die interviewten Frauen betrachte ich gestützt auf das Agency-Konzept und Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie als handelnde Subjekte.⁴² Es geht mir dabei in erster Linie nicht um die ‚Praxis der Vielen‘, sondern darum, die Prägungen, rückblickenden Sichtweisen und Wertungen der Einzelpersonen in ihren persönlichen, familiären und gesellschaftlichen Bedingtheiten zu rekonstruieren. Indem ich Aneignungsprozesse untersuche, gehe ich davon aus, dass weder Individuen noch Gruppen allen lebensweltlichen Strukturen machtlos ausgeliefert, sondern diese durch den einzelnen Menschen deutbar und deshalb auch veränderbar sind. Es geht mir darum nachzuzeichnen, wie die Frauen ihre lebensweltlichen Strukturen und Ideologien mitgestalteten und im Nachhinein darstellten und deuteten, wobei es Teil der Interpretation sein wird, ihr Verhalten auf einer Bandbreite von widerständigem, aktivem Handeln bis zu akzeptierendem, Bestehendes unterstützendem Geschehenlassen einzuordnen.⁴³

³⁸ Nestvogel, Renate, Sozialisationstheorien. Traditionslinien, Debatten und Perspektiven, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 153-164, hier S. 155f., 160.

³⁹ Nestvogel, Sozialisationstheorien, S. 159.

⁴⁰ Reinhard, Lebensformen Europas, S. 255-257.

⁴¹ Nestvogel, Sozialisationstheorien, S. 160f.; Hoerning, Erika (Hg.), Biographische Sozialisation, Stuttgart 2000, S. 1-20.

⁴² Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 15; Belliger, Andréa, David J. Krieger, Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, in: Andréa Belliger, David J. Krieger (Hg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 13-50, hier S. 13-25.

⁴³ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 16-18.

Die Frage, wie Geschlecht als soziales und kulturelles Konstrukt – ‚gender‘ – entsteht, ist für diese Arbeit zentral. Sie ist sehr eng an die Konstruktion von Familie, Verwandtschaft und die Stellung der Individuen in gesellschaftlichen Systemen geknüpft.⁴⁴

‚Erinnerung‘ verstehe ich als Prozess; ‚Gedächtnis‘ als zumindest vorläufigen Zustand von Erinnerung. Die konkrete Erinnerung an ein bestimmtes Ereignis wird nicht durch den Zeitfaktor, sondern massgeblich durch die Tiefe des Eingriffs ins persönliche Leben geprägt.⁴⁵ Internationale neurowissenschaftliche Studien bestätigen die überragende Bedeutung kultureller Einflüsse sowohl auf neuronale Strukturen als auch auf Handlungsweisen. Mädchen und Jungen sind lernende Wesen in kulturellen Kontexten – auch hinsichtlich geschlechtstypischer Verhaltensmuster.⁴⁶

Den Begriff ‚Familie‘ verwende ich als Prinzip für gemeinsam wohnende Eltern und Kinder. Nach dem erwerbs- oder heiratsbedingten Wegzug der Kinder unterscheide ich ‚Herkunftsfamilie‘ und die neu gegründete ‚eigene Familie‘. ‚Arbeit‘ verstehe ich als umfassende Bezeichnung für von Frauen und Männern geleistete Tätigkeiten. Dabei setze ich Erwerbsarbeit nicht mit ausserhäuslicher Berufsarbeit gleich, eben so wenig unentschädigte Arbeit mit Hausarbeit. Im Blick sind die unterschiedlichsten weiblichen Tätigkeiten mit ihren fließenden Übergängen zwischen verschiedenen Erwerbsformen, Subsistenz- und Marktwirtschaft, bezahlter und unbezahlter Arbeit.⁴⁷

Meine Untersuchung ordne ich der qualitativen Forschung zu, welche für die Untersuchung sozialer Zusammenhänge dann aktuell wurde, als mit klassischen deduktiven Methoden der rasche soziale Wandel und stark diversifizierende Lebenswelten nicht mehr erfasst werden

⁴⁴ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 522. Cf. dazu: Laqueur, Thomas, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt/M, New York 1992 (engl. Erstausgabe 1990); Honegger, Claudia, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850, München 1996 (1991).

⁴⁵ Kotre, Weisse Handschuhe, S. 117-129; Vonarb, Irene, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg. Wie reflektieren diese Frauen ihr Leben gegen „ausser“. Methodische Überlegungen zu Oral History und Frauen, in: Mireille Othenin-Girard, Anna Gossenreiter, Sabine Trautweiler (Hg.), Frauen und Öffentlichkeit. Beiträge der 6. Schweizerischen Historikerinnentagung, Zürich 1991, S. 197-206, hier S. 201.

⁴⁶ Prengel, Annedore, Geschlechtergerechte Bildung? Von alten Gewissheiten zu neuen Fragen, in: Eckart Liebau, Jörg Zirfas (Hg.), Ungerechtigkeit der Bildung – Bildung der Ungerechtigkeit, Opladen 2008, S. 119-132, hier S. 123-125. Cf. zu Ergebnissen der Neurowissenschaft: Kraus, Alexander, Birte Kohtz, Hirnwindungen – Quelle einer historiografischen Wende? Zur Relevanz neurowissenschaftlicher Erkenntnisse für die Geschichtswissenschaft, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 55/10 (2007), S. 842-857; Fried, Johannes, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004, S. 80-152.

⁴⁷ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 320.

konnten.⁴⁸ Mein vergleichsweise kleines Sample besteht aus Oral History Interviews, welche ich mit vier Frauen geführt habe. Mit geradezu mikroskopischem Blick betrachte ich ihre Erzählungen und analysiere die individuellen Erlebnisse und Erfahrungen im kulturellen Kontext der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der mit ‚1968‘ chiffrierte Individualisierungsprozess⁴⁹ ist in den Lebens- und Verhaltensweisen der interviewten Frauen lediglich ansatz- beziehungsweise andeutungsweise vorhanden.

Die in den Interviews gewonnenen Erzählungen und Informationen eignen sich bestens zur ‚dichten Beschreibung‘ sozialer Beziehungen und zur Darstellung von weiblichen Handlungsräumen in einem ländlich-bäuerlichen Umfeld.⁵⁰

Die Interviews, welche ich als lebensgeschichtliche Erinnerungsinterviews gestaltete, führte ich in einem klar definierten Arbeitsfeld, nämlich am jeweiligen Wohnort jeder einzelnen Frau. Meine Interviewpartnerinnen stellen eine homogene Gruppe dar: Alle waren Bäuerinnen. Zwei bewirtschafteten zusammen mit dem als Bauern tätigen Ehemann einen Landwirtschaftsbetrieb. Die beiden anderen führten einen sogenannt Subsistenz sichernden Betrieb; ihre Ehemänner waren im Holzgewerbe tätig, einer besass eine Sägerei, der andere war als Zimmermann angestellt.⁵¹

Ich selber war im Untersuchungsgebiet ortsfremd und kannte vor unseren Gesprächen keine der Frauen.⁵² Die Frauen reagierten auf meine Anfrage und mein Interesse an ihren Erfahrungen überrascht. Die Aussage, nichts Interessantes erlebt zu haben, gehörte denn auch zu ihren stereotypen Selbstbeurteilungen.⁵³ Zumindest während des ersten Gesprächs war es für die Frauen ungewohnt, gegenüber einer Unbekannten ihre Erinnerungen zu formulieren. Trotz der sich eingestellten vertraulichen Atmosphäre vermieden sie oft, in der Ich-Form zu

⁴⁸ Mayring, Philipp, Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken, Weinheim 1996³ (1990), S. 1-4; Flick, Uwe, Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek b. Hamburg 1996² (1995), S. 9f.; Eberle, Thomas S., Florian Elliker, A Cartography of Qualitative Research in Switzerland, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 6/3 (2005), <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-24-e.htm>> [Stand 01.08.2008]; Knoblauch, Hubert, Uwe Flick, Christoph Maeder, Qualitative Methods in Europe. The Variety of Social Research, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 6/3 (2005), <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-24-e.htm>> [Stand 01.08.2008].

⁴⁹ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 130-132.

⁵⁰ Geertz, Dichte Beschreibung, S. 34-40; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 200.

⁵¹ Cf. dazu Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 209; Casal, Jakob, Wandlungen in der Struktur der Prättigauer Gemeinden, in: Terra Grischuna, 34/2 (1975), S. 86-87, hier S. 86.

⁵² Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 198.

⁵³ Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 198; Chiquet, Simone (Hg.), „Es war halt Krieg.“ Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939-1945, Zürich 1992, S. 9-11; Hagemann, Karen, „Ich glaub’ nicht, dass ich Wichtiges zu erzählen hab’ ...“ Oral History und historische Frauenforschung, in: Herwart Vorländer, (Hg.), Oral History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990, S. 29-48.

erzählen und benutzten Wir- oder Man-Formulierungen.⁵⁴ Anders als Walliser Frauen, denen oft die Worte fehlten, um sich zu artikulieren,⁵⁵ besass jede meiner Interviewpartnerinnen einen eigenen Erzählstil, den ich im Verlauf der Gespräche immer besser kennen lernte.

Die unterschiedlichen Sozialisations- und Identifikationsinstanzen stellten integrale Bestandteile der Interviews dar. Das Thema Arbeit war in den Erzählungen zentral und sehr präsent. Mädchen und junge Frauen wurden bereits in der Kindheit und Jugend als billige Arbeitskräfte gebraucht, wodurch die Frauen eine wichtige Erfahrung beschrieben. In lebensgeschichtlichen Erzählungen zeigt sich oftmals das kollektive Muster, den harten Lebensbedingungen rückblickend eine positive Funktion zuzusprechen.⁵⁶ Harte Arbeitsbedingungen wurden rückblickend durch Aber-Formulierungen im Sinn von ‚es war streng, aber wir haben es geschafft‘ relativiert.⁵⁷ In Oral History Interviews stellt der Vergleich mit ‚heute‘ eine dauernde Bezugsgrösse dar.

Mit meinen Fragen zielte ich darauf ab, dass die Frauen eigene Erlebnisse und Erfahrungen erinnerten und erzählten. Dabei gilt zu berücksichtigen, dass jede Erzählung von Bedingungen bestimmt ist, welche über das eigene Erleben beziehungsweise über das bewusst Erlebte und Erzählte hinausgeht. Diese Bedingungen reflektiere ich bei der Interpretation mit.⁵⁸

Für die Interpretation der Erzählungen habe ich einen hermeneutischen Ansatz gewählt und mich intensiv mit Alfred Lorenzers Tiefenhermeneutik auseinander gesetzt.⁵⁹ Seine Überlegungen leiten die Analyse der Gesprächs- beziehungsweise Erzählsequenzen.

Forschungsstand

Eine frühe und wichtige Studie zu Frauenräumen und Handlungspraktiken als eigenständige weibliche Tätigkeiten stellt die ethnologische Untersuchung *Drei Frauen* von Yvonne Verdier

⁵⁴ Vonarb, Irene, Die Bäuerin als Landesnähmutter. Alltagsleben und Rolle der Bäuerinnen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, in: Albert Tanner, Anne-Lise Head-König (Hg.), Die Bauern in der Geschichte der Schweiz. Les paysans dans l'histoire de la Suisse, Zürich 1992, S. 253-262, hier S. 254; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 197, 203.

⁵⁵ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 180.

⁵⁶ Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 202; Kotre, Weisse Handschuhe, S. 146-148.

⁵⁷ Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 204; Dora Bandtli, 1/B 403-418; Leni Gantenbein, 3/A 338-363; Elisabeth Heim, 1/B 437-488; Christina Vinzens, 1/A 413-437.

⁵⁸ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 132.

⁵⁹ Lorenzer, Alfred (Hg.), Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur, Frankfurt/M 1986, S. 11-98; Lorenzer, Alfred, Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften, hg. v. Ulrike Prokop, Stuttgart 2002; Prokop, Ulrike, Bernhard Görlich (Hg.), Szenisches Verstehen. Zur Erkenntnis des Unbewussten von Alfred Lorenzer, Marburg 2006 (Kulturanalysen 1); Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 322-324.

dar.⁶⁰ In dem mit dem schlichten Titel *Arbeit* von Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer herausgegebenen Band sind verschiedene Aufsätze versammelt, welche die beiden Forschungsperspektiven – Organisation von Arbeit in den Verhältnissen von Geschlecht, Klasse und Ethnie sowie Prozesse der sozialen Konstruktion von Geschlecht über Arbeit beziehungsweise Arbeitsteilung – abdecken.⁶¹ Zur Debatte um Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion liefert zudem Angelika Wetterer eine fundierte Rekonstruktion.⁶² Die Frauen- und Geschlechterforschung in der Schweiz befindet sich vor allem für den ländlich-bäuerlichen Raum noch immer in den Anfängen. Forschungsarbeiten, welche sich umfassend mit der Situation der Bäuerinnen in der Schweiz beschäftigen, gibt es kaum.⁶³ Ältere Untersuchungen zu bäuerlichen Lebensverhältnissen sind die Arbeiten von Steiner⁶⁴, Nussbaumer⁶⁵ und Gerber⁶⁶. Für die Schweiz wichtige jüngere Untersuchungen, welche eine grosse thematische Breite abdecken, sind diejenige von Elisabeth Joris und Heidi Witzig *Brave Frauen – aufmüpfige Weiber*, wobei der Blick auf Geschlechterverhältnisse in der Mittel- und Oberschicht im Zürcher Oberland gerichtet ist, sowie die Grundlagenforschung von Heidi Witzig *Polenta und Paradeplatz*. Sie präsentiert Erkenntnisse zur Alltagsgeschichte in unterschiedlichen Schweizer Regionen (Tessiner und Walliser Bergtäler, Freiburger Sensebezirk, Zürcher Oberland, St. Galler Rheintal und Stadt Zürich) zwischen 1880 und 1914.

Zu Graubünden liegen einige Studien vor: Verena Meiers Arbeit über das Calancatal, Silvia Conzett's Untersuchung zum Safiental, meine Lizentiatsarbeit und Paolo Mantovanis Arbeit über Frauen im Misoxer Dorf Soazza.⁶⁷ Meier und Conzett untersuchen den Wandel im bergbäuerlichen Frauendasein in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts; Mantovani und ich dokumentieren den so genannten Frauenalltag in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Im

⁶⁰ Verdier, Yvonne, *Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf*, Stuttgart 1982 (frz. Erstausgabe 1979).

⁶¹ Aulenbacher, Brigitte, Angelika Wetterer (Hg.), *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*, Münster 2009, S. 7-9.

⁶² Wetterer, *Arbeitsteilung*, S. 42-58.

⁶³ Conzett, *Arbeits- und Lebenswelt*, S. 14; Moser, *Kein Sonderfall*, S. 141.

⁶⁴ Steiner, Max, *Die Agrarpolitik in der Schweiz und in Deutschland 1933-1939*, Breitenbach 1953.

⁶⁵ Nussbaumer, Jakob, *Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilien im Homburgertal. Eine agrarsoziologisch-betriebswirtschaftliche Untersuchung*, Sissach 1963.

⁶⁶ Gerber, Fritz, *Wandel im ländlichen Leben. Eine sozialökonomische und sozialpsychologische Untersuchung in fünf Gemeinden des Oberemmentals*, Bern 1974.

⁶⁷ Meier, Verena, *Frauenleben im Calancatal. Sozialgeographische Studie*, Caudo 1989; Conzett, Silvia, *Bergbäuerinnen zwischen Tradition und Moderne*, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1990; Conzett, Silvia, *Bauernfrauen im Bündner Safiental und im norwegischen Krossdal – ein Vergleich*, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 88 (1992), S. 73-86; Nydegger, Jolanda, „Und dann hat man selber schauen müssen, wie man durchgekommen ist.“ *Alltag im Mittelprättigau im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Vier Frauen erzählen aus ihrem Leben. Eine Oral History Studie*, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2000; Mantovani, Paolo, *Le donne di Soazza raccontano. Esperienze di vita nella prima metà del Novecento*, Soazza 2003.

vierbändigen Werk zur Frauen- und Geschlechtergeschichte in Graubünden im 19. und 20. Jahrhundert sind die Beiträge von Silvia Conzett⁶⁸ und Paola Giovanoli⁶⁹ Bäuerinnen gewidmet. Elisabeth Bardill stellte fünf Lebensgeschichten von Prättigauerinnen zusammen, wobei leider keine Bäuerin portraitiert ist.⁷⁰

Zu Beginn der 1980er-Jahre entstanden Bücher, welche Autobiographien von so genannt einfachen Leuten enthielten, so zum Beispiel *Lebzeiten* von Rudolf Schenda oder *Rasante Zeiten* von Judith König und Annelise Truninger. Letztere porträtierten in ihrem Buch die Lebensgeschichte einer Frau und eines Mannes und verorteten sie im historischen Kontext.⁷¹ Dieses Konzept ist in den Bänden *Erzählen hören* und *Das Erzählen geht weiter*, worin Bündner Frauenleben zusammengetragen sind, aufgenommen. Dabei stellen die journalistisch aufbereiteten Lebensgeschichten und die kontextualisierenden Abschnitte unterschiedliche Textgattungen dar und sind auch optisch verschieden gestaltet.⁷² Heute liegen für verschiedene Kantone ähnliche Sammlungen vor, welche sowohl Portraits wie auch kurze Darstellungen zu den jeweiligen kantonalen Entwicklungen und Besonderheiten enthalten.⁷³ Die in diesen Publikationen enthaltenen Frauenportraits, von denen ich lediglich diejenigen der vor 1920 geborenen Bäuerinnen durchgesehen habe, bieten für meine Untersuchung einen wertvollen Vergleichsrahmen.

⁶⁸ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 11-59.

⁶⁹ Giovanoli, Paula, „Fu il 38mo anno che restai qui con 5 vacche.“ Aufzeichnungen der Bergeller Bergbäuerin Fiorentina Coretti-Pool von 1898-1948, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 61-103.

⁷⁰ Bardill-Meyer, Elisabeth, Fünf Frauen im Prättigau, Schiers 2000.

⁷¹ Schenda, Rudolf, *Lebzeiten*. Autobiographien der Pro Senectute-Aktion, Zürich 1982; König, Judith, Annelise Truninger, *Rasante Zeiten*. Eine Frau und ein Mann erleben unser Jahrhundert, Bern 1982.

⁷² Cathomas, Rita, Marianne Fischbacher, Erica Schmid et al., *Das Erzählen geht weiter*. Frauenleben in Graubünden, Chur 1999; cf. auch Conzett, Silvia, *Wie s esie gsin ischt*. Landwirtschaft und Tourismus in Tschierschen im 20. Jahrhundert, Chur 2003.

⁷³ Aschwanden Nojima, Prisca, Annalise Russi, Heidi Z'graggen (Hg.), *Weggefährtinnen*. 14 Porträts von Urner Frauen, Altdorf 2002; Niederer, Christina, Kathrin Spring, Jutta Vogel (Hg.), *Der Rede wert*. 15 Autorinnen aus Luzern porträtieren 15 Zeitzeuginnen des 20. Jahrhunderts, Zürich 2002; Furrer, Ursula, Andrea Meade, Barbara Studer (Hg.), *Sozusagen*. Frauen leben in Obwalden. Zehn Portraits aus dem letzten Jahrhundert, Sarnen 2003; Widmer, Marina, Heidi Witzig (Hg.), *blütenweiss bis rabenschwarz*. St. Galler Frauen – 200 Porträts, Zürich, 2003; Perren, Susanne (Hg.), *Rosenkranz und Fasnachtstanz*. Walliser Frauenleben – dreizehn Porträts, Zürich 2004; Bosshard-Kälin, Susann, Elena Hinshaw-Fischli (Hg.), *spruchreif*. Zeitzeuginnen erzählen. Frauenleben im Kanton Schwyz im 20. Jahrhundert, Einsiedeln 2006; Stiftung Freulerpalast (Hg.), *Föhngeflüster*. Glarnerinnen erzählen, Zürich 2006; Weiss, Mirjam, Felicitas Oehler Weiss, Tanja Plüss-Milovic (Hg.), *Zugehört*. Elf Lebensgeschichten von Zuger Frauen, Zürich 2007; Schwager, Susanna, *Das volle Leben*. Frauen über achtzig erzählen, Zürich 2007; Kaestli, Elisabeth, *Vom Mont Soleil zur Blüemlisalp*. Bernerinnen erzählen, Zürich 2008; Alioth, Gabrielle, Corina Lanfranchi, Katharina Tanner, *Mitgeteilt*. 24 Lebensgeschichten von Frauen aus Basel-Stadt und Baselland, Zürich 2008. Zu Österreich cf. Scheuringer, Rosa (Hg.), *Bäuerinnen erzählen*. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden, Wien, Köln, Weimar 2007 (Damit es nicht verloren geht... 60).

Für ihre Untersuchung zu traditionellen Formen der Waldnutzung zwischen 1800 und 2000 führten Martin Stuber und Matthias Bürgi für den Zeitraum des 20. Jahrhunderts in verschiedenen Schwerpunktgebieten der Schweiz, wobei das Prättigau eine solche Region darstellte, Experteninterviews durch.⁷⁴ Sie zeigen damit, dass sich Oral History als eigenständiges methodisches Verfahren, um Quellenmaterial zu gewinnen, in der Geschichtswissenschaft etabliert hat. Heidi Witzig ist ohne Angabe von Gründen zwar der Ansicht, Oral History eigne sich für die Erforschung vergangener Alltagswelten und Erfahrungshorizonte nicht, zieht dann aber Interviewmaterial zur Kontrolle und Überprüfung eigener Forschungsergebnisse heran,⁷⁵ wodurch sie ihre Aussage zur Brauchbarkeit mündlicher Materialien stark relativiert.

In den letzten Jahren ist die Rolle der Erinnerung in unterschiedlichen Forschungsbereichen immer wieder im Blickpunkt gestanden und die Bedeutung von autobiographischem und Familiengedächtnis in der Geschichtswissenschaft ist deutlich aufgewertet worden.⁷⁶

„Gender“ stellt heute in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen eine zentrale Analysekategorie dar.⁷⁷ Frauengeschichtsforschung hat seit den 1970er-Jahren immer wieder gezeigt, dass die Geschlechtszugehörigkeit diejenige Kategorie darstellt, welche am ehesten ausgeblendet wird, wenn es um die Analyse von Aneignungsprozessen und Handlungsräumen einzelner Individuen oder Gruppen geht.⁷⁸

In jedem Kapitel stelle ich die spezifische Forschungsliteratur dar. Grundlegende Arbeiten zu Familie und Gesellschaft sind diejenigen von Andreas Gestrich *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, Michael Mitterauers *Sozialgeschichte der Familie* und die *Geschichte der Familie* von Andreas Gestrich, Jens-Uwe Krause und Michael Mitterauer.

⁷⁴ Stuber, Martin, Matthias Bürgi, Hüeterbueb und Heitstrahl. Traditionelle Formen der Waldnutzung in der Schweiz 1800 bis 2000, Zürich, Bern, Stuttgart 2011.

⁷⁵ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 17, 77-79.

⁷⁶ Cf. den Forschungsüberblick im Kapitel 2.4.

⁷⁷ Höpfliger, Anna-Katharina, Ann Jeffers, Daria Pezzoli-Olgjati (Hg.), Handbuch Gender und Religion, Göttingen 2008; Becker, Ruth, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004; Franke, Edith, Gisela Matthiae, Regina Sommer (Hg.), Frauen Leben Religion. Ein Handbuch empirischer Forschungsmethoden, Stuttgart 2002; Braun, Christina von, Inge Stephan (Hg.), Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart 2000.

⁷⁸ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 17; Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 254, 259-26.

Verfeinerte sozialhistorische Analysen zur sozialen Platzierung von Individuen in der Gesellschaft stehen noch aus.⁷⁹ Auch das Feld geschlechtsspezifischer Sozialisationsforschung ist historisch noch sehr wenig bearbeitet und erst in den letzten Jahren wieder vermehrt in den Blick erziehungsgeschichtlicher und sozialhistorischer Arbeiten gerückt.⁸⁰ Die Pflege des Verwandtschafts- und Bekanntschaftsnetzes wurde und wird zum Teil bis heute als frauenspezifischer, emotional geprägter Raum betrachtet, der in der Forschung kaum Beachtung erfuhr. So wurde die ökonomische und soziale Dimension dieser Beziehungspflege vielfach ignoriert.⁸¹ Weitgehend fehlen für die Schweiz des 19. und frühen 20. Jahrhunderts Forschungen darüber, wie die Wandlungsprozesse der Produktionsbedingungen, der Klassenlage, der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung und der Familienstruktur zusammenhängen.⁸² Bäuerinnen, welche in der hier vorliegenden Untersuchung die Hauptrolle spielen, haben in der traditionellen Geschichtsschreibung bisher nur wenige Spuren hinterlassen, weshalb die Gespräche mit ihnen beziehungsweise die Analyse derselben diese Forschungslücke etwas verkleinern sollen.⁸³

Quellenkorpus

Die hauptsächlichen Quellen dieser Arbeit stellen die lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews mit den vier Frauen dar. Weitere Quellen zur Agrargeschichte des 20. Jahrhunderts waren zu Beginn der 1990er-Jahre, als sich einzelne Historikerinnen und Historiker mit der Geschichte des ländlichen Raums im 19. und 20. Jahrhundert zu beschäftigen begannen, kaum greifbar. Verschiedene Archive wollten keine Akten aus dem landwirtschaftlichen Bereich aufnehmen, da sie den Archivaren und Archivarinnen als zu wenig relevant erschienen. Im Archiv für Agrargeschichte werden seit Herbst 2002 Aktenbestände zur Agrar- und Ernährungsgeschichte gesammelt, archiviert und systematisch erschlossen.⁸⁴ Zu Familiengrösse und -zusammensetzung erhob ich keine statistischen Fakten, weil Personenstandslisten und Volkszählungen keine Auskunft über individuelle und gesellschaftliche Bedeutungen sozialer Kontakte geben.⁸⁵

⁷⁹ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 71-73.

⁸⁰ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 105.

⁸¹ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 278; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 6.

⁸² Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 319.

⁸³ Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 253-255.

⁸⁴ Brodbeck, Beat, Daniel Flückiger, Peter Moser (Hg.), Quellen zur ländlichen Gesellschaft. Ein Wegweiser zu Archiven und Quellenbeständen der Agrargeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Baden 2007, S. 9-14. Das Archiv befindet sich in Bern.

⁸⁵ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 96-99.

Aufbau

Nachdem ich hier in kursorischer Übersicht theoretische und methodische Punkte angesprochen habe, lege ich im Kapitel 2 meine theoretischen und methodischen Positionen vertieft dar und stecke so die Koordinaten für meine Untersuchung ab. Im anschliessenden dritten Kapitel baue ich die regionale Bühne auf, indem ich allgemeine Prozesse und Entwicklungen im Prättigau in knapper Form zusammenstelle. In den nächsten Kapiteln analysiere und interpretiere ich die Erzählungen und Geschichten der interviewten Frauen. Dabei orientiere ich mich einerseits am entwicklungspsychologischen Lebenslauf und rolle andererseits die Beziehungsfelder über einzelne Themen auf. Die Familie behandle ich deshalb in drei separaten Kapiteln. Im ersten Familienkapitel (Kapitel 4) beleuchte ich die Erinnerungen zur Herkunftsfamilie – Mutter, Vater und Geschwister –, welche über Arbeitseinsatz und Kinderspiele thematisiert werden. Im zweiten Familienkapitel (Kapitel 8) steht die neu gegründete eigene Familie – Ehemann und Schwiegereltern – im Zentrum. Dabei bilden Aspekte wie das Kennenlernen des Ehemanns, die Hochzeit, die Etablierung von Kommunikations- und Handlungsstrukturen des Ehepaars sowie die Beziehungen zur Schwiegermutter den inhaltlichen Rahmen. Im dritten Familienkapitel (Kapitel 9) rücken die eigenen Kinder ins Blickfeld, wobei ich zuerst auf Sexualität, Schwangerschaft und Geburt als prägende Erfahrungen eingehe und anschliessend die Beziehungskulturen mit den eigenen Kindern analysiere. Im Kapitel zur Bildung (Kapitel 5) stehen einerseits Erinnerungen an die Lehrperson, andererseits die geschlechtsspezifischen Unterrichtsfächer Handarbeit und Turnen sowie die Ausbildungs- und Berufswünsche im Fokus. Im Kirchenkapitel (Kapitel 6) geht es um die Beziehungen zum Pfarrer und zur Pfarrerin sowie um die Themen Sonntag, Religionsunterricht, Konfirmation und die Einführung der Hose als Bekleidungsstück für Mädchen. Letztere erlaubt es mir, die verschiedenen gesellschaftlichen Akteure und Akteurinnen exemplarisch in ihrer Vielschichtigkeit und Komplexität darzustellen. Der Pfarrer beziehungsweise die Pfarrerin – wie auch der Lehrer und die Lehrerin – vertraten so genannte Sinn gebende Instanzen, welche gesellschaftliches und familiäres Zusammenleben entscheidend mitprägten.⁸⁶ Im Kapitel über die Erwerbsarbeit (Kapitel 7) stelle ich die Wahrnehmung und Beurteilung der verschiedenen Arbeitstätigkeiten dar, die Beziehungen zu Arbeitgeberinnen und -gebern sowie Arbeitskolleginnen. Zudem frage ich, wie die interviewten Frauen mit dem selber verdienten Geld und mit Ferien umgingen. Im Kapitel zum Zweiten Weltkrieg (Kapitel 10) stehen die Beziehungsfelder in Familie und Dorf unter veränderten äusseren Bedingungen – Geistige Landesverteidigung, Nationalsozialismus,

⁸⁶ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 14.

Mehranbau und Militärdienst – im Blickfeld. Im letzten Kapitel (Kapitel 11) rücken dann die 1950er-Jahre mit den Neustrukturierungen in der Landwirtschaftspolitik und der zunehmenden Technisierung von Hof und Haus in den Fokus.

Bäuerinnen definierten ihr Leben in Kategorien der Arbeit⁸⁷ beziehungsweise der eigenen Arbeitsfähigkeit und Tüchtigkeit. Die Arbeit von Männern und Frauen wurden in der Gesellschaft primär geschlechtsspezifisch wahrgenommen und bewertet, wobei Frauentätigkeiten in der Regel als weniger wertvoll und wichtig eingestuft wurden. Bei Arbeitspaaren – Bauer und Bäuerin sowie traditionellen Handwerkerfamilien – hatten tüchtige Frauen die nötige gesellschaftliche Anerkennung.⁸⁸ Weil ich über meine Arbeit sowohl den Selbstbezug wie Selbstwert der Frauen wie auch ihre Praktiken gesellschaftlicher Positionierung und Vernetzung erarbeiten kann, kommt sie in jedem einzelnen Kapitel zur Sprache. Die hohe Bewertung von ‚Tüchtigkeit‘ blieb für alte Menschen bis ins höchste Alter als Selbst- wie Fremdeinschätzung wichtig.⁸⁹ Anders als in bürgerlich geprägten Gesellschaftsteilen, wo die Bewertung der Frau und ihrer Arbeit nicht so sehr von der realen Bedeutung für den Lebensunterhalt, sondern viel mehr von tradierten Wertvorstellungen abhing,⁹⁰ war die Arbeitstätigkeit der Bäuerin von existenzieller Bedeutung. Dass der Arbeit eine derart zentrale Bedeutung zukommen konnte, wurzelt in den Ausprägungen des Christentums als Bekehrungsreligion, dabei vor allem im Protestantismus.⁹¹

In den einzelnen Kapiteln beleuchte ich jeweils auch die unterschiedlichen und vielfältigen Erlebnisse und Erfahrungen der interviewten Frauen. Dabei setzen ihre Erinnerungen verschiedene Bilder zusammen, welche – ähnlich den Steinen im Kaleidoskop, die bei jeder Drehung anders aussehen – trotz ihrer thematischen Schwerpunkte – Arbeit und Geld – die Fülle von prägenden Beziehungen und bedeutungsvollen Handlungsmöglichkeiten erahnen lassen.

⁸⁷ Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 260; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 200.

⁸⁸ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 337; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 124; Vonarb, Irene, „Mir si jede Dag unserer Arbet noh.“ Kriegsalltag eines Bauerndorfs an der Grenze, unveröff. Lizentiatsarbeit, Basel 1990, S. 57.

⁸⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 338.

⁹⁰ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 55.

⁹¹ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 128.

2. Theoretische und methodische Koordinaten

2.1 Mikrogeschichte und Handlungsraum

Seit den 1970er-Jahren entwickelten Forscherinnen und Forscher im Rahmen der Sozial- und Kulturgeschichte verschiedene Ansätze, welche zwischen Theorien eine Brücke zu bauen versuchten, die Wirkungsfelder sozialer Strukturen untersuchten, und solchen, die individuelle Erlebniswelten und Wahrnehmungsweisen studierten.¹ Innerhalb der Sozialgeschichte bewirkte dieser Perspektivenwechsel, dass Familienbeziehungen, Fruchtbarkeit und Sexualität als historische Phänomene begriffen wurden. In den Mittelpunkt von Forschungsarbeiten rückten soziale Praktiken von Menschen und Formen, mit welchen sie sich 'ihre' Welt aneigneten und veränderten. So konnten gesellschaftliche und kulturelle Vermittlungsformen, Diskrepanzen zwischen Orientierungsmustern und verschiedene Erfahrungsarten entschlüsselt werden.²

Mikrogeschichte zielt darauf ab, die 'Innenseite' gesellschaftlicher Veränderungs- und Transformationsprozesse zu rekonstruieren, welche von einer zentristischen Geschichtsperspektive zumeist nur von aussen dargestellt und als objektive Ablaufnotwendigkeiten behauptet wurden.³ Das Feld individueller Handlungs- und Deutungsweisen wird dabei mit "mikrologischer Nahsicht"⁴ angegangen und betrachtet.⁵ Der mikrohistorische Ansatz bietet die Grundlage dafür, dass Forschende sich auf ein begrenztes Beobachtungsfeld konzentrieren können. Giovanni Levi bezeichnete dies als "[ne pas]

¹ Fuchs, Werner, Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen 1984, S. 196-203; Raphael, Lutz, Diskurse, Lebenswelten und Felder. Implizite Vorannahmen über das soziale Handeln von Kulturproduzenten im 19. und 20. Jahrhundert, in: Wolfgang Hardtwig, Hans-Ulrich Wehler, Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996 (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 16), S. 165-181, hier S. 165.

² Medick, 'Missionare im Ruderboot', S. 63; Lüdtke, Alf, Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/M, New York 1989, S. 9-47, S. 9-13, 21; Wetterer, Angelika, Geschlechterwissen und soziale Praxis. Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens, in: Angelika Wetterer (Hg.), Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge, Königstein 2008, S. 39-63, hier S. 45-49; Nitz, Wenke, Praxistheoretische Ansätze in der Geschichtswissenschaft. Chancen und Grenzen, 25.-26.02.2005, Konstanz, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=748>> [Stand 29.03.2005].

³ Medick, 'Missionare im Ruderboot', S. 64.

⁴ Lüdtke, Alf, Alltagsgeschichte. Aneignung und Akteure. Oder – es hat noch kaum begonnen!, in: WerkstattGeschichte, 6/17 (1997), S. 83-91, hier S. 86.

⁵ Wierling, Dorothee, Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen. Über historische und historiographische Verhältnisse, in: Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Frankfurt/M, New York 1989, S. 169-190, hier S. 178; Medick, Mikro-Historie, S. 40.

regarder des petites choses, mais regarder petit“⁶. Dabei bleiben allerdings die Bezüge zwischen individuellem Handeln und Deuten sowie den so genannt ‘grossen historischen Linien’ vertrackt.⁷ Gleichzeitig verfehlt Mikrogeschichte ihr Ziel, wenn für die Rekonstruktion von Strukturen die Art und Weise, wie Strukturen angeeignet werden, tendenziell oder ganz vernachlässigt würde. Eine so geförderte induktive Empirie, welche sich kaum von der Phänomen-Ebene der einzelnen Quellenaussagen zu lösen vermöchte, würde dann in einen naiven Positivismus umschlagen.⁸

Der mikrohistorische Ansatz bietet meines Erachtens die Möglichkeit, grosse Strukturbegriffe wie beispielsweise Arbeit, Macht oder Geschlechterverhältnisse neu so zu formulieren, dass sie nicht mehr einen gegebenen Bezugsrahmen reflektieren, sondern gewissermassen ‘von unten herauf’ rekonstruiert werden können. Der Blick ist dabei darauf gerichtet, wie handelnde Individuen ihre jeweiligen Verhältnisse, Chancen und Zwänge deuteten und wie sie ihr Leben organisierten.⁹ Untersuchungen zum Wandel des Arbeitsbegriffs zeigen, dass seit dem Beginn der Industrialisierung, als menschliche Arbeit zu Lohnarbeit wurde und festgelegte Bereiche umfasste, diejenige Arbeit, welche innerhalb der Familie für die physische und soziale Reproduktion von Frauen geleistet wurde, nicht mehr als Arbeit verrechnet wurde.¹⁰ Wie sich die Wahrnehmungen von Arbeit im bäuerlichen Umfeld konkretisierten, zeige ich im empirischen Teil.

Ebenso reflektieren Machtverhältnisse gesellschaftliche Bedingtheiten. Untersucht wird, wie sie sich beispielsweise in der Familie oder der Schule ausgestalteten, warum sie sich zu wessen Gunsten veränderten und wie Symbole und Rituale wirkten. Hier öffnet sich Raum als Kategorie zur Analyse solcher Fragen. Räume bezeichnen Orte, die nicht zwingend durch sichtbare Wände abgeteilt sein müssen, sie können auch über das zwischen Menschen ausgetauschte Wissen etabliert werden. Oft sind Räume mit symbolischen Bedeutungen besetzt und werden von den verschiedenen historischen Akteurinnen und Akteuren gestaltet

⁶ Giovanni Levi, zit. in: Medick, *Mikro-Historie*, S. 40.

⁷ Wierling, *Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen*, S. 171, 175, 179; Lüdtkke, *Einleitung*, S. 24.

⁸ Sarasin, Philipp, *Arbeit, Sprache – Alltag. Wozu noch ‚Alltagsgeschichte‘?*, in: *WerkstattGeschichte*, 5/15 (1996), S. 72-85, hier S. 75.

⁹ Lüdtkke, *Alltagsgeschichte*, S. 85; Medick, *„Missionare im Ruderboot“*, S. 64; Kaschuba, Wolfgang, *Volkskultur und Arbeiterkultur als symbolische Ordnungen. Einige volkskundliche Anmerkungen zur Debatte um Alltags- und Kulturgeschichte*, in: Alf Lüdtkke (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt/M, New York 1989, S. 191-223; Schenda, *Lebzeiten*, S. 9; Canning, Kathleen, *Gender History in Practice. Historical Perspectives on Bodies, Class, and Citizenship*, Ithaca 2006, S. 101-120; Opitz, Claudia, *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*, Tübingen 2005 (*Historische Einführungen* 10), S. 115-122.

¹⁰ Schissler, Hanna, *Einleitung. Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte*, in: Hanna Schissler (Hg.), *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt/M, New York 1993, S. 9-36, hier S. 26.

und genutzt. Gleichzeitig prägen sie und ihre Anordnungen ihrerseits die Menschen und deren Beziehungen untereinander.¹¹ Die beispielsweise durch Gespräche unter Frauen geschaffenen Räume können in ihrer Vielschichtigkeit gefasst werden. Es wurden Räume geschaffen, in denen Wissen hergestellt und behütet sowie Macht begründet wurde. Sie wurden dann von Männern als Bedrohung empfunden, sobald sie als spezifisch für Frauen wahrgenommen wurden. Gespräche unter Frauen wurde von Männern als Weibertratsch und Klatsch abgewertet, wodurch deren ambivalentes Verhältnis hinsichtlich Zusammenkommen und Solidaritätsbeziehungen unter Frauen ausgedrückt wird.¹²

Der mikrohistorisch erschlossene Einzelfall mag zwar im Licht statistischer Repräsentativitätskriterien als ein blosser Ausnahme- und Grenzfall erscheinen, dennoch gewährt er durch seine Einbettung in übergeordnete historische Zusammenhänge Einblicke unter die Oberfläche historischer Erscheinungen und eröffnet so einen neuen Blick auf das in der Geschichte menschlich Mögliche.¹³ Diesen Faden hat die sozialgeschichtliche Kulturforschung mit der akteurzentrierten Neuorientierung aufgenommen und für soziale Handlungslogik verschiedene Vorannahmen getroffen und verschiedene Begriffe für derartige Hintergrundrahmen geschaffen. Dazu gehören Diskurs, Lebenswelt, Lebensführung, Feld und Habitus.¹⁴ Da in der Moderne mehrere Diskurse gleichzeitig etabliert sind, wird es schwieriger, zeittypische Möglichkeitsräume und damit auch ‚Denkwiderstände‘ einzelner Handelnder zu erfassen.¹⁵ Das Lebensweltkonzept stellt grosse Nähe zu den Akteurinnen und Akteuren sicher, wobei die Gefahr besteht, dass Vernetzungen übersehen werden, welche das Diskurs-Konzept zu erfassen vermag.¹⁶ Der auf Bourdieu zurückgehende Feldbegriff folgt dem phänomenologischen Ansatz des Lebensweltkonzepts weitgehend, womit die Annahme verknüpft ist, dass die Lebenswelten moderner Kulturproduktion Macht- und Kraftfelder seien, welche ihre Dynamik durch die Akteurinnen und Akteure erhalten.¹⁷ Der Habitus stellt das Produkt individueller Einprägungs- und Aneignungsarbeit dar und ist zwar ein

¹¹ Hausen, Karin, Frauenräume, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M, New York 1992, S. 21-24, hier S. 21.

¹² Schulte, Regina, Bevor das Gerede zum Tratsch wird, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M, New York 1992, S. 67-73, hier S. 73.

¹³ Lüdtkke, Alltagsgeschichte, S. 46-47; Daniel, Ute, Quo vadis, Sozialgeschichte? Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende, in: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 54-64, hier S. 60.

¹⁴ Raphael, Diskurse, S. 169. Zur Individualisierung von Diskurs s. Foucault, Michel, Antwort auf eine Frage, in: Michel Foucault, Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Bd. 1: 1954-1969, Frankfurt/M 2001, S. 859-886.

¹⁵ Raphael, Diskurse, S. 171.

¹⁶ Raphael, Diskurse, S. 175; Schütz, Alfred, Strukturen der Lebenswelt, Bd. 2, Frankfurt/M 1984, S. 11-36.

¹⁷ Raphael, Diskurse, S. 178.

subjektives, aber nicht individuelles System verinnerlichter Strukturen, welche alle Mitglieder derselben Gruppe gemeinsam haben. Er bezeichnet die Art und Weise, wie Vergangenheit festgehalten und hervorgerufen wird.¹⁸

In der mikrohistorischen Forschung stehen diejenigen Menschen im Blick, welche nur wenige Quellen im herkömmlichen Sinne hinterlassen haben oder in der traditionellen Geschichtsschreibung kaum Beachtung fanden, weshalb sich oft das Problem der Dokumentations- und Überlieferungsschwierigkeit einstellt.¹⁹ Bei der Suche nach historischen Spuren von Frauen potenziert es sich in der Regel. Durch Oral History werden die 'Grenzen' der historischen Wissenschaft näher an das Leben von so genannt 'gewöhnlichen' Menschen vorverlegt.²⁰

2.2 Akteurinnen und Beziehungen

Im Zentrum meiner Untersuchung stehen die Erinnerungen von Frauen an persönliche Erlebnisse und ihre gesammelten Lebenserfahrungen. Damit sind die Frauen in zweifacher Hinsicht und im erweiterten Sinn von Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie Handelnde: als Erzählerinnen und als Handelnde in ihren Geschichten. Steht in Latours Ansatz das Zusammenleben und -wachsen von Mensch und Technik im Zentrum, untersuche ich einzelne Individuen als Akteurinnen in einem sich in ihrer ersten Lebenshälfte verändernden

¹⁸ Bourdieu, Pierre, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt/M 1976 (frz. Erstausgabe 1972), S. 186-189; Bourdieu, Pierre, Die männliche Herrschaft, in: Irene Dölling, Beate Krais (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/M 1997, S. 153-217, hier S. 166; Weinbach, Christine, Systemtheorie und Gender. Das Geschlecht im Netz der Systeme, Wiesbaden 2004, S. 164-172.

¹⁹ Niethammer, Lutz, Einführung, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 7-33, hier S. 10; Lüdtker, Einleitung, S. 19.

²⁰ Broda, May B., Oral History - nichts als Fragen?, in: Traverse, 1 (1994), S. 131-135, hier S. 134; Lequin, Yves, Jean Métral, Auf der Suche nach einem kollektiven Gedächtnis. Die Rentner der Metallindustrie von Givors, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 339-368, hier S. 363; Ronco, Carmen: "Non c'erano altre possibilità!" Faschismus, deutsche Besetzung und "Resistenza" aus der Sicht friaulischer Emigrantinnen und Emigranten, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 187-204, hier S. 188; Samuel, Raphael, Oral History in Grossbritannien, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 75-99, hier S. 91; Plato, Alexander von, Ambivalenter Entstehungsprozess. Michael Zimmermann und die lebensgeschichtlichen Tücken einer „Geschichte von unten“, in: WerkstattGeschichte, 50 (2008), S. 69-72.

gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld.²¹ Ich frage nach der Subjektivität derer, die lange Zeit als Objekte der Geschichte gesehen wurden, nach ihren Erfahrungen, Wünschen und Leiden,²² und untersuche den Habitus von Individuen, also Wahrnehmungs-, Deutungs- und Verhaltensweisen in ihrer Vielschichtigkeit. Es steht die Art und Weise zur Debatte, wie die vorgegebenen Lebensumstände wahrgenommen und in Momente des eigenen Lebens umgeformt wurden.²³ Der Kontext, in welchem diese dauernde Suche nach Bedeutung und Sinn stattfindet, sind die Sozialbeziehungen der einzelnen Individuen. Wechselseitigkeit, Abhängigkeit und Widerstand sind somit nicht strukturell vorgegeben, sondern werden erst durch das Bemühen um Bedeutung konstituiert.²⁴ Sinn geht somit aus dem Wechselspiel sozialer Beziehungen hervor, weshalb ich die soziale Konstitution eines Individuums stets als Teil eines historischen Prozesses betrachte. Dieser Prozess spielt sich innerhalb von Widersprüchen und Konflikten einer jeweiligen Gesellschaft ab und die Gegensätze und Mehrschichtigkeiten reichen bis in den einzelnen Menschen hinein. Bedeutungen in Anspruch zu nehmen und Handeln kulturell selber zu interpretieren ist nur im Rahmen dieser mehrschichtig sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Prozesse möglich.²⁵

Die Beschäftigung mit Netzwerkforschung regte mich an, den Forschungsfokus auf die Beziehungsfelder meiner Interviewpartnerinnen zu legen.²⁶ Forschungen zu Beziehungen und Beziehungsarbeit als integrale lebensweltliche Bestandteile eines Menschen bestehen seit Ende der 1980er-Jahre.²⁷

²¹ Belliger, Krieger, Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, S. 15-24; Lenger, Friedrich, Netzwerkanalyse und Biographieforschung – einige Überlegungen, in: BIOS, 18/2 (2005), S. 180-185; Scheve, Christian von, Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung, Frankfurt/M 2009, S. 9-19. Zum Akteur-Begriff s. auch: Sarasin, Arbeit, Sprache – Alltag, S. 74f.; Lüdtke, Alltagsgeschichte, S. 86-88.

²² Niethammer, Einführung, S. 10; Sarasin, Arbeit, Sprache – Alltag, S. 73.

²³ Samuel, Oral History, S. 84, Lüdtke, Einleitung, S. 12-14.

²⁴ Medick, ‚Missionare im Ruderboot‘, S. 73.

²⁵ Medick, ‚Missionare im Ruderboot‘, S. 72.

²⁶ Trappmann, Mark, Hans J. Hummell, Wolfgang Sodeur, Strukturanalyse sozialer Netzwerke. Konzepte, Modelle, Methoden, 2. überarb. Aufl., Wiesbaden 2011 (2005); Stegbauer, Christian, Roger Häussling (Hg.), Handbuch Netzwerkforschung, Wiesbaden 2010; Reupke, Daniel, 2. Workshop Historische Netzwerkanalyse, 29.-30.05.2010, Essen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3226>> [Stand 02.08.2010]; Mayer, David, Netzwerkanalyse und Geschichte. Ansätze, Instrumente, Probleme, 25.-27.02.2010, Lausanne, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3114>> [Stand 27.05.2010]; Boyer, Christoph, Netzwerke und Geschichte. Netzwerktheorien und Geschichtswissenschaften, in: Berthold Unfried, Jürgen Mittag, Marcel an der Linden (Hg.), Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert. Historische Erkundungen zu Ideen und Praktiken, Individuen und Organisationen, Wien 2008, S. 47-58.

²⁷ Jancke-Leutzsch, Gabi, Die Lebensgeschichte als Beziehungsarbeit. Weibliche Lebensentwürfe. Untersuchungen an Autobiographien des 20. Jahrhunderts, in: Ursula J.A. Becher, Jörn Rüsen (Hg.), Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der

Als soziales Netzwerk wird die genau festgelegte Menge von Handelnden und die zwischen ihnen bestehende(n) Beziehung(en) verstanden.²⁸ Da ich nicht die Beziehungen zwischen den interviewten Frauen untersuche, bewege ich mich am äussersten Rand dieser strengen und auf quantitative Erfassung von Beziehungsmustern ausgerichteten Forschungslinie. Eine qualitative Dimension eröffnen dann Margareth Lanzinger und Edith Saurer als Herausgeberinnen von *Politiken der Verwandtschaft*, wobei die einzelnen Beiträge mehrheitlich den Zeitraum vor dem 20. Jahrhundert abdecken.²⁹

Um Beziehungspflege sowie Handlungsräume nachzeichnen zu können, stütze ich mich auf Goffmans konstruktivistischen Ansatz der institutionellen Reflexivität, womit die Verschränkung von Interaktionsordnung und Sozialstruktur bezeichnet ist.³⁰ Er konzipiert die entstehenden Geschlechterarrangements so, dass die einzelnen Akteurinnen und Akteure über die Art ihrer geschlechtsspezifischen Interaktion die Gesellschaftsstruktur und die Interaktionsordnung mitgestalten.³¹ Die entstandenen, dauerhaften und sich wandelnden Beziehungen in der Herkunftsfamilie wie in der eigenen Familie, innerhalb von Schule und Kirche sowie im sozialen Nahbereich stehen im Fokus meiner Untersuchung.

2.3 Gender

Seit dem bahnbrechenden Aufsatz von Joan Scott *Gender. Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse*³² ist in den Geistes- und Sozialwissenschaften,³³ den

historischen Frauenforschung, Frankfurt/M 1988, S. 423-455; Goodnow, Jacqueline J., From Household Practices to Parents' Ideas about Work and Interpersonal Relationships, in: Sara Harkness, Charles M. Super (Ed.), *Parents' Cultural Belief Systems. Their Origins, Expressions, and Consequences*, New York 1996, p. 313-344; Lüscher, Kurt, Ludwig Liegle, *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*, Konstanz 2003, S. 125-170; Moeller, Robert G., Unbenannt und allgegenwärtig. Die Familie in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung, in: Karen Hagemann, Jean H. Quataert (Hg.), *Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte*, Frankfurt/M, New York 2008, S. 317-346; Meier, Desiderius, Palu Munzinger, *Leben verbinden. Beziehungen als Problem des Biographen*, 14.-15.07.2011, München, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3789>> [Stand 04.09.2011].

²⁸ Trappmann, Hummell, Sodeur, *Strukturanalyse*, S. 16.

²⁹ Lanzinger, Margareth, Edith Saurer (Hg.), *Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht*, Wien 2007; Kamp, Martin, *Familienbande, Lebensläufe und Alltagsgeschichte. Biographie und Genealogie*, 16.08.2006, Detmold, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1316>> [Stand 14.09.2006].

³⁰ Wetterer, *Arbeitsteilung*, S. 48-50.

³¹ Wetterer, *Arbeitsteilung*, S. 54; Goffman, Erving, *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/M 1994, S. 50-104.

³² Scott, *Gender*, S. 27-75.

Kulturwissenschaften³⁴ sowie in der Frauen- und Geschlechterforschung³⁵ eine rege Forschungstätigkeit zu verzeichnen, die ich nicht vollständig nachzeichnen kann.³⁶ Der Blick

³³ Grundmann, Matthias, Raphael Beer (Hg.), *Subjekttheorien interdisziplinär. Diskussionsbeiträge aus Sozialwissenschaften, Philosophie und Neurowissenschaften*, Münster 2004 (Individuum und Gesellschaft. Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung 1); Schmitz, Friederike, Julia Zakkou, ‚Geschlecht‘ in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Vom Ertrag einer umstrittenen Kategorie, 07.-09.03.2011, Heidelberg, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=14551>> [Stand 06.09.2010].

³⁴ Schopp, Silvia S., Die Neue Kulturgeschichte – eine (Zwischen-)Bilanz, in: *Historische Zeitschrift*, 289 (2009), S. 573-605; Erll, Astrid, Ansgar Nünning (Ed.), *Cultural Memory Studies. An International and Interdisciplinary Handbook*, Berlin 2008 (Media and Cultural Memory 8); Manke, Sabine, *Kulturanalyse – Psychoanalyse – Sozialforschung. Positionen, Verbindungen, Perspektiven*, 23.-25.11.2006, Wien, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1520>> [Stand 16.03.2007]; Burke, Peter, *Was ist Kulturgeschichte?*, Frankfurt/M 2005 (engl. Erstausgabe 2004); Lutter, Christina, Margit Szöllösi-Janze, Heidemarie Uhl (Hg.), *Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen*, Innsbruck 2004; Jaeger, Friedrich, Burkhard Liebsch (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften. Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, Stuttgart 2004; Nünning, Ansgar, Vera Nünning (Hg.), *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*, Stuttgart 2003; Daniel, Ute, *Klio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft. Teil I*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 48 (1997), S. 195-218; Daniel, Ute, *Klio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft. Teil II*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 48 (1997), S. 259-278.

³⁵ Gludovatz, Karin, Anja Middelbeck-Varwick (Hg.), *Gender im Blick. Geschlechterforschung in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M 2010; Eppele, Angelika, Angelika Schaser (Hg.), *Gendering Historiography. Beyond National Canons*, Frankfurt/M 2009; Hagemann, Karen, Jean H. Quataert (Hg.), *Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte*, Frankfurt/M 2008; Camus, Celine, Annabelle Hornung, Fabienne Imlinger et al. (Hg.), *Im Zeichen des Geschlechts. Repräsentationen, Konstruktionen, Interventionen*, Königstein 2008 (Frankfurter feministische Texte – Sozialwissenschaften – 12); Wecker, Regina, *Vom Nutzen und Nachteil der Frauen- und Geschlechtergeschichte für die Gender-Theorie. Oder: Warum Geschichte wichtig ist*, in: *L'homme*, 18/2 (2007), S. 27-52; Arni Caroline, *Zeitlichkeit, Anachronismus und Anachronien. Gegenwart und Transformationen der Geschlechtergeschichte aus geschichtstheoretischer Perspektive*, in: *L'homme*, 18/2 (2007), S. 53-76; Rossow, Judith, Mone Spindler, *Geschichten mit und ohne Bart. Narrative Konstruktionen von Alter und Geschlecht*, 04.-06.09.2006, Greifswald, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1329>> [Stand 09.10.2006]; Canning, Kathleen, *Gender History in Practice. Historical Perspectives on Bodies, Class, and Citizenship*, Ithaca 2006; Lundt, Bea, (Hg.), *Historische Geschlechterforschung. Aufsätze zum Schwerpunkt*, Wiesbaden 2006 (Beiheft Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 19); Opitz, Claudia, *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*, Tübingen 2005 (Historische Einführungen 10); Braun, Christina von, Inge Stephan (Hg.), *Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln, Weimar, Wien 2005; Zettelbauer, Heidrun, „Die Liebe sei Euer Heldentum.“ *Geschlecht und Nation in völkischen Vereinen der Habsburgermonarchie*, Frankfurt/M 2005; Becker, Ruth, Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004; Gehmacher, Johanna, Maria Mesner (Hg.), *Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen / Perspektiven*, Innsbruck 2003; Kroll, Renate (Hg.) *Metzler Lexikon. Gender Studies Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart 2002; Bauer, Ingrid, Julia Neissl (Hg.), *Gender Studies. Denkmäler und Perspektiven der Geschlechterforschung*, Innsbruck 2002; Wecker, Regina, Béatrice Ziegler (Hg.), *Das allgemeine Geschlecht, traverse*, 1 (2000); Sutter, Karoline, Sarah Thönen, Neugierig auf Gender Studies. Ein Handbuch, Zürich 1999; Aegerter, Veronika, Nicole Graf, Natalie Imboden et al. (Hg.), *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998*, Zürich 1999; Medick, Hans, Anne-Charlott Trepp (Hg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*, Göttingen 1998 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 5); Bock, Gisela, *Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 14 (1988), S. 364-391.

³⁶ Stephan, Inge, *Gender, Geschlecht und Theorie*, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), *Gender-Studien. Eine Einführung*, Stuttgart 2000, S. 58-96, hier S. 58-69.

ist dabei sehr oft auf bürgerliche Verhältnisse, die Arbeiterschaft, etwas weniger häufig den Adel und selten auf bäuerliche Verhältnisse gerichtet.

Die zunehmende Popularität der Gender-Kategorie verleiht einem nicht unwesentlichen Teil der Sinn- und Legitimitätskrise Ausdruck, in welcher sich Geistes- und Naturwissenschaften unter dem Eindruck rasanter Veränderungen in der Genetik und der medialen Vernetzung im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert befinden.³⁷

Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation existieren verschiedene vor allem soziologische und erziehungswissenschaftliche Arbeiten.³⁸

In der Genderforschung ist die Frage zentral, welche Bedeutung Geschlecht für Gesellschaft, Kultur und Wissenschaften hat. Dabei wird kein fester Begriff von Geschlecht vorausgesetzt; es wird vielmehr untersucht, wie sich dieser Begriff in verschiedenen Zusammenhängen jeweils herstellt beziehungsweise wie er hergestellt und welche Bedeutung ihm beigemessen wird. Es wird danach gefragt, welche Auswirkungen er auf die sozialen Strukturen, die Verteilung von politischer und gesellschaftlicher Macht sowie auf die Produktion von Wissen und Kultur hat.³⁹

Der dieser Arbeit zu Grunde liegende Gender-Begriff bezieht sich unmittelbar auf Joan W. Scotts Ausführungen, worin sie Gender als zentrale Achse sozialer Ungleichheit und als Medium, worin soziale Unterschiede transportiert, repräsentiert und verfestigt werden können, beschrieb.⁴⁰ Über die Bezeichnungen sex und gender können Festschreibungen von Männlichkeit und Weiblichkeit auf angeblich unhintergehbare biologische und/oder epistemologische Gegebenheiten aufgebrochen werden. Über die sex-gender-Relation entsteht ein kultureller und historischer Rahmen, worin nach der Konstruiertheit von Geschlecht, sei dies hinsichtlich der Kategorie gender oder derjenigen von sex, überhaupt erst gefragt werden kann.⁴¹ Sie erlaubt es, all jene Mechanismen, insbesondere die kulturellen Deutungen und Legitimationen von Herrschaft und Machtausübung, welche Unterschiede der Geschlechter in Ungleichheiten der Geschlechterwelten umgewandelt haben, zu untersuchen und

³⁷ Stephan, Gender, Geschlecht und Theorie, S. 69.

³⁸ Bilden, Helga, Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, 4. völlig neubearb. Aufl., Weinheim 1991, S. 279-301.

³⁹ Braun, Christina von, Inge Stephan, Einleitung, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart 2000, S. 9-15, hier S. 9.

⁴⁰ Scott, Gender, S. 27-75.

⁴¹ Braun, Stephan, Einleitung, S. 9f. Der in deutschen Texten manchmal verwendete Begriff 'genus' anstelle von 'gender' löst das Begriffsproblem meines Erachtens nicht befriedigend.

darzustellen.⁴² Dieser ‚Gender‘-Begriff konstruiert die Welt der Frauen nicht als einen Teil der Männerwelt, sondern Frauen und Männer als in gleicher, ähnlicher und ganz unterschiedlicher Weise in der Welt Agierende.⁴³ Dabei bleiben ethnische Zugehörigkeit, Klasse oder Schicht Bestandteile eines kritischen Instrumentariums, auf dessen Grundlage kulturelle Reflexion und gesellschaftliche Kritik stattfinden können.⁴⁴ In diesem Sinn spiegelt meine Arbeit den *genetic turn* wider, welcher sich im 20. Jahrhundert mit der Trennung von sex und gender vollzogen hat. Er steht als vorläufig letzter turn in der Reihe von linguistic und pictorial turn.⁴⁵

Die Frage nach individueller Identität und dem Subjekt gehört zu heftig umstrittenen Diskussionspunkten. Positionen werden zwischen den Polen eines emphatischen Holismus – Identität als ganzheitliches Konzept – und eines radikalen Relativismus – Identität als Konstrukt – bezogen.⁴⁶ Für meine Arbeit scheint mir der Verzicht auf ein Subjekt nicht praktikabel. Ich frage nach der Art des Selbstbezugs und messe der Geschlechtszugehörigkeit für die Selbstwahrnehmung und das Selbstbewusstsein entscheidende Prägestkraft zu. Dabei spiegelt sich die Selbstwahrnehmung in der Fremdwahrnehmung und in der Auseinandersetzung mit normativ eingeforderter Eindeutigkeit hinsichtlich Verhaltensmustern und Handlungsformen. Den Prozess der Identitätsbildung verstehe ich

⁴² Scott, Gender, S. 49, 66-69.; Wunder, Heide, Geschlechtsidentitäten. Frauen und Männer im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M, New York 1992, S. 131-136, hier S. 132; Schissler, Einleitung, S. 15, Lerner, Gerda, Unterschiede zwischen Frauen neu gefasst, in: Hanna Schissler (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/M, New York 1993, S. 59-79, hier S. 61; Lerner, Gerda, Die Entstehung des Patriarchats, Frankfurt/M, New York 1995 (engl. Erstausgabe 1986), S. 294.

⁴³ Scott, Gender, S. 33, 35; Wetterer, Arbeitsteilung, S. 51f., 59; Opitz, Um-Ordnungen, S. 58-73.

⁴⁴ Braun, Stephan, Einleitung, S. 11; Lerner, Unterschiede, S. 64f.; Lerner Entstehung des Patriarchats, S. 270, 288, 296.

⁴⁵ Braun, Christina von, Gender, Geschlecht und Geschichte, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart 2000, S. 16-57, hier S. 52-54. Cf. auch Bachmann-Medick, Doris, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek b. Hamburg 2006; Martschukat, Jürgen, Steffen Patzold (Hg.), Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Köln 2003.

⁴⁶ Stephan, Gender, Geschlecht und Theorie, S. 70. Cf. auch Bürkert, Karin, Narrative Identitätskonstruktionen, 06.-07.11.2009, Göttingen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2902>> [Stand 13.12.2009]; Jungwirth, Ingrid, Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften. Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman, Bielefeld 2007; Berger, Claudia, Identität, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 47-65; Kaufmann, Jean-Claude, Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität, Konstanz 2005 (frz. Erstausgabe 2004); Niethammer, Niethammer, Lutz, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbeck b. Hamburg 2000; Hahn, Alois, Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie, Frankfurt/M 2000, S. 56-79; Abt, Theodor, Günter Endruweit, Ulrich Planck, Identitätskrisen im ländlichen Raum. Begriffsklärung – Situationsanalyse – Ursachenforschung. Fragen und Antworten beim internationalen Kolloquium am 28. Mai 1987 in der Universität Hohenheim, Linz 1987.

sowohl als historisch-gesellschaftlich vermittelten als auch als individuellen Aneignungs- und Auseinandersetzungsprozess.⁴⁷

Die moderne, den Glauben an die Natürlichkeit der Geschlechterdifferenz generierende wie tradierende Arbeitsteilung begann mit der sektoralen Trennung von Produktion und Reproduktion und der Vergeschlechtlichung dieser Sphären.⁴⁸ Da in bäuerlichen Verhältnissen diese entscheidende Trennung kaum stattfindet, verlaufen die Prozesse der Vergeschlechtlichung anders. Ich möchte zeigen, wie die interviewten Frauen so genannt typisch weiblich und männlich konnotierte Handlungsräume etablierten und wie sie sich darin bewegten.

Die Ansicht, dass Empfindungen und Wahrnehmungen von Körper und Geschlecht sozialen und kulturellen Wandlungen unterliegen, sie konstruieren und historisch sind, was sich seit Foucaults wichtiger Studie *Sexualität und Wahrheit* weitgehend durchgesetzt hat, liegt meiner Arbeit zu Grunde.⁴⁹ Ich untersuche, wie die interviewten Frauen Körperwahrnehmungen und -vorstellungen beschrieben und analysiere, welche sozialen und kulturellen Bilder sie dadurch konstruierten. Mein Hauptinteresse richte ich hier auf den Umgang der Frauen mit Schwangerschaft und Geburt sowie ihre Erinnerungen an die Aufgaben und Funktionen des Ehemanns.

Im Bereich des Wissens baute die Polarisierung der Geschlechterverhältnisse in der Moderne auf der Behauptung auf, dass die intellektuellen Fähigkeiten von Männern und Frauen unterschiedlich seien.⁵⁰ In meiner Arbeit stehen der beschränkte Zugang zu Wissen und Ausbildung sowie der Umgang der Frauen mit diesem die persönliche Entfaltung und Entwicklung hemmenden Faktor zur Debatte.

⁴⁷ Scott, Joan W., Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte, in: Hanna Schissler (Hg.), *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt/M, New York 1993, S. 37-58, hier S. 50; Wunder, *Geschlechtsidentitäten*, S. 133; Beer, Ursula, *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*, Frankfurt/M, New York 1991², S. 291; Fuchs, *Biographische Forschung*, S. 145-147.

⁴⁸ Wetterer, *Arbeitsteilung*, S. 57; Studer, Brigitte, *Familiarisierung und Individualisierung. Zur Struktur der Geschlechterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft*, in: *L'homme*, 11/1 (2000), S. 83-104.

⁴⁹ Foucault, Michel, *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt/M 1977 (frz. Originalausgabe 1976) (*Sexualität und Wahrheit* 1); Laqueur, *Auf den Leib geschrieben*, S. 10f., 267, 275; Sarasin, Foucault, S. 150-158.

⁵⁰ Stephan, *Gender, Geschlecht und Theorie*, S. 77f.; Honegger, *Ordnung der Geschlechter*, S. 200-212.

2.4 Sprache, Erinnern und Vergessen

Gustav Bergmann führte 1953 in der Sprachwissenschaft den Begriff ‘linguistic turn’ ein. Er griff die Frage auf, ob es überhaupt möglich sei, über philosophische Fragen nachzudenken, ohne sich der Sprachproblematik bewusst zu sein. Er beschrieb Sprache als ‘Fessel’ und Gefängnis des Denkens, welche dem Menschen vorschrieben, wo es lang geht. Trotz der damit einhergehenden Begrenztheit von Sprache, die in diesem Sinn sowohl für mündliche wie schriftliche Ausdrucksweisen gilt,⁵¹ wurde in der Geschichtswissenschaft damit begonnen, die Zusammenhänge zwischen Macht, Wissen und Sprache intensiv zu untersuchen. Das zentrale Analyse-Interesse bestand und besteht darin aufzuzeigen, wie einzelne Individuen oder Gruppen Bedeutungsinhalte konstruieren und darstellen. Die Neubewertung von Sprache und Diskurs als Orte, wo soziale und ideologische Wirklichkeit(en) konstruiert wurden beziehungsweise werden, liegt dabei ganz klar auch im Interesse weiblicher Suche nach ihrer adäquaten Repräsentation in Sprache wie auch in sozialen Ordnungen.⁵²

Zu Erinnerung und Gedächtnis wurden in den letzten Jahren zahlreiche Veranstaltungen durchgeführt,⁵³ Erinnerungsforschung stellt ein grosses und vielfältiges Untersuchungsfeld dar.⁵⁴ Es erschienen verschiedene Studien zu Erinnerungskultur und Gedächtnis,⁵⁵ zu

⁵¹ Braun, Gender, Geschlecht und Geschichte, S. 50f.; Bachmann, Wiebke, Sprache als Erinnerungsort. Internationaler und interdisziplinärer Workshop, 11.06.2010, Mainz, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3219>> [Stand 27.07.2010]; Wiercholska, Agnieszka, Sprachen der Erinnerung, 17.-19.09.2009, Potsdam, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2934>> [Stand 07.01.2010]; Albrecht, Isolde, Sprache, Arbeit und geschlechtliche Identität. Wie moderne Arbeitsbegriffe alte Geschlechtslogiken transportieren. Eine sprachgeschichtliche und psychologische Studie, Bielefeld 2008, S. 181-184.

⁵² Canning, Kathleen, Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung, in: Hanna Schissler (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/M, New York 1993, S. 139-163, hier S. 140f.; Flick, Qualitative Forschung, S. 44f.; Canning, Gender History, S. 63-100.

⁵³ Arndt, Swantje, Sonja, Das Gedächtnis im Transfer, 03.-04.06.2011, Freiburg i. Br. <<http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=33800>> [Stand 30.07.2012].

⁵⁴ Keil, André, Das umstrittene Gedächtnis. Transnationale und innergesellschaftliche Erinnerungskonflikte in Europa nach 1945, 17.-18.06.2011, Berlin, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3746>> [Stand 27.07.2011]; Gudehus, Christian P., Perspektiven der Erinnerungsforschung I – Erinnerung und Zukunft, 07.-08.12.2010, Essen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=15104>> [Stand 04.11.2010]; Blasczyk, Agnes, Erinnerungskultur und Lebensläufe. Auf dem Weg zu einem Sudetendeutschen Museum, 06.-07.02.2009, Irsee, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2623>> [Stand 27.05.2009]; Kleinknecht, Thomas, Erinnerung zwischen Imperativ und Tabu, 09.02.2007, Münster, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1559>> [Stand 04.05.2007]; Schmidt, Siegfried J., Gedächtnis und Erinnerung. Zur Erinnerungspolitik der Gegenwart, in: Zeitgeschichte, 33/2 (2006), S. 53-58; Langewiesche, Dieter, Erinnerungsgeschichte. Ihr Ort in der Gesellschaft und in der Historiographie, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte, 100 (2006), S. 13-30; Csáky, Moritz, Die Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung, in: Itinera, 25 (2004), (Erinnern und Verarbeiten. Zur Schweiz in den Jahren 1933-1945, hg. v. Georg Kreis), S. 7-30;

kollektivem und individuellem,⁵⁶ sozialem⁵⁷ und autobiographischem⁵⁸ Gedächtnis. Mit den hier vorliegenden Angaben ergänze ich diejenigen in der Einleitung.

Die theoretische Grundlage meines Erinnerungsbegriffs stellen die Ausführungen von John Kotre dar, welche er in seinem Buch *Weisse Handschuhe. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt* darstellt.⁵⁹ In den ersten zwei Jahrzehnten des Lebens eignet sich der Mensch die mentalen Mittel an, die nötig sind, um die eigene Geschichte zu erzählen. In den folgenden Jahren verändern sich nicht mehr die Mittel, sondern die gespeicherten Geschichten. Dabei verursachen Veränderungen der aktuellen Lebenssituation die Auffassung der Vergangenheit, Strukturierungsprinzipien verschieben sich und gewisse Erfahrungen löschen die Erinnerung an andere aus. Erinnerungen sind nicht gleichmässig über die verschiedenen Lebensphasen verteilt, die Erinnerung an ein besonderes Erlebnis ist bei verschiedenen Leuten, die dasselbe erlebt zu haben scheinen, bemerkenswert unterschiedlich. Ganz allgemein hält das Gedächtnis vor allem Erfahrungen und Erlebnisse aus der

Cornelissen, Christoph, Was heisst Erinnerungskultur? Begriff – Methoden – Perspektiven, in: BIOS, 10 (2003), S. 548-563; Diner, Dan, Gedächtniszeiten. Über jüdische und andere Geschichten, München 2003, S. 7-15; Niethammer, Lutz, Ego-Historie? und andere Erinnerungs-Versuche, Wien 2002.

⁵⁵ Assmann, Aleida, Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006; Öhlschläger, Claudia, Gedächtnis, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 239-260; Kuhn, Annette, Oral History und Erinnerungsarbeit. Zur mündlichen Geschichtsschreibung und historischen Erinnerungskultur, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 311-313; Fried, Schleier der Erinnerung, S. 358-394; Ricoeur, Paul, Gedächtnis, Geschichte, Vergessen, Paderborn 2004 (frz. Erstausgabe 2000) (Übergänge 50).

⁵⁶ Erll, Astrid, Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, in: Ansgar Nünning, Vera Nünning (Hg.), Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven, Stuttgart 2003, S. 156-185; Ricoeur, Gedächtnis, S. 186-192, 605-610; Niethammer, Ego-Historie, S. 160-167; Keppler, Angela, Soziale Formen individueller Erinnerung. Die kommunikative Tradierung von (Familien-)Geschichte, in: Harald Welzer (Hg.), Das soziale Gedächtnis. Geschichte – Erinnerung – Tradierung, Hamburg 2001, S. 137-159; Jureit, Ulrike, Christian Schneider, Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart 2010; Berek, Mathias, Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Erinnerungskulturen, Wiesbaden 2009 (Kultur- und sozialwissenschaftliche Studien 2); Dejung, Christof, Oral History und kollektives Gedächtnis. Für eine sozialhistorische Erweiterung der Erinnerungsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, 24 (2008), S. 96-115; Wischermann, Clemens (Hg.), Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung, Stuttgart 2002; Halbwachs, Maurice, Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967 (frz. Erstausgabe 1950).

⁵⁷ Welzer, Harald (Hg.), Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung, Hamburg 2001.

⁵⁸ Markowitsch, Hans J., Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht, in: BIOS, 15/2 (2002), S. 187-201; Nelson, Katherine, Erzählung und Selbst, Mythos und Erinnerung. Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses und des kulturellen Selbst, in: BIOS, 15/2 (2002), S. 241-263; Welzer, Harald, Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses – ein Thema für die Biographieforschung, in: BIOS, 15/2 (2002), S. 163-168; Welzer, Harald, Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es?, in: BIOS, 15/2 (2002), S. 169-186; Gisbert, Kristin, Das autobiographische Gedächtnis in der psychologischen Biographieforschung, in: BIOS, 14/1 (2001), S. 26-36.

⁵⁹ Kotre, John, Weisse Handschuhe. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt, München 1996 (engl. Erstausgabe 1995).

Adoleszenz und dem frühen Erwachsenenalter fest, aus der Kindheit werden Bruchstücke zumeist in episodenhafter Verdichtung erinnert.⁶⁰ Im Alter ergeben sich verschiedene Veränderungen. Über instrumentelle Erinnerungen, die davon handeln, wie man in der Vergangenheit Pläne verfolgte, Probleme löste und Ziele erreichte, wird die eigene Kompetenz in der Gegenwart zu bestätigen gesucht, und durch transmissive Erinnerungen sollen das eigene kulturelle Erbe sowie die eigenen Lebenserfahrungen weitergegeben oder wichtige historische Ereignisse bezeugt werden. Die Lebensrevision, die letzte der immer wieder stattfindenden Überarbeitungen der eigenen Lebensgeschichte, dient dazu, das eigene Leben in Anbetracht des nahenden Todes in Ordnung zu bringen. Dabei erhalten die Erinnerungen den Charakter einer Rückversicherung – das Leben hatte notwendigerweise so verlaufen müssen – oder einer Versöhnung mit dem Geschehenen. Eine erfolgreich abgeschlossene Lebensrevision verleiht dem Leben den Anschein von Integrität, Kohärenz und Vollständigkeit, das Selbst und auch die Bilder von der eigenen Person werden so aufrecht erhalten, wie man ‘immer’ gewesen ist.⁶¹

Der Umstand, dass ältere Menschen sich nicht mehr so schnell erinnern können und die Leistungen des Kurzzeitgedächtnisses abnehmen, hat keinen Einfluss auf die Qualität von Erinnerungen, die im Langzeitgedächtnis gespeichert sind. Auch wenn diese mit zunehmendem Alter vermehrt mythischen Charakter annehmen, verändert sich nicht der Wahrheitsgehalt, sondern die Perspektive auf das erinnerte Ereignis und die Bedeutung des Ereignisses. Auf der Ebene des Langzeitgedächtnisses liegen das biographische Konstruktionsprinzip wie Realinformationen und Standardgeschichten bereit, wobei keine Korrelation von positiven Ereignissen mit intensiver Erinnerung beziehungsweise von negativen Erlebnissen mit schwacher Erinnerung besteht.⁶² Der autobiographische Teil des Langzeitgedächtnisses wird so zu dem Ort, wo die Identität des Individuums hergestellt und geformt wird.⁶³

Zu den Erinnerungen, die besonders leicht aktivier- und abrufbar sind, gehören diejenigen, die als neuartige Ereignisse festgehalten wurden, die für den weiteren Lebensverlauf folgenreiche und prägende Erlebnisse betreffen, die auf stark emotional geprägte Ereignisse zurückgehen

⁶⁰ Steinbach, Lebenslauf, S. 393, 398; Kotre, Weisse Handschuhe, S. 198; Fuchs, Biographische Forschung, S. 63; Samuel, Oral History, S. 98.

⁶¹ Kotre, Weisse Handschuhe, S. 215-219; Reinhardt, Dirk, „Kollektive Erinnerung“ und „kollektives Gedächtnis“. Zur Frage der Übertragbarkeit individualpsychologischer Begriffe auf gesellschaftliche Phänomene, in: Clemens Wischermann (Hg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 87-99, hier S. 96.

⁶² Kotre, Weisse Handschuhe, S. 224-228; Broda, Oral History, S. 133; Steinbach, Lebenslauf, S. 393; Reinhardt, „Kollektive Erinnerung“, S. 93.

⁶³ Kotre, Weisse Handschuhe, S. 130.

und die zu Symbolen des eigenen Lebens wurden – wie beispielsweise der erste Schultag, die Hochzeit oder die Geburt eines Kindes. Sie wurden oft in Gedanken durchgespielt, teilweise sehnlichst erwartet oder bei anderen beobachtet und im Nachhinein mehrfach besprochen.⁶⁴ Zu Kotres konstruktivistischem Ansatz äussert sich Bittner kritisch. Er ist der Ansicht, Kotres Annahme der Lebensrevisionen blende die Wahrheits- und Authentizitätsfrage aus.⁶⁵ Sich-Erinnern stellt eine aktive Tätigkeit, keine automatische Handlung dar, auch wenn Erinnerungen oft spontan und unwillkürlich auftauchen. Erinnerung vollzieht sich als Resultat eines mehr oder weniger zufälligen Aufeinandertreffens bestimmter Elemente, die sowohl im eigenen Bewusstsein liegen als auch von aussen kommen können.⁶⁶ Sie ist nicht ‘gelebte Vergangenheit’, sondern ein Dialog zwischen in der Vergangenheit situieren Erlebnissen und der gegenwärtigen Situation. Autobiographisches Erinnern geht also immer von der gesamten gegenwärtigen Lebenserfahrung aus und unterlegt das früher Erlebte mit erst im Nachhinein gewonnenen Deutungen, die zum Zeitpunkt des Erlebens noch gar nicht vorhanden waren. In diesem Sinn findet über die Erinnerung eine Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart statt.⁶⁷ Gleichzeitig ist das Erinnern immer an einen sozialen Rahmen gebunden.⁶⁸ Während des Erinnerungsprozesses findet zudem eine Selektion der zu erzählenden Ereignisse und Details statt.⁶⁹ Zum Prozess des Erinnerns gehört ebenso derjenige des Vergessens; denn jedes Erinnern schliesst in sich ein Vergessen ein und jedes Vergessen ein Erinnern. Im Erinnern wird ein ursprüngliches Erlebnis zu einem modifizierten, worin ein Vergessen eingeschlossen ist, das unwillkürlich und unvermeidlich geschieht. Die im Gedächtnis hinterlassene Spur kann durch den historischen und auch den psychologischen Blick

⁶⁴ Kotre, Weisse Handschuhe, S. 117-130; Brüggemeier, Franz J., Dorothee Wierling, Einführung in die Oral History. Kurseinheit 1-3 (Kursunterlagen der FernUniversität – Gesamthochschule – in Hagen), Hagen 1986; Kurseinheit 1, S. 58.

⁶⁵ Bittner, Günther, Einleitung, in: Günther Bittner (Hg.), Ich bin mein Erinnern. Über autobiographisches und kollektives Gedächtnis, Würzburg 2006, S. 7-19, hier S. 9f.; Kasten, Hartmut, Wie die Zeit vergeht. Unser Zeitbewusstsein in Alltag und Lebenslauf, Darmstadt 2001.

⁶⁶ Bertaux, Daniel, Isabelle Bertaux-Wiame, Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der “Oral History”, Frankfurt/M 1985 (1980), S. 146-165, hier S. 150; Haas, Stefan, Philosophie und Erinnerung. Kategoriale Voraussetzungen einer mnemistischen Geschichtsbetrachtung, in: Clemens Wischermann (Hg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 31-54. Die systematische Gedächtnisforschung kann diese plötzlichen Rückblenden noch nicht fassen. Cf. Kotre, Weisse Handschuhe, S. 76.

⁶⁷ Reinhardt, “Kollektive Erinnerung”, S. 94f.; Bertaux, Bertaux-Wiame, Autobiographische Erinnerungen, S. 150; Haas, Philosophie und Erinnerung, S. 52; Patzel, Katja, „Alle Erinnerung ist Gegenwart.“ Zur Selbstverortung des Individuums im Prozess der Modernisierung, in: Clemens Wischermann (Hg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 189-213, hier S. 197.

⁶⁸ Halbwachs, Maurice, Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967 (frz. Erstausgabe 1950); Keppler, Soziale Formen, S. 153-155.

⁶⁹ Fuchs, Biographische Forschung, S. 72.

zurückverfolgt werden, bis er das Vergessene wieder aus der Tiefe des Vergessens hervorgeholt hat.⁷⁰ Es geht um die Einsicht, dass Erinnern und Vergessen geschlechtsspezifisch geprägt werden und dass eine Änderung der gängigen Praktiken des Erinnerns in der Weise anzustreben ist, dass die Geschlechter in einer neuen Erinnerungskultur gleichermassen vertreten sind.⁷¹

In meiner Arbeit komme ich der postulierten neuen Erinnerungskultur insofern nach, als die Quellenbasis aus Oral History Quellen besteht.

2.5 Oral History

Seit den ersten Oral History Forschungen, welche im deutschen Sprachraum in den beginnenden 1980er-Jahren stattfanden,⁷² hat sich diese Methode in der Geschichtswissenschaft etabliert.⁷³ Im englischsprachigen Raum⁷⁴ wie auch in anderen geisteswissenschaftlichen Zweigen, allen voran in der europäischen Ethnologie,⁷⁵ hat Oral

⁷⁰ Hölcher, Lucian, Geschichte und Vergessen, in: Historische Zeitschrift, 249 (1989), S. 1-17, hier S. 8.

⁷¹ Stephan, Gender, Geschlecht und Theorie, S. 84-86; Schwarz, Anja, Sabine L. Müller (Hg.), Iterationen. Geschlecht im kulturellen Gedächtnis, Göttingen 2008 (Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 13).

⁷² Niethammer, Lutz, Alexander von Plato (Hg.), „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 3, Berlin 1985.

⁷³ Stambolis, Barbara, Leben mit und in der Geschichte. Deutsche Historiker Jahrgang 1943, Essen 2010; Purkarthofer, Judith, Biographieforschung und Oral History – Methoden, Theorien, Praxis, 26.-27.05.2008, Wien, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2219>> [Stand 28.07.2008]; Niethammer, Lutz, Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Interpretationsverfahren, in: BIOS Sonderheft, 20 (2007), S. 60-65; Leh, Almut, Robert R. lebt oder: Was Oral History immer noch leistet, in: BIOS Sonderheft, 20 (2007), S. 180-186; Passerini, Luisa, Self an Other. Thirty Years of Doing Oral History, in: BIOS Sonderheft, 20 (2007), S. 235-239; Kittel, Sabine, „Places for the Displaced.“ Biographische Bewältigungsmuster von weiblichen jüdischen Konzentrationslager-Überlebenden in den USA, Hildesheim 2006; Dejung, Christof, Using the War. Changing Memories of World War Two, 01.-03.07.2005, London, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=857>> [Stand 24.08.2005]; Vorländer, Herwart (Hg.), Oral History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990.

⁷⁴ Armitage, Susan H., Laurie Mercier, Speaking History. Oral Histories of the American Past, 1856-present, New York 2009; Thomson, Alistair, Eine Reise durch das Gedächtnis unserer Bewegung. Vier paradigmatische Revolutionen in der Oral History, in: BIOS Sonderheft, 20 (2007), S. 21-29; Grele, Ronald J., Stages in the Evolution of Oral History, in: BIOS Sonderheft, 20 (2007), S. 30-35; Armitage, Susan H., Patricia Hart, Karen Weathermon (Ed.), Women's Oral History. The Frontiers Reader, Lincoln 2002.

⁷⁵ Schenda, Rudolf, Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa, Göttingen 1993; Lehmann, Albrecht, Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag, Tatbestände, Situationen, Funktionen, in: Zeitschrift für Volkskunde, 74 (1978), S. 197-215.

History eine längere Forschungstradition. In der Schweiz sind seit den 1990er-Jahren verschiedene Oral History Arbeiten mit Bezug zur Schweizer Geschichte entstanden.⁷⁶ Das grösste mit öffentlichen Geldern geförderte Projekt führte der Verein Archimob durch, in welchem über 550 Interviews mit Erfahrungsberichten zum Zweiten Weltkrieg aufgezeichnet wurden.⁷⁷

Oral History ist im Methodenspektrum der qualitativen Sozialforschung anzusiedeln und stellt eine auf historische Fragestellungen ausgerichtete interaktive Forschungsmethode dar, in deren Zentrum das gemeinsame Gespräch von Forschenden und Interviewten steht. Dabei geht es um das Abrufen von Gedächtnisinhalten. Das Interview wird als Interaktionsprozess verstanden; es hat keinen demoskopischen Charakter.⁷⁸ Oral History stellt so die empirisch-praktische Erweiterung jener Fähigkeit dar, worin Historiker/Historikerinnen besonders geschult sind: Sie untersuchen, analysieren und interpretieren die Vielfalt historischen Denkens und Handelns in kulturellen Kontexten.⁷⁹ Mit Oral History werden Erinnerungen gesammelt und archiviert.⁸⁰ Es sollen je nach Fragestellung sowohl Kenntnisse über vergangene Lebensverhältnisse und Denk- und Handlungsmuster wie auch individuelle Erfahrungen sowie die Prägung und Rolle von Individuen dokumentiert werden, wodurch

⁷⁶ Vonarb, Irene, „Mir si jede Dag unserer Arbet noh.“ Kriegsalltag eines Bauerndorfs an der Grenze, unveröff. Lizentiatsarbeit, Basel 1990; Blumer-Onofri, Florian, Die Elektrifizierung des dörflichen Alltags. Eine Oral History-Studie zur sozialen Rezeption der Elektrotechnik im Baselbiet zwischen 1900 und 1960, Liestal 1994; meine Lizentiatsarbeit; Bolleter, Sarah, Einwanderung nach Winterthur 1960 bis 70. Mit Schwerpunkt auf italienischen Arbeitsmigrantinnen, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2004; Dejung, Christof, Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939-1945, Zürich 2006. Marti, Nicole, "Carne suiza, pero corte argentino. Ya algo es algo!". Stellenwert der Schweiz und Argentinien im Leben argentinisch-schweizerischer MigrantInnen. Eine Oral- History- Studie, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2007; Anderegg, Barbara, „... und dann waren wir plötzlich keine ‚Landtschumpel‘ mehr.“ Alltagsgeschichtliche Aspekte der Toggenburger Geschichte 1939-1945. Eine Oral-History Studie, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2007; Billeter, Nicole, Bezeugte Zeit. Kriegsalltag in Richterswil 1939-1945, Stäfa 2012.

⁷⁷ Gonseth, Frédéric, L'histoire c'est moi. Mobilmachung. Geschichte und Erinnerung. 21 filmes documentaires par 13 cinéastes suisses sur les témoins de la 2ème guerre mondiale. 21

Dokumentarfilme von 13 Schweizer Filmemachern mit Zeitzeugen des 2. Weltkrieges, 2004, 2 DVD.

⁷⁸ Spuhler, Gregor, Oral History in der Schweiz, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 7-20, hier S. 9; Steinbach, Lebenslauf, S. 414; Mayring, Einführung in die qualitative Sozialforschung, S. 19f.; Weiss, Florence, Die Beziehung als Kontext der Datengewinnung. Ethnopschoanalytische Gesichtspunkte im Forschungsprozess, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 23-47; Welzer, Harald, Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS, 1 (2000), S. 51-63; Leh, Almut, Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: BIOS, 1 (2000), S. 64-76.

⁷⁹ Grele, Ronald J., Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 195-220, hier S. 212.

⁸⁰ Frisch, Michael, Dorothy L. Watts, Oral History und die Darstellung von Klassenbewusstsein. Die "New York Times" und die Arbeitslosen von Buffalo, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 221-253, hier S. 222.

persönliche und allgemeine Geschichte verknüpft wird.⁸¹ Mit ‚dem Zeitzeugen beziehungsweise der Augenzeugin‘ und der Geschichtswissenschaft befasste sich Alexander von Plato ausführlich.⁸² In den letzten Jahren fanden verschiedene Tagungen dazu statt.⁸³ Für eine geschlechtergeschichtliche Herangehensweise ist Oral History sehr geeignet, weil viele Menschen lieber über ihr Leben sprechen als schreiben. Dies gilt insbesondere für jene mit bescheidener Schulbildung, was auf die Frauen, welche in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts geboren wurden, stärker zutraf als auf die Männer.⁸⁴

Vorbehalte gegen Oral History betrafen einerseits das Verhältnis zwischen Forschenden und Interviewten, andererseits die Qualität der entstandenen Quellen. Es wurde moniert, die Oral History Historiker/Historikerinnen würden sich mit den Ansichten und Meinungen der Interviewpartner/Interviewpartnerinnen identifizieren und so zu deren ungefiltertem Sprachrohr werden. Um nicht in diese Falle zu tappen, fertigen Oral History Historiker/Historikerinnen heute nach jedem Gespräch einen Interviewbericht an, worin sie den Gang des Gesprächs sowie allgemeine und selbstkritische Reflexionen festhalten. Ich hielt jeweils die Rahmenbedingungen, situative Faktoren, charakteristische Kommunikationsverläufe und die ersten Ideen zur Interpretation einzelner Aussagen oder Erzählungen fest.⁸⁵ Dem Identifikations-Argument halte ich zudem entgegen, dass sich Forschende auch mit Quellen, welche ausschliesslich in schriftlicher Form vorliegen, identifizieren können.⁸⁶ Was die Qualität und Zuverlässigkeit der Erinnerungsleistung betrifft, führten Kritiker/Kritikerinnen von Oral History die Beliebigkeit und mangelnde

⁸¹ Niethammer, Einführung, S. 25f.; Passerini, Luisa, Arbeitersubjektivität und Faschismus. Mündliche Quellen und deren Impulse für die historische Forschung, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt/M 1985 (1980), S. 290-338, hier S. 298f.; Göpfert, Rebekka, Oral History. Über die Zusammensetzung individueller Erinnerung im Interview, in: Clemens Wischermann (Hg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 101-113, S. 103, 110.

⁸² Plato, Alexander von, Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS, 1 (2000), S. 5-29.

⁸³ Signori, Gabriela, Der Augenzeuge. Geschichte und Wahrheit im epochenübergreifenden Vergleich. 26.-28.10.2011, Konstanz, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4136>> [Stand 15.03.2012]; Fendl, Elisabeth, Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Entstehung, Dokumentation und Popularisierung, 30.09.-01.10.2010, Oldenburg, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3371>> [Stand 14.11.2010]; Busch, Michael, Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, 18.-20.12.2008, Jena, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2557>> [Stand 17.03.2009].

⁸⁴ Käppeli, Anne-Marie, „La formation, ce n'est pas ça!“ Entre passé et présent: des métaphores narratives, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 169-184, hier S. 170.

⁸⁵ Fuchs, Biographische Forschung, S. 234, 256-260; Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 2, S. 27, 48; Mayring, Einführung in die qualitative Sozialforschung, S. 17.

⁸⁶ Samuel, Oral History, S. 94f.

Nachprüfbarkeit sowie die Retrospektivität als problematische Forschungsparameter ins Feld. Sie beachteten dabei nicht, dass diese Punkte auch bei Autobiographien und Memoiren beachtet werden müssen.⁸⁷

Die Beziehung zwischen fragender und erzählender Person wird als integraler Bestandteil qualitativer Forschung verstanden, wodurch die Authentizität der Aussagen aber nicht getrübt wird.⁸⁸ Die Beziehung bleibt immer interessenbesetzt: Forschende möchten ergiebiges Quellenmaterial zusammentragen, interviewte ältere Menschen etwas Abwechslung und einige Stunden weniger Alleinsein.⁸⁹

Oral History Quellen sind nahe Verwandte von Autobiographien, die ebenfalls im Nachhinein und meist mit der bewussten Absicht, eine individuelle Vergangenheit festzuhalten, angefertigt werden. Oral History Quellen weisen einen konstruktiven Charakter auf, wie er sehr viele historische Quellen prägt, sie müssen, wie andere Quellen auch, in gleichem Mass kritisch hinterfragt und geprüft werden.⁹⁰ Die Besonderheit von Oral History Quellen besteht darin, dass die Transkripte von den Forschenden selbst hergestellte Quellen sind.⁹¹

Die im individuellen Gedächtnis gespeicherten Inhalte und Erinnerungen stellen 'Spuren' des Erlebten dar, welche von der Art und Weise geprägt sind, wie ein Moment, ein Ereignis oder eine Handlungsweise erlebt wurde. Dabei arbeitet das Gedächtnis selektiv: Wie in einem Sieb

⁸⁷ Göpfert, Oral History, S. 101f.; Thompson, Paul, Das Problem der Repräsentativität am Beispiel eines Familienprojekts, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 371-386, hier S. 375; Samuel, Oral History, S. 98; Fuchs, Biographische Forschung, S. 156f., 161-170.

⁸⁸ Göpfert, Oral History, S. 104. Cf. Pirker, Eva U., Mark Rüdiger, Christa Klein et al. (Hg.), Echte Geschichte. Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen, Bielefeld 2010; Klein, Christian, Matias Martínez (Hg.), Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens, Stuttgart 2009; Born, Marcus A., Retrospektivität und Retroaktivität – Erzählen, Geschichte, Wahrheit, 12.-14.09.2008, Wuppertal, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=9345>> [Stand 15.05.2008]; Jureit, Ulrike, Authentische und konstruierte Erinnerung – Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnrekonstruktionen, in: WerkstattGeschichte, 18/6 (1997), S. 91-101.

⁸⁹ Fuchs, Werner, Möglichkeiten der biographischen Methode, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 436-470, hier S. 458; Ronco, "Non c'erano altre possibilità!", S. 189.

⁹⁰ Göpfert, Oral History, S. 102f.; Chiquet, Simone, Wem gehört die Geschichte? Ein Arbeitsbericht, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 49-55, hier S. 54; Grele, Ziellose Bewegung, S. 200-202; Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 1, S. 64 Anm. 31; Werner, Lukas, Zeit(en) erzählen. Narrative Verfahren. Komplexe Konfigurationen, 07.-09.07.2011, Wuppertal, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=15674>> [Stand 06.02.2011].

⁹¹ Starr, Louis M., Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 37-74, hier S. 37.

hält es Erinnerungen an bestimmte Ereignisse fest und lässt andere, die scheinbar nicht erinnernswert sind, in den Bereich des Vergessens hindurchrutschen.⁹²

Erzählungen über das eigene Leben sind retrospektiv. Sie sind keine Abbilder der Vergangenheit, sondern rekonstruieren Vergangenheit aus dem Heute heraus. Sie sind strukturierte Selbstbilder aus der Gegenwart, die zudem je nach den Erfordernissen der Gegenwart immer wieder neu zusammengesetzt werden und bedeutende identitätsstiftende Momente enthalten.⁹³ Die Zeitlinie des Erzählens folgt dabei nie dem Gang der Handlungen bei offener Zukunft. Sie kann als Zurückgehen vom Heute in die Vergangenheit, als 'Naturgeschichte' von Anfang bis zum Heute oder als thematische Reihe ohne Zeitfolge gestaltet werden.⁹⁴ Obwohl ich meinen Interviewpartnerinnen die inhaltlichen Schwerpunkte im Vorfeld der Gespräche angegeben hatte, war ich mir immer bewusst, dass sie sich auf einen Prozess einliessen, ohne zu wissen, wohin sie in dessen Verlauf gelangen würden.⁹⁵ Um Erinnerungen zu aktivieren, können während des Interviews Fotos, Tagebücher, Briefe, oder bestimmte Gegenstände angeschaut werden oder man geht mit den Interviewpartnern und Interviewpartnerinnen an Orte zurück, wo sie gelebt hatten.⁹⁶ Für meine Arbeit verzichtete ich allerdings auf nichtsprachliche Hilfsmittel und ging davon aus, dass gut vorbereitete und sorgfältig durchgeführte Interviews zu ergiebigen Erinnerungsleistungen führen.⁹⁷

Die interviewten Menschen entwerfen im Erzählprozess ein Bild von sich, das sowohl gesellschaftlichen Mustern folgt wie auch von individuellen Erfahrungen geprägt ist. Dabei fungieren sie selber als ihre eigenen schärfsten Kritikerinnen und spiegeln über ihre oft abwertende Beurteilung der eigenen Äusserungen dominante Diskurse und normative

⁹² Bertaux, Bertaux-Wiame, S. 149; Samuel, Oral History, S. 97; Hölscher, Geschichte und Vergessen, S. 6.

⁹³ Fuchs, Biographische Forschung, S. 63; Wischermann, Clemens, Geschichte als Wissen, Gedächtnis oder Erinnerung? Bedeutsamkeit und Sinnlosigkeit in Vergangenheitskonzeptionen der Wissenschaften vom Menschen, in: Clemens Wischermann (Hg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 55-85, hier S. 77; Bertaux, Bertaux-Wiame, Autobiographische Erinnerungen, S. 152; Reinhardt, "Kollektive Erinnerung", S. 89; Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 1, S. 48f.; Kotre, Weisse Handschuhe, S. 263; Blumer, Florian, "Chapeau!" Soziale Unterschiede in lebensgeschichtlichem Erzählen, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 57-75, hier S. 66.

⁹⁴ Fuchs, Biographische Forschung, S. 66-69.

⁹⁵ Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 2, S. 26.

⁹⁶ Göpfert, Oral History, S. 108; Bertaux, Bertaux-Wiame, Autobiographische Erinnerungen, S. 150; Fuchs, Biographische Forschung, S. 262-264.

⁹⁷ Ruf, Susanna, Daniela Gubser, Das Kognitive Interview als Werkzeug der Oral History, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1999, S. 70-80, 111-113. Die beiden Autorinnen zeigen auf, dass die Erinnerungsleistung durch die Erinnerungshilfe in Form von mentalen Bildern deutlich gesteigert werden kann.

Werthaltungen sowie ihr Geschichtsbild, worin Frauen nur geringe Bedeutung zukommt.⁹⁸

Vor allem Christina Vinzens hielt mehrmals fest, ihr Leben sei doch nicht interessant gewesen, und konnte mein Interesse nur schwer nachvollziehen.⁹⁹

Die interviewten Frauen sprachen mir das Recht zu, ihre Aussagen für wissenschaftliche Zwecke zu brauchen, wobei ich ihnen die volle Anonymität als mündliche Abmachung zusicherte.¹⁰⁰ Bei der Transkription verschlüsselte ich alle Namen, Orts- und Zeitangaben und gab jeder Frau ein Pseudonym. Dadurch wollte ich Ängste vor allfälligen negativen Reaktionen Dritter vermindern oder beseitigen.¹⁰¹ Dennoch konnte ich keine vollständige Anonymität garantieren, da verschiedene im Forschungsgebiet wohnhafte Personen die Namen meiner Interviewpartnerinnen ganz oder teilweise kennen.¹⁰²

Die Datenträger mit den aufgezeichneten Gesprächen befinden sich vorläufig bei mir, wobei deren endgültiger Verbleib noch nicht definitiv geregelt ist.¹⁰³

Oral History Historiker/Historikerinnen verstehen sich als Akteure/Akteurinnen in einem sozialen und gesellschaftlichen Gefüge. Sie schulen ihre reflexiven und introspektiven Fähigkeiten, bilden ihre kommunikativen Fertigkeiten und halten Einfühlungsvermögen sowie Konzentrationsfähigkeit für wichtige Eigenschaften von Interviewenden.¹⁰⁴

2.6 Interview

Das narrative Erinnerungsinterview stellt die klassische Interviewform dar, wobei die Fragenden Erinnerungen anregen, indem sie offene Erzählimpulse formulieren und

⁹⁸ Spuhler, Oral History, S. 9; Starr, Oral History, S. 58; Broda, Oral History, S. 134; Ranger, Terence, Persönliche Erinnerung und Volkserfahrung in Ost-Afrika, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 100-145, hier S. 136.

⁹⁹ Nydegger, Forschungstagebuch, S. 40, 43, 67; cf. Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 24; Ronco, Carmen: "Non c'erano altre possibilità!", S. 189; Perren, Rosenkranz, S. 42.

¹⁰⁰ Ich gab ihnen keine schriftliche Zusicherung, weil die mündliche mich gleich wie die schriftliche bindet. Cf. Fuchs, Biographische Forschung, S. 242-244.

¹⁰¹ Starr, Oral History, S. 52; Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 77; Fuchs, Biographische Forschung, S. 33, 170-178, 309.

¹⁰² Zur Anonymisierung cf. Meier, Verena, Sozialer Wandel im Bergtal. Methoden der Oral History und Geographie, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 217-226; hier S. 224.

¹⁰³ Zur Archivierung cf. Starr, Oral History, S. 51.

¹⁰⁴ Beer, Geschlecht, S. 299; Flick, Uwe, Qualitative Sozialforschung. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses, Frankfurt/M, New York 1991², S. 71; Colman, Gould P., Abschluss nach zehn Jahren, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 185-194, hier S. 187; Frisch, Watts, Oral History, S. 240f.; Steinbach, Lebenslauf, S. 396; Starr, Oral History, S. 57; Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 19-22.

entsprechende Stichworte geben. Die Interviewten lassen ihren Assoziationen freien Lauf und gestalten ihre Erzählungen auf ihre eigene Art und Weise. So werden subjektive Wahrnehmungen und Erfahrungen, erlebte und verarbeitete Ereignisse und Prozesse thematisiert.¹⁰⁵ Dabei können sie auch neue Aspekte einbringen. Für meine Arbeit war es beispielsweise die gesellschaftliche Stellung der Kirche und die Funktion des Pfarrers beziehungsweise der Pfarrerin, welche ich in den Themen- und Fragenkatalog aufnahm.¹⁰⁶ Für meine Arbeit wählte ich das episodische Interview. Ihm liegt die Annahme zugrunde, dass subjektive Erfahrungen sowohl als narrativ-episodisches wie auch als semantisches Wissen gespeichert und erinnert werden. Die erste Art ist erfahrungsnah und auf konkrete Situationen und Umstände bezogen organisiert; die zweite enthält abstrahierte und verallgemeinerte Annahmen und Zusammenhänge. Das episodische Interview gibt Raum für kontextbezogenes Erzählen, wodurch sowohl Erfahrungen wie auch der Entstehungszusammenhang sowie Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion erhalten bleiben.¹⁰⁷ Mit konkreten, zielgerichteten Fragen wird das semantische Wissen zugänglich gemacht.¹⁰⁸ Die Interviewten werden einerseits regelmässig aufgefordert, über bestimmte Themen und Situationen zu erzählen, andererseits werden sie nach subjektiven Deutungen und abstrakten Zusammenhängen gefragt. Meine Interviewpartnerinnen wünschten zumindest in der Anfangsphase ganz konkrete Fragen von mir. Dadurch strukturierte ich das Gespräch stark und legte bis zu einem gewissen Grad auch die Inhalte fest.¹⁰⁹ Das Interview gestaltete ich so, dass ich ein bestimmtes Thema mit einem einfachen und klaren Erzählimpuls eröffnete – das Thema Sexualität stellte die Ausnahme dar, weil jede Frau selber darauf zu sprechen kam – und anschliessend konkrete, detaillierte offene Fragen stellte. Unklarheiten meinerseits räumte ich aus, indem ich jeweils Klärungsfragen stellte.¹¹⁰ Dadurch versuchte ich eine offene und entspannte Atmosphäre zu schaffen und die Interviewpartnerinnen zu möglichst

¹⁰⁵ Steinbach, Lebenslauf, S. 431f.; Broda, Oral History, S. 133; Niethammer, Lutz, Postskript. Über Forschungstrends unter Verwendung diachroner Interviews in der Bundesrepublik, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 471-477, hier S. 473f.; Weiss, Oehler Weiss, Plüss-Milovic, Zugehört, S. 205.

¹⁰⁶ Steinbach, Lebenslauf, S. 406; Samuel, Oral History, S. 95.

¹⁰⁷ Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 124-130.

¹⁰⁸ Dadurch kann ein so genanntes Frage-Antwort-Spiel vermieden werden. Cf. Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 2, S. 24.

¹⁰⁹ Spuhler, Oral History, S. 9; Grele, Ziellose Bewegung, S. 203. Der grundlegende demokratische Charakter von Oral History wird so etwas relativiert. Cf. Feld, Rena, From the Interviewer's Perspective: Interviewing Women Conscientious Objectors, in: Oral History, 1 (2003), p. 29-37; Roper, Michael, Analysing the Analysed. Transference and Counter-Transference in the Oral History Encounter, in: Oral History, 2 (2003), p. 20-32; Kornbichler, Thomas, Lebensgeschichte und Selbsterkenntnis. Psychobiographie, Bd. 3, Frankfurt/M 1994.

¹¹⁰ Fuchs, Möglichkeiten der biographischen Forschung, S. 459; Fuchs, Biographische Forschung, S. 239.

ausführlichen Erzählungen ‚anzustacheln‘, wie Foucault diese Tätigkeit von Befragenden in seinen Ausführungen über das Zuhören treffend beschrieb.¹¹¹ Ich vermied, Fragen im falschen Moment zu stellen und mit eigenen Bewertungen hielt ich mich zurück. Während der Gespräche zeigte ich meine Aufmerksamkeit dadurch, dass ich mit dem Kopf nickte oder Äusserungen wie ‚ja‘, ‚oh‘ oder ‚mh‘ von mir gab, und stets Blickkontakt hielt. Dadurch wollte ich die Erzählerin zum Weiterreden ermuntern.¹¹² Neue Impulse oder Fragen stimmte ich auf den Erzählduktus jeder Frau ab. Die Entscheidung, ob und wie detailliert ich zu einem bestimmten Thema Nachfragen formulierte, hing von der jeweiligen Gesprächssituation ab. Einen Themenwechsel nahm ich dann vor, wenn ich den Eindruck hatte, die aufgezeichneten Erzählungen würden ausreichen, oder wenn ich hoffte, eine Frau würde zu einem späteren Zeitpunkt dasselbe Erlebnis noch ausführlicher erzählen. Fragte mich eine Frau, ob sie ein bestimmtes Ereignis bereits erzählt habe, machte ich meine Antwort von folgender Überlegung abhängig: Hielt ich es für wahrscheinlich, dass die zweite Erzählung detaillierter würde, forderte ich die Frau auf zu berichten. Rechnete ich nicht damit, teilte ich ihr mit, dass sie diese Begebenheit bereits erzählt habe. Dabei war mir bewusst, dass ich mich auf einem heiklen Terrain bewegte. Rechtfertigen kann ich mein Verhalten lediglich damit, dass ich jede Chance packen wollte.

Deutete eine Interviewpartnerin ein Erlebnis lediglich an, erzählte dann aber doch nichts Konkretes, entschied ich jeweils in der Situation, ob und wie intensiv ich ‚nachbohren‘ wollte. Ich fasste die Andeutungen als Aufforderungen auf, den erzählenden Frauen die entscheidende Frage zu stellen und so die Tür zu einer bestimmten Erfahrung zu öffnen. Dabei war mir immer wichtig, dass die Frauen selber entscheiden konnten, was sie erzählen und preisgeben wollten. Konnte oder wollte eine Frau nichts oder nicht weiter berichten, respektierte ich dies. Dieser Umstand stellt denn auch eine Grenze von Oral History dar.¹¹³ Das Aufnahmegerät und das Mikrofon – sei es die ungewohnte Technik oder das unsichtbare, mithörende Publikum – irritierten die Frauen, wenn überhaupt, lediglich in der Anfangsphase.¹¹⁴

Während der ersten Gespräche führte ich ausführlich Protokoll, was ich später zugunsten eines Begleitprotokolls, in dem ich Mimik und Gestik festhielt, aufgab. Schliesslich liess ich

¹¹¹ Foucault, *Hermeneutik des Selbst*, S. 421-423; cf. Colman, *Abschluss nach zehn Jahren*, S. 192; Fuchs, *Biographische Forschung*, S. 215-218, 252f.; Vonarb, Irene, *Dorfbewohnerinnen und -bewohner erinnern sich. Möglichkeiten der Oral History in der Lokalgeschichte*, in: *traverse*, 1 (1994), S. 136-144, hier S. 139.

¹¹² Brüggeener, Wierling, *Einführung, Kurseinheit 2*, S. 43, 47; Flick, *Qualitative Sozialforschung*, S. 95f., 117.

¹¹³ Lequin, Métral, *Auf der Suche*, S. 348f.; Fuchs, *Biographische Forschung*, S. 280.

¹¹⁴ Flick, *Qualitative Sozialforschung*, S. 187; Fuchs, *Biographische Forschung*, S. 245-247.

das Protokollieren weg und konzentrierte mich ganz auf den Kontakt mit der einzelnen Frau.¹¹⁵

Die Interviews führte ich am jeweiligen Wohnort der einzelnen Frauen, wobei ich Datum und Zeitpunkt vorgängig telefonisch absprach. Die Dauer des Gesprächs ergab sich aus der jeweiligen Situation. Das bedingte, dass ich für jedes Gespräch genügend Zeit einplanen musste.¹¹⁶

2.7 Transkription

Mit der Transkription geht viel vom Gesprächscharakter verloren, denn Mimik und Gestik, Lautstärke, Sprechtempo, Stimmführung und Tonfall können nur ansatzweise festgehalten werden.¹¹⁷ Die Transkription nahm ich nach klaren Regeln vor; die angefertigten Texte verstehe ich als kommentierte Transkripte. Die ausgewählten Gesprächssequenzen übersetzte ich möglichst wörtlich in die Standardsprache, wobei ich besonders aussagekräftige Ausdrücke und Begriffe, welche durch die Überarbeitung massiv an Bedeutung verloren hätten, in Mundart belies und knapp erläuterte. Besonderheiten im Erzählfluss vermerkte ich wie folgt:¹¹⁸

<lacht>	Charakterisierung von nonverbalen Vorgängen
(...)	Denk- bzw. Wartepause
<u>Betonung</u>	Worte, die von der Sprecherin betont werden
<i>Dehnung</i>	Worte, die von der Sprecherin gedehnt werden
(?)	unverständliche Stelle
...	unvollständige beziehungsweise abgebrochene Sätze
‘aareisä’	im Prättigauer Dialekt gelassene Ausdrücke [1.rüsten, vorbereiten, 2. etwas Zweckmässiges in die Wege leiten, 3. etwas Dummes anstellen]
’...’	direkte Rede innerhalb einer Erzählung
<...>	nicht transkribierte Zwischenbemerkung

¹¹⁵ Cf. Broda, Oral History, S. 133.

¹¹⁶ Fuchs, Biographische Forschung, S. 218f., 233, 237; Blumer, “Chapeau!“, S. 58; Weiss, Oehler Weiss, Plüss-Milovic, Zugehört, S. 206.

¹¹⁷ Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 194; Göpfert, Oral History, S. 105; Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 54.

¹¹⁸ Mayring, Einführung in die qualitative Sozialforschung, S. 68-73; Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 193; Fuchs, Biographische Forschung, S. 271-273.

[...]	nicht zitierte Stelle innerhalb einer transkribierten Passage
‘mh’ / ‘hm’	zustimmende / verneinende Lautäusserung
1/A 25-33; I 2	Kassette mit Zählfunktion; M-disc mit Traknummer

Das gesamte Gesprächsmaterial erschloss ich thematisch und wählte die zu transkribierenden Stellen aus, wobei ich jeweils ganze Erzählsequenzen transkribierte, damit der Kontext einzelner Aussagen erhalten blieb.¹¹⁹

Die transkribierten Gespräche liess ich von meinen Interviewpartnerinnen bewusst nicht überarbeiten. Die Gründe waren: Zum einen sind solche Texte für ungeübte Leserinnen/Leser schwer lesbar, zum anderen wollte ich das Risiko vermeiden, dass durch allfällige Korrekturen der erinnerte Kontext verloren ging, wodurch Texte entstanden wären, die kaum noch brauchbar gewesen wären.¹²⁰ Zudem war eine Überarbeitung nicht zumutbar, weil alle Frauen nur noch eine schwache Sehkraft hatten. In keiner Weise wollte ich jedoch die Interviewpartnerinnen bevormunden oder ihnen die Texte enteignen.¹²¹

2.8 Interpretation

Für die Interpretation historischer Erzählungen stehen unterschiedliche Ansätze aus verschiedenen Disziplinen zur Verfügung.¹²² Alexander von Plato bietet einen guten Überblick zu Oral History und zur Psychoanalyse.¹²³

Für den Interpretationsprozess beschäftigte ich mich mit verschiedenen Sprachmodellen und Vorstellungen über das Bedeutungsspektrum von Aussagen. Wertvolle Anregungen boten mir

¹¹⁹ Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 2, S. 64; Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 28; Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 192f., 216; Fuchs, Biographische Forschung, S. 286-291.

¹²⁰ Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 64f.; Starr, Oral History, S. 58.

¹²¹ Chiquet, Wem gehört die Geschichte, S. 54.

¹²² Linke, Angelika, Markus Nussbaumer, Paul R. Portmann, Studienbuch Linguistik, erg. um ein Kapitel ‚Phonetik und Phonologie‘ von Urs Willi, 3. unv. Aufl., Tübingen 1996; Trabant, Jürgen (Hg.), Sprache der Geschichte, München 2005 (Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien 62); Jureit, Ulrike, Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999 (Forum Zeitgeschichte 8); Watzlawik, Paul, Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, 7. unveränd. Aufl., Bern 1985 (engl. Erstausgabe 1967); Schulz von Thun, Friedemann, Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation, Reinbeck b. Hamburg 1991.

¹²³ Plato, Alexander von, Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse. Problemaufriss und Literaturüberblick, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 5/1 (2003), <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0401181>> [Stand 01.08.2008].

die Auseinandersetzung mit Michel Foucaults Denken, insbesondere der Diskursanalyse,¹²⁴ Jacques Lacan¹²⁵ und die intensive Lektüre von Alfred Lorenzers Texten zur Tiefenhermeneutik¹²⁶.

Die Quellentexte selber dienen dazu, Erkenntnisse zu gewinnen und sie mit bereits vorhandenen allgemeinen Erfahrungen und Kenntnissen zu verknüpfen. Dabei lehne ich mich auch an die ‚dichte Beschreibung‘ an, welche Clifford Geertz entwickelt hat.¹²⁷

Die narrative Analyse ermöglicht, den subjektiven Sinn herauszuarbeiten, wobei die grundlegende Annahme darin besteht, dass die Gestalt der Erzählung das eigentlich Erzählte in verlässlicher Form darstellt. Dabei ist von zentraler Bedeutung, wo innerhalb einer Erzählung eine einzelne Äußerung steht. Wegen der recht aufwendigen Fallanalyse stellt die Fallverhaftetheit aber einen problematischen Punkt dieser Methode dar.¹²⁸

Eine einzelne Erzählung oder Geschichte verstehe ich als Sinneinheit, welche je nach ihrer Art eine geronnene Geschichte, ein Schlüsselerlebnis oder eine Legitimation darstellt.

Geronnene Geschichten sind druckreif ausformuliert und können zu einem späteren Zeitpunkt praktisch wörtlich wiederholt werden. Über legitimatorische Erzählanteile wie

Rechtfertigungen, Niederlagen, als ‘falsch’ bezeichnete Ziele oder Scham können das Selbst- und Geschichtsbild der Interviewten erarbeitet werden. So wird es möglich, abgewehrte oder unterdrückte Schuldgefühle, soziale und politische Identität und Gemeinsamkeitsgefühle herauszuarbeiten.¹²⁹ Die inhaltliche Bedeutung beziehungsweise der von den Erzählenden

¹²⁴ Foucault, Hermeneutik des Selbst, S. 111-163, 308-336, 404-452; Sarasin, Michel Foucault; Sarasin, Philipp, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt/M 2003; Tuider, Elisabeth, Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 8/2 (2007), <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2/07/07-2-6-e.htm>> [01.08.2008].

¹²⁵ Pagel, Gerda, Jacques Lacan zur Einführung, 5. erg. Aufl., Hamburg 2007 (1989).

¹²⁶ Lorenzer, Sprache; Lorenzer, Kultur-Analysen; Busch, Hans-Joachim, Marianne Leuzinger-Bohleber, Ulrike Prokop (Hg.), Sprache, Sinn und Unbewusstes. Zum 80. Geburtstag von Alfred Lorenzer, Tübingen 2003 (Psychoanalytische Beiträge aus dem Sigmund-Freud-Institut 10); Klein, Regina, Am Anfang steht das letzte Wort. Eine Annäherung an die „Wahrheit“ der tiefenhermeneutischen Erkenntnis, in: BIOS, 1 (2000), S. 77-97; König, Hans Dieter, Tiefenhermeneutik, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek b. Hamburg 2000, S. 556-569.

¹²⁷ Geertz, Dichte Beschreibung, S. 36-40; Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 323.

¹²⁸ Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 218-238; Fuchs, Biographische Forschung, S. 275f.; Spuhler, Oral History, S. 9-11. Cf. Strohmaier, Alexandra, Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften, 23.-26.06.2010, Graz, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=14133>> [Stand 10.06.2010]. Der Tagungsband erscheint im Herbst 2012. Riddiford, Julia, Christiane Winkler, Wendepunkte. Biographien und historische Umbrüche im 20. Jahrhundert, 11.-12.04.2008, Potsdam, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2122>> [Stand 20.05.2008].

¹²⁹ Brüggemeier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 29-35; Göpfert, Oral History, S. 109; Schröder, Hans J., Topoi des autobiographischen Erzählens, in: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Berlin 2005 (Lebensformen 17), S. 17-42; Lehmann, Albrecht,

konstruierte Sinn 'ihrer' Geschichten und Aussagen erschliesst sich auch aufgrund von Lücken, Ungereimtheiten oder Widersprüchen sowie expliziten Deutungen.

Bei Lücken geht es um jene, welche als bewusstes Verschweigen betrachtet werden müssen.

Hier gilt es, die Motive möglichst genau zu bestimmen, wobei ich dem Verhalten der Erzählenden nicht zuletzt deshalb mit Respekt begegnet bin, weil ich sie mit Gefühlen wie Trauer, Wut oder Schmerz, die mit dem Erzählen bestimmter Erlebnisse verbunden sind, alleine liess. Schweigen oder oberflächliche Antworten können auch als Zeichen dafür stehen, dass meine Impulse und Fragen den Erfahrungsbereich der Gesprächspartnerin nicht getroffen haben. Widersprüche werden vor allem zwischen expliziten Beurteilungen und erzählten Inhalten gesucht. Dadurch kann der Umgang mit gesellschaftlichen und kulturellen Normen und den damit verbundenen Widerständen beziehungsweise diesen Normen zuwiderlaufendem Handeln erarbeitet werden. Gleichzeitig sind Ungereimtheiten typisch menschlich und stellen die Ernsthaftigkeit und Glaubwürdigkeit der Erinnerungsleistung nicht in Zweifel. Explizite Deutungen sind das Beschreiben von Irrtümern, die Nennung und Beschwörung von Lebensmaximen, von handlungsleitenden Normen oder Wertorientierungen und das Verwenden von Redensarten. Letztere bezeichnen nicht nur soziale Verhältnisse, sondern auch Gesetzmässigkeiten, welche die erzählende Frau im eigenen Leben bestätigt sah. Explizite Deutungen eröffnen den Zugang zu erfahrungsbildenden sowie handlungsleitenden Erklärungsversuchen.

Der Vergleich zwischen dem Früher und Heute erhält als wichtiges Strukturierungsprinzip des Erzählens grosse Bedeutung. Hinsichtlich der sprachlichen Gestaltung einzelner Erzählungen unterscheide ich drei Arten: Chaotisches Sprechen verweist auf eine noch nie erzählte Geschichte, auf einen gerade erst begonnenen Erinnerungsprozess oder auf mit starken Gefühlen verbundene Erinnerung. Druckreifes Sprechen bringt extreme Kontrolle über die eigene Sprache und die eigenen Gefühle zum Ausdruck und steht in seiner Formelhaftigkeit für vergangene Dogmen, die an bestimmte Kommunikationssituationen gebunden waren, und für aktuelle Selbstzensur. Im dialogischen Sprechen inszeniert die erzählende Person auf anschauliche Weise ihre Wahrnehmung einer vergangenen Situation. Dabei lässt die Verwendung von direkter Rede Vergangenes gegenwärtiger erscheinen und kann die Funktion einer Rechtfertigung, von Werben um Verständnis, eines Appells oder der Herstellung von Konsens mit der Interviewerin übernehmen.

Auf der Ebene einzelner Wörter beachtete ich den Gebrauch der Verben hinsichtlich Modus und Tempus und bei allfälligen Versprechern prüfte ich, ob es sich um einen so genannten

Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag, in: Fabula, 21 (1980), S. 56-69.

‘Freudschen Versprecher’ handelte, und fragte nach dessen Bedeutung.¹³⁰ Erlebnisse und Handlungen wollte ich möglichst von innen heraus erklären, wobei ich unter der Oberfläche der Texte nach Zusammenhängen und Bezügen suchte, aus ‘dem, was gesagt ist’, ‘das, was gemeint ist’, herauszukristallisieren und Bedeutungen im Sinn von tieferen subjektiven Wahrheiten zu ergründen. Die Annäherung an erzählte vergangene Realitäten nahm ich im Bewusstsein vor, dass zwischen mündlichem Erzählen, Schreiben und Wirklichkeit Diskrepanzen bestehen. Dabei schliesse ich nicht aus, dass die interviewten Frauen sich in den Interpretationen nicht mehr erkennen.¹³¹

Meine grundlegende Haltung im Interpretationsprozess bezeichne ich als ‚gleichschwebende Aufmerksamkeit‘, welche verhindern sollte, dass theoretische Vorannahmen den Blick für Strukturen im Feld beziehungsweise der Befragten verschliessen.¹³² Gleichzeitig bezog ich meine persönlichen Irritationen, welche sich bei der Lektüre der Quellentexte einstellten, in den Prozess ein.¹³³ Während der Interpretationsarbeit war ich mir zudem bewusst, dass die interviewten Frauen an ihrem Lebensabend standen und sie frühere Loyalitäten und normierende Werte nicht mehr gleich beurteilten wie damals, als sich noch mitten im aktiven Leben standen. Gleichzeitig ist es so, dass prägende Erlebnisse und Erziehung individuell unterschiedlich verarbeitet werden.¹³⁴ Die eigenen Interpretationen betrachtete ich mit systematischer Skepsis, wobei ich mir meinen eigenen Standpunkt über Selbstreflexion und -distanz immer wieder vergegenwärtigte.¹³⁵ Mit jeder Interpretation zielte ich darauf ab, das Geflecht der verschiedenen Perspektiven zu erschliessen, Knotenpunkte zwischen den einzelnen Menschen ausfindig zu machen und auf diese Weise individuelle Geschichten in ihren kulturellen und gesellschaftlichen Kontexten zu analysieren und zu verorten.¹³⁶

¹³⁰ Brügge-meier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 42-60; Fuchs, Möglichkeiten der biographischen Methode, S. 462f.; Perren, Rosenkranz, S. 111. Zum Schweigen cf. Schmidt-Lauber, Brigitta, Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens, in: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Berlin 2005 (Lebensformen 17), S. 145-162; Vonarb, Kriegsalltag, S. 91.

¹³¹ Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 194f.; Brügge-meier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 14; Göpfert, Oral History, S. 110; Ley, Katharina, Die Suche nach dem eigenen Ort. Soziopschoanalytische Überlegungen zu Geschwisterbeziehungen, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 155-167, hier S. 166-168.

¹³² Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 58.

¹³³ Lorenzer, Kultur-Analysen, S. 11-98; Prokop, Szenisches Verstehen; Nadig, Maya, Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Subjektivität und Gesellschaft im Alltag der Otomi-Frauen, Frankfurt/M 1986; Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 323.

¹³⁴ Mayring, Einführung in die qualitative Sozialforschung, S. 20f.; Brügge-meier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 23; Steinbach, Lebenslauf, S. 404; Lequin, Métral, Auf der Suche, S. 350.

¹³⁵ Brügge-meier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 83-86.

¹³⁶ Brügge-meier, Wierling, Einführung, Kurseinheit 3, S. 98; Lequin, Métral, Auf der Suche, S. 358; Grele, Ziellose Bewegung, S. 212.

2.9 Forschungsfeld

Den Zugang zum Forschungsfeld eröffnete mir der Jenazer Schüler Tobias Fehr über seinen Vater. Als Arzt kannte Herr Fehr viele ältere Menschen. Er vermittelte mir mögliche Interviewpartnerinnen und Namen weiterer Kontaktpersonen. Eine zweite Kontaktstelle ergab sich über Marianne Gadiant-Kaufmann, deren Mutter, Annamaria Kaufmann, für mich und meine Fragen immer ein offenes Ohr hatte und mich als Outsiderin durch ihre soliden Kenntnisse der sozialen und gesellschaftlichen Vernetzungen in das Forschungsgebiet einführte. Ich lernte mein Forschungsfeld etwa zeitgleich mit meinen Interviewpartnerinnen kennen.¹³⁷ Die Suche nach Interviewpartnerinnen verlief zufällig und inoffiziell, ganz nach dem Schneeballsystem.¹³⁸

Die Auswahl meiner Interviewpartnerinnen¹³⁹ erfolgte nach folgenden Kriterien: Eine Frau sollte mindestens 80 Jahre alt sein, über eine gute geistige Verfassung und angemessene Erzählbereitschaft verfügen. Zudem sollte sie den grössten Teil ihres Lebens im Mittleren Pättigau verbracht haben.

Den Kontakt mit Dora Bandtli stellte der Bruder von Annamaria Kaufmann her. Er begleitete mich zum ersten Treffen (7.3.1997). Nachdem das Missverständnis – Frau B. meinte, ich wolle bei ihr wohnen – beseitigt war, und ich von mir und meinem Vorhaben berichtet hatte, erklärte sie sich zu einer Zusammenarbeit bereit. Es entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis, welchem Dora Bandtli am 8. Juli 1997 Ausdruck verlieh, indem sie mir das Du anbot. Die Gespräche fanden in ihrem Wohnzimmer statt. Während der insgesamt zehn Treffen (7.3.1997 / 15.3.1997 / 19.3.1997 / 9.4.1997 / 21.4.1997 / 8.7.1997 / 1.4.1998 / 13.6.1998 / 19.8.1998 / 26.10.1998) wurde unser Gespräch lediglich durch gelegentliche Telefonanrufe unterbrochen. Nach dem ‘offiziellen’ Gesprächsteil servierte Dora Bandtli jeweils Pfefferminztee und Süssgebäck. Beim gemeinsamen Mittagessen, zu welchem sie mich am 9. April 1997 spontan einlud, erzählte sie mir ihr lebensgeschichtliches Schlüsselerlebnis. Während einer Familienkrise konnte sie als etwa zehnjähriges Mädchen den Vater davon abhalten, die Mutter mit der Axt zu erschlagen.¹⁴⁰

¹³⁷ Fuchs, Biographische Forschung, S. 228; Montell, William L., Der “Oral Historian“ als Volkskundler, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der “Oral History“, Frankfurt/M 1985 (1980), S. 387-392, hier S. 390; Vonarb, Dorfbewohnerinnen, S. 137-139; Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 76; Broda, Oral History, S.133.

¹³⁸ Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 75; Fuchs, Biographische Forschung, S. 225-227; Lequin, Métral, Auf der Suche, S. 343.

¹³⁹ Flick, Qualitative Sozialforschung, S. 70, 80, 88; Fuchs, Biographische Forschung, S. 71, 224.

¹⁴⁰ Dora Bandtli, 4/A 247-272, 4/B 177-218.

Den Kontakt mit Elisabeth Heim vermittelte mir Annamaria Kaufmann. Nach telefonischer Anfrage bei Elisabeth Heims Tochter konnte ich ein erstes Treffen vereinbaren. Elisabeth Heim reagierte sehr positiv und schilderte mir sofort konkrete Erlebnisse – Tischsitten, Bettruhe für Kinder, Heuen ohne Hilfsmittel. Das Verhältnis zu ihr blieb während der neun Treffen (6.3.1997 / 15.3.1997 / 25.3.1997 / 9.4.1997 / 23.4.1997 / 1.7.1997 / 9.7.1997 / 25.8.1998 / 29.10.1998) eher distanziert. Sie bemühte sich immer um möglichst genaue Erinnerung und chronologische Darstellung. Alle 1997 geführten Gespräche fanden im Wohnzimmer der Jenazer Tochter von Elisabeth Heim statt. Ihr pflegebedürftiger Ehemann hielt sich jeweils im gleichen Raum auf; er unterbrach oder störte das Gespräch trotz seiner altersbedingten Hörschwäche nicht. Das zweitletzte Gespräch führte ich im Wohnzimmer der anderen Tochter, wobei Elisabeth Heim mir in einer für mich erstaunlich abgeklärten Art vom Tod ihres Manns berichtete, der in der Zwischenzeit verstorben war. Das letzte Gespräch fand wieder in Jenaz statt.

Christina Vinzens wurde mir von Elisabeth Heim empfohlen, die ihre Jugendfreundin für diese Art von Gespräch für geeignet erachtete. Es erfolgte eine telefonische Kontaktaufnahme (8.7.1997), die mich verunsicherte. Christina Vinzens konnte sich kaum noch an Elisabeth Heim erinnern und willigte, nachdem sie mir versichert hatte, dass sie ‘nicht viel Schönes’ erlebt habe und sich überhaupt nur schlecht an die Vergangenheit erinnern könne, nur mit grosser Skepsis in ein persönliches Treffen ein. Christina Vinzens für eine Mitarbeit zu gewinnen sah ich vor allem deshalb als Herausforderung an, weil eine solche Selbsteinschätzung für eine zu Beginn des 20. Jahrhunderts geborene Frau eher typisch war und ich daher unbedingt persönlich mit ihr sprechen wollte. Im Verlauf der fünf Gespräche (10.7.1997 / 31.7.1997 / 15.4.1998 / 21.8.1998 / 22.10.1998) entwickelte sich nach und nach ein vertrauensvolles Verhältnis, welches sich in den erzählten Inhalten und im Wechsel von der Sie- zur Du-Form während des Berichtens manifestierte. Die ersten beiden Gespräche fanden vor dem Haus von Christina Vinzens statt, die übrigen in ihrem Wohnzimmer. Nach dem Interview servierte sie mir immer Kaffee oder Tee mit Süssgebäck und liess mich jeweils erst nach der dritten Tasse gehen.

Die Adresse von Leni Gantenbein erhielt ich von Lilly Flury, deren Telefonnummer mir Frau Fehr gegeben hatte. Am 4. Juli 1997 rief ich Leni Gantenbein an, erklärte ihr mein Projekt, worauf sie sich für eine Zusammenarbeit entschied. Das Verhältnis war von einer in positivem Sinn kritischen Offenheit und echtem gegenseitigem Interesse geprägt; ich traf mich fünf Mal mit Leni Gantenbein (8.7.1997 / 1.8.1997 / 9.8.1997 / 17.4.1998 / 27.10.1998) und stellte meine Fragen im Wohnzimmer. Leni Gantenbein befragte mich in der Küche

während eines Mittagessens und zweier Nachtessen, zu denen sie mich beim Vereinbaren der letzten drei Gesprächstermine jeweils herzlich einlud.

Die vier interviewten Frauen bilden, obwohl zwischen 1899 und 1917 geboren, hinsichtlich ihrer Herkunft und ihres Lebenslaufs eine einigermaßen homogene Gruppe. Sie wuchsen in kinderreichen Bauernfamilien auf und lebten weitestgehend in bäuerlich-handwerklichen Strukturen. Alle heirateten in den 1930er-Jahren und gebaren drei beziehungsweise vier Kinder. Sie mussten mit einer minimalen schulischen Ausbildung auskommen und konnten keine Berufslehre absolvieren. Erwerbstätig waren sie in typischen Frauenbereichen: als Zimmermädchen, Dienstbotin, Krankenpflegehelferin und Verkäuferin. Nach der Heirat arbeiteten sie als Bäuerinnen und Handwerkerkattinnen, waren Mütter und verstanden sich am wenigsten als Hausfrauen.

Dora Bandtli (1899-2000) wuchs auf einem Bauernhof auf, welcher zu wenig für den Lebensunterhalt abwarf. Deshalb war ihr Vater auch als Fuhrmann tätig. Sie war das vierte von neun Kindern und, was besonders wichtig war, das älteste Mädchen.¹⁴¹ Während der Sommerferien arbeitete sie als Kindermädchen, nach der Konfirmation zuerst in der Ostschweiz, dann im Engadin und im Prättigau als Dienstmädchen und nach der aufgelösten Verlobung sechs Jahre im Churer Rheintal als Serviceangestellte.¹⁴² Sie heiratete einen Zimmermann, gebar drei Knaben und führte die Arbeiten einer Bäuerin aus: Garten- und Ackerbau sowie Kleintierversorgung. Seit Ende der 1960er-Jahre war sie verwitwet und bewohnte mit dem jüngsten Sohn bis kurz vor ihrem Tod jenes Haus, wo sie seit ihrer Hochzeit gelebt hatte.¹⁴³

Elisabeth Heim (1904-2006) wuchs als jüngstes Kind in einer Bauernfamilie mit zwei Brüdern und einer Schwester auf. Im Sommer half sie jeweils zu Hause mit; nur zweimal war sie als Kindermädchen auswärts engagiert. Nach Ende der Schulpflicht arbeitete sie zwei Saisons als Zimmermädchen im Kurhotel Bad Fideris, danach zehn Jahre als Verkäuferin im Jenazer Konsum.¹⁴⁴ Sie war mit einem Bauern verheiratet, gebar drei Mädchen, wovon eines im Alter von drei Jahren an einem Herzfehler starb.¹⁴⁵ Bis ins hohe Alter lebte sie, abgesehen von ihrem Haushaltjahr bei einer Churer Familie, nie ausserhalb des Prättigaus. Seit der

¹⁴¹ Dora Bandtli, 4/A 247-272, 4/A 541-599.

¹⁴² Dora Bandtli, 1/A 106-211, 1/A 212-299, 1/B 2-25, 1/B 26-37, II 10.

¹⁴³ Dora Bandtli, 1/A 68-96, 1/B 172-179. Die Stelle 1/A 29-43 habe ich nicht transkribiert, weil darin nur Rohdaten zum Lebenslauf geäussert werden. Cf. Hesse, Johannes, Aus dem Lebenslauf von Dora Bandtli, Typoskript, Jenaz 2000.

¹⁴⁴ Elisabeth Heim, 1/A 238-242, 1/A 300-327, 2/A 80-231, II 8.

¹⁴⁵ Elisabeth Heim, 1/B 371-436, I 15.

Aufgabe des eigenen Haushalts wohnte das Ehepaar abwechselnd bei einer ihrer Töchter. Seit Anfang 1998 war Elisabeth Heim Witwe.

Christina Vinzens (1905-2006) war als viertes Kind in eine Bauernfamilie geboren worden und wuchs mit drei älteren sowie zwei jüngeren Brüdern und einer jüngeren Schwester auf. Ihr Vater war zeitweilig als nebenamtlicher Fuhrmann tätig. Sie gebar vier Kinder; der erste Sohn starb bei der Geburt, dann folgten eine Tochter und zwei weitere Söhne.¹⁴⁶ Christina Vinzens arbeitete als Krankenpflegehelferin und Dienstmädchen sowie auf dem elterlichen Betrieb.¹⁴⁷ Ihr Mann, ein 'self-made' Zimmermann, betrieb eine eigene Sägerei. Sie wohnte in ihrem vom Sohn erstellten eigenen Haus und war seit Ende der 1950er-Jahre verwitwet.

Leni Gantenbein (*1917) war das älteste Kind in der Geschwisterreihe. Sie wuchs mit einem Bruder und zwei Schwestern in einem Bauernbetrieb auf. Ihre Mutter war von Beruf Schneiderin und gelegentlich als solche tätig. Die wenigen Jahre zwischen Schulabgang und Heirat – Leni Gantenbein heiratete mit 21 Jahren, für damalige Verhältnisse früh – arbeitete sie auf dem elterlichen Hof mit.¹⁴⁸ Mit ihrem Mann, einem passionierten Bauern, bewirtschaftete sie Hof und Feld. Leni Gantenbein gebar drei Söhne.¹⁴⁹ Seit dem Tod ihres Manns Anfang der 1990er-Jahre bewohnte sie das ehemalige Bauernhaus allein. Heute lebt sie bei einem ihrer Söhne in Landquart.

¹⁴⁶ Christina Vinzens, 1/A 328-350, 1/B 71-95.

¹⁴⁷ Christina Vinzens, 1/A 72-102, 1/A 113-132, 1/A 135-162, 2/A 262-300, 2/A 258-261.

¹⁴⁸ Leni Gantenbein, 1/A 148-173, 1/A 556-570, 1/A 609-657.

¹⁴⁹ Leni Gantenbein, 1/A 24-29, 1/B 213-236.

3. Regionale Bühne – Prättigau zwischen 1880 und 1950

Ende der 1980er-Jahre begannen sich in der Schweiz nach vielen Jahren wieder Historikerinnen und Historiker mit dem Wandel in ländlichen Gesellschaften auseinander zu setzen.¹ Und in den 2000er-Jahren rückte das Thema wieder vermehrt in den Fokus wissenschaftlicher Auseinandersetzung.² Zur Agrargeschichte im 20. Jahrhundert liegen für die Schweiz die beiden Grundlagenwerke *Bauern im Industriestaat* von Werner Baumann und Peter Moser sowie *Stand der Bauern* von Peter Moser vor;³ für Deutschland ist eine umfassende Gesamtdarstellung noch ausstehend.⁴ Zu einzelnen Aspekten gibt es Untersuchungen und Dokumentationen sowohl für verschiedene Bündner Gebiete und Gemeinden,⁵ Schweizer Regionen und Kantone⁶ als auch Arbeiten mit einem vergleichenden

¹ Brodbeck, Flückiger, Moser, Quellen, S. 9; Moser, Kein Sonderfall, S. 137-144; Moser, Peter, *Stand der Bauern*.

² Langthaler, Ernst, *Agrosystems and Labour Relations in European Rural Societies*, 31.08.-02.09.2006, Retz/Österreich, < <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1320> > [Stand 19.09.2006]; Müller, *Mobilising Rural Society*; Schlude, Ursula, *Frauen in der ländlichen Gesellschaft* (Jahrestagung der Gesellschaft für Agrargeschichte e.V.), 15.06.2007, Frankfurt/M, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1715>> [Stand 14.09.2007]; Bagus, Anita, *UnGleichzeitigkeiten. Transformationsprozesse in der ländlichen Gesellschaft der (Vor-)Moderne*, 06.-07.07.2007, Dresden, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1860>> [Stand 31.01.2008]; Schlude, Ursula, Ira Spieker, *Das Bild des Bauern vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert. Selbst- und Fremdzuschreibungen. Deutschland, Europa, USA*, 10.-11.07.2009, Hannover, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2778>> [Stand 17.09.2009]; Lehmbruck, Verena, *Zugänge zur ländlichen Gesellschaft*, 30.04.2011, St. Gallen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3661>> [Stand 24.05.2011].

³ Baumann, Werner, Peter Moser, *Bauern im Industriestaat. Agrarpolitische Konzeptionen und bäuerliche Bewegungen in der Schweiz 1918-1968*, Zürich 1999; Moser, *Stand der Bauern*.

⁴ Kluge, *Agrarwirtschaft*, S. 69.

⁵ Gredig, Hansjürg, *Die Bündner Landwirtschaft in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts*, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1981; Léger, Yvonne, Praden. *Vom Überleben auf dem Dorfe*, Zürich 1982; Schweizerische Stiftung für die Photographie (Hg.), *Tausend Blicke. Kinderportraits von Emil Brunner aus dem Bündner Oberland 1943/44*, Zürich 2002; Conzett, Silvia, *Bergdorf Hinterrhein*, hg. v. der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde u. dem Verein für Bündner Kulturforschung, Baden 2005.

⁶ Jaeggi, Urs, *Berggemeinden im Wandel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung in vier Gemeinden des Berner Oberlandes*, Bern 1964; Gerber, Fritz, *Wandel im ländlichen Leben. Eine sozialökonomische und sozialpsychologische Untersuchung in fünf Gemeinden des Oberemmentals*, Bern, Frankfurt/M 1974; Siegenthaler, Hansjörg, *Die Rede von der Kontinuität in der Diskontinuität des sozialen Wandels – das Beispiel der dreissiger Jahre*, in: Sebastian Brändli, David Gugerli, Rudolf Jaun et al. (Hg.), *Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag*, Basel, Frankfurt/M 1990, S. 419-434; Mathieu, Jon, *Nation und Natur. Probleme der Agrargeschichtsschreibung des Alpenraums*, in: Ernst Bruckmüller, Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), *Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich*, Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2004, Innsbruck, Wien, München 2004, S. 119-131; Moser, Peter, *Kein Sonderfall*; Stuber, Bürgi, *Hüeterbueb*, S. 213-253; Bräuniger, Renate (Hg.), *FrauenLeben Appenzell*, Herisau 1999; Aschwanden Nojima, Prisca, Corina Tresch, Andrea Heinzer et al., *Frauen in Uri. Unbekannte Weggefährtinnen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Altdorf 2000.

und/oder europäischen Blick.⁷ Zu Themen wie dem Alpwesen, Handwerk, Wald, Spital bestehen eigene Publikationen.⁸ Darstellungen zum Prättigau und zu einzelnen Prättigauer Gemeinden sind in Form von Heimatbüchern⁹ und älteren,¹⁰ teilweise seit den 1980er-Jahren wieder aufgelegten Publikationen wie beispielsweise das Buch *Schiers. Geschichte und Kulturgeschichte* von Mathias Thöny oder das *Jenazer Heimatbuch* von Jakob Rudolf Truog¹¹ greifbar.

Das Prättigau ist ein Seitental des Rheintals, bildet den nordöstlichen Kantonsteil Graubündens und verläuft im Wesentlichen in West-Ost-Richtung. Der Talboden steigt von gut 600 auf rund 1400 m ü. M. Die höchsten Bergspitzen erreichen knapp 3000 m. Das wichtigste Fliessgewässer ist die Landquart. Das Tal liegt im Übergangsbereich zwischen dem ozeanisch und dem kontinental geprägten Klima. Die westlichen Winde bringen dem Tal ausreichend Regen und im Talkessel herrschen verhältnismässig hohe Temperaturen. Die produktiven Flächen sind mit über 80 Prozent der Gesamtfläche im kantonalen Vergleich

⁷ Kaschuba, Wolfgang, Carola Lipp, Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Tübingen 1982; Langthaler, Ernst, Reinhard Sieder (Hg.), Über die Dörfer. Ländliche Lebenswelten in der Moderne, Wien 2000 (Kultur als Praxis 4); Bruckmüller, Ernst, Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich, Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2004, Innsbruck, Wien, München 2004; Langthaler, Ernst, Josef Redl (Hg.), Reguliertes Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930-1960. Ernst Bruckmüller zum 60. Geburtstag, Innsbruck, Wien, Bozen 2005 (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2005); Bauer, Alfred, Ländliche Gesellschaft und Agrarwirtschaft im Hunsrück zwischen Tradition und Innovation (1874-1914), Trier 2009 (Trierer Historische Forschungen 64).

⁸ Weiss, Richard, Das Alpwesen Graubündens. Wirtschaft, Sachkultur, Recht, Älplerarbeit und Älplerleben, Reprint der Originalausgabe mit einer Einleitung von Jon Mathieu, Chur 1992 (1941); Jenny, Valentin, Handwerk und Industrie in Graubünden im 19. Jahrhundert. Bestrebungen zur Förderung von Handwerk und Einführung von Industrie als Massnahme zur Hebung des Volkswohlstandes, Chur 1991; Schmitter, Werner, Waldarbeit und Waldarbeiter im Prättigau, Schiers 1991 (1953); Stuber, Bürgi, Hüeterbueb, S. 213-253; Sprecher, Ferdinand, 50 Jahre Prättigauer Krankenhaus und Krankenverein, 1881-1931. Als Jubiläumsgabe für die Mitglieder, Freunde und weiteren Gönner im Auftrage des Vorstandes dargestellt vom Vereinsaktuar Pfarrer Ferd. Sprecher Küblis, Schiers 1931.

⁹ Bardill, Thomas, Luzein mit den Fraktionen Pany, Luzein, Buchen und Putz, Chur 2006; Niggli, Stefan, Ein Tal im Wandel. Das Prättigau von ausgehenden 19. bis ins beginnende 21. Jahrhundert, Schiers 2005; Hansemann-Bergamin, Christian, Ulrich Senn-Stapfer, Das Prättigau, hg. v. Alfred Schneider, Bern, Stuttgart, Wien 1999; Plattner, Hans, Willy Zeller, Das Prättigau, Bern 1963 (Schweizer Heimatbücher: Bündner Reihe 10); Truog, Jakob Rudolf, Jenazer Heimatbuch, Schiers 1945; Zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Genre Heimatbuch cf. Müller, Andreas, Das Heimatbuch. Geschichte – Methodik – Wirkung, 25.-27.10.2007, Tübingen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1807>> [Stand 09.01.2008].

¹⁰ Fient, Georg, Das Prättigau. (sic!) Ein Beitrag zur Schweiz. Landes- und Volkskunde, 2. verm. u. verb. Aufl., Chur 1896 (1896); Gadiant, Andreas, Das Prättigau. (sic!) Ein volkswirtschaftlicher Beitrag, Chur 1921; Clavadetscher, Erhard, Die Walsersiedlungen Danusa, Furna und Valzeina im Prättigau, Separatdruck aus dem Bündner Monatsblatt, 1944.

¹¹ Thöny, Mathias, Schiers. Geschichte und Kulturgeschichte, 2. von Jakob Casal-Heldstab bearb. u. erw. Aufl., Schiers 1995 (1934); Truog, Jakob Rudolf, Jenazer Heimatbuch, 3. von Joos Flury, Matheus Klaas, Josias Rieder, Gaudenz Truog, Andreas Valär, Hans Valer erw. Aufl., Schiers 1982 (1945).

hoch.¹² Das Prättigau umfasst insgesamt 15 Gemeinden, welche sich sowohl im Tal als auch am Hang und in den Seitentälern befinden. Einige Dörfer sind kompakt gebaut, überall finden sich Weiler und Einzelhöfe. Zum mittleren Prättigau gehören die Orte Jenaz, Furna, Luzein, Küblis, Fideris und Saas. Furna liegt auf einer Höhe zwischen 1100 und 1500 m ü. M. und ist eine typische Walser Streusiedlung.¹³

Graubünden war wie andere Schweizer Kantone lange stark landwirtschaftlich geprägt.¹⁴ Der Agrarsektor war bis nach dem Ersten Weltkrieg der wichtigste Erwerbszweig. Im Verlauf der 1920er-Jahre büsste die Landwirtschaft zunehmend an Bedeutung ein und wurde gemäss der Volkszählung von 1930 vom Dienstleistungssektor abgelöst.¹⁵ Gründe für den Rückgang der Landwirtschaft waren die wegen der Kriegskonjunktur gestiegenen Landpreise und ein zunehmendes Missverhältnis zwischen Produktionskosten und Produktpreisen. Nur Kapital besitzende Bauern konnten sich den neuen Marktverhältnissen anpassen. Kleinbauern gerieten in finanzielle Schwierigkeiten und versuchten, am Anspruch der Selbstversorgung und der Gemeinatzung, die noch bis weit ins 20. Jahrhundert bedeutend war, festzuhalten. Jedoch boten die oft sehr kleinen Betriebe vielen Familien weder genug Arbeit noch Einkommen. Einzelne Mitglieder suchten zeitweilig in Fremdenverkehrsorten als Hotelangestellte ihr Auskommen. Frauen arbeiteten vornehmlich als Zimmermädchen, Serviceangestellte und in der Lingerie, Männer als Portiers, Concierges, Kutscher oder Bergführer. Obwohl durch die Arbeit im Hotel viele Bauernbetriebe finanziell gestützt wurden, blieben Vorbehalte gegenüber dem Tourismus bestehen, dies vor allem, weil man befürchtete, dass die jungen Menschen möglicherweise nicht mehr zur bäuerlichen Tätigkeit zurückkehrten. In der Zwischenkriegszeit gingen die Nebenerwerbsmöglichkeiten stark zurück. Frauen, die im Dienstleistungsbereich angestellt waren, hatten die grössten finanziellen Einbussen zu verkraften. Bauern mussten entweder Land pachten und oder einen Zusatzverdienst in der Forstwirtschaft oder im Transportgewerbe suchen. Durchschnittlich umfasste ein Betrieb im

¹² Stuber, Bürgi, Hüeterbueb, S. 213-215.

¹³ Stuber, Bürgi, Hüeterbueb, S. 214; Hansemann-Bergamin, Senn-Stapfer, Prättigau, S. 122-157; Sonderegger, Hanspeter, Winterliches Furna. Ein ursprüngliches Walserdorf, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 8-10, hier S. 9.

¹⁴ Frey, Urs, Die Landwirtschaft, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 39-59; Bonorand, Jachen S., Verschiebungen der bergbäuerlichen wirtschaftlichen Existenzgrundlage in der Zwischenkriegszeit von 1920-1939, Rapperswil 1949, S. 23f.; Kruker, Robert, Alpine Kultur und Gesellschaft, in: Paul Hugger (Hg.), Handbuch der schweizerischen Volkskultur, Zürich 1992, Bd. 3, S. 1003-1038, hier S. 1006-1009; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 86, 124.

¹⁵ Frey, Landwirtschaft, S. 41.; Kessler, Daniel, Der Tourismus, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 89-114, hier S. 97-107; Simonett, Jürg, Verkehr, Gewerbe und Industrie, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 61-88, hier S. 63.

Prättigau etwa fünf Hektaren, der Parzellierungsgrad war klein, weil die Güterteilung nur ausnahmsweise vorgenommen wurde.¹⁶

Im Prättigau waren um 1900 ausgesprochene Graswirtschaften weit verbreitet und das Tal gehörte mit dem Prättigauer Braunvieh zu den bündnerischen Hauptgebieten der Rindviehhaltung. Die landwirtschaftliche Struktur veränderte sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wenig, im mittleren Talabschnitt überhaupt nicht.¹⁷ Im Bereich der Viehzucht zeichnete sich von der Jahrhundertwende an ein Wechsel ab. Die Prättigauer Bauern verloren ihre führende Rolle und der Bezirk Heinzenberg entwickelte sich zum neuen Zentrum moderner Braunviehzucht. Innerhalb der agrarischen Produktion wurde auch der Obstbau wichtig. Diente er im 19. Jahrhundert noch vorwiegend der Selbstversorgung, wurden im 20. Jahrhundert nach dem Bau der Kantonsstrasse auch grössere Mengen Obst exportiert. Mit der Milch der eigenen Ziegen konnte sich eine Bauernfamilie das ganze Jahr über versorgen, Schweine verwerteten die Haushaltabfälle und deckten den Eigenbedarf an Fleisch. Insgesamt nahm der Schmalviehbestand – Schafe und Ziegen – im 20. Jahrhundert kontinuierlich ab; nur während der beiden Weltkriege nahm er vorübergehend zu. Mit den Erträgen aus dem Ackerbau konnte sich eine Bauernfamilie selber versorgen, auch wenn jeweils nur eine sehr kleine Fläche bewirtschaftet wurde. Der Grad der Selbstversorgung war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts recht hoch.¹⁸ Vor allem während der Krisenjahre in der Zwischenkriegszeit wurden die Landwirtschaftsprodukte, je schlechter ihre Absatzmöglichkeiten und -preise wurden, für den Eigengebrauch verwendet.¹⁹ Ab etwa Mitte der 1930er-Jahre stiegen die Einkommen landwirtschaftlicher Betriebe wieder.²⁰ Während des Ersten Weltkriegs erhöhte sich das Ansehen der Bauern stark, denn der Beitrag der agrarischen Bezirke zur Bewältigung der Wirtschaftskrise der 1930er-Jahre war bedeutend,

¹⁶ Frey, Landwirtschaft, S. 42-44.; Bollier, Peter, Der Bevölkerungswandel, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 115-146, hier S. 125-132; Bollier, Peter, Davos und Graubünden während der Weltwirtschaftskrise 1929-1939. Auswirkungen auf Arbeitsmarkt, Beschäftigungs- und Sozialpolitik, hg. v. Staatsarchiv Graubünden, Chur 1995, S. 164; Baumann, Werner, Von der Krise zur Konkordanz. Die Rolle der Bauern, in: Sébastien Guex, Brigitte Studer, Bernard Degen et al. (Hg.), Krisen und Stabilisierung. Die Schweiz in der Zwischenkriegszeit, Zürich 1998 (Die Schweiz 1798-1998. Staat – Gesellschaft – Politik 2), S. 97-113, hier S. 98-107.

¹⁷ Frey, Landwirtschaft, S. 44; Hansemann-Bergamin, Senn-Stapfer, Prättigau, S. 102; Thöny, Mathias, Prättigauer Geschichte. Der Jugend und dem Volk erzählt von Mathias Thöny, Schiers 1991² (1948), S. 178; Stuber, Bürgi, Hüeterbueb, S. 215-217.

¹⁸ Frey, Die Landwirtschaft, S. 44-56. Pfaffen stellt für ein geographisch vergleichbares Gebiet, ein Walliser Bergdorf, ähnliche Verhältnisse fest. Pfaffen, Edwin, Fortbewegung und Transport in einem Bergdorf des Oberwallis. Veränderungen aus der Sicht von Betroffenen, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 205-216, hier S. 205-207.

¹⁹ Simonett, Verkehr, S. 75f.; Metz, Peter sen., Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1914, S. 245-247.

²⁰ Brugger, Ertragslage, S. 39.

auch wenn er statistisch nicht belegt werden kann. Gleichzeitig richtete die 1932 gegründete Bauernhilfskasse Unterstützungsbeiträge an Not leidende Familien aus.²¹

Zwischen Land- und Forstwirtschaft bestanden allgemein und insbesondere im walddreichen Mittellprättigau enge Beziehungen. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stellte die Waldwirtschaft nicht nur für die Gemeinden, welche wegen der Zunahme staatlicher Aufgaben mehr Kapital benötigten und dieses nur über die Nutzung und Bewirtschaftung des Waldes erwirtschaften konnten, sondern auch für die einzelnen Bauern den wichtigsten finanziellen Rückhalt dar. Wie sich der konjunkturelle Einbruch in den 1930er-Jahren auf die Beschäftigungslage auswirkte, ist allerdings zahlenmässig nicht erfasst.²² Viele Bauern waren auf die Waldarbeit als zusätzliche Verdienstmöglichkeit angewiesen. Das kam den Gemeinden, die zu reichen und bedeutenden Holzherren wurden, insofern zugute, als sie auf die Einstellung von spezialisierten, ganzjährig tätigen Holzarbeitern mit dem Argument verzichteten, den eigenen Leuten im Winter die Existenz zu sichern. Gleichzeitig konnte damit die Abwanderung aus den Alpentälern verlangsamt werden.²³ In Hinterrhein bestand für Bauern zudem die Möglichkeit, im Waren- und Personentransport über den Splügen- und San Bernardino-Pass als Säumer Geld zu verdienen.²⁴

Die Bauern selber hielten ihre Tätigkeit im Vergleich zu derjenigen des Waldarbeiters für deutlich wertvoller. Der angestellte Arbeiter, dessen einziges Kapital seine Arbeitskraft war, stellte für sie einen 'gesunkenen' Bauern dar. Bis zum Ersten Weltkrieg waren vorwiegend Tiroler als Holzarbeiter tätig sowie einzelne Bauern, die auf eigene Rechnung beispielsweise als Fuhrmann oder für einen privaten Holzbesitzer arbeiteten. Während und nach den Weltkriegen sicherten sich immer mehr Bauern ihr Auskommen durch Waldarbeit, doch damit verloren sie zum Teil ihr gesellschaftliches Ansehen. Bauern zogen es zudem vor, als Tagelöhner zu arbeiten, um damit die vertraglichen Bindungen, welche zur Akkordarbeit gehörten, umgehen zu können. Die Bedingungen der Akkordarbeit erschwerten nämlich die parallele Führung eines Landwirtschaftsbetriebes stark. Das hatte zur Folge, dass nach dem

²¹ Bollier, Davos und Graubünden, S. 126; Simonett, Verkehr, S. 83; Brugger, Hans, Die Ertragslage der schweizerischen Landwirtschaft 1914 bis 1980, Frauenfeld 1987, S. 11, 16f.; Müller, Philipp, La Suisse en crise (1929-1936). Les politiques monétaire, financière, économique et sociale de la Confédération Helvétique, Lausanne 2010, p. 75-81, 323-327; Moser, Stand der Bauern, S. 84-116.

²² Frey, Landwirtschaft, S. 58; Bollier, Davos und Graubünden, S. 71; Hanseman-Bergamin, Senn-Stapfer, Prättigau, S. 103f.; Schmitter, Waldarbeit, S. 129; Niggli, Tal im Wandel, S. 33-35; Hanseman, Christian, Kübliser Heimatbuch, Schiers 1997, S. 159-172.

²³ Frey, Landwirtschaft, S. 58; Schmitter, Waldarbeit, S. 129, 276.

²⁴ Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 13.

Zweiten Weltkrieg die bedeutenden Wald- und Flösserakkorde von Leuten ausgeführt wurden, die keinen bäuerlichen Hintergrund mehr hatten.²⁵

Eine andere problematische Seite der Waldarbeit war der Alkoholkonsum. Die Schnapsflasche gehörte zur Ausrüstung jedes Waldarbeiters. Schnaps wurde nach dem Essen in der Waldhütte als Verdauungshilfe oder gegen Ende eines anstrengenden Tags reichlich getrunken. Zu einer erfolgreichen Flösserei oder zum Abschluss einer grösseren Holzfuhr, welche jeweils auf einen Samstag gelegt wurden, gehörte ein Essen mit regem Weinkonsum, was in ein regelrechtes Saufgelage ausarten konnte. Es wurde – etwas überspitzt formuliert – jede Gelegenheit genutzt, um Alkohol zu konsumieren. Beispielsweise musste derjenige, der das ‘grösste Holz’ hatte führen dürfen, und auch jener, dem das Fuder durch eine Ungeschicklichkeit umgekippt war, einen Liter Schnaps spendieren.²⁶

Gewerbe und Handel wurden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im ganzen Prättigau von der Holzverarbeitung dominiert. In fast jeder Gemeinde gab es kleinere Schreinereien, oftmals auch eine Sägerei. In Jenaz bestand seit Mitte der 1930er-Jahre ein Hobelwerk mit Holzhandel. In Küblis hatte sich im gleichen Zeitraum ein Holzbauunternehmen etabliert, das Wohn- und Ferienhäuser aus Fertigelementen herstellte.²⁷ Angestellte und Handwerker betrieben nebenbei häufig noch eine kleine Landwirtschaft mit einem Schwein, zwei Kühen und ein paar Hühnern.²⁸ Die Bauern standen den Handwerksbetrieben skeptisch gegenüber. Ihren Widerstand begründeten sie damit, dass man sich vom Handwerk nicht mehr selber ernähren könne.²⁹ Die verschiedenen Konsumgenossenschaften spielten eine bedeutende Rolle, da in ihren Verkaufsstellen nicht nur landwirtschaftliche Produkte aus der Region angeboten wurden, was den Handel förderte, sondern weil sie auch Arbeitsplätze anboten.³⁰ Der Transport landwirtschaftlicher Produkte erfolgte lange vorwiegend durch Mensch und Tiere. Erst allmählich ersetzte das Pferd Ochsen, Rinder und die Kühe als Zugtier. Das Pferd wiederum wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von motorisierten Transportmitteln verdrängt und es setzte eine allgemeine Technisierung ein.³¹

²⁵ Schmitter, Waldarbeit, S. 127f., 168; Kasper-Brasser, Peter, Prättigauer Land- und Forstwirtschaft, in: Terra Grischuna, 31/1 (1972), S. 15-20, hier S. 16; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 30.

²⁶ Schmitter, Waldarbeit, S. 117, 150, 158f., 228-231; Töngi, Claudia, Um Leib und Leben. Gewalt, Konflikt, Geschlecht im Uri des 19. Jahrhunderts, Zürich 2004, S. 189.

²⁷ Walther, Christian, Gewerbe und Industrie im Prättigau, in: Terra Grischuna, 31/1 (1972). S. 27-29; Frey, Landwirtschaft, S. 58; Hansemann-Bergamin, Senn-Stapfer, Prättigau, S. 104; Jenny, Handwerk, S. 125; Hansemann, Kübliser Heimatbuch, S. 185-193.

²⁸ Casal, Wandlungen, S. 86.

²⁹ Jenny, Handwerk, S. 179.

³⁰ Simonett, Verkehr, S. 76.

³¹ Frey, Landwirtschaft, S. 44; Schmitter, Waldarbeit, S. 66 Anm. 46, S. 278-88.

Verkehrstechnisch wurde das Prättigau 1840 mit dem Bau der als Kommerzialstrasse bezeichneten Prättigauerstrasse von Landquart bis Davos erschlossen. Einer Liberalisierung des privaten Autoverkehrs stand die Prättigauer Bevölkerung ablehnend gegenüber. Doch in der kantonalen Volksabstimmung vom 21. Juni 1925 wurde die Öffnung der Strassen für den Automobilverkehr angenommen. Die Prättigauer Bevölkerung musste sich in der Folge an den Pkw-Verkehr gewöhnen. Für Lastwagen bestanden weiterhin Fahrsperrungen, insbesondere für Strecken, welche die Rhätische Bahn bediente.³²

Die Bahnlinie Landquart-Klosters wurde 1889 eingeweiht, die Fortsetzung bis Davos im folgenden Jahr. Zwischen 1913 und 1922 wurde die Rhätische Bahn elektrifiziert.³³

Das Telefon löste nach dem Ersten Weltkrieg allmählich den Telegrafen ab und mit den beginnenden 1920er-Jahren nahmen die ersten Schweizer Radiosender ihren Betrieb auf. Störungsfreier Telefonrundspruch war ab 1932 möglich, zuerst in Chur, Davos und St. Moritz, worauf dort die Anzahl der Radio-Konzessionen rasch anstieg.³⁴

Für die Ansiedlung von Industriebetrieben war das Prättigau nicht attraktiv. Nach dem Ausbau des Strassennetzes und Flusskorrekturen entstanden ein paar wenige bescheidene Industrieanlagen. Im Kreis Küblis waren um 1870 in einer mechanischen Weberei acht Personen beschäftigt, und die AG Bündner Kraftwerke baute im Prättigau Grossanlagen. In Küblis wurde 1922 die zentrale Anlage als bedeutendste Stromproduzentin eröffnet. Doch weil der Stromabsatz zu wenig beworben und die nötigen Leitungen ins Unterland fehlten, mussten die Bauarbeiten 1923 eingestellt werden und der Staat hatte die Kosten der folgenden Sanierung zu tragen.³⁵

Regionaler Tourismus gab es hauptsächlich in Klosters, wohin Gäste trotz Kriegen und Wirtschaftskrisen zur Kur anreisten. Im mittleren Prättigau bestand einzig das traditionsreiche Bad Fideris, welches 1464 urkundlich erstmals fassbar ist und dessen Mineralwasser sowohl für Trink- wie auch Badekuren mit Erfolg verwendet worden war. Nach seiner Blütezeit im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts sank die Zahl der Kurgäste kontinuierlich, bis der

³² Hollinger, Stefan, Graubünden und das Auto. Kontroversen um den Automobilverkehr 1900-1925, Chur 2008 (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte 19), S. 98f., 136-144; Simonett, Verkehr, S. 71f.; Kessler, Tourismus, S. 99; Metz, Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1914, S. 152-162.

³³ Simonett, Verkehr, S. 66, 70f.; Kessler, Tourismus, S. 93.

³⁴ Simonett, Verkehr, S. 74; Kessler, Tourismus, S. 99.

³⁵ Simonett, Verkehr, S. 77-81; Bollier, Bevölkerungswandel, S. 130; Metz, Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1914, S. 104-130; Casal, Wandlungen, S. 86; Niggli, Tal im Wandel, S. 56-61.

Kurbetrieb 1939 geschlossen wurde und die Gebäude sechs Jahre später auf Abbruch verkauft wurden.³⁶

Gemessen am Durchschnitt der vergangenen Jahrzehnte verdreifachte sich zwischen 1888 und 1910 die Bündner Bevölkerung, stagnierte dann im folgenden Jahrzehnt, nahm in den 1920er-Jahren leicht zu und sank während der Weltwirtschaftskrise wieder auf den Stand von 1920. Die Grippewelle von 1918 wirkte sich sichtbar auf die Bevölkerungsentwicklung des ganzen Kantons aus. Die rasche Verbreitung erfolgte vornehmlich durch beurlaubte Militärdienstleistende und die allgemeine Mobilität. Die Epidemie forderte vor allem männliche Opfer. Bei den 20- bis 29-Jährigen starben vier Mal mehr Männer und drei Mal mehr Frauen als in einem durchschnittlichen Jahr.³⁷ Die Scheidungsrate war im mittleren Prättigau tief, worin sich die traditionelle agrargesellschaftliche Struktur, die soziale Kontrolle und der kirchliche Einfluss spiegeln. Der Anteil an geschiedenen Frauen war unabhängig von Alter und Konfession immer höher als jener der Männer, was zusammenhing mit traditionellen Wertvorstellungen, der sozialen Stellung von Frauen ganz allgemein und den für sie ungünstigeren Möglichkeiten, sich wieder zu verheiraten. Im bäuerlichen Umfeld gingen Männer öfter eine neue Ehe ein.³⁸

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stellten ausländische Arbeitskräfte aus Österreich und Italien im Mittleren Prättigau bis 35 Prozent der Bevölkerung. Ihr Anteil sank bis nach dem Zweiten Weltkrieg auf unter zehn Prozent.³⁹

Seit der Jahrhundertwende versuchten Ärzte, die Volksgesundheit zu verbessern, indem sie über gesunde Ernährung referierten und schrieben, um damit das Bewusstsein für gesundes Essen zu fördern. Der Frau wurde – idealisiert im bürgerlichen Modell der Gattin, Hausfrau und Mutter – eine bedeutende Rolle in Haus und Familie zugeschrieben. Eine Bäuerin konnte dieses Idealbild in keiner Weise erfüllen, denn ihre Stellung innerhalb der Familie wurde durch ihre Leistungsfähigkeit im Stall und auf dem Feld bestimmt. In der Zwischenkriegszeit tauchten Forderungen auf, sie zu entlasten, was durch die Aufgabe des Selbstversorgungsanspruchs realisiert werden sollte. Andererseits wurde gerade im Verzicht auf den Anspruch der Selbstversorgung eine Ursache für die Verschlechterung des allgemeinen Gesundheitszustandes gesehen. Die schwerwiegendste Form von Fehlernährung

³⁶ Hansemann-Bergamin, Senn-Stapfer, Prättigau, S. 111; Simmen, Hans, Bad Fideris, in: Bündner Kalender, 145 (1986), S. 35-47; Thöny, Prättigauer Geschichte, S. 227; Fient, Prättigau, S. 15; Niggli, Tal im Wandel, S. 75f.; Kessler, Tourismus, S. 97; allg. zu Kurbetrieben Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 32.

³⁷ Bollier, Bevölkerungswandel, S. 117-121, 138.

³⁸ Bollier, Bevölkerungswandel, S. 132-134.

³⁹ Bollier, Bevölkerungswandel, S. 131f.; Bollier, Davos und Graubünden, S. 68-70, 174; Metz, Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1919, S. 562.

stellte allerdings der übermässige Alkoholkonsum dar, welcher hauptsächlich als Problem der Arbeiterschaft wahrgenommen und bekämpft wurde.⁴⁰

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Verhältnis von Kirche und Staat neu geregelt. In der Kantonsverfassung von 1854 legte man das Kirchenwesen als Gemeindeangelegenheit fest, worauf sich Kirchgemeinden zu konstituieren begannen. Die Verfassung von 1880 erklärte dann die Kirchen für selbständig. Im Prättigau bestand eine konfessionelle Einheit, da das Tal 1520 und 1580 zum reformierten Glauben übergetreten war. Nach 1870 bildeten sich wie in der übrigen protestantischen Schweiz verschiedene kirchliche Richtungen heraus. 1872 entstand die 'Evangelische Gesellschaft des Kantons Graubünden', deren Mitglieder als 'Positive' bezeichnet wurden. 1903 konstituierte sich der 'Verein für freies Christentum in Graubünden', die sogenannten Religiös-Liberalen beziehungsweise Freisinnigen. Später kamen die Religiös-Sozialen aus dem Kreis um Leonhard Ragaz (1868-1945) als dritte Kraft dazu. In den 1930er-Jahren und während des Zweiten Weltkriegs entstanden und florierten die entsprechenden Jugendbünde: In der 'Jungen Kirche' vereinigten sich die Positiven, dem 'Zwinglibund' gehörten die Liberalen an. Die Vertrautheit mit der Bibel kennzeichnete Protestantinnen und Protestanten. Der sonntägliche Kirchenbesuch war nicht nur religiös motiviert, er ermöglichte auch die Pflege von Kontakten und Geselligkeit. Nicht selten schlossen profane Lustbarkeiten an einen Gottesdienst an und kirchliche Feste fanden eine weltliche Fortsetzung. In den protestantischen Kirchgemeinden verfügten die Frauen seit 1919 über das aktive und passive Wahlrecht. Bis Frauen zum Pfarramt zugelassen wurden, dauerte es bis 1965, obwohl die Prättigauer Gemeinde Furna bereits 1931 die erste Bündner Theologin, Frau Margreth Caprez-Roffler, angestellt hatte. Dies führte zwar zu heftigen Protesten und zum zeitweiligen Ausschluss von Furna aus der Bündner Synode, aber nicht zur Entlassung von Margreth Caprez-Roffler.⁴¹ Ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse im Kanton St. Gallen, wo die erste

⁴⁰ Bollier, Bevölkerungswandel, S. 136-138; Jenny, Handwerk, S. 179; Schnyder, Karl, Hygiene und Gesundheitspolitik bei der Gebirgsbevölkerung, in: Beiträge zur Hebung der bündnerischen Volkswirtschaft, 2 (1930), S. 8-14; Gadiant, Prättigau, S. 97-100, 153-162.

⁴¹ Gasser, Albert, Kirche, Staat und Gesellschaft, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 229-247, hier S. 231-243; Thöny, Prättigauer Geschichte, S. 91f.; Metz, Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1914, S. 201f.; Aerne, Peter, „In 100 Jahren wird man es nicht verstehen, dass unsere Zeit so zurückhaltend war.“ Greti Caprez-Roffler als Pfarrerin in Furna 1931-1934 und der Weg zum Frauenpfarramt in der reformierten Bündner Kirche, in: Bündner Monatsblatt, 5 (2003), S. 411-447; Caprez-Roffler, Greti, Die Pfarrerin. Lebenserinnerungen der ersten Bündner Theologin, Chur 1981, S. 22-36.

ordinierte Pfarrerin ihr Leben lang Hilfspfarrerin blieb und die zweite in den Anfangsjahren weder taufen noch konfirmieren durfte.⁴²

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts formulierte der Staat seinen Bildungsauftrag, wonach Kinder und Jugendliche flächendeckend beschult, die Ausbildungen der Lehrkräfte professionalisiert und die Bildungsangebote vereinheitlicht werden sollten. Als typisch bündnerische Merkmale sind die starke Stellung der Gemeinden, der Landschulcharakter, der Mehrklassenunterricht und die Sprachenfrage hervorzuheben, wobei letzterem Merkmal im Prättigau eher geringe Bedeutung zukam, weil das ganze Tal deutschsprachig ist. In der Schulordnung von 1846 wurden die Bildungs- und Erziehungsziele festgelegt. Die allgemeine Schulpflicht regelte den für jedes gesunde Kind verbindlichen Schulbesuch zwischen dem siebten und vierzehnten Altersjahr (§ 18). Der übergeordnete Zweck der Schule bestand darin, die “Jugend zu gesitteten Menschen, verständigen und wohlgesinnten, brauchbaren Bürgern und nach den Grundsätzen der Konfession zu guten Christen“ (§19) zu erziehen. Folgende Unterrichtsfächer wurden für alle Schulen als verbindlich erklärt: christliche Religionslehre, Lesen, Schönschreiben, Kopf- und Tafelrechnen, Muttersprachunterricht und Gesang. Zudem wurde in groben Zügen das Erscheinungsbild der Schüler und Schülerinnen festgelegt: Sie sollten “gekämmt, gewaschen, reinlich und anständig gekleidet zur rechten Zeit in die Schule geschickt werden“ (§25). An diesen Grundsätzen änderte sich bis nach dem Zweiten Weltkrieg im Wesentlichen nichts. 1904 legte man die jährliche Schuldauer auf mindestens 28 Wochen fest.

Im ganzen Kanton wurde die Mehrzahl der Schulklassen – mit Ausnahme des gesonderten Handarbeitsunterrichts für die Mädchen – koedukativ geführt. Ab 1883 bestand ein Gesetz über die weibliche Arbeits- beziehungsweise Nähschule, welches bestimmte, dass vom vierten Schuljahr bis zum Schulaustritt der Besuch des Handarbeitsunterrichts während mindestens dreier Stunden pro Woche obligatorisch sei.⁴³

Die Lehrkräfte wurden in der Regel für ein Schuljahr angestellt, sodass sie zu Wanderlehrern wurden, zumal die Wahl beziehungsweise Kündigung im 19. Jahrhundert oft aus Willkür erfolgte. Die Entlohnung reichte meist nicht zur Sicherung einer minimalen Existenz und erfolgte in Form von Akzidentien wie Wohnung, Holz o.ä. Lehrer waren daher auf eine Nebenbeschäftigung angewiesen, die oftmals darin bestand, einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb zu führen. Diese Arbeitsbedingungen trugen zu häufigem Stellenwechsel, nicht selten auch zum Berufswechsel bei. Nach der Gründung des

⁴² Widmer, Witzig, blütenweiss, S. 19.

⁴³ Metz, Peter jun.: Auf- und Ausbau des Schulwesens. In: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.): Handbuch der Bündner Geschichte. Chur 2000. Bd. 3, S. 213-220.

‘Bündnerischen Lehrervereins’ veränderte sich die Volksschullehrerschaft hinsichtlich Stand und Geschlecht bedeutend. Im Zeitraum zwischen 1851/52 und 1924/25 stieg der Anteil an unterrichtenden Lehrkräfte mit einem Lehrerpapent von 16,5 auf 100 Prozent. Durch die zunehmende Anzahl von Handarbeitslehrerinnen und Frauen, welche die Ausbildung zur (Primar-)Lehrerin absolviert hatten, setzte eine Feminisierung des Berufsstands ein. Gleichzeitig nahm der kirchliche Einfluss im Schulwesen nach und nach ab.⁴⁴

Die 1895 auf Anregung der Gemeinnützigen Gesellschaft Graubünden erfolgte Gründung der Bündner Frauenschule geschah ganz im Sinn der sozialen und geschlechterbezogenen Bedingungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Damit Frauen dem bürgerlich geprägten Idealbild der häuslichen Gattin, der gefühlvollen Mutter und fähigen Hausfrau entsprechen oder als Haushalthilfe beziehungsweise Dienstbotin einer Erwerbstätigkeit nachgehen oder die Familie mit einem Nebenerwerb unterstützen konnten, wurde der Besuch eines passenden Kurses zu einer erstarkten Notwendigkeit. Für Töchter des damals entstandenen entstehenden Bürgertums wurde die Ausbildung zur (Handarbeits-)Lehrerin attraktiv und erstrebenswert. Die grosse Vielfalt der angebotenen Berufsausbildungen kann als Besonderheit der Bündner Frauenschule bezeichnet werden. Angeboten wurden Kurse für einzelne Tätigkeiten wie Kochen und Haushalten (1895), Handarbeit (1912), Hauswirtschaft (1913), Gartenbau (1915) sowie Spinnen und Weben (1937). Weiter gab es Ausbildungen zum Erwerb von Lehrpapenten für Handarbeitslehrerinnen (1917), Hauswirtschaftslehrerinnen (1921) und Kindergärtnerinnen (1947). Die Kurse dauerten jeweils drei Monate und wurden so rege nachgefragt, dass sich in verschiedenen Bereichen mehr Frauen anmeldeten als Ausbildungsplätze zur Verfügung standen.⁴⁵

Politische Parteien wurden in Graubünden in den 1890er-Jahren gegründet,⁴⁶ während gewerkschaftliche Organisationen bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden waren. 1860 gründeten die Buchdrucker die erste eigentliche Gewerkschaft, 1887 folgten die Holz- und 1896 die Metallarbeiter. Die Hotelangestellten vereinigten sich 1886 in der ‘Union Helvetia’. Die Union nahm bis 1919 nur Schweizer Männer auf und verstand sich mehr als Verein für Personen mit gleichem Berufsstand denn als Gewerkschaft.⁴⁷

⁴⁴ Metz, Peter jun., Auf- und Ausbau des Schulwesens, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 211-228, hier S. 218f.

⁴⁵ Metz, Auf- und Ausbau des Schulwesens, S. 226f.

⁴⁶ Collenberg, Adolf, Bewegungen und Parteien, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 259-281, hier S. 267-269.

⁴⁷ Simonett, Verkehr, Gewerbe und Industrie, S. 84 f.

Im Prättigau war die ‚Demokratische Partei‘ fest verankert. Sie verstand sich als mittelständische, auf christlicher Weltanschauung basierende Partei. Mitte der 1930er-Jahre schloss sie sich unter der Führung von Andreas Gadiant der ‚Richtlinienbewegung‘ an.⁴⁸

⁴⁸ Collenberg, Bewegungen und Parteien, S. 279f.; cf. auch die politische Laudatio von Metz, Peter sen., Andreas Gadiant 1892-1976. Ein Leben für Demokratie, Gerechtigkeit und eine unabhängige Schweiz. Niedergeschrieben zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr seines Todestags am 27. Dezember 2001, Chur 2001 (Scala 2, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2002).

4. „Arbeiten musste man, da sind einem die Flausen vergangen.“ – Familienkonstellation und Arbeitsprägung

Christina Vinzens erinnerte sich vor allem daran, dass sie mit ihrer jüngeren Schwester zusammen beim Heuen mithelfen, auf den Kartoffeläckern arbeiten, Futter für Schweine und Ziegen beschaffen und gedörrtes Obst aussortieren musste.¹ Diese Tätigkeiten strukturierten sowohl ihre Beziehungen innerhalb der Familie wie auch ihre Handlungsräume. Deutlich wird, dass die zeitliche Beanspruchung so gross war, dass wenig Freiraum bestand, um eigene Bedürfnisse zu entwickeln und zu verwirklichen. In alpinen und voralpinen Gebieten bestand die Arbeit für den Lebensunterhalt hauptsächlich darin, für Land und Tiere zu sorgen, was die Grundlage der Selbstversorgung darstellte. Alle Familienmitglieder mussten sich daran beteiligen, ohne je finanziell entschädigt zu werden.²

Die ‚Historische Familienforschung‘ etablierte sich in den 1970er-Jahren, wozu gesellschaftliche Veränderungen ausschlaggebend waren, welche durch Babyboom, Pillenknick, sexuelle Revolution oder antiautoritäre Erziehung ausgelöst worden waren. Für eine Geschichte der Familie erschien ein interdisziplinärer Ansatz und das Aufbrechen der klassischen Epochengrenzen notwendig, denn letztere verstellten den Blick auf wichtige Zusammenhänge. Frühe ‚Historische Familienforschung‘ durchbrach die statische Sicht von Familie und zeigte, dass naturhaft Geglaubtes sozial veränderbar war.³ Familie als Forschungsfeld erfreut sich heute grosser Beliebtheit, wobei über einen kulturgeschichtlichen Fokus weitere Forschungsfelder erschlossen werden sollen.⁴ Die von Rolf Peter Sieferle

¹ Christina Vinzens, 1/A 58-72, 2/A 2-73, 2/A 301-353; cf. Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 80; Vonarb, Kriegsalltag, S. 57.

² Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 78, 94; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 17.

³ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 7-11; Konrad, Franz-Michael, Einleitung, in: Franz-Michael Konrad, Kindheit und Familie. Beiträge aus interdisziplinärer und kulturvergleichender Sicht, Münster, 2001, S. 11-20, hier S. 14-16; Lange, Andreas, Kindheit und Familie, in: Jutta Ecarius (Hg.), Handbuch Familie, Wiesbaden 2007, S. 239-259, hier S. 240f.; Sieder, Reinhard, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt/M 1987, S. 17-27; Ehmer, Josef, Michael Mitterauer (Hg.), Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften, Wien 1986, S. 7-20.

⁴ Maurer, Heike, Families and Friends. Narratives on Past, Present and Future, 24.-26.06.2010, Luxemburg, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3270>> [Stand 16.09.2010]; Verlinden, Karla, Familienkulturen – (und) Familientraditionen, 29.-30.01.2010, Hildesheim, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3139>> [Stand 05.06.2010]; Cottier, Maurice, Haus – Familie – Ordnung, 24.-26.11.2010, Rheinfelden, Hochrhein, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3526>> [Stand 02.02.2011]; Jonas, Gabriele, Familienkulturen – (und) Familientraditionen, 28.-29.01.2011, Augsburg, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3722>> [Stand 13.07.2011]; Götte, Petra, Familie als historisches Modell – Gelingen und Scheitern, 27.-28.01.2006, Düsseldorf,

herausgebrachte *Familiengeschichte* ist umfassend angelegt: Er zeigt anhand von historischen Grossereignissen – Erdbeben, Dürren, Epidemien – die besonderen Entwicklungen von Familie in West- und Nordwesteuropa.⁵ Ein historischer Überblick zu Ehe, Familie und Verwandtschaft ist in der von Andreas Holzem und Ines Weber herausgegebenen Aufsatzsammlung zu finden.⁶ Dem *Komplex Familie* widmet sich ein neues Heft der feministischen Studien und bietet einen umfassenden Überblick über nach wie vor aktuelle Themen wie Geschlechter(un)ordnung, Gleichstellungspolitik, Erwerbstätigkeit von Müttern, Stillen oder (k)ein Mann im Haus.⁷ Das aus der Erziehungswissenschaft kommende *Handbuch Familie*⁸ beleuchtet verschiedene Themenfelder wie beispielsweise die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sowie zwischen den Geschwistern,⁹ die relativ junge Mütter- und Väterforschung¹⁰ oder die Rollen von Grosseltern innerhalb von Familien¹¹. Arbeitsbeziehungen in ländlichen Gesellschaften Europas beleuchten die Beiträge in der von Rita Garstenauer, Erich Landsteiner und Ernst Langthaler herausgegebenen Studie *Land-Arbeit*, worin Antworten auf die Frage formuliert werden, wie regionale Arbeitssysteme über Arbeitsbeziehungen in und zwischen ländlichen Haushalten mit der naturalen und sozialen Umwelt verknüpft waren.¹² Die Frauen- und Geschlechterforschung beschäftigt sich seit ihren Anfängen mit Mädchen, wobei die Themenfelder sehr vielfältig sind: geschlechtsspezifische Sozialisation, sozialwissenschaftliche Studien zu Mädchenkörper, -sexualität, -gesundheit und -sport oder historische Mädchenbildung.¹³ Umfassende

<<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1102>> [Stand 16.04.2006]; Toman, Walter, Familienkonstellationen. Ihr Einfluss auf den Menschen, München 2005 (1965).

⁵ Sieferle, Rolf Peter (Hg.), *Familiengeschichte. Die europäische, chinesische und islamische Familie im historischen Vergleich*, Zürich 2008.

⁶ Holzem, Andreas, Ines Weber (Hg.), *Ehe – Familie – Verwandtschaft. Vergesellschaftung in Religion und sozialer Lebenswelt*, Paderborn 2008.

⁷ Gather, Claudia, Regine Othmer, Ulla Wischermann (Hg.), *Komplex Familie, feministische Studien*, 2 (2010).

⁸ Ecarius, Jutta (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden 2007. Cf. auch das Sonderheft des *Historical Social Research*, 30/3 (2005), welches dem Thema ‚Geschwister, Eltern, Grosseltern‘ gewidmet ist.

⁹ Gloger-Tippelt, Gabriele, Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehung, in: Jutta Ecarius (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden 2007, S. 157-178.

¹⁰ Friebertshäuser, Barbara, Michael Matzner, Ninette Rothmüller, Familie. Mütter und Väter, in: Jutta Ecarius (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden 2007, S. 179-198.

¹¹ Brake, Anna, Peter Büchner, Grosseltern in Familien, in: Jutta Ecarius (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden 2007, S. 199-219; Fertig, Georg, Geschwister – Eltern – Grosseltern. Die Historische Demographie zwischen den Disziplinen, in: *Historical Social Research*, 30/3 = 113 (2005), S. 5-14.

¹² Garstenauer, Landsteiner, Langthaler, *Land-Arbeit*, S. 12-17.

¹³ Kelle, Helga, Mädchen. Zur Entwicklung der Mädchenforschung, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004, S. 360-369, hier S. 360-365; Benninghaus, Christina, Kerstin Kohtz, „Sag mir, wo die Mädchen sind...“. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999, S. 7; Benninghaus, Christina, *Verschlungene Pfade – Auf dem Weg zu einer Geschlechtergeschichte der Jugend*, in: Christina

lebensgeschichtliche Studien zum Verhältnis von Mädchen und deren Eltern, vor allem den Müttern, stehen in der historischen Forschung noch aus.¹⁴ Nicht nur in der Soziologie und Anthropologie, sondern auch in der Geschichtswissenschaft wurde dem Themenfeld ‚Kindheit‘ in den letzten Jahren wenig Beachtung geschenkt, gleichzeitig besteht zwischen der Kindheits- und der Genderforschung ein produktives Spannungsverhältnis.¹⁵ Zu den wenigen vorliegenden Arbeiten zur Kindheit gehört die umfangreiche Untersuchung von Ann-Françoise Praz, worin sie der Frage nachgeht, wie sich die gesellschaftliche Wahrnehmung und die alltagspraktische Betätigung von Mädchen und Knaben zwischen 1860 und 1930 veränderte.¹⁶ Das gemeinsame Essen als wichtiger Familienanlass, Treffpunkt und Ort für Begegnung und Auseinandersetzung wurde in der ‚Historischen Familienforschung‘ bisher – abgesehen von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung bei der Zubereitung von Mahlzeiten – noch wenig beachtet.¹⁷

Die Familie stellt eine wichtige Sozialisationsinstanz dar. Auf folgende Fragen formuliere ich in diesem Kapitel Antworten:

- Wie erinnerten sich die interviewten Frauen an die Mutter und den Vater?
- Welche Ereignisse und Haltungen prägten die Frauen?
- Wie prägten Mutter und Vater die Handlungsräume der Frauen?
- Welche Bedeutung hatte die Position innerhalb der Geschwisterreihe für die interviewten Frauen? Wie gestalteten sie die Beziehungen zu ihren Geschwistern?
- Wie eigneten sie sich familieninterne Handlungsräume an? Wie ordneten sich in die Familienkonstellation ein und wie prägte die Kinderarbeit das Selbstbild der interviewten Frauen?

Charakteristisch für ‚die Familie‘ in Westeuropa im beginnenden 20. Jahrhundert war, dass sie als Kernfamilie – Eltern und Kinder – bestand und gleichzeitig mit dem Ehepaar nicht verwandte Mägde und Knechte umfasste. Für letztere stellte der so genannte Dienst im

Benninghaus, Kerstin Kohtz, „Sag mir, wo die Mädchen sind...“. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999, S. 9-32, hier S. 9-22.

¹⁴ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 113.

¹⁵ Eibach, Joachim, Kinship. Historical and Contemporary Frontiers, 15.-17.05.2008, Florenz, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2127>> [Stand 26.05.2008]; Schweizer, Herbert, Soziologie der Kindheit. Verletzlicher Eigen-Sinn, Wiesbaden 2007.

¹⁶ Praz, Ann-Françoise, De l'enfant utile à l'enfant précieux. Filles et garçons dans les cantons de Vaud et Fribourg (1860-1930), Lausanne 2005.

¹⁷ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 606-608.

fremden Haus eine Übergangszeit im Lebenslauf dar.¹⁸ ‚Familie‘ verstehe ich als differenziertes, diffiziles Gefüge von Beziehungen und Bindungen, gleichzeitig als dynamische systemische Einheit, welche sich mit den Lebensphasen der einzelnen Mitglieder verändert. Familie ist also ein sozialer Raum, wo die Kräfteverhältnisse und Machtverteilung der Mitglieder immer wieder neu ausgehandelt sowie die geschlechtsspezifischen Aufgabenbereiche verbindlich festgelegt wurden und werden.¹⁹ Familien waren die Gelenkstelle für die biologische Kontinuität wie die Reproduktion des sozialen Gefüges. Materielles wie kulturelles Kapital wurde von einer Generation an die nächste weitergegeben.²⁰ Über die konkrete Ausgestaltung gesellschaftlicher Rollenmuster und geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung fand die Reproduktion sozialer Ungleichheit zwischen Mann und Frau in verdichteter Weise statt.²¹ In der bäuerlichen Familienwirtschaft bestand eine Arbeitsgemeinschaft, welche alle Mitglieder umfasste und in welcher alle aufeinander angewiesen waren.²² Innerhalb der Familie und des Betriebs hatten die Frauen eine starke Stellung; sie hielten Familie und Gemeinschaft zusammen. Weil sie eine grosse Arbeitslast und viel Verantwortung trugen, wurde ihre Arbeit geachtet und die Frauen besaßen hohes Selbstvertrauen.²³ Der Zusammenhalt zwischen den Frauen war in der Regel stark, die Beziehungen eng und sehr wichtig.²⁴ Männer verrichteten diejenigen Arbeiten, welche grossen Krafteinsatz erforderten; Frauen führten oftmals mehrere Arbeitsgänge gleichzeitig aus und arbeiteten beinahe pausenlos. Deshalb war ihr Kraftaufwand am Ende eines Tages etwa ähnlich hoch wie derjenige der Männer. Zudem waren sie häufig schwanger oder stillten. Trotz der geschlechtsspezifisch festgelegten Zuständigkeitsbereiche wechselten

¹⁸ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 14; Reinhard, Lebensformen Europas, S. 205-207, 214; Ecarius, Jutta, Nils Köbel, Katrin Wahl, Familie, Erziehung und Sozialisation, Wiesbaden 2011, S. 13-15.

¹⁹ Kreppner, Kurt, Sozialisation in der Familie, in: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, 4. völlig neubearb. Aufl., Weinheim 1991, S. 321-334, hier S. 323f.; Ecarius, Köbel, Wahl, Familie, S. 18, 98.

²⁰ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 86; Ecarius, Jutta, Katrin Wahl, Bildungsbedeutsamkeit von Familie und Schule. Familienhabitus, Bildungsstandards und soziale Reproduktion – Überlegungen im Anschluss an Pierre Bourdieu, in: Jutta Ecarius, Carola Groppe, Hans Malmede (Hg.), Familie und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen, Wiesbaden 2009, S. 13-33, hier S. 14-21; Ecarius, Köbel, Wahl, Familie, S. 81-85; Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis, S. 139-164.

²¹ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 97; Beer, Geschlecht, S. 45-52, 268 f.; Steinbach, Lebenslauf, S. 415f.; Passerini, Arbeitersubjektivität, S. 298; Klagsbrun, Francine, Der Geschwisterkomplex. Liebe und Hass, Rivalität und Zusammenhalt – ein Leben lang, München 1992, S. 389.

²² Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 16f., 27; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 78, 94; Widmer, Witzig, Blütenweiss, S. 17; Bardill, Luzern, S. 258; Schnyder, Hygiene, S. 12; Perren, Rosenkranz, S. 44.

²³ Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 30f.; Perren, Rosenkranz, S. 9.

²⁴ Perren, Rosenkranz, S. 18, 95.

Frauen und Männer je nach Bedarf das Arbeitsfeld zu Gunsten eines möglichst ergiebigen Umgangs mit ihren Ressourcen, wobei Männer sich weniger in sogenannt weiblichen Arbeitsfeldern betätigten.²⁵ Meine Interviewpartnerinnen wiesen dagegen darauf hin, dass sie gerade die ausgesprochenen Männerarbeiten wie Mähen, Heutragen oder Holzbeschaffen nicht oder nur ausnahmsweise ausführen mussten.²⁶ Hatte die bürgerliche Frau ihre Fähigkeiten vor allem als Erzieherin der Kinder, als Köchin und Hausfrau unter Beweis zu stellen, gehörte die Hausarbeit nicht zu den zentralen Betätigungsfeldern der Bäuerin. Viel wichtiger war der Garten- und Ackerbau, die Schmalvieh- und Schweinehaltung sowie ihre Beteiligung beim Heuen, die hauptsächlich darin bestand, das Heu zu zetzen und zu rechen.²⁷ Bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden im Vergleich zu heute wesentlich kleinere landwirtschaftliche Flächen von mehr Bauern und Bäuerinnen bewirtschaftet. Die Arbeit war körperlich anstrengender, der Arbeitsablauf jedoch gemächlicher.²⁸

Im Dorf, wo die Menschen nahe zusammen wohnten und sich gut kannten, war die soziale Kontrolle stark. Familie und Dorfgemeinschaft legten die Handlungsmuster und die Wertvorstellungen fest. Für die soziale Anerkennung galten Fleiss, Gehorsam, Sparsamkeit und Bescheidenheit als angesehene Tugenden.²⁹ Bildung und Ausbildung hatten einen untergeordneten Stellenwert. Gottesfurcht sowie Respekt und Gehorsam den Eltern gegenüber stellten auch im bäuerlichen Milieu sehr wichtige Erziehungskordinaten dar,³⁰ wobei das Verhalten und Vorbild von Eltern und Geschwistern, die Rollenteilung und der in der Familie

²⁵ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 19; Schmid, Pia, „Weibliche Arbeiten.“ Zur Geschichte von Handarbeiten, in: Walburga Hoff, Elke Kleinau, Pia Schmid (Hg.), Gender-Geschichte/n. Ergebnisse bildungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung, Köln 2008, S. 49-71, hier S. 61; Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 106; Vonarb, Kriegsalltag, S. 66f.; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 124; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 197; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 233; Bollier, Bevölkerungswandel, S. 137f.; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 80, 86; Beer, Geschlecht, S. 205f.; Gredig, Bündner Landwirtschaft, S. 11; Weiss, Alpwesen, S. 294-298; Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 78; Inhetveen, Heide, Margret Blasche, Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, Opladen 1983, S. 154-156.

²⁶ Elisabeht Heim, 2/B 652-706 (Mähen); Dora Bandtli 2/A 472-569 (Mähen); Leni Gantenbein, 3/A 202-228 (Tragen).

²⁷ Gadiant, Prätigau, S. 61-70; Vonarb, Kriegsalltag, S. 66; Ecarius, Köbel, Wahl, Familie, S. 18-21; Gerber, Wandel, S. 131.

²⁸ Bardill, Luzein, S. 256.

²⁹ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 32; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 336f.; Ecarius, Köbel, Wahl, Familie, S. 9.

³⁰ Tanner, Albert, Arbeitsame Patrioten – wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995, S. 240-243; Töngi, Um Leib und Leben, S. 289; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 18; Widmer, Witzig, Blütenweiss, S. 17. Zum Milieu-Begriff cf. Gippert, Wolfgang, ‚Milieu‘ als Konzept der Historischen Familienforschung, in: Jutta Ecarius, Carola Groppe, Hans Malmede (Hg.), Familie und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen, Wiesbaden 2009, S. 35-56, hier S. 36-43; Ecarius, Köbel, Wahl, Familie, S. 39, 44-48; Senn, Recht, S. 135f.; Ecarius, Jutta, Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen, Opladen 2002, S. 222-228.

vorherrschende Kommunikationsstil die Kinder beeinflussten.³¹ Das Autoritätsgefälle zwischen Eltern und heranwachsenden Kindern änderte sich langsamer als in anderen Milieus. Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde von den Jugendlichen erwartet, dass sie unentgeltlich auf dem elterlichen Betrieb mitarbeiteten.³² Der Zwang zur Mithilfe schuf für Mädchen einen ganz eigenen Hintergrund für die lebensgeschichtliche Bedeutung von Arbeitserziehung und -disziplin.³³

4.1 „Sie hat dann schon schwerer gearbeitet, als irgendwie eine Frau arbeitet.“ – Mütter und Väter

Elisabeth Heim erinnerte ihre Mutter als Frau, welche sich durch ein besonderes Arbeitsvermögen auszeichnete,³⁴ wobei sie als konkrete Tätigkeiten ausschliesslich traditionelle Frauenarbeiten nannte wie Acker- und Gartenarbeit, die arbeitsintensive Wäsche und den Haushalt.³⁵ Dazu gehörte auch das Nähen und Flicken sowie die Kinderpflege.³⁶ Die durchweg positiv besetzte Arbeitsleistung prägte die interviewten Frauen stark; die Mutter wurde in der Regel als wichtigstes Vorbild erinnert.³⁷

Christina Vinzens hob in mehreren Erzählungen hervor, dass ihre Mutter jeweils von September bis Weihnachten Unmengen Obst gedörft hatte, wobei nie etwas verdarb,³⁸ und charakterisierte sie wie folgt: „Ja, soviel gearbeitet wie die hat im ganzen Prättigau niemand. Nein, also sie, sie ist eben eine starke Frau gewesen, sonst hätte sie das niemals machen können.“³⁹ Christina Vinzens quantifizierte das Arbeitspensum ihrer Mutter über eine geographische Einheit, wodurch sie einen Zusammenhang zwischen einer geleisteten Arbeitsmenge und einer räumlichen Ausdehnung konstruierte. Dass sie das Tal als Vergleichseinheit verwendete, bringt meines Erachtens ihre Distanzerfahrung zum Ausdruck.

³¹ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 38; Vonarb, Kriegsalltag, S. 35.

³² Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 78, 94; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 17; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 42.

³³ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 107; Aschwanden Nojima, Russi, Z'graggen, Weggefährtinnen, S. 159.

³⁴ Elisabeth Heim, II 6.

³⁵ Elisabeth Heim, 4/A 258-288, II 6.

³⁶ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 85-87.

³⁷ Perren, Rosenkranz, S. 95; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 194.

³⁸ Christina Vinzens, 1/A 113-132, 2/A 301-353, I 19, I 20; cf. dazu Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 158f.; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 65; Vonarb, Kriegsalltag, S. 57.

³⁹ Christina Vinzens, 2/A 301-353.

Dadurch ist die superlative Dimension der geleisteten Arbeit optimal veranschaulicht. Die explizite Bezeichnung ‚starke Frau‘ verstärkt dieses Bild, wodurch Christina Vinzens ihre grosse Achtung gegenüber der Mutter ausdrückte.

Leni Gantenbein berichtete nicht ohne Stolz, dass ihre Mutter eine gelernte Schneiderin gewesen war und vor allem im Winter auch Auftragsarbeiten ausgeführt hatte. Die Mutter arbeitete oft „in der Nacht“ und war „froh“ über die Hilfe ihrer Tochter, welche Leni Gantenbein als „selbstverständlich“ bezeichnete.⁴⁰ Obwohl sie ihre Mutter nicht als überfordert oder überlastet beschrieb, deutete sie dies in der Bemerkung, die Grossmutter hätte mehr Geduld als die Mutter gehabt, zumindest an.⁴¹ Die berufliche Tätigkeit der Mutter führte innerhalb der Familie zu Spannungen. Leni Gantenbein erinnerte sich, dass ihr Vater der Meinung war, die Arbeit würde sich finanziell zu wenig lohnen.⁴² Dennoch orientierte sich Leni Gantenbein an ihrer Mutter und verhielt sich so wie sie: „[I]ch habe das für selbstverständlich gehabt [gehalten], dass ich es immer etwa gemacht habe wie die Mutter gemeint hat, oder ich habe einfach gar nicht, ich weiss nicht, ob ich mich nicht getraut habe, oder, oder habe ich einfach gemeint, das gehöre nicht zu sein, dass ich jetzt, selber irgendetwas...“⁴³ Diese Aussage macht deutlich, dass Leni Gantenbein nicht versuchte, neue Handlungsräume auszuloten oder zu verändern, sondern sich mit ihrer Mutter und deren Rollenverständnis identifizierte. Dass sie dabei mehrmals ansetzte, um den jeweiligen Gedanken zu formulieren, deutet ich so, dass sie gewisse Verhaltensmuster zwar für problematisch hielt oder ablehnte, sich aber dann doch in den bekannten Bahnen bewegte. Dora Bandtli hielt fest, dass ihre Mutter „eben auch noch“ auf dem Feld arbeitete, den Mädchen jeweils nach dem Mittagessen die Haare kämmte, um allfälligen Läusebefall frühzeitig zu erkennen, und gegen die Ansicht des Vaters durchsetzte, dass ihre Kinder am Sonntag mit den anderen Dorfkindern spielen durften.⁴⁴ Meine Frage, wie sie ihre Mutter charakterisieren würde, beantwortete Dora Bandtli wie folgt:

„Ja, sie hat schwere Zeiten gehabt. ‘Mh’. Also, fast jedes Jahr ein Kind, und... Der Vater ist auch nicht gerade so ein... Und sein Fuhrwerk, er hat dann da noch einen gehabt, der dann auch gerne... Er ist so auch nie nach Hause gekommen. Einmal, weiss ich, da ist er... Ja, und dann hat er dann nicht gerne gehabt, wenn wir dann gegessen haben, bevor er gekommen ist. Ich weiss, einmal sind wir alle am Tisch gewesen, und danach... Die Mutter hat es eben einfach übernommen, und ist dann vom Tisch weg, und dann ist der Vater ihr hinterher. Und wir sind dann, ich habe dann einfach irgendwie, irgendetwas, Angstgefühle gehabt, und bin hinterher. Und dann ist sie gekniet am ‘Schiitstock’ [Stock, auf dem man

⁴⁰ Leni Gantenbein, 1/A 609-657.

⁴¹ Leni Gantenbein, 1/A 277-337; cf. dazu Ecarius, Köbel, Wahl, Familie, S. 37-39.

⁴² Leni Gantenbein, 1/A 609-657.

⁴³ Leni Gantenbein, 2/A 264-301.

⁴⁴ Dora Bandtli, 4/A 541-599, 4/A 632-693, 4/B 55-77; cf. dazu Schnyder, Hygiene, S. 8-14.

Holz spaltet] vor dem, vor dem Haus, dort, wo wir den 'Schiitstock' immer gehabt haben. Und der Vater wollte gerade die Axt nehmen, in die Hände... Und dann bin ich nur so vor ihn hingestanden, ich bin eine Kleine gewesen, immer, <lacht > und habe [gesagt]: 'Nein Vater, mach nicht.' Danach hat er aufgehört und hat auch zu weinen begonnen, und, und dann sind sie hineingekommen, in die Stube, und wir haben 'Znacht' [Abendbrot] gegessen, aber es ist allen der Appetit vergangen gewesen, dann. Das [ist das] einzige Mal gewesen, wo er so böse geworden ist. (...) Ja, sie hat schon viel arbeiten müssen. (...)⁴⁵

Dora Bandtli beschrieb ihre Mutter in der Klammer der eigentlichen Erzählung: schwere Zeiten und viel Arbeit. Deutlich wird, dass Schwangerschaften und anstrengende Tätigkeiten weniger an den Kräften zehrten als die andauernden Spannungen, welche beinahe in einer Familienkatastrophe endeten.

Dora Bandtli erzählte mir diese Szene bei unserem gemeinsamen Mittagessen vom 9. April 1997; während unserer Interviews konnte ich das Erzählte zweimal aufzeichnen. Am 1. April 1998 fügte sie das Ereignis ganz spontan an die Erinnerungen über Spannungen in ihrer Ehe an. Am 13. Juni 1998 stand die Szene im Mittelpunkt der Erinnerungen an ihre Mutter. Für Dora Bandtli war das Erlebnis ein Schlüsselerlebnis und formte ihre Lebensmaxime 'miteinander reden'.⁴⁶ Sie hatte sich selber dem drohenden Axthieb ausgesetzt,⁴⁷ und mit dem einfachen Satz sowie einer Handbewegung – sie hob während jeder Erzählung beide Arme in die Höhe – die Bedrohung abwenden können. Ihre erfolgreiche Intervention halte ich für eine ausgesprochen mutige Tat. Dora Bandtli bewegte sich weit über den Handlungsradius eines Mädchens hinaus.

Gefragt nach der Erinnerung an ihren Vater, erzählte Dora Bandtli dieselbe Szene, wobei sie in dieser Fassung deutlich mehr Sätze abbrach und hörbare Schwierigkeiten hatte, sie in Worte zu fassen.⁴⁸ Den wirklichen Grund für den Gewaltausbruch ihres Vaters, den übermässigen Alkoholkonsum, konnte Dora Bandtli erst angeben, als sie über ihren Bruder berichtete, welcher dasselbe Problem hatte.⁴⁹ Der Alkoholismus des Vaters war ein Familiengeheimnis und belastete die ganze Familie nachhaltig: Angst und Schweigen herrschten vor.⁵⁰ Das Heimkommen des Manns beziehungsweise des Vaters stellte für Frau und Kinder einen

⁴⁵ Dora Bandtli, 4/B 177-218.

⁴⁶ Dora Bandtli, 3/A 99-117.

⁴⁷ Cf. Töngi, Um Leib und Leben, S. 237, 293.

⁴⁸ Dora Bandtli, 4/A, 247-272.

⁴⁹ Dora Bandtli, 3/A, 99-117.

⁵⁰ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 88, 100, 177; Töngi, Um Leib und Leben, S. 239f., 244f.; Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 119, 139f.; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 541; Klagsbrun, Geschwisterkomplex, S. 277. Zur Alkoholdebatte s. auch Rutschmann, Thomas, Der schweizerische Alkoholdiskurs im 19. Jahrhundert, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2005. Zu häuslicher Gewalt s. Opitz, Claudia, Brigitte Studer, Frédéric Sardet, Häusliche Gewalt, in: traverse, 2 (2005), S. 17-24.

äusserst prekären Moment dar, in welchem sich oft Gewaltausbrüche ereigneten, falls die Frauen nicht schwiegen, sondern ihren Männern Vorwürfe wegen des Trinkens oder des fehlenden Verdiensts machten.⁵¹ Dass Dora Bandtlis Mutter entschieden hatte, ohne ihren Mann zu essen und dann schweigend vom Tisch wegging, reichte an diesem Abend für eine massive Demonstration seiner Macht. Ob eine Situation eskalierte und Gewalt angewendet wurde, hing davon ab, wie viel Prestigeverlust und Infragestellung der eigenen Identität für die Beteiligten auf dem Spiel stand.⁵² Gleichzeitig stellte – und stellt wohl auch heute noch – die Tisch- beziehungsweise Essgemeinschaft den ältesten und wichtigsten Begegnungsort einer Familie dar und war beziehungsweise ist das zentrale Symbol der Macht- und Arbeitsteilung. In der Tisch- und Sitzordnung manifestierte beziehungsweise manifestiert sich zudem das Beziehungsgefüge innerhalb der Familie.⁵³

Die Alkoholkrankheit ihres Vaters verortete Dora Bandtli in seiner Fuhrmannstätigkeit, zu welcher der Alkoholkonsum als fester Bestandteil des Arbeitsprozesses gehörte.⁵⁴ Darauf und auf den Umstand, dass er ‚nicht immer nur gute Gesellschaft‘ hatte, wies sie in beiden Erzählungen hin. Die Ausdrucksweise ‚nicht immer nur gute Gesellschaft‘ ist eine beschönigende Wendung.

Dora Bandtli baute, wie in Familien mit Alkoholikern als Vätern oft festgestellt wurde, eine sehr enge Beziehung mit ihrer Mutter auf, welche bis ins Erwachsenenalter dauerte.⁵⁵ Sie verbrachte später ihre Ferien regelmässig zuhause, wo sie ihrer Mutter beim Flicken half.⁵⁶ Während ihrer Erzählungen über Kinderspiele hielt Dora Bandtli fest, dass ihr Vater manchmal den Knaben Kühe aus Holz anfertigte.⁵⁷ Dadurch fügte sie dem Bild des harten und unberechenbaren Vaters eine weiche und fürsorgliche Facette hinzu.

Christina Vinzens erinnerte sich an ihren Vater als Mann, welcher für den Eigenbedarf ein Haus zimmerte – Bauern konnten auch die Geräte für Haus, Stall und Feld mehrheitlich selber

⁵¹ Töngi, Um Leib und Leben, S. 252, 263f.; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 645f.

⁵² Töngi, Um Leib und Leben, S. 176-179, 398.

⁵³ Töngi, Um Leib und Leben, S. 245, 251; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 121f.; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 38f.; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 524, 606f., 610, 615; Reinhard, Lebensformen Europas, S. 141-143; Schaller, Sabine, Familie – Geschlecht – Alkoholismus. Geschlechtsspezifische Ausdeutungen und der Blick auf die Familien (1880-1930), in: Eva Labouvie, Ramona Myrrhe (Hg.), Familienbande – Familienschande. Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft, Köln 2007, S. 213-238.

⁵⁴ Schmitter, Waldarbeit, S. 228-230; Schnyder, Hygiene, S. 14.

⁵⁵ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 212f.; Schaller, Familie – Geschlecht – Alkoholismus, S. 225-234.

⁵⁶ Cf. Kapitel 7.5 Freie Zeit und freiwillige Arbeit.

⁵⁷ Dora Bandtli, 4/A 632-693; cf. Stuber, Bürgi, Hüeterbueb, S. 243; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 86; Kaestli, Mont Soleil, S. 86.

herstellen⁵⁸ – und der im Winter im Auftragsverhältnis Holz und Heu transportierte. Diese Arbeit war nötig, „um eine Familie durchzubringen“⁵⁹, denn der Ertrag aus der Landwirtschaft reichte für die Selbstversorgung nicht aus.⁶⁰ Trotz äusserster Anstrengungen gelang es ihrem Vater nur mit Mühe, für den Unterhalt der Familie aufzukommen, was Christina Vinzens von ihm erwartet hatte. Wie der Vater ihre aktive Mithilfe einforderte, hielt sie wie folgt fest: „Dann habe ich dann, ja, ich habe manchmal, wenn die Mutter nicht gerade etwas, habe ich dann eben gehäkelt, und dann hat der Vater [gesagt]: 'Es wäre gescheiter, du würdest der Mutter beim Strümpfestopfen helfen.' <lacht>“⁶¹ Die Inszenierung als direkte Rede und der verwendete Kasernenhofton zeigen, dass die Situation Christina Vinzens noch im hohen Alter emotional stark bewegte. Stellte Häkeln für sie eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung dar, so verlangte ihr Vater, dass sie ihre Zeit ausschliesslich für jene Arbeiten einsetzte, welche einen unmittelbaren, sichtbaren Nutzen für die Familie hatten. Im abschliessenden herzhaften Lachen löste sie die Anspannung auf, was zeigte, dass sie gelernt hatte, mit ihrer Zurechtweisung und Einschränkung umzugehen. Die beschriebene Szene ähnelt stark der bürgerlichen Familie des 18. und 19. Jahrhunderts, in welcher von allen erwartet wurde, ständig tätig zu sein. Die Regie führte in der Regel der Vater, auch bei den weiblichen Arbeiten.⁶² Die Szene zeigt, dass bürgerliche Verhaltensweisen und Ideale im bäuerlichen Umfeld rezipiert und gelebt wurden.

Elisabeth Heim berichtete in verschiedenen Zusammenhängen von ihrem Vater, den sie zusammenfassend als einen „ganz fleissige[n] Mann“⁶³ bezeichnete. Wie er mit ihr umging, zeigt die folgende Erzählung: „Und dann beim Heuen, beim Heuen natürlich, da bin ich dann wohlangesehen gewesen. Der Vater hat oft gesagt, wie ich ihm das Frühstück gebracht habe, da sei er froh, und ich könne so rechnen, ja, Freude bezeugt, und dann habe ich gemeint, ich habe etwas geleistet. <lacht> [...] Ja. Das weiss ich dann noch, dass er so rühmen konnte.“⁶⁴ Das väterliche Lob legte eine Grundlage, auf welcher Elisabeth Heim ein gutes Selbstwertgefühl entwickeln konnte.⁶⁵ Dadurch wurde sie zu weiterer Mitarbeit angespornt.

⁵⁸ Jenny, Handwerk, S. 125.

⁵⁹ Christina Vinzens, 2/A 262-300.

⁶⁰ Cf. dazu die Äusserungen von Christina Vinzens, 1/A 276-281, II 9 und Elisabeth Heim, 1/A 570-576, 1/B 100-110.

⁶¹ Christina Vinzens, I 19.

⁶² Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 52.

⁶³ Elisabeth Heim, II 5.

⁶⁴ Elisabeth Heim, 1/A 193-206.

⁶⁵ Cf. Perren, Rosenkranz, S. 43f.; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 73; Blosser, Ursi, Franziska Gerster, Töchter der guten Gesellschaft. Frauenrolle und Mädchenerziehung im schweizerischen Grossbürgertum um 1900, Zürich 1985, S. 42-44.

Um etwas Sackgeld zu verdienen, sammelten Kinder im Schulalter beispielsweise Schlüsselblumen oder Heidelbeeren,⁶⁶ Elisabeth Heim suchte Arnika. Das verdiente Geld gab sie dem Vater, weil sie fand, dass „zuerst er noch Freude“⁶⁷ haben müsse. Dieses Verhalten stellt nicht nur ein Heischen nach Anerkennung dar, sondern ist Ausdruck davon, dass Elisabeth Heim ihren Beitrag leisten wollte und konnte und dadurch gute Gefühle entwickelte. Der Vater half Elisabeth Heim oft bei den Hausaufgaben und übte mit ihr Kopf- und Zinsrechnen, wobei sie erst „in den späteren Jahren“⁶⁸ verstand, was er damit erreichen wollte. Am Abend spielte er oft mit den Kindern ‘Zwölfi- und Nünimal’,⁶⁹ wozu sie festhielt, er habe sich „mehr verweilt“⁷⁰. Mit ‚mehr‘ drückte Elisabeth Heim aus, dass er im Gegensatz zur Mutter Zeit hatte, um mit den Kindern zu spielen.

Leni Gantenbein hielt während ihrer Beschreibung verschiedener Spiele nachdrücklich fest, ihr Vater habe gerne und oft gejasst, es sei „fast das erste gewesen, was uns der Vater gelehrt“ habe, wobei er „nie in die Wirtschaft gegangen“⁷¹ sei. Auf diese Weise verbrachte er Zeit mit seinen Kindern, schonte das Haushaltsbudget und vermied den Alkoholkonsum.⁷²

Wirtshausbesuche waren auch in anderen Regionen nur sonntags üblich.⁷³

Als Leni Gantenbein ihre acht Jahre jüngere Schwester beim Pipimachen einmal in den Mist fallen liess, was ihr einen gehörigen Schrecken einjagte, weil sie glaubte, die Schwester würde nicht mehr reden lernen können, konnte der Vater sie beruhigen.⁷⁴ Auch im Erwachsenenalter stellte er für Leni Gantenbein einen wertvollen und wichtigen Diskussionspartner dar,⁷⁵ wodurch sie ihr gutes Verhältnis ausdrückte. Leni Gantenbein zeichnete ihren Vater als ein positiv besetztes, nachahmenswertes Vorbild.

⁶⁶ Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 70.

⁶⁷ Elisabeth Heim, 4/A 580-594.

⁶⁸ Elisabeth Heim, 1/A 207-237.

⁶⁹ Elisabeth Heim, 1/A 207-237, 4/A 258-288.

⁷⁰ Elisabeth Heim, 4/A 258-288.

⁷¹ Leni Gantenbein, 1/A 277-337; cf. auch Elisabeth Heim, 4/A 59-70.

⁷² Töngi, Um Leib und Leben, S. 174f., 250f.; Bündner Frauenschule (Hg.), zwei links - zwei rechts. 1895-1995: 100 Jahre Bündner Frauenschule, 100 Jahre Frauenbildung, Chur 1995, S. 117; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 644-647.

⁷³ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 32.

⁷⁴ Leni Gantenbein, 1/A 210-276.

⁷⁵ Leni Gantenbein, 2/B 497-511.

4.2 „Die älteste hat eben helfen müssen.“ – Geschwister

Dora Bandtli war zwar nicht die Erstgeborene, aber die älteste Tochter,⁷⁶ woran sie immer die Bemerkung knüpfte, dass sie im Haushalt mithelfen musste. An einer anderen Stelle hielt sie explizit fest, dass an ihr „am meisten“ hängen blieb⁷⁷ und „jedes Jüngere hatte etwas weniger zu tun gehabt“⁷⁸. Damit verwies sie auf die Geschwisterfolge und -dynamik und die ihr übertragenen Aufgaben und Verantwortlichkeiten.⁷⁹

Die Geschwisterreihenfolge und die dazugehörenden Rollen stellen neben der Beziehung zu den Eltern eine zweite bedeutende Grundlage für die individuelle Identitätsentwicklung dar, da auf dieser Basis das früheste Bild der eigenen Person gebildet wird.⁸⁰ Daran änderte der zu Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzende Rückgang der Kinderzahl, wodurch sich zwar die Geschwisterbeziehungen innerhalb der Familie wandelten, nichts Grundlegendes.⁸¹ Mädchen, vor allem die älteren und ältesten, übernahmen oft einen grossen Teil der Hausarbeit – Kochen, jüngere Geschwister Aufziehen, Nähen – während ihre Mütter auf dem Feld arbeiteten. Freie Zeit im Sinne der heutigen Freizeit kannten die Mädchen nicht.⁸² In kinderreichen Familien wurde den jüngeren Kindern oft die Botschaft vermittelt, sie seien eine Belastung für die Arbeitsgemeinschaft; ältere Geschwister lehnten sie zum Teil ab, weil sie einen Essenden mehr am Tisch bedeuteten. Hingegen wurden in materiell gut abgesicherten Familien jüngere Kinder sehr willkommen geheissen.⁸³

Die interviewten Frauen äusserten sich eher zurückhaltend über ihre Geschwister.

Dora Bandtli hatte drei ältere Brüder und fünf jüngere Schwestern und wies geradezu ostentativ in verschiedenen Zusammenhängen auf ihre Position als ältestes Mädchen hin.⁸⁴

Weder ihre Aufgaben noch ihre Befindlichkeit vermochte sie sprachlich zu fassen, worin ich die grosse Belastung, der sie ausgesetzt war, gespiegelt sehe. Wie sie damit umging, hielt sie äusserst knapp fest: „Und dann kommt man einfach ‘getrüllet’ [sich wehren, auf eigenen

⁷⁶ Dora Bandtli, 4/A 541-599.

⁷⁷ Dora Bandtli, 2/B 305-371.

⁷⁸ Dora Bandtli, 4/B 55-87.

⁷⁹ Klagsbrun, Geschwisterkomplex, S. 56-62; Bosshard-Kälin, Hinshaw-Fischli, spruchreif, S. 39.

⁸⁰ Klagsbrun, Geschwisterkomplex, S. 8, 54; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 6; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 207. Zu Geschwisterdynamiken im bürgerlichen Umfeld cf. Schnyder, Arlette, Geschwistergeschichten. Alltagsgeschichte des Geschwisternetzwerks einer Schweizer Pfarrfamilie 1910-1950, Baden 2008.

⁸¹ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 28-30.

⁸² Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 85; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 201f.; Perren, Rosenkranz, S. 43.

⁸³ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 207.

⁸⁴ Dora Bandtli, 2/B 305-371, 4/A 247-272, 4/A 541-599.

Füssen stehen].“⁸⁵ Sowohl die unpersönliche Man-Formulierung wie auch die Passivkonstruktion zeigen, dass sie den Prozess nicht aktiv mitgestalten konnte. Gleichzeitig kommt darin zum Ausdruck, dass sie sich erfolgreich behauptete, grosse Arbeitspensen bewältigte und mit Verantwortung umzugehen lernte. Ihre Rolle als umsichtige Schwester nahm sie auch als Erwachsene wahr.⁸⁶ Einer ihrer Brüder war wie der Vater alkoholkrank, weshalb sie den Pfarrer bat,⁸⁷ mit ihm zu sprechen. Als der Bruder sich bei ihr erkundigte, ob sie das Gespräch veranlasst hatte, bejahte sie dies freimütig.⁸⁸ Dora Bandtli nutzte so ihren Handlungsraum aus und versuchte, wenn auch nur indirekt, auf das Verhalten ihres Bruders einzuwirken und eine ähnlich bedrohende Situation zu verhindern, wie sie sie als Kind erlebt hatte. Der Bruder war über den Besuch des Pfarrers und dessen Intervention nicht begeistert, was Dora Bandtli sehr emotional berichtete: „Er hat dann noch einmal zu mir gesagt, der Bruder: ‚Ja, und dann ist dann noch jemand zum Pfarrer gegangen.‘ Und dann sage ich: ‚Ja, das bin ich gewesen.‘ <lacht> Ja, also, das müsse ich ihm jetzt sagen, das sei ich gewesen. Ich habe gedacht, dass nicht... Wenn Familie da ist... Und danach hat er dann schon... Ist es gut gewesen. Eben, sprechen mit den Leuten.“⁸⁹ Dass Dora Bandtli ihr Bekenntnis, dass sie den Pfarrer gebeten hatte, mit ihrem Bruder zu reden, als direkte Rede inszenierte, zeigt, wie angespannt das Verhältnis zwischen den beiden Geschwistern war. Auffallend ist, dass sie nach den bekennenden Sätzen nur noch fragmentierte Aussagen hervorbrachte. Dies lese ich als Ausdruck davon, dass der Gedanke an den Vater und die Vorstellung, ihr Bruder hätte gleich handeln können, sie noch im hohen Alter betroffen machte und ihre sprachliche Ausdrucksfähigkeit beschränkte. Dennoch hielt sie an ihrer Lebensmaxime fest – reden miteinander.

Christina Vinzens nahm innerhalb der Geschwisterreihe dieselbe Position wie Dora Bandtli ein: Sie wuchs mit drei älteren Brüdern, einer jüngeren Schwester und zwei jüngeren Brüdern auf.⁹⁰ In keiner ihrer Erzählungen beschrieb sie ihr Verhältnis zu einem ihrer Geschwister. Darauf angesprochen, zählte sie lediglich die verschiedenen Berufstätigkeiten auf: Die Brüder waren in der Holz- und Milchverarbeitung, als Fuhrmänner und einer als Metzger tätig, wobei letzterer eine Berufslehre absolviert hatte. Die Schwester arbeitete als Serviceangestellte.⁹¹ In ihrer Erzählung über den im Verhältnis zu den Mädchen grossen Kleiderverschleiss der

⁸⁵ Dora Bandtli, 2/B 305-371.

⁸⁶ Cf. Klagsbrun, Geschwisterkomplex, S. 116, 242-246.

⁸⁷ Töngi, Um Leib und Leben, S. 228-230.

⁸⁸ Dora Bandtli, 3/A 99-117; Töngi, Um Leib und Leben, S. 252.

⁸⁹ Dora Bandtli, 3/A 99-117.

⁹⁰ Christina Vinzens, 1/A 113-132.

⁹¹ Christina Vinzens, 2/A 354-390.

Knaben bezeichnete sie diese als „‘Bolderi’ [Polterer]“⁹² und deutete damit an, dass sie grobe Umgangsformen hatten.

Leni Gantenbein wuchs als ältestes Kind mit einem drei Jahre jüngeren Bruder, einer acht und einer 14 Jahre jüngeren Schwester auf. Sie musste oft auf ihre Schwestern aufpassen,⁹³ wobei für sie die Betreuung der 14 Jahre jüngeren Schwester „nicht mehr eine Belastung“ darstellte und sie auch keine Angst mehr hatte, sie mache „etwas falsch oder nicht richtig.“⁹⁴ Dies bedeutet aber auch, dass die Beaufsichtigung ihrer acht Jahre jüngeren Schwester eine grosse Verantwortung dargestellte und mit Unsicherheit verbunden war. Leni Gantenbein betonte, dass die Beziehung zur jüngsten Schwester sehr eng war und eher einem Mutter-Tochter-Verhältnis als einer Schwesternbindung entsprach: „Aber, ich glaube, eben, sie hat in mir dann auch fast mehr eine Mutter gesehen. ‘Mh’. Aber eben, ich habe dann auch zurecht gelegt an ihr, und schon die Idee gehabt, sie müsse auch tun, wie ich wolte. <lacht>“⁹⁵ Leni Gantenbein machte sich während ihrer Pubertät mit der Säuglings- und Kinderpflege vertraut und übte sich in mütterlicher Fürsorge.⁹⁶ Mit entspanntem Lachen und Augenzwinkern hielt sie denn auch fest, dass sie eine „Riesenfreude“ an der jüngsten Schwester hatte und diese ihr „Lehrblätz [Gesellenstück]“⁹⁷ war.

Elisabeth Heim wuchs als jüngstes Kind mit zwei Brüdern und einer Schwester auf.⁹⁸ Zum einen wurde sie „manchmal“ von ihren Geschwistern „geängstigt“. Während der Heuernte brachte Elisabeth Heim ihrem Vater am frühen Morgen jeweils das Frühstück ins Maiensäss. Der Weg führte an einem Schuppen vorbei, wo möglicherweise ein „’Vorbeigehender““ übernachtet habe, wie ihr ihre Geschwister weismachten.⁹⁹ Elisabeth Heim fürchtete sich an dieser Stelle jedes Mal. Sie musste sich rasch eine kritische Einstellung aneignen und lernen, die Angaben anderer auf ihre Richtigkeit hin zu überprüfen. Zum anderen hatten ihre Geschwister auch Vorbildfunktion: „Das habe ich dann gemerkt, dass ich alles nachmachen muss, was diese... [...] Aber man hat dann auch gemerkt, dass man Anerkennung hat, wenn man es dann macht. [...] Und eben, da haben sie mich für willig gehabt, dass ich es mache.“¹⁰⁰ Über ihre freiwillige Arbeitstätigkeit konnte Elisabeth Heim Wertschätzung generieren, wobei

⁹² Christina Vinzens, 2/A 262-300.

⁹³ Leni Gantenbein, 1/A 148-173, 1/A 210-276; cf. Bosshard-Kälin, Hinshaw-Fischli, spruchreif, S. 39; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 270.

⁹⁴ Leni Gantenbein, 1/A 210-276.

⁹⁵ Leni Gantenbein, 1/A 148-173.

⁹⁶ Klagsbrun, Geschwisterkomplex, S. 141f.; Leni Gantenbein, 1/B 132-138.

⁹⁷ Leni Gantenbein, 2/A 188-199.

⁹⁸ Elisabeth Heim, 1/A 238-242.

⁹⁹ Elisabeth Heim, 1/A 132-155.

¹⁰⁰ Elisabeth Heim, II 7.

aus dem Erzählkontext nicht hervorgeht, ob sich das 'sie' auf die Eltern, die Geschwister oder beide bezieht. Elisabeth Heim wurde in jedem Fall zu weiterer Mitarbeit angespornt und sie verband die Tatsache, das jüngste Kind zu sein, mit positiven Erinnerungen.¹⁰¹

4.3 „Alle mussten helfen.“ – Kinderarbeit

Elisabeth Heim beschrieb die Situation von Bauernkindern kurz und prägnant, indem sie sagte, dass alle mitarbeiten mussten.¹⁰²

Kinderarbeit war bis weit ins 20. Jahrhundert weit verbreitet und gesellschaftlich akzeptiert. Die bäuerliche Familienerziehung war auf eine möglichst frühe Einbindung der Kinder in den Produktionsprozess ausgerichtet, was ambivalent war. Zum einen verlangten die Eltern ihren Kindern viel ab und nahmen wenig Rücksicht auf deren Bedürfnisse, zum anderen erfüllte eine erfolgreiche Erledigung landwirtschaftlicher und/oder häuslicher Arbeiten die Kinder mit Stolz und gab ihnen Selbstbewusstsein und Stärke. Jemand zu sein, den man brauchen konnte und der zum Familienunterhalt tatkräftig beitrug, stellte eine wichtige persönlichkeitsbildende Erfahrung dar.¹⁰³ Kinder als Arbeitshilfen waren in protestantischen Bauernfamilien nötig und von der Kirche erwünscht. Dies entsprach nicht nur einer Erziehungstradition, sondern es ging dabei auch darum, dass die Kinder Wissen und Techniken erwarben und sich in eine bestehende Ordnung einfügten.¹⁰⁴ Mädchen hatten in der Regel schon früh ein festes Pensum an hauswirtschaftlichen Pflichten zu übernehmen: Beaufsichtigen jüngerer Geschwister, Mithilfe in Haushalt und Garten. Aber auch Knaben mussten im Haushalt arbeiten.¹⁰⁵ Je kleiner der Betrieb, desto höher war der Anteil an Frauen- und Kinderarbeit, weil der Mann einer Erwerbstätigkeit nachging.¹⁰⁶ Zu einer deutlichen Entlastung der Kinder von harter

¹⁰¹ Cf. Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 37.

¹⁰² Elisabeth Heim, 1/A 243-272; cf. Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 106; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 94, 177.

¹⁰³ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 211; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 30; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 590-594; Bosshard-Kälin, Hinshaw-Fischli, spruchreif, S. 225; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 36; Perren, Rosenkranz, S. 15, 45, 58f.; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 194; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 143; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 8; Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 125.

¹⁰⁴ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 88, 206f.; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 37-39; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 585; Badinter, Elisabeth, Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1981 (frz. Erstausgabe 1980), S. 36-44.

¹⁰⁵ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 212; Perren, Rosenkranz, S. 95, 127; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 193.

¹⁰⁶ Baumann, Moser, Bauern im Industriestaat, S. 271; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 88, 96.

körperlicher Arbeit kam es erst durch die zunehmende Mechanisierung der Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein.¹⁰⁷

Elisabeth Heim ordnete ihren Arbeitseinsatz in das Bemühen um möglichst weitgehende Selbstversorgung ein. Sie sammelte Johannis-, Heidel- und Himbeeren, half Konfitüre herzustellen, trug Holz und Wasser ins Haus, sammelte Arnika, legte bei ihrer Tante Kartoffeln ein und strickte Strümpfe. Für die letzten drei Tätigkeiten erhielt sie Geld, für ein Paar Strümpfe beispielsweise 1.20 Franken, was für sie „viel“ war.¹⁰⁸ Das Geld gab sie ihren Eltern ab, weil sie ihnen und sich selber eine Freude bereiten wollte.¹⁰⁹ Dies hielt sie wie folgt fest: „Aber man hat dann auch gemerkt, dass man Anerkennung hat, wenn man es dann macht.“¹¹⁰ Elisabeth Heim formulierte ihre eigene Erfahrung als allgemeinen Sachverhalt, wodurch sie ihr mehr Gewicht verlieh. Weil sie schon als Kind aus eigener Initiative arbeiten musste, eignete sie sich selbständiges, eigenverantwortliches Handeln für eine soziale Einheit wie die Familie an und entwickelte ein positives Selbstwertgefühl. Christina Vinzens erzählte, dass sie auf einem grossen Bauernbetrieb aufwuchs und die ihr aufgetragenen Arbeiten „widerstandslos“ erledigte, denn „man hat gemeint, das müsse so sein“.¹¹¹ Während einer anderen Erzählung erwähnte sie, dass die Eltern „froh“¹¹² waren über die helfenden Hände und hielt fest, „ja, ‘herrjee’, sobald man ein Werkzeug halten konnte, musste man in die Pflanzenreihen auf den Acker.“¹¹³ Sowohl Dora Bandtli wie auch Elisabeth Heim machten inhaltlich und sprachlich ähnliche Aussagen.¹¹⁴ Ich schliesse daraus, dass sie sich beide oft und intensiv daran erinnerten, wie sie mit Werkzeug umzugehen lernten, und sich so eine stehende Wendung bildete. Für Kinder wurde oft deren Grösse und Können angepasste Arbeitsgeräte angefertigt.¹¹⁵ Christina Vinzens kannte nichts anderes als die Mitarbeit und bezog daraus Wertschätzung der Eltern. Während unseres Gesprächs über die Schulzeit betonte sie, dass sie es ihrer Meinung nach „auch schön“ hatten, obwohl sie „streng

¹⁰⁷ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 591; Russi, Annalise, „Tüä ja niä leernä mälchä.“ Urner Bäuerinnen im Wandel der neuen Agrarwirtschaft, in: Prisca Aschwanden Nojima, Corina Tresch, Andrea Heinzer et al., Frauen in Uri. Unbekannte Weggefährterinnen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Altdorf 2000, S. 108-137, hier S. 111.

¹⁰⁸ Elisabeth Heim, 1/A 132-155, 1/A 193-206, 4/A 526-571, 4/A 580-594; cf. auch Dora Bandtli, 2/A 89-108.

¹⁰⁹ Elisabeth Heim, 4/A 526-571.

¹¹⁰ Elisabeth Heim, II 7.

¹¹¹ Christina Vinzens, 2/A 2-73.

¹¹² Christina Vinzens, 2/A 486-495.

¹¹³ Christina Vinzens, 2/A 2-73.

¹¹⁴ Dora Bandtli, 4/A 541-599, Elisabeth Heim, II 3.

¹¹⁵ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 591; Kaestli, Mont Soleil, S. 87; Praz, De l'enfant utile, S. 147-160.

arbeiten“¹¹⁶ mussten. Sie sah ihre Mitarbeit auch in einem positiven Licht, obschon sie bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gefordert war. Schliesslich wusste sie, während sie mir über ihre Mühen als Kind erzählte, dass sie eine starke und tatkräftige Frau geworden ist, wozu wohl auch die Kinderarbeit einen Beitrag geleistet hatte. Diese Aussage will ich keineswegs als Befürwortung der Kinderarbeit verstanden wissen.

Für Leni Gantenbein war die Mitarbeit „einfach für selbstverständlich“¹¹⁷, wobei sie nicht alle Arbeiten gleich gerne ausführte. So beaufsichtigte sie ihre Schwestern gerne und kochte mit Freude, das Heuen hingegen empfand sie als mühsam: „Aber heuen und so, ist dann doch ziemlich ‘anhebig’ [streng] gewesen, da durfte man dann nicht gerade so, nur gerade so sagen, jetzt tue man nicht mehr, und <lacht> man möge nicht mehr.“¹¹⁸ Leni Gantenbein lernte bereits als Kind, dass es Situationen gab, in denen der Einsatz aller verfügbaren Arbeitskräfte nötig war, und sie erlebte wohl mehrmals, dass sie durchhalten konnte. Obwohl ihre Handlungsräume festgelegt waren, konnte sie persönliche Vorlieben wie beispielsweise das Kochen ausleben.

Als ich mit Dora Bandtli über ihre Arbeiten sprechen wollte, welche sie als Kind zu Hause erledigen musste, wechselte sie immer wieder das Thema.¹¹⁹ Dass sie darüber nicht eingehend berichten wollte, bringt ihre unangenehmen Gefühle zum Ausdruck, welche mit diesen Erinnerungen verbunden waren. Ich vermute, dass sie sich davor schützen wollte. Obwohl sie angab, dass jedes Kind seine „kleine Aufgabe“¹²⁰ – wischen, betten, rüsten, abwaschen, Geschirr trocknen –¹²¹ zu erledigen hatte, hielt sie auch fest, dass die Knaben „zuerst auch etwas wischen“¹²² mussten. Meine Frage, ob die Brüder dieselben Arbeiten wie sie zu erledigen hatten, verneinte sie und erklärte, dass die Knaben „nachher [...] die grobe Arbeit gemacht“¹²³ hatten. Die Zeitangaben ‚vorher‘ und ‚nachher‘ sind zwar unpräzise, doch sie geben an, dass die geschlechtsspezifischen Tätigkeiten an ein bestimmtes Alter gebunden waren. Den Knaben wurden neue Arbeiten zugewiesen, sobald sie den Mädchen kräftemässig überlegen waren. Damit öffneten sich für die Knaben im Gegensatz zu den Mädchen neue Handlungsräume.

¹¹⁶ Christina Vinzens, II 12.

¹¹⁷ Leni Gantenbein, 1/A 609-657.

¹¹⁸ Leni Gantenbein, 1/A 277-337.

¹¹⁹ Dora Bandtli, 4/A 541-599, 4/B 55-87.

¹²⁰ Dora Bandtli, 4/B 55-87.

¹²¹ Dora Bandtli, 4/A 541-599, 4/B 55-87.

¹²² Dora Bandtli, 4/A 541-599.

¹²³ Dora Bandtli, 4/A 541-599.

Dora Bandtli schloss ihre Ausführungen zu meiner Frage nach ihrer freien Zeit als Kind wie folgt ab: „Und dann hat man dann eben mit..., haben sie dann gespielt. Wenn sonst nicht etwas nötig gewesen ist. Sonst hat man gelegentlich, manchmal hat man zu tun gehabt, helfen, oder so. (...) Das hat man dann schon.“¹²⁴ Spielen konnte sie nur, nachdem alle Arbeiten erledigt waren, wobei dies ‚gelegentlich‘ und ‚manchmal‘ der Fall war. Diese Angaben stehen im Widerspruch zu ihren Aussagen über ihre Mitarbeit als ältestes Mädchen. Die Passage verstehe ich so, dass Dora Bandtli nach Erinnerung zum Thema Spielen als Kind suchte, wozu ihr kaum etwas, zur geleisteten Mitarbeit jedoch viel in den Sinn kam. ‚Gelegentlich‘ und ‚manchmal‘ setze ich deshalb in Beziehung zu den Möglichkeiten zu freiem Spiel, auch wenn sie explizit im Zusammenhang der Mithilfe stehen. Ich unterstelle Dora Bandtli hier, dass sie während des Sprechens gedanklich nochmals zum Spielen zurückkehrte und sich deshalb dieser Wortlaut ergab.

In kinderreichen Familien war es üblich, dass diejenigen “Kinder, die zu Hause nicht genug zu tun gehabt haben“¹²⁵, den Sommer über bei einer anderen Bauernfamilie für Kost und Logis und allenfalls ein kleines Entgelt arbeiten mussten, welches sie vollständig den Eltern abgaben.¹²⁶ Doch Christina Vinzens und Leni Gantenbein waren immer auf dem elterlichen Hof tätig. Christina Vinzens hatte zwar viele Geschwister, aber der Frauenanteil in der Familie war mit zwei Frauen gering. Leni Gantenbein musste vor allem im Sommer oftmals die Rolle des Kindermädchens übernehmen.¹²⁷

Elisabeth Heim verbrachte zweimal den Sommer bei einer anderen Familie. Dabei gab sie als Zehnjährige ihre Zusage, als „Kindsmagd“¹²⁸ zu arbeiten, bevor sie mit den Eltern darüber gesprochen hatte. Sie konnte deren Bedenken erfolgreich zerstreuen und verwirklichte ihr Bedürfnis nach einer Erfahrung, welche sie von ihren älteren Geschwistern kannte,¹²⁹ selbstsicher und eigenständig.

¹²⁴ Dora Bandtli, 4/B 41-51.

¹²⁵ Dora Bandtli, 4/A 541-599.

¹²⁶ Jörger, Paula, Die Schwabengänger, in: Bündner Kalender, 1939, S. 11-14, hier S. 11; Aschwanden Nojima, Russi, Z'graggen, Weggefährtinnen, S. 159; Praz, De l'enfant utile, S. 164-169; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 42; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 591. Cf. auch Seglias, Loretta, Die Schwabengänger aus Graubünden. Saisonale Kinderemigration nach Oberschwaben, Chur 2004 (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte 13); Leuenberger, Marco, Loretta Seglias (Hg.), Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen, Zürich 2008.

¹²⁷ Leni Gantenbein, 1/B 132-138.

¹²⁸ Elisabeth Heim, II 8. Der Ausdruck ‘Kindsmagd’ existiert in dieser Form zwar nicht, ich brauche ihn deshalb, weil mit dem Begriff ‘Kindermädchen’ das im Wort ‘Kindsmagd’ enthaltene Begriffsfeld semantisch nicht erfasst werden kann. Kindermädchen wird mit dem bürgerlichen und nicht mit dem bäuerlichen Umfeld assoziiert und enthält die mit Magd ausgedrückte grundsätzliche Arbeitshaltung des Dienens nicht.

¹²⁹ Elisabeth Heim, II 10.

Für Dora Bandtli und einige ihrer Geschwister gehörte der Aufenthalt während des Sommers bei einer anderen Bauernfamilie zu den wiederkehrenden Ereignissen im Jahresablauf.¹³⁰ Sie erwähnte diese Zeit im Verlauf der Gespräche mehrmals und berichtete lebendig und ausführlich darüber. Als sie das erste Mal darüber sprach, hielt sie fest, dass sie selber jeweils die Aufgabe eines „Kindsmägdlein[s]“ erfüllte und die Knaben Geissen, Schafe oder Heimkühe hüteten.¹³¹ Schafe- und Ziegenhüten gehörte zu den üblichen Arbeiten von Knaben, wobei im Bergell auch Mädchen diese Tätigkeit ausübten, wenn Knaben fehlten.¹³² Die Schaf- und Ziegenhirten sowie den Heimküher wählte die Gemeindeversammlung. Waren die Leute mit ihrer Arbeit zufrieden, erhielten sie ein Trinkgeld und Naturalien wie beispielsweise Brot.¹³³ Obwohl der Kleinviehbestand im 19. Jahrhundert stark zurückgegangen war, wurden in Jenaz bis zum Zweiten Weltkrieg Ziegenherden von mehr als 300 Tieren gehalten.¹³⁴

Mädchen wie Knaben gingen auch auswärts den geschlechtsspezifisch festgelegten Arbeiten nach und hatten daher nur selten Gelegenheit, ein neues Tätigkeitsfeld kennenzulernen. Im Alter von zwölf Jahren erlebte Dora Bandtli, wie ihr Arbeitgeberpaar an einem Sonntag ohne vorgängige Mitteilung vom Hof wegging und sie mit einem Neugeborenen, zwei Knaben und der Ziege alleine gelassen wurde. Zwar meisterte Dora Bandtli diese besondere Herausforderung, trotzdem hielt sie sie für eine Zumutung: „Aber ich habe oft erst nachher, ja, ein Jahr danach, Jahre nachher habe ich gedacht, eigentlich ist es doch eine Verantwortung gewesen, so ein Kind mit drei, mit drei solchen kleinen Kindern dalassen.“¹³⁵ Dass sie erst viel später über die ihr übertragene Verantwortung nachdachte, zeigt, wie sehr sie in der Situation damit beschäftigt war, ihre verschiedenen Aufgaben richtig zu erfüllen, und dass sie aus der erfolgreichen Bewältigung Selbstvertrauen schöpfte und damit ihre persönlichen Stärken kennenlernte.

¹³⁰ Dora Bandtli, 4/A 541-599; cf. Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 167.

¹³¹ Dora Bandtli, 1/A 106-211.

¹³² Bardill, Luzein, S. 266; Schwager, Susanna, Das volle Leben. Frauen über achtzig erzählen, Zürich 2007, S. 87; Stuber, Bürgi, Hüeterbueb, S. 217f.; Hansemann, Kübliser Heimatbuch, S. 156; Konzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 57f.; Weiss, Alpwirtschaft, S. 290-293; Praz, De l'enfant utile, S. 160-164; Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 77.

¹³³ Bardill, Luzein, S. 205, 264-266; Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 228-230.

¹³⁴ Gadiant, Prätigau, S. 61f.; Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 225-227.

¹³⁵ Dora Bandtli, 1/A 106-211.

4.4 „Es ist komisch, Puppen habe ich nie keine gehabt.“ – Spielsachen und Spiele

Dass Elisabeth Heim es eigenartig fand, ohne Puppen aufgewachsen zu sein,¹³⁶ spiegelt anschaulich, wie selbstverständlich für sie rund 85 Jahre später Puppen zur Mädchenwelt gehörten. In ihrer Kindheit musste sie diese nicht „vermissen“, denn die anderen Mädchen hatten „auch nicht viele“.¹³⁷ Elisabeth Heim spielte wie die Knaben mit sogenannten „Kuhbeine[n]“¹³⁸, Dora Bandtli betonte, dass nur die Knaben solche besaßen.¹³⁹ Während der Hausmetzg wurde in Graubünden ein bestimmter Knochen des Tierfusses zur Seite gelegt und anschliessend ausgekocht. Er diente ohne weitere Bearbeitung als ‚Beinkuh‘,¹⁴⁰ ein Spielzeug für Knaben und Mädchen, das im Alpenraum weit verbreitet war, weil der Knochen einer Kuh ähnelte.¹⁴¹

Christina Vinzens betonte ziemlich vehement, dass sie „sicher nicht“ viel Zeit zum Spielen hatte,¹⁴² dann räumte sie aber ein, dass sie am Samstag oder Sonntag „manchmal“ mit den Nachbarskindern Verstecken spielen konnte, was sie für „auch gut“ hielt.¹⁴³ Ganz ähnlich hielt Dora Bandtli fest, dass viele Kinder zum Spielen zusammenkamen, wobei Knaben und Mädchen gemeinsam spielten, und es eine „hübsche Zeit“ war.¹⁴⁴

Nach ihren Ausführungen zum Spiel ‚Tschagga-Triiba‘, welches besser als ‚Hirtenhockey‘ – dem heutigen Landhockey vergleichbar – bekannt war und von Knaben beim Viehhüten gespielt wurde,¹⁴⁵ hielt Elisabeth Heim abschliessend fest: „[S]onst sind dann schon nicht viel, ist nicht viel Vergnügen gewesen.“¹⁴⁶ Damit beschrieb sie treffend die Stimmung, welche auch Christina Vinzens und Dora Bandtli vermittelten. ‚Tschagga-Triiba‘ gehörte zu jenen Spielen, welche Elisabeth Heim „auch noch gerne“ zusammen mit anderen Mädchen spielte.¹⁴⁷ Dies lag nicht nur daran, dass es nichts kostete, was sie ausdrücklich betonte,¹⁴⁸

¹³⁶ Elisabeth Heim, 1/A 207-237.

¹³⁷ Elisabeth Heim, 1/A 207-237.

¹³⁸ Elisabeth Heim, 1/A 207-237.

¹³⁹ Dora Bandtli, 4/A 632-693, 4/B 41-51..

¹⁴⁰ Rätisches Museum Chur (Hg.), Spiele und Spielzeug in Graubünden. Kleiner Führer zur Ausstellung mit Tonbildschau, 05.06.-01.11.1981, Chur 1981, S. 4.

¹⁴¹ Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 194.

¹⁴² Christina Vinzens, 2/A 2-73; cf. Perren, Rosenkranz, S. 64.

¹⁴³ Christina Vinzens, 2/A 74-80.

¹⁴⁴ Dora Bandtli, 4/A 632-693.

¹⁴⁵ Masüger, Johann B., Leibesübungen in Graubünden einst und heute, Chur 1946, S. 123-127.

¹⁴⁶ Elisabeth Heim, 1/A 243-272.

¹⁴⁷ Elisabeth Heim, 4/B 94-125.

¹⁴⁸ Elisabeth Heim, 4/B 94-125.

sondern bestimmt auch daran, dass es die Möglichkeit bot, sich spielerisch in einem primär männlichen Handlungsraum aufzuhalten.

Mein Erzählimpuls zur Kindheit löste bei Leni Gantenbein folgende Geschichte aus:

„Also, spielen, konnten wir natürlich flott. Wir haben dann in der Nähe noch so einen Buchenwald gehabt. Und dort sind wir fast zu Hause gewesen, wenn hübsches Wetter gewesen ist. [...] Und dann ist er [der Bruder] Pilze suchen gegangen. Da sind allerlei Pilze etwa gewesen, auch, natürlich auch giftige aber... Diesen haben wir dann die Stiele weg, und dann sind das die hübschesten Schüsseln gewesen, und... Ja, mit solchen Dingen hat man gespielt, mit Schneckenhäusern und Tannzapfen, und das sind dann Schaf und Geiss gewesen. <lacht> Man hat noch nicht so viel Plastikspielzeug gehabt. <lacht>“¹⁴⁹

Der bäuerliche Lebensraum umfasste sowohl die Gebäude und den Garten als auch Felder und Wald, in welchen die Kinder über die Arbeit und das gemeinsame Spiel einbezogen waren.¹⁵⁰ Mit den vorgefundenen natürlichen Gegenständen wussten sie – ihr Bruder und gelegentlich auch die Cousins¹⁵¹ – etwas Sinnvolles anzufangen und mit den Gefahren umzugehen. Dadurch beschrieb Leni Gantenbein ihre diesbezüglichen Kenntnisse sowie ihre Phantasie und Kreativität. Ihr Lachen rund um das Plastikspielzeug war etwas beschämt und gleichzeitig befreiend. Plastik steht hier symbolisch für vorstrukturiertes, industriell hergestelltes Material, welches den Ideenreichtum von Kindern nicht unbedingt fördert.¹⁵² Zu den Inhalten dieser Spiele hielt Leni Gantenbein fest, dass sie „ungefähr gleich wie dann die Wirklichkeit auch gewesen ist“¹⁵³, waren. In ihrem Spiel reproduzierten sie die von den Eltern vorgelebten Rollenbilder und übten die entsprechenden Muster ein. Damit vergaben die Mädchen die Chance, sich aus den vorgegebenen in neue Verhaltensräume zu bewegen und spielerisch neue Erfahrungen zu sammeln.

4.5 Fazit: arbeiten ist sein

Die interviewten Frauen erinnerten sich an ihre Mütter als lange und schwer arbeitende Menschen, deren Leistungen sie anerkannten und sogar bewunderten. Darin spiegelt sich, wie vorbildhaft die Mütter wirkten und wie sie das weibliche Rollenverständnis tradierten. Bereits als Kinder lernten meine Interviewpartnerinnen, dass es im Leben von Frauen kaum Platz für

¹⁴⁹ Leni Gantenbein, 1/A 127-147; zu den Naturmaterialien s. auch Dora Bandtli, 4/B 41-51.

¹⁵⁰ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 117f.

¹⁵¹ Leni Gantenbein, 1/A 277-337.

¹⁵² Cf. Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 70.

¹⁵³ Leni Gantenbein, 1/A 277-337.

eigene Bedürfnisse und Selbstbestimmung gab. Innerhalb des weiblichen Rollenkonzepts stand weder Raum noch Zeit zur Verfügung, um andersartige Handlungsweisen zu erproben, noch hatten die Mädchen Gelegenheit, neue Handlungsmodelle kennenzulernen.

Die Aussagen über die Väter weisen dagegen ein breiteres Spektrum auf. Väter konnten einerseits nur mit Mühe ihren Beitrag zum Erhalt der Familie leisten und lösten mit patriarchalem Auftreten teilweise beträchtliche Spannungen und Angst aus; andererseits nahmen sie sich für die Kinder Zeit, spielten mit ihnen und förderten deren Selbstwertgefühl, indem sie sich ihnen lobend zuwandten. In allen Erzählungen kommt in irgendeiner Form zum Ausdruck, dass die Väter die Zeit freier einteilen konnten als die Mütter. Zudem standen ihnen – ebenso wie den Kindern – gewisse Zeiträume zur freien Verfügung. Die interviewten Frauen wuchsen mit der Zeitstruktur der Väter auf oder lebten zumindest eine Weile darin. Mit zunehmendem Alter wechselten die Mädchen zur Zeitstruktur der Mutter, wobei dieser Prozess kontinuierlich verlief und spätestens in der Pubertät abgeschlossen war. Für die Frauen verringerte sich der persönliche Aktionsradius; sie wurden in traditionelle weibliche Verhaltensmuster eingebunden und in deren Handlungsräume eingeschlossen.

Dora Bandtli und Christina Vinzens als älteste Mädchen sowie Leni Gantenbein als ältestes Kind lernten früh, Verantwortung für die jüngeren Geschwister zu übernehmen und im Haushalt anzupacken. Dabei wurde ihnen – altersgemäss im Vergleich zu den jüngeren Geschwistern – mehr zugemutet. Über die Beziehungen zu ihren Geschwistern äusserten sich Dora Bandtli und Christina Vinzens nur andeutungsweise. Leni Gantenbein empfand ihre Position als ältestes Kind nicht als Überforderung und pflegte zu ihrer jüngsten Schwester ein inniges Verhältnis. Elisabeth Heim profitierte von ihrer Position als jüngstes Kind insofern, als sie sich einen kritischen Umgang mit Aussagen von ihr vertrauten Menschen aneignete und früh lernte, dass Arbeitseinsatz mit Anerkennung honoriert wurde.

Alle interviewten Frauen mussten bereits als Kinder auf dem elterlichen Hof mithelfen, was sie körperlich stark forderte und an ihre Leistungsgrenzen brachte. Gleichzeitig war die Mitarbeit selbstverständlich und wurde von den Eltern mit Anerkennung und Wertschätzung honoriert. Während die Mädchen fast ausnahmslos in ‚weiblichen‘ Handlungsräumen arbeiteten, erschlossen sich für Knaben, sobald sie kräftig genug waren, neue Tätigkeitsfelder beziehungsweise ‚männliche‘ Handlungsräume.

Die als Kind erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten erleichterten einerseits den jungen Frauen den Einstieg in ähnliche Erwerbsarbeiten; andererseits erhöhte sich dadurch die Schwelle für andersartige Tätigkeiten erheblich. Die Möglichkeit, auf einem fremden Hof zu arbeiten, bedeutete Elisabeth Heim wie Dora Bandtli viel. Dass sie die Erwartungen erfüllen

und die ihnen übertragene Verantwortung wahrnehmen konnten, förderte ihre Selbständigkeit und auch ihre Selbstsicherheit.

Zeit zum Spielen hatten die interviewten Frauen in ihrer Kindheit nur wenig; auch besaßen sie kaum Spielsachen. Tendenziell fanden sie, dass die materielle Dimension seit ihrer Kindheit eher an Gewicht zunahm. Natürliches Spielmaterial wie Kuhknochen, Tannzapfen, Schneckenhäuser oder Pilze widerspiegeln die einfache Lebensweise und zeigen, dass für Spielsachen kein Geld ausgegeben wurde.

Im Spiel begegneten sich Mädchen und Knaben unbeschwert, wobei sie in Rollenspielen vorwiegend die traditionellen Muster reproduzierten. Die vorhandenen Spielräume loteten sie zwar aus, ihre Grenzen überschritten sie aber nur ausnahmsweise und neuartiges Verhalten erkundeten sie selten.

5. „Man hat nicht so studiert, was man werden könnte.“ – Schule und Ausbildung

Dora Bandtli versuchte meine Frage, welchen Beruf sie gerne erlernt hätte, mit folgenden Aussagen zu beantworten: „Ja, man hat eben damals nicht so... Wenn dann eine grosse Familie gewesen ist... Es sind etwa drei so grosse Familien gewesen damals. Man hat nicht so studiert, was man werden könnte und was... Man hat einfach... Je die Älteste musste gehen, im Sommer, in den Ferien als Kindsmagd und...“¹ Dora Bandtli konnte keine Berufswünsche nennen. Sie versuchte zu erklären, weshalb sie sich keine Gedanken darüber machen konnte: der Druck der Grossfamilie, die Verantwortung der ältesten Tochter und die auswärtige Beschäftigung im Sommer. Die vielen unvollständigen Sätze stellen meines Erachtens ihre intensive Suche nach einer plausiblen Erklärung dar und spiegeln die Tatsache, dass Dora Bandtli sich mit dem Thema nicht auseinandersetzen konnte. Mein zweiter Anstoss, ihre Berufswünsche zu äussern, führte zu folgenden Aussagen: „Also, ich wäre schon in die Lehre. Irgendeine Lehre hätte ich gerne gemacht. Ja, ich wäre sonst eben schon gerne zur Schule, also, das wäre ich. (...) Aber, es ist dann eben nichts gewesen.“² Dora Bandtli formulierte ihr Bedürfnis nach schulischer und beruflicher Bildung deutlich. Während der Sprechpause hatte ich den Eindruck zu spüren, wie ohnmächtig sie sich fühlte und wie schwer ihre Position in der Familie auf ihr lastete. Ihre Stimme klang im abschliessenden Satz resigniert und verbittert. Dora Bandtli, welche sich grundsätzlich an die positiven Seiten des Lebens hielt, konnte ihr Leben lang nicht akzeptieren, dass ihr Bildung verwehrt wurde. Sie war eingesperrt in der Berglandwirtschaft, welche auf die Mitarbeit von Kindern und Jugendlichen angewiesen war und deshalb der Schulbildung sekundäre Bedeutung zumass.³

Im deutschsprachigen Raum existieren verschiedene Bezeichnungen für das wissenschaftliche Feld der Erziehungswissenschaften. Der Terminus ‚Historische Bildungsforschung‘ ist aktuell der gebräuchlichste. In der ‚Pädagogischen Historiographie‘, welche hauptsächlich in Zürich betrieben wird, liegt der Schwerpunkt deutlich bei den historischen Aspekten.⁴ Historische Bildungsforschung stellt nach wie vor ein produktives Forschungsfeld dar, wobei sich in den

¹ Dora Bandtli, 1/B 77-92.

² Dora Bandtli, 1/B 77-92.

³ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 56.

⁴ Hoff, Walburga, Elke Kleinau, Pia Schmid, Einleitung, in: Walburga Hoff, Elke Kleinau, Pia Schmid (Hg.), Gender-Geschichte/n. Ergebnisse bildungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung, Köln 2008, S. 9-21, hier S. 9f.

letzten drei Jahrzehnten die Frauen- und Geschlechterforschung als innovativster Ansatz herausgebildet und etabliert hat. Dabei gilt es, die Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung durch eine konsequent genderorientierte Bildungsgeschichte zu ersetzen und die Ergebnisse bildungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung in die ‚allgemeine‘ Bildungsgeschichte zu integrieren.⁵

Erste Ergebnisse der ‚Historischen Sozialisationsforschung‘ hinsichtlich Erziehung und Sozialisation in der Schule zeigen, dass generationsspezifische Prägungen die individuelle und kollektive Lebensführung und -gestaltung nachhaltiger beeinflussen als pädagogisch-intentionales Handeln von Lehrern und Lehrerinnen.⁶ Verschiedene Studien beleuchten die Verschränkung von Bildung, Sozialisation und Religion.⁷ Juliane Jacobi verfasste in diesem Bereich grundlegende Arbeiten.⁸

Die Studie von Linda Mantovani Vögeli stellt einen umfassenden Überblick über weibliche Bildungsmöglichkeiten in der Deutschschweiz des 19. und 20. Jahrhunderts dar, diejenige von Claudia Crotti über die Professionalisierung der Lehrerinnen.⁹ Die von der Bündner Frauenschule 1995 zu ihrem 100-jährigen Bestehen herausgebrachte Schrift bietet einen

⁵ Hoff, Kleinau, Schmid, Einleitung, S. 12-14; Kleinau, Elke, Mädchen- und Frauenbildung in der Historischen Bildungsforschung. Neue Ansätze und Forschungsperspektiven, in: Bea Lundt (Hg.), Historische Geschlechterforschung. Aufsätze zum Schwerpunkt, Wiesbaden 2006 (Beiheft Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 19), S. 208-218, hier S. 208-210; Kleinau, Elke, Reformpädagogik und Frauenbewegung. Geschichte einer Ausgrenzung, in: Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, 53/54 (2008), S. 32-41.

⁶ Herrmann, Ulrich, Historische Sozialisationsforschung, in: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, 4. völlig Neubearb. Aufl., Weinheim 1991, S. 231-250, hier S. 249-250.

⁷ Kraul, Margret, Christoph Lüth, Religion, Geschlechteranthropologie, Bildung, in: Margret Kraul, Christoph Lüth (Hg.), Erziehung der Menschen-Geschlechter. Studien zur Religion, Sozialisation und Bildung in Europa seit der Aufklärung, Weinheim 1996, S. 7-22, hier S. 10-14; Käppeli, Anne-Marie, Religiosität und tätiges Leben. Protestantische Pädagoginnen der französischsprachigen Schweiz Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, in: Margret Kraul, Christoph Lüth (Hg.), Erziehung der Menschen-Geschlechter. Studien zur Religion, Sozialisation und Bildung in Europa seit der Aufklärung, Weinheim 1996, S. 121-138, hier S. 123-136; Schwab, Ulrich, Religion, in: Jutta Ecarius (Hg.), Handbuch Familie, Wiesbaden 2007, S. 500-517, hier S. 506-513. Cf. auch Wermke, Michael (Hg.), Religionspädagogik und Reformpädagogik. Brüche, Kontinuitäten, Neuanfänge, Jena 2010 (Arbeiten zur Historischen Religionspädagogik 8); Tenfelde, Klaus (Hg.), Religiöse Sozialisationen im 20. Jahrhundert. Historische und vergleichende Perspektiven, Essen 2010; Hofmann, Renate, Die Genderfrage im Religionsunterricht – ein empirischer Zugang, in: Praktische Theologie, 41/1 (2006), S. 19-26; Naurath, Elisabeth, Literaturbericht. Religiöse Sozialisation von Mädchen und Frauen, in: Praktische Theologie, 41/1 (2006), S. 35-40; Büchel-Thalmeier, Sandra, Dekonstruktive und rekonstruktive Perspektiven auf Identität und Geschlecht. Eine feministisch-religionspädagogische Analyse, Münster 2005.

⁸ Baader, Meike Sophia, Helge Kelle, Elke Kleinau (Hg.), Bildungsgeschichten. Geschlecht, Religion und Pädagogik in der Moderne. Festschrift für Juliane Jacobi zum 60. Geburtstag, Köln 2006, S. 1-3r.

⁹ Mantovani Vögeli, Linda, Fremdbestimmt zur Eigenständigkeit. Mädchenbildung gestern und heute, Chur 1994; Crotti, Claudia, Lehrerinnen – frühe Professionalisierung. Professionsgeschichte der Volksschullehrerinnen in der Schweiz im 19. Jahrhundert, Bern 2005.

wichtigen Überblick zu Berufsbildungsmöglichkeiten von Frauen in Graubünden.¹⁰ Julia Schmidt-Casdorff untersuchte die Wiederentdeckung und -aktivierung des Bündner Kreuzstichs, womit sie Pionierarbeit geleistet hat.¹¹ Die Untersuchung von Chantal Marti-Müller ist dem Wandel in der Ausbildung von Lehrkräften und den institutionellen Veränderungen in der bündnerischen Schullandschaft gewidmet.¹² Bisherige Forschungen beleuchten vorwiegend die grossbürgerlichen und bürgerlichen Verhältnisse.¹³ Zum Frauenstudium wie allgemein zum Aufwachsen von Mädchen bestehen noch breite Lücken.¹⁴

Lehrer und Lehrerinnen gestalteten den Unterricht mit ihren individuellen Vorstellungen von Gesellschaft und Geschlechterrollen und prägten ihre Schüler und Schülerinnen über vermittelte Inhalte, aber auch mit der Art, wie sie mit ihnen umgingen.¹⁵ Vor diesem Hintergrund beleuchte ich folgende Fragen:

- Welche Bedeutung hatten Schule und Bildung für die interviewten Frauen hinsichtlich der Gestaltung ihrer Handlungsräume?
- Welchen Stellenwert nahm Handarbeit im engeren Sinn für die Gestaltung von Beziehungen und Handlungsräumen ein?
- Wie erinnerten die interviewten Frauen ihre Beziehungen zu Lehrern und Lehrerinnen?
- Welche Bedeutung hatte die verwehrte Berufsausbildung beziehungsweise die nicht vorhandene Möglichkeit, eine Berufsausbildung zu absolvieren, für die Lebensgestaltung der interviewten Frauen?

Bildung verstehe ich als ein Aneignungsprozess von Wissen durch Lernen; berufliche Qualifikationen werden aufgrund bestimmter Anforderungen ausgebildet.

Bildungsbereitschaft ist von Sozialisationsaspekten wie der sozialen Herkunftskultur oder

¹⁰ Bündner Frauenschule (Hg.), zwei links - zwei rechts. 1895-1995, 100 Jahre Bündner Frauenschule, 100 Jahre Frauenbildung, Chur 1995. Für den Kanton Bern cf. Barben, Marie-Louise, Elisabeth Ryter (Hg.), Verflixt und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit, 1888-1988, Zürich 1988.

¹¹ Schmidt-Casdorff, Julia, Der Bündner Kreuzstich als Zeichen. Aspekte des Wandels weiblicher Kultur in Graubünden, Chur 2001.

¹² Marti-Müller, Chantal, Bündner Volksschule im Wandel. Akteure – Lehrpersonenbildung – Schulaufsicht, Chur 2007.

¹³ Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 51-56.

¹⁴ Hoff, Kleinau, Schmid, Einleitung, S. 15; Kleinau, Mädchen- und Frauenbildung, S. 210-214.

¹⁵ Cf. dazu einführend Ulich, Klaus, Schulische Sozialisation, in: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, 4. völlig neubearb. Aufl., Weinheim 1991, S. 377-396, hier S. 384-387.

Interaktionsstrukturen innerhalb der Bildungsinstitutionen abhängig.¹⁶ Über diesen Bildungsbegriff untersuche ich, wie Bildung als soziales Kapital gesellschaftlichen Ausschluss oder Integration ermöglichte.¹⁷ Schulen repräsentieren kulturelles Leben und kulturelle Techniken.¹⁸

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts etablierte sich die allgemeine Schulpflicht, wodurch den meisten Mädchen der Bildungszugang eröffnet wurde.¹⁹ Der Schulbesuch ist in Graubünden seit 1846 obligatorisch; in anderen ländlichen Kantonen wurde er auch etwa in dieser Zeit für verbindlich erklärt.²⁰ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Volksschule in den meisten Kantonen gut ausgebaut. Sie bestand aus einer vier bis sechs Jahre dauernden Volksschule und einer in der Regel zweigeteilten Oberstufe. Graubünden gehörte mit Uri, dem Tessin und Wallis zu den Kantonen mit einer Halbjahresschule.²¹ 1904 wurde in Graubünden die obligatorische Schuldauer auf acht Jahre festgelegt, wobei mindestens 28 Wochen pro Jahr unterrichtet werden musste, oder 26 Wochen, wenn die Schulpflicht auf neun Jahre erhöht wurde.²² Bis in die 1980er-Jahre betrug die Jahresunterrichtszeit 35 Wochen, was eine Sommerpause von zwölf Wochen ermöglichte. Schliesslich waren Knaben als Alphernter noch immer begehrte Arbeitskräfte.²³

Eine Klasse bestand zu Beginn des 20. Jahrhunderts im mittleren Prättigau je nach Ortschaft aus 20 bis 40 Kindern.²⁴

Eine Besonderheit innerhalb der bündnerischen Bildungslandschaft stellte die Sekundarschule im Mittelprättigau dar, welche seit 1867 existiert. Auch im Vergleich mit anderen Kantonen

¹⁶ Schlüter, Anne, Bildung. Hat Bildung ein Geschlecht?, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 577-581, hier S. 577; Reinhard, Lebensformen Europas, S. 255-265.

¹⁷ Schlüter, Bildung, S. 577; Ecarius, Wahl, Bildungsbedeutsamkeit, S. 21-29.

¹⁸ Ecarius, Jutta, Katharina Walgenbach, Generationen, Bildung und Gerechtigkeit, in: Eckart Liebau, Jörg Zirfas (Hg.), Ungerechtigkeit der Bildung – Bildung der Ungerechtigkeit, Opladen 2008, S. 101-117, hier S. 105.

¹⁹ Mantovani Vögeli, Fremdbestimmt, S. 11f.

²⁰ Bündner Frauenschule, zwei links – zwei rechts, S. 29; Metz, Peter, „Wiar hen a Frau als Lehrer!“ Zugänge von Frauen zu Schule, Ausbildung und Lehrberuf, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 145-200, hier S. 148-152; Hansemann-Bergamin, Senn-Stapfer, Prättigau, S. 93; Widmer, Witzig, blütenweiss, S. 17f.; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 66.

²¹ Mantovani Vögeli, Fremdbestimmt, S. 145; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 55, 226; Perren, Rosenkranz, S. 16, 45.

²² Niggli, Tal im Wandel, S. 130f.; Hansemann, Christian, Contenser Heimatbuch, Schiers 2001, S. 54; Hansemann, Kübliser Heimatbuch, S. 115; Marti-Müller, Bündner Volksschule, S. 154, 158.

²³ Lötscher, Christian, Die Prättigauer Schulen, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 23-25, hier S. 24.

²⁴ Fient, Prättigau, S. 30; Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 106.

erfolgte die Eröffnung früh,²⁵ was protestantische Gebiete unter anderem auszeichnete.²⁶ Dalvazza wurde als Schulort gewählt, weil der Ort zentral lag und die Möglichkeit bestand, den Festsaal des Wirtshauses ‚Bad‘ als Schulraum zu mieten. Dadurch konnten Kinder mit gutem kognitivem Leistungsvermögen angemessen gefördert und entsprechend gebildet werden. Die Öffnung der Schule für Mädchen wurde ab 1874 diskutiert. Bis zur Realisierung vergingen allerdings 18 Jahre. Dieser Schritt ist aber nicht als Akt der Gleichbehandlung der Geschlechter zu verstehen, sondern stellte wegen der oft knappen Anmeldezahl von Knaben eine Massnahme zur Sicherung der weiteren Existenz dar. Die vier 1892 erstmals zugelassenen Mädchen wurden denn auch als „Retterinnen in der Not“ bezeichnet.²⁷ Im Bündner Oberland und in ländlichen Gebieten anderer Kantone war es nicht üblich, dass Mädchen die Sekundarschule besuchten.²⁸

Nachdem der Kanton 1901 seine ‚Verordnung für die bündnerischen Realschulen‘ erlassen hatte, wandelte der Kübliser Schulverein seine Schule in eine Realschule um und ermöglichte es, dass Schülerinnen und Schüler die beiden letzten Schuljahre dort absolvieren konnten. Damit war die Sekundarschule als mehrgliedriges Oberstufensystem entstanden, welches bis 1946 unverändert bestehen blieb.²⁹

Mit dem zunehmenden Mädchenanteil in der Oberstufe wurden die Lehrpläne nach Geschlecht differenziert. Welche Fächer für Mädchen als unwichtig definiert wurden, war von Kanton zu Kanton unterschiedlich.³⁰ 1920 wurde beispielsweise in Jenaz Bügeln in den Lehrplan aufgenommen; Kochunterricht konnte dagegen wegen der fehlenden Schulküche nicht angeboten werden.³¹ Im ersten bündnerischen Lehrplan von 1856 wurden Mädchen – wie in Luzern, Zug, beiden Basel, Schwyz, Freiburg, Wallis und Genf auch – vom Geometrieunterricht dispensiert und zum Handarbeitsunterricht verpflichtet, was auch im ersten Lehrplan für die Primarschule von 1884 beibehalten wurde. Das Schulwesen und seine Bildungsinhalte wurden entsprechend der zunehmenden Bedeutung von Bildung im Allgemeinen und von derjenigen von Mädchen im Besonderen ausdifferenziert, wobei die

²⁵ St. Margrethen beispielsweise hatte ab 1912 eine Sekundarschule. Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 296.

²⁶ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 76, 227.

²⁷ Sprecher, Ferdinand, 50 Jahre Geschichte der Sekundarschule Mittelprättigau 1867-1917, Schiers 1919, S. 23; Hansemann, Kübliser Heimatbuch, S. 120. Zur Verwendung des Begriffs Sekundarschule cf. Marti-Müller, S. 144-146.

²⁸ Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 51f.; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 37, 65; Kaestli, Mont Soleil, S. 90.

²⁹ Hansemann, Kübliser Heimatbuch, S. 120.

³⁰ Mantovani Vögeli, Fremdbestimmt, S. 147; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 66; Widmer, Witzig, Blütenweiss, S. 17f.; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 236; Bräuniger, FrauenLeben, S. 247-251.

³¹ Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 108.

Geschlechterdifferenzen stark betont wurden.³² Für die Durchführung des Handarbeitsunterrichts mussten mindestens fünf Mädchen der vierten bis neunten Klasse anwesend sein.³³ Die Qualität des Handarbeitsunterrichts war in Graubünden mangelhaft, denn die meisten Mädchen konnten im Gegensatz zu denjenigen aus dem Unterland oder Deutschland ihre Wäsche nicht selbständig flicken.³⁴ Graubünden befand sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts dort, wo die deutschen Staaten in den 1870er-Jahren standen.³⁵ In Berggebieten stammten Lehrer und Lehrerinnen in der Regel aus den Dörfern; viele betrieben gleichzeitig Landwirtschaft. Einzelne Lehrer waren zusätzlich als Imker tätig oder führten mit der Ehefrau zusammen den Dorfladen oder die Bäckerei.³⁶ Sie sahen ihren Bildungsauftrag nicht nur im Vermitteln von Wissen, sondern thematisierten – wie die Pfarrer auch – beispielsweise die aus ihrer Sicht problematischen Seiten des Tourismus. Orteten die Pfarrer schädliche Einflüsse hauptsächlich im moralischen Bereich und versuchten die einheimische Jugend davor zu schützen, sahen sich die Lehrer vor allem mit der Forderung konfrontiert, dass die Schülerinnen und Schüler Fremdsprachenkenntnisse erwerben sollten.³⁷

5.1 „Er ist ein Guter gewesen, also ganz ein Feiner.“ – Lehrer und Lehrerinnen

Dora Bandtli charakterisierte ‚den Lehrer N.‘, welchen sie mochte, als guten und feinen Menschen.³⁸ Um dies zu veranschaulichen erzählte sie, dass er allen Schulkindern zum

³² Metz, „Wiar hen a Frau als Lehrer!“, S. 148-155; Enderlin, Milly, Im Dienste der Kinder und Kranken, in: Terra Grischuna, 21/1 (1962), S. 17-20, hier S. 18; Marti-Müller, Bündner Volksschule, S. 159-161, 169; Mantovani Vögeli, Fremdbestimmt, S. 145-147; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 295; Bündner Frauenschule, zwei links – zwei rechts, S. 29; Graf, Ursula, Von Mädchenarbeitsschulen zur Lehrtöchterausbildung. Die Berufsbildung in Hauswirtschaft und Gewerbe und die Geschichte der Berufsberatung für Frauen in Graubünden, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 201-231, hier S. 204; Hansemann-Bergamin, Senn-Stapfer, Prättigau, S. 93; Schmidt-Casdorff, Bündner Kreuzstich, S. 123, 139; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 106f.; Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 58-61; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 66; Hofer, Rosa, Die Entstehung und Entwicklung der Arbeitsschulen in der Schweiz, Zürich 1928, S. 124-126; Largiadèr, A., Über den Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Mit besonderer Berücksichtigung der Gemeindeschulen des Kantons Graubünden, Zürich 1847, S. 7-12.

³³ Schulordnung 1859, § 5 und 13.

³⁴ Schmidt-Casdorff, Bündner Kreuzstich, S. 141; Lendi-Olgiasi, A., Unser bündner. Arbeitsschulwesen, Chur 1907, S. 10f.

³⁵ Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 57f.

³⁶ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 56; Simmen, Hans, Aus der Fideriser Schulgeschichte, in: Bündner Monatsblatt, 4 (2000), S. 208-294, hier S. 294.

³⁷ Kessler, Tourismus, S. 97-107; Metz, Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1914, S. 242; Bollier, Bevölkerungswandel, S. 127f., 131-133.

³⁸ Dora Bandtli, 4/A 694-864.

Schuljahresende einen Blumenkranz geflochten und ihn mit einem Spruch und dem Namen versehen hatte. Die älteren Schüler verbrannten den Kranz, was Dora Bandtli wie folgt kommentierte: „Das hat einem so weh getan, [...] wenn man sieht, er hat diese Arbeit gemacht, jeweils am Abend oder so, [...] Ich habe zu Hause noch lange einen [solchen Blumenkranz] gehabt, von, von einem Bruder.“³⁹ Dora Bandtli fühlte mit diesem Lehrer offensichtlich so sehr mit, dass die mutwillige Zerstörung der Kränze sie selber schmerzte. Dass Arbeitseinsatz nicht genügend Wertschätzung erfuhr, kannte sie aus eigener Erfahrung, was bei ihr starkes Mitgefühl ausgelöst hatte. Auf der symbolischen Ebene vernichteten die älteren Schüler nicht nur Arbeitsleistung, sondern den Lehrer als Person. Sie kehrten das Herrschaftsmoment, welches den pädagogischen Beziehungen zwischen Lehrern/Lehrerinnen und Schülern/Schülerinnen innewohnt,⁴⁰ in dem Sinn um, dass sie selbst bestimmten, was sie taten, und wann und wem sie gehorchen mussten. Dora Bandtli dagegen hob den Kranz, welcher nicht einmal ihr gehörte, auf. Sie drückte damit ihre Wertschätzung dem Lehrer gegenüber aus. Die Szene veranschaulicht, wie unterschiedlich die Beziehungen zwischen dem Lehrer N. und seinen Schülern/Schülerinnen waren.

Damit ein Mensch sich entfalten und entwickeln kann, braucht er die sozialen Anderen – Mitschüler/Mitschülerinnen – wie auch bereits existierende Institutionen verkörpert durch die Schule beziehungsweise Lehrer und Lehrerinnen.⁴¹

Dora Bandtli mochte zwar den Lehrer N. als Person, mit seiner Arbeit im Rechenunterricht war sie dagegen nicht zufrieden, denn er „hat eben mehr auf die Aufstellung geschaut als auf das Resultat“ und die zu Hause gelösten Rechenaufgaben jeweils nicht am nächsten Tag kontrolliert.⁴² Weil der Lehrer zu ordentlicher Heftführung erziehen wollte, brachte er Dora Bandtli, welche gerne und gut kopfrechnete, um eine sichtbare Bestätigung ihrer Leistung. Auf meinen allgemeinen Erzählimpuls hin, was ihr beim Stichwort Schulzeit in den Sinn komme, berichtete Dora Bandtli ganz spontan: „Ja, da habe ich also noch gute Erinnerungen. Ja, das erste und zweite Jahr bin ich nicht gerne zur Schule. Beim Lehrer L. bin ich nicht gerne zur Schule. <lacht> Er ist von H. gewesen, er hat dann auch (...) die Wohnung im Schulhaus gehabt und die Küche. Und, und danach, beim Lehrer N., da schon, das dritte Jahr,

³⁹ Dora Bandtli, 4/A 901-935.

⁴⁰ Ecarius, Walgenbach, Generationen, S. 104.

⁴¹ Ecarius, Walgenbach, Generationen, S. 104.

⁴² Dora Bandtli, 1/B 50-70.

da bin ich dann gerne zur Schule.“⁴³ Die Sequenz ist nach dem Schema gute – schlechte – gute Erinnerung aufgebaut, wobei der Rahmen es Dora Bandtli ermöglichte, über eine unangenehme Erfahrung, möglicherweise eine verdrängte und tabuisierte sexuelle Belästigung, zu sprechen. Nachdem sie festgehalten hatte, dass sie nicht gerne zu Lehrer L. in die Schule ging, lachte sie, was an dieser Stelle eigentlich keinen Sinn macht, ausser es ist ein beschämtes Lachen, wodurch sie innere Anspannung abbauen konnte. Dasselbe gilt für die Pause mitten im Satz, welche ich als ihr Ringen um Worte verstehe. Der dritte Hinweis stellt die nachgesetzte Hervorhebung der Küche dar, denn im Begriff ‚Wohnung‘ ist die Küche selbstverständlich enthalten. Ein Lehrer konnte sich mit einer Schülerin in die Küche begeben, ohne bei Dritten Verdacht zu erregen. Weil ich diese ziemlich kryptischen Andeutungen erst bei der intensiven Auseinandersetzung mit Dora Bandtli, ihrem Sprechen und Sprachduktus verstand, konnte ich sie dazu nicht mehr eingehend befragen; in meiner Interpretation bleibt ein gewisses spekulatives Moment bestehen. Mein während des Gesprächs unternommener Versuch, mehr darüber zu erfahren, weshalb sie die ersten beiden Jahre nicht gerne zur Schule gegangen war, führten zu einer Aussage, welche nach demselben Schema wie die oben zitierte aufgebaut ist. Meine Frage musste ich wiederholen, weil Dora Bandtli sie beim ersten Mal offensichtlich nicht verstanden oder gehört hatte, was damit zusammenhängen könnte, dass sie gedanklich stark absorbiert war. Sie beantwortete meine Frage dann folgendermassen: „Ich weiss nicht, es hat mir einfach... Ich bin ja eine gute Schülerin gewesen. Ich weiss nicht, ob ich eine Art, den Lehrer nicht so mochte oder wie... Ja, der hat auch nur noch da [dieses Jahr] Schule gehabt, danach hat er in I. Schule gehabt. *Ja*. Es sind auch hübsche Erinnerungen gewesen, dennoch.“⁴⁴ Dora Bandtli hielt sich an ihren guten Leistungen und Erinnerungen fest, wobei sie über die Partikel ‚auch‘ und ‚dennoch‘ die vordergründig positive Erinnerung ins Gegenteil wendete.

Während Dora Bandtli erzählte, dass sie sich nicht gerne die Haare kämmen liess, erinnerte sie sich an einen dritten Lehrer: „Wenn eine gekämmt, nicht gekämmt zur Schule komme, dann müsse sie halt nach Hause zum Kämmen und diese Zeit müsse sie danach dafür am Mittag nachsitzen. Es habe da Heimkühlein da und Springer, Heimkühlein hat er den Läusen gesagt und Springer den Flöhen. <lacht>“⁴⁵ Der Lehrer war nicht nur für die Vermittlung von Wissen zuständig, er versuchte auch hygienische Vorgaben durchzusetzen.⁴⁶ Weil Mädchen

⁴³ Dora Bandtli, 4/A 694-864.

⁴⁴ Dora Bandtli, 4/A 694-864.

⁴⁵ Dora Bandtli, 4/B 55-87.

⁴⁶ Cf. dazu § 22 der Schulordnung von 1859, worin dieser Sachverhalt als Aufgabe der Lehrperson festgehalten ist. Schul-Ordnung für die Volksschulen des Kantons Graubünden vom Jahr 1859, mit Zusätzen und Abänderungen bis 1. Januar 1901, Chur 1901; Reinhard, Lebensformen Europas, S.

in dieser Zeit langes Haar trugen, waren sie von Laus- und Flohbefall stärker als Knaben betroffen, denn die Parasiten konnten leichter zu einer neuen Wirtin gelangen. Eine andere, hier nicht angedeutete Ursache für die Ausbreitung der Parasiten stellten die engen Wohnverhältnisse dar, wenn sich beispielsweise alle Familienmitglieder in der Stube aufhalten mussten, weil diese als einziger Raum beheizt werden konnte.⁴⁷ Mädchen standen wegen der Läuse öfter im negativen schulischen Rampenlicht und mussten lernen, mit derartigen Situationen umzugehen.

Elisabeth Heim erinnerte sich zwar an den Namen ihrer Erstklasslehrerin,⁴⁸ äusserte sich aber nicht zu ihr oder zu ihrem Unterricht. Dass es auch Lehrerinnen gab, schien für Elisabeth Heim sekundäre Bedeutung zu haben. Lehrerinnen stellten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in Graubünden keine Ausnahmeerscheinung mehr dar, wobei jedoch beträchtliche regionale und stufenspezifische Unterschiede bestanden. In der Primarschule unterrichteten etwa zehn Prozent patentierte Lehrerinnen, im Schulbezirk Ober- und Unterlandquart schwankte ihr Anteil zwischen null und drei Prozent.⁴⁹

In der dritten oder vierten Klasse musste Elisabeth Heim einmal als Strafe nach Schulschluss das Schulzimmer putzen, wobei sie den Grund für die Strafe nicht nannte. Sie schrieb dann den Satz an die Wandtafel ‚Der Lehrer ist nicht mehr gut‘. Sie drehte die Tafel um, damit der Lehrer am nächsten Morgen ihren Satz beim Umdrehen der Wandtafel entdecken würde. Seine Reaktion beschrieb sie wie folgt: „Er hat es dann gesehen. Ja, er hat uns eigentlich nicht gestraft.“⁵⁰ Dabei schüttelte sie den Kopf. Sie hatte eine gehörige Schelte erwartet und war etwas enttäuscht, dass er ihren direkten Angriff auf seine Autorität ins Leere laufen liess. Im Verlauf ihrer Erzählung zum Fahrrad- und Skifahren hielt Elisabeth Heim fest, dass die Mädchen „in der Schule einen Rüffel“ erhielten, wenn sie während des Handarbeitsunterrichts den Knaben beim Skifahren zuschauten, welcher wie folgt begründet worden war: „Wir bräuchten da nicht diesen ledigen Burschen nachzulaufen. <lacht>“⁵¹ Aufgrund ihrer Aussage ist nicht zu entscheiden, ob der Lehrer oder die Handarbeitslehrerin sie rügte. Deutlich drückte sie hingegen aus, dass ‚die Schule‘ sich als gesellschaftliche Institution verstand,

114-137; Mesmer, Beatrix, Reinheit und Reinlichkeit. Bemerkungen zur Durchsetzung der häuslichen Hygiene in der Schweiz, in: Nicolai Bernard, Quirinus Reichen (Hg.), Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Professor Dr. Ulrich Im Hof, Bern 1982, S. 470-494, hier S. 476f.

⁴⁷ Gadiant, Andreas, Zur Lage der Bevölkerung, unter besonderer Berücksichtigung der hygienischen Verhältnisse (Abdruck des Referats in der Schweizerischen Gesellschaft für Gesundheitspflege Chur 1929), in: Beiträge zur Hebung der bündnerischen Volkswirtschaft, 2 (1930), S. 15-23, hier S. 19.

⁴⁸ Elisabeth Heim, 1/A 8-66.

⁴⁹ Metz, Auf- und Ausbau des Schulwesens, S. 219; Metz, „Wiar hen a Frau als Lehrer!“, S. 167-169.

⁵⁰ Elisabeth Heim, 1/A 419-443.

⁵¹ Elisabeth Heim, 4/B 1-36.

welche auch Regeln für die Begegnung von jungen Frauen und Männern festlegte beziehungsweise Übertretungen ahndete.

Wie sie ihr Verhalten als Schülerin selber einschätzte, drückte sie mit der hier paraphrasierten Formel ‚man hat einfach etwas gewagt‘ aus.⁵² Im Schulraum verhielt sich Elisabeth Heim mutig und etwas aufmüpfig, erprobte neue Verhaltensweisen und suchte die Konfrontation mit den Lehrkräften.

Leni Gantenbein erzählte, während sie sich an Situationen erinnerte, in welchen der Lehrer die Schülerinnen und Schüler tadelte, von zwei Knaben, die einander richtig „gehasst“ hatten und deshalb „recht aneinander geraten“ konnten.⁵³ Als der Lehrer die beiden Kämpfenden und die Klasse, welche sie anfeuerte, vorfand, griff er ein und massregelte alle, was Leni Gantenbein wie folgt kommentierte: „Da hat er schon gesagt, wir sollten uns schon schämen also, anstatt, dass wir abgewehrt hätten, noch Freude gehabt, dass diese so tun würden.

<lacht> Vielleicht hat er es im wahren Grund doch auch begriffen. Er hat dann nämlich auch Mühe gehabt mit ihnen, diesen zweien.“⁵⁴ Der Lehrer erwartete von seinen Schülerinnen und Schülern, dass sie die Situation zu deeskalieren versuchten, statt die beiden Kämpfenden noch weiter anzustacheln. Interessant scheint mir hier, dass Leni Gantenbein sich an ihre Beobachtung erinnerte, wie der Lehrer mit den beiden Streithähnen umging. Er vermittelte angemessene Umgangsformen ohne selber den Stock zu benutzen, wobei er auf Einsicht und Empathie setzte. Dabei war grundsätzlich schon klar, „dass man [dem Lehrer] einfach einigermassen gehorchen“ musste, und dass dies auch von den Eltern eingefordert wurde.

Leni Gantenbein erinnerte sich mit einem herzhaften Lachen an den Ausspruch ihres Vaters: „Wir sollten so tun, dass der Lehrer nicht mit uns schimpfen müsse.“⁵⁵ Die Eltern betrachteten den Lehrer als Respektperson und stellten sich uneingeschränkt hinter seine Autorität,⁵⁶ wodurch die beiden Erziehungsinstanzen sich gegenseitig unterstützten und stärkten. Diese Sichtweise steht einer in der Forschung weit verbreiteten Ansicht entgegen, wonach die Schule seit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht stark in das Familienleben und die Persönlichkeitsbildung eingriff, und die Familie ihre Sozialisationsaufgabe mit der Schule teilen musste.⁵⁷

⁵² Elisabeth Heim, 1/A 419-443, 4/B 1-36.

⁵³ Leni Gantenbein, 1/A 464-525.

⁵⁴ Leni Gantenbein, 1/A 464-525.

⁵⁵ Leni Gantenbein, 1/A 421-463.

⁵⁶ Perren, Rosenkranz, S. 60.

⁵⁷ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 92f.; Reinhard, Lebensformen Europas, S. 257-263; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 337; Busse, Susann, Werner Helsper, Familie und Schule, in: Jutta Ecarius (Hg.), Handbuch Familie, Wiesbaden 2007, S. 321-341; Ecarius, Köbel, Wahl, Familie,

Innerhalb der Lehrpersonen hatte die Handarbeitslehrerin als Fachlehrkraft eine besondere Position und Funktion. Meine Frage, welche Unterschiede es für sie zwischen dem Unterricht des Lehrers und jenem der Handarbeitslehrerin gab, beantwortete Christina Vinzens so: „Ja, es ist schon nicht dasselbe gewesen. (...) Man hat schon mehr, sie hat sich schon mehr mit einem befasst. Nicht? Hat einem die Anleitung gegeben und alles. Ja. Was ein Lehrer ja schliesslich auch... Dass er einem diese Dinge einpauken kann. <lacht>“⁵⁸ Christina Vinzens erinnerte die Handarbeitslehrerin über die Beziehungsebene – sie beschäftigte sich intensiv mit den Mädchen –, den Lehrer über die Sachebene – er vermittelte Wissen. Über die Wendung ‚Dinge einpauken‘ deutete sie zudem an, dass für sie die Lernatmosphäre wenig anregend war und sie den Sinn der gelernten Inhalte nicht erkennen konnte.

Dora Bandtli erlebte im Verlauf ihrer Schulzeit zwei unterschiedliche Handarbeitslehrerinnen. Zum Verhältnis mit der einen Frau hielt Dora Bandtli fest: „Wir haben eine gute Lehrerin gehabt, Näh-, Arbeitslehrerin. Die hat uns dann auch... Wir haben ihr dann ein Geschenk gemacht, nur ein, also... Aber sie uns dann aber auch, ein Häklein [Häkelnadel], oder irgendetwas so. Im Frühling hat sie uns dann zu einem Kaffee eingeladen.“⁵⁹ Der Kontakt zwischen der Lehrerin und den Schülerinnen war so eng und herzlich, dass sie sich gegenseitig beschenkten; wobei die Lehrerin wohl Werkzeug mit der Absicht verteilte, dass die Mädchen das Gelernte während der Sommerpause anwendeten. Zum Schuljahresschluss wurde jeweils ein Nidelessen veranstaltet, was einen weit verbreiteten Brauch darstellte.⁶⁰ Dora Bandtli zählte an einer anderen Stelle auf, wer daran beteiligt war: der Pfarrer, der Lehrer und die „Nählehrerin“. Dass die Handarbeitslehrerin auch eingeladen wurde, veranlassten Dora Bandtli und ihre Mitschülerinnen.⁶¹ Da Dora Bandtli ihr Verhältnis mit der Handarbeitslehrerin als ausgesprochen gut empfand, repräsentiert die Reihenfolge ihrer Aufzählung eher die gesellschaftliche Bedeutung, welche diese Personen über ihre Funktionen innehatten, als Dora Bandtlis persönlichen Bezug.

Die Nachfolgerin ihrer ersten Handarbeitslehrerin mochte Dora Bandtli nicht, weil sie in ihrer Wahrnehmung nicht alle Schülerinnen gleich behandelte: „Sie hat dann diejenigen vorgezogen. Das merken, merken die Kinder eben noch geschwind. <lacht> Diese von dort...

S. 105-112; Malmede, Hans, Familie und institutionelle Erziehung, 26.-28.01.2007, Giessen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1567>> [Stand: 08.05.2007].

⁵⁸ Christina Vinzens, I 8.

⁵⁹ Dora Bandtli, 4/A 694-864.

⁶⁰ Dora Bandtli, 4/B 88-101; Plattner, Hans, D Walser wie sch gläbt und ghuused häind, Chur 1989, S. 57; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 32; Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 123; Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 268-273; Rauber-Bühler, Rolf, Brauchtum und Kulturpflege. „Nit vil Wäsens machen“, entspricht der Eigenart der Prättigauer, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 19-22, hier S. 21; Elisabeth Heim, 3/A 85-124; Leni Gantenbein, I 25.

⁶¹ Dora Bandtli, 4/B 88-101.

(...) Sie hat dann schon auch einen Kaffee gegeben, im Frühling. Aber sie hat immer zwei Parteien, die B.er allein, und dann uns danach, die Dörfler. Und als Kinder merkt man, merkt man solches eben. <lacht>⁶² Leider schwieg sich Dora Bandtli darüber aus, wie die Parteilichkeit der Handarbeitslehrerin sich im Unterricht ausgewirkt hatte. Die Lehrerin hatte wohl einen nicht ganz konfliktfreien Umgang mit den Schülerinnen, was ich in der Wendung ‚das merken die Kinder‘ und der insistierenden Wiederholung gespiegelt sehe. Gleichzeitig machte Dora Bandtli auch klar, dass es Rivalitäten zwischen verschiedenen Dorfteilen gab und dass sie selber zu derjenigen Gruppe gehörte, welche über weniger gesellschaftliches oder soziales Prestige verfügte.

Leni Gantenbein erinnerte die beruflichen Qualifikationen ihrer Handarbeitslehrerinnen: „[J]a, ich glaube die letzten drei Jahre, haben wir dann eine Nählehrerin gehabt, die in der Frauenschule gewesen ist, um wirklich Nählehrerin zu werden. Sonst vorher, sind da so, [ist] eine Frau gewesen, die etwas schneiden konnte, etwas vom Nähen verstanden hat und etwas stricken [konnte].“⁶³ Für Leni Gantenbein stand die Sachebene im Vordergrund. Im Tonfall, mit welchem sie über die ausgebildete Handarbeitslehrerin sprach, drückte sie ihren Stolz über diesen Sachverhalt aus. Sie wertete damit aber die anderen Handarbeitslehrerinnen in keiner Weise ab.⁶⁴ Die Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen befand sich in den 1920er-Jahren im Aufbau. Ab 1880 hatten sich Frauen ihr Rüstzeug für den Handarbeitsunterricht in einem Kurs erwerben können, welcher nur wenige Wochen dauerte. In den 1890er-Jahren fanden dreimal jährlich Spezialkurse statt. 1908 legte die ‚Verordnung über die Ausbildung von Lehrerinnen in weiblichen Handarbeiten und in der Haushaltungskunde‘ eine Ausbildungszeit von 16 Wochen fest; ab 1917 dauerte die Ausbildung dann ein halbes Jahr. Die patentierten Lehrerinnen waren zu mindestens drei Unterrichtsjahren verpflichtet, sonst mussten sie ihr Stipendium entweder ganz oder teilweise – im Verhältnis zur geleisteten Unterrichtszeit – zurückzahlen.⁶⁵

⁶² Dora Bandtli, 4/A 694-864.

⁶³ Leni Gantenbein, 1/B 532-613.

⁶⁴ Cf. auch Dora Bandtli, 4/A 694-864.

⁶⁵ Bündner, Frauenschule, zwei links – zwei rechts, S. 28-38; Marti-Müller, Bündner Volksschule, S. 170-172.

5.2 „Ja, ja, dann konnten oder mussten die Mädchen auch turnen.“ – Turnen und Handarbeit

Während der Schulzeit von Leni Gantenbein wurde der Turnunterricht eingeführt, welchen sie wie auch das Handarbeiten gerne besuchte.⁶⁶ In ihrer Aussage deutete Leni Gantenbein die damalige Debatte über den Sinn und Zweck des Mädchenturnens an, was mich besonders interessierte, denn über die Schulpflicht werden Fertigkeiten und Kenntnisse vermittelt und geschlechtsspezifische Handlungsräume geöffnet beziehungsweise festgelegt.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts war der Turnunterricht für Knaben gesetzlich festgeschrieben.⁶⁷ Er diente hauptsächlich der militärischen Vorerziehung; Ordnungsübungen wie Reihensetzen oder Schwenken und allgemeine Richtungsänderungen in einer Reihe stellten die Inhalte dar.⁶⁸ Für Mädchen bestand in Graubünden ab 1907 ein Obligatorium für das 7. bis 9. Schuljahr, wobei die Umsetzung Sache der einzelnen Schulgemeinden war und zu unterschiedlichen Zeitpunkten erfolgte. 1940 sprach sich die Schweizerische Erziehungsdirektorenkonferenz dagegen aus, das Mädchenturnen in der ganzen Schweiz für obligatorisch zu erklären.⁶⁹ Der Einführung in Graubünden ging eine lange Debatte voraus, deren Ergebnisse im Lehrplan von 1931 ihren Niederschlag fanden.⁷⁰ Turnen stellte „praktische Gesundheitspflege“ dar, wodurch die Schülerinnen und Schüler „den Sinn für planvolle Körperpflege und gesunde Lebensführung“ entwickeln sollten.⁷¹ In einer beachtlichen Liste wurden die allgemeinen Ziele aufgezählt. Mit geeigneten Übungen sollte beispielsweise die Charakter- und Persönlichkeitsbildung, die Selbstbeherrschung und die Hilfsbereitschaft gefördert werden.⁷²

Zum Turnunterricht stellte ich bewusst auch leicht suggestive Fragen, denn ich wollte wissen, ob meine jeweilige Interviewpartnerin nicht auch gerne geturnt oder nicht manchmal lieber am Turnunterricht teilgenommen hätte anstatt an einer Handarbeit zu sitzen.

Leni Gantenbein, welche als einzige während ihrer Schulzeit den Turnunterricht besuchte, antwortete auf meine Frage, ob sie sich vor dem Obligatorium manchmal gewünscht hätte,

⁶⁶ Leni Gantenbein, 1/B 532-613.

⁶⁷ Schul-Ordnung 1859, §5, §13.

⁶⁸ Lehrplan für die Primarschulen des Kantons Graubünden, Chur 1903, S. 20-22.

⁶⁹ Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 66; Widmer, Witzig, Blütenweiss, S. 18.

⁷⁰ Casutt, Marcus, Bauform und Erziehungsziel. Das Quaderschulhaus in Chur, in: Bündner Monatsblatt, 1 (1994), S. 23-58, hier S. 41; Masüger, Leibesübungen, S. 220-227.

⁷¹ Lehrplan für die Bündner Primarschulen, Chur 1931, S. 27-29.

⁷² Lehrplan 1931, S. 27-29.

mitturnen zu können, Folgendes: „Ja, ich weiss nicht, glaube nicht einmal, das ist einfach so gewesen, und da hat man als Kind da gar nicht gross darüber nachstudiert.“⁷³ Dass sich Leni Gantenbein nicht mehr erinnern kann, zeigt, dass der Turnunterricht für sie keine zentrale Bedeutung hatte und sie die schulischen Gegebenheiten ganz allgemein nicht hinterfragte. Wie sie sich im Turnunterricht fühlte, hielt sie folgendermassen fest: „Geturnt habe ich gerne, jetzt, aber Ski fahren nicht gerade, ich konnte auch nicht. <lacht>“⁷⁴ Leni Gantenbein formulierte hier einen allgemeinen Sachverhalt: Was man gut kann, macht man gerne und umgekehrt. Gleichzeitig kommt hier ihre Offenheit gegenüber Neuem und Neuerungen zum Ausdruck.

Elisabeth Heim, welche ich fragte, ob sie nicht lieber Ski gefahren wäre – darin bestand der Turnunterricht im Winter – als im Handarbeitsunterricht zu sitzen, erzählte Folgendes: „Ja, wir sind dann zuschauen gegangen. Das sind wir dann. [...] Aber dann hat man Freude dabei gehabt, wenn man etwas solches hat schauen können, eben, wie andere fahren.“⁷⁵ Offenbar gingen die Mädchen während des Unterrichts hinaus und beobachteten die Knaben. Die Ersatzhandlung verband Elisabeth Heim explizit mit guten Gefühlen. Daraus, dass sie sich zu keiner Aussage über den Handarbeitsunterricht bewegen liess, schliesse ich, dass ihre Erfahrungen wenig erfreulich waren.

Christina Vinzens hielt zur hypothetischen Frage nach dem Turnunterricht Folgendes fest: „Man hat nicht so das Bedürfnis dazu gehabt, man ist so herumgerannt, genug. <lacht> Man hat zu Hause zu tun gehabt, mit allem. Man hat eben überall geholfen, wo man konnte. Aber nein, für das Turnen, gewiss keine, wir hätten keine Freude gehabt. Die Mädchen. (...)“⁷⁶ In den Aussagen von Christina Vinzens spiegeln sich Argumente gegen das Mädcheturnen, denen auf der Sachebene wenig entgegengebracht werden konnten. Sie blieben allgemein und unpersönlich formuliert, weil die eigene Erfahrung fehlte. Darin zeigt sich eine Grenze von Oral History. Gleichzeitig wurde sichtbar, dass Christina Vinzens wenig Übung darin hatte, über Sachverhalte nachzudenken und zu sprechen, die ausserhalb ihres Erfahrungsschatzes lagen. Noch deutlicher wird dies in der Bemerkung von Dora Bandtli: „Man musste es einfach, <lacht> musste es so nehmen. <lacht>“⁷⁷ Sowohl die Unterrichtszeiten der Handarbeit wie auch der fehlende Turnunterricht stellten für sie unverrückbare Gegebenheiten

⁷³ Leni Gantenbein, 1/B 532-613.

⁷⁴ Leni Gantenbein, 1/B 532-613.

⁷⁵ E H-N, 4/B 1-36.

⁷⁶ Christina Vinzens, I 9.

⁷⁷ Dora Bandtli, 4/A 865-900.

dar. Ihr Lachen interpretiere ich als ein gewisses Unverständnis dafür, dass mich ihre Meinung zum Turnunterricht überhaupt interessierte.

Der Handarbeitsunterricht war für Mädchen ab 1884 obligatorisch. Begründet wurde diese Regelung mit der gesellschaftlichen und ökonomischen Bedeutung, welche die erworbenen Fertigkeiten wie Stricken, Nähen und Ausbessern von Kleidungsstücken hatten. Über diese Tätigkeiten sollten sich die Mädchen an Sparsamkeit, Ordnung und Reinlichkeit gewöhnen, was später die Haushaltungskosten gering halten sollte. Zudem sollten sie lernen, ihren Körper zu kontrollieren und sich auf das Produkt, welches in ihren Händen entstand, zu konzentrieren. Dadurch verengte sich ihr Blick auf die Welt.⁷⁸ Der eher repressive Charakter der Handarbeitserziehung wurde bisher aus frauen- und geschlechtertheoretischer Sicht betont. Diese Sicht greift aber zu kurz, denn Handarbeit eröffnete und eröffnet neben materiellen und sozialen Handlungsräumen auch geistige Freiräume.⁷⁹ Der Begriff Handarbeiten hat eine doppelte Bedeutung: die Tätigkeit und das Produkt ist damit gemeint. Handarbeiten scheinen als *pars pro toto* für Tätigkeiten des weiblichen Geschlechts verstanden worden zu sein⁸⁰ und wurden mit den Daseinszuständen ‚nützlich sein‘ und ‚tätig sein‘ gleichgesetzt.⁸¹ Inhaltlich war der Handarbeitsunterricht auf das Erlernen von Fertigkeiten wie Stricken, Nähen und Flickern des Gestrickten, des Weisszeugs und des Gewobenen ausgerichtet. Er stellte somit die handwerkliche Vorbereitung auf einen wichtigen Teilbereich der späteren Haushaltsführung dar, bereitete die volle Einsatzfähigkeit der einzelnen Frau vor und leistete damit einen wichtigen Beitrag zur Sicherung der traditionellen Rollenverteilung in der Gesellschaft. Gleichzeitig machten diese Fertigkeiten weibliche Tätigkeit sichtbar.⁸² In allen Erziehungstheorien zur Mädchenbildung des 18. und 19. Jahrhunderts bestand ein Konsens darin, dass Mädchen weibliche Arbeiten beherrschen sollten. Unterschiedliche Ansichten bestanden bei der Frage, welche weiblichen Arbeiten für welchen Stand als angemessen zu betrachten sind.⁸³

⁷⁸ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 295; Bündner Frauenschule, zwei links – zwei rechts, S. 29; Graf, Mädchenarbeitsschulen, S. 204; Schmidt-Casdorff, Bündner Kreuzstich, S. 123, 139; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 106f.; Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 58-61; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 66; Hofer, Arbeitsschulen, S. 124-126.

⁷⁹ Hoff, Kleinau, Schmid, Einleitung, S. 16; Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 64.

⁸⁰ Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 50.

⁸¹ Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 49; Lendi-Olgati, Arbeitsschulwesen, S. 7.

⁸² Lehrplan 1903, S. 21f.; Lehrplan für den Arbeitsschulunterricht der Mädchen in den Schulen des Kantons Graubünden, St. Moritz 1922, S. 6-15; Lehrplan für die fünfklassigen Arbeitsschulen des Kantons Graubünden, Chur 1884, S. 4-6; Casutt, Bauform und Erziehungsziel, S. 40f., 51; Schmidt-Casdorff, Bündner Kreuzstich, S. 136f.; Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 49.

⁸³ Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 56.

Fertigkeiten in Handarbeit war eine Qualifikation, mit der sich junge Frauen als gute Ehefrauen empfehlen konnten.⁸⁴ Das Ergebnis handarbeitender junger Frauen stellte in der Regel die eigene Aussteuer dar; das Monogramm auf ihrer Wäsche symbolisierte den Raum, den sie darüber einnahmen.⁸⁵

Dora Bandli, Leni Gantenbein und Christina Vinzens besuchten den Handarbeitsunterricht im Allgemeinen gerne.⁸⁶ Christina Vinzens schloss ihre Ausführungen dazu, wobei sie entspannt und herzlich lachte, mit folgendem Satz: „Nein sicher, ich habe Freude daran gehabt.“⁸⁷

„Nein sicher“ verstehe ich als Ausdruck dafür, dass Christina Vinzens annahm, ich würde Handarbeitsunterricht als langweilig oder unnötig betrachten, weshalb sie mit der Verneinung begann. Was die konkreten Arbeiten betraf, so flickte Christina Vinzens nicht gerne und für Leni Gantenbein bedeutete Stricken und Häkeln Vergnügen und Erholung.⁸⁸

Dora Bandtli führte auf meine Frage, welche besonderen Erinnerungen sie an die Schulzeit habe, unter anderem Folgendes aus: „Am Mittwochnachmittag und am Samstagnachmittag... Am Samstag haben die Knaben frei gehabt. Und wir haben dann noch Nähsschule gehabt.“⁸⁹

Wegen des Handarbeitsunterrichts hatten Mädchen mehr Unterrichtslektionen als Knaben. Ich fragte, wie sie damit umgegangen sei. Sie hielt mit einem etwas beschämten Lachen fest:

„Man hat es ihnen schon nicht gerne gegönnt. <lacht>“⁹⁰ Auch wenn Dora Bandtli den Unterricht gerne besuchte, beneidete sie die Knaben, was ich nicht richtig nachvollziehen kann, denn über ihre schulfreie Zeit konnte sie nicht wirklich frei verfügen. Die allgemeine und hier geschlechtsspezifische Ungleichbehandlung empfand sie als ungerecht, wogegen sie aber als Schülerin nicht vorgehen konnte.

Für andere Frauen stellte der Handarbeitsunterricht im Rückblick ein ungeliebtes Muss dar; sie hätten viel lieber den Turnunterricht besucht.⁹¹

⁸⁴ Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 64-66.

⁸⁵ Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 66-68. Zu zivilrechtlichen Aspekten cf. Arru, Angiolina, Die nicht bezahlte Mitgift. Ambivalenzen und Vorteile des Dotalsystems im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, in: L'Homme, 22/1 (2011), S. 55-69, hier S. 55-57; Lanzinger, Margareth, Aushandeln von Ehe – Heiratsverträge in europäischen Rechtsräumen. Einleitung, in: Margareth Lanzinger, Gunda Barth-Scalmani, Ellinor Forster et al. (Hg.), Aushandeln von Ehe. Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich, Köln 2010, S. 11-25, hier S. 11-23; Lanzinger, Margareth, Variationen des Themas. Mitgiftsysteme, in: Margareth Lanzinger, Gunda Barth-Scalmani, Ellinor Forster et al. (Hg.), Aushandeln von Ehe. Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich, Köln 2010, S. 469-492, hier S. 469-487.

⁸⁶ Dora Bandtli, 4/A 694-864, Leni Gantenbein, 1/B 532-613, Christina Vinzens, I 7.

⁸⁷ Christina Vinzens, I 7.

⁸⁸ Christina Vinzens, I 4; Leni Gantenbein, 1/A 277-337.

⁸⁹ D B-S, 4/A 694-864. Auf diesen Sachverhalt verwies sie auch an folgender Stelle: 4/A 901-935.

⁹⁰ D B-S, 4/A 694-864.

⁹¹ Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 245-247.

5.3 „Ja, von der Schule weiss ich nur noch von einer Schülerreise.“ – Schulreise und Weihnachtsfeier

Elisabeth Heim erinnerte sich beim Stichwort Schule zuerst an ein besonderes Schulerlebnis.⁹² Während weiterer Erzählungen tauchten auch andere Begebenheiten auf, bei denen es sich um aussergewöhnliche Ereignisse handelte.

Elisabeth Heim beschrieb, wie es auf der ersten Schulreise zu und her ging. Wie die Schülerinnen und Schüler den schmalen Steg über die Landquart überqueren mussten, hielt sie folgendermassen fest: „Und da hat es natürlich den Kindern allen etwas gefürchtet. Da hat es so ein Durcheinander gegeben. Aber man ist doch hinüber gekommen.“⁹³ Die Angst ins Wasser zu fallen, wurde wohl dadurch ausgelöst, dass der Aufenthalt an Flüssen nicht zu den allgemeinen Erfahrungen der Kinder gehörte und dass die meisten, auch die Lehrkräfte, nicht schwimmen konnten.⁹⁴ Bei der Erstklässlerin musste die Auflösung der bestehenden Marschordnung zusätzliche Angst auslösen, da die Gefahr ins Wasser gestossen oder geschupst zu werden bei ihr am grössten war. Obwohl Elisabeth Heim das Erlebnis abschliessend als „eigentlich nicht so etwas Besonderes“⁹⁵ bezeichnete, hinterliess die Flussüberquerung einen nachhaltigen Eindruck. Es handelte sich um ein neuartiges Erlebnis, das mit grosser emotionaler Beteiligung verbunden war.⁹⁶

In einem anderen Bericht erzählte Elisabeth Heim hauptsächlich davon, dass der Pfarrer, welcher offenbar auf der Schulreise auch dabei war, verboten hatte, Geld mitzunehmen und in einem Geschäft etwas zu erwerben. Wie er mit denjenigen umging, welche sich nicht an seine Anordnungen hielten, beschrieb sie wie folgt: „Und dann hat er dort gewartet, und nur jedem einen ‘Tätsch’ [leichter Schlag] gegeben, und wieder weg. Dann mussten wir dann gehen. <lacht> Ja. Das wollte er eben nicht haben.“⁹⁷ Die körperliche Bestrafung stellte ein übliches Mittel dar, um Fehlverhalten zu ahnden.⁹⁸ Dass sie auch zu jenen gehörte, welche die Verbote nicht befolgten, schliesse ich aufgrund der Aussage, „dann mussten wir gehen“. Während ihres anschliessenden Lachens wurde sie verlegen. Ich deute das so, dass Elisabeth Heim

⁹² Elisabeth Heim, 1/A 85-106; ähnlich auch Christina Vinzens, I 15.

⁹³ Elisabeth Heim, 1/A 85-106.

⁹⁴ Masüger, Leibesübungen, S. 200-203. Die Möglichkeit einen Schwimmkurs zu besuchen bestand für Lehrkräfte seit Beginn der 1920er Jahre in Chur. Die Schwimmanlage der Evangelischen Lehranstalt in Schiers wurde 1927 gebaut.

⁹⁵ Elisabeth Heim, 1/A 85-106.

⁹⁶ Kotre, Weisse Handschuhe, S. 117-119.

⁹⁷ Elisabeth Heim, 1/A 85-106.

⁹⁸ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 233.

beim Reden feststellte, dass sich die Verhaltensweisen in der Zwischenzeit stark verändert haben. Dennoch schlug sie nicht den Bogen in die Gegenwart, sondern bekräftigte nochmals die Haltung des Pfarrers. Auf diese Weise drückte sie aus, dass sie mit seinem Verhalten noch immer einverstanden war.

Besonders interessant scheint mir hier, dass Elisabeth Heim die Schulreisen über problematisches Verhalten und Fehlverhalten von Schülerinnen und Schülern erinnerte. Im Gegensatz dazu hielt Leni Gantenbein beim Stichwort Schulreise spontan fest: „Ja, darauf hat man sich natürlich wahnsinnig gefreut, auf eine Schulreise, weil das dann nicht gerade jeden Tag vorgekommen ist.“⁹⁹ Sie verband diese Ereignisse mit positiven Emotionen und schätzte die Besonderheit, welche in einer zweitägigen Reise oder dem Besuch einer Schweizer Stadt und eines grossen Warenhauses bestand. Letzteres erinnerte sie als „Erlebnis“ und hielt fest, dass sie jenes „Strickstrick [Strickpuppe]“, welches sie damals erwarb, noch vor kurzer Zeit in den Händen gehabt hatte.¹⁰⁰ Dass sie sich ausgerechnet ein Arbeitsgerät erwarb und dieses bis ins hohe Alter aufhob, drückt meines Erachtens aus, wie nachhaltig Leni Gantenbein von den Überlebensgrundsätzen nützlich und produktiv zu sein geprägt wurde. Gleichzeitig nahm sie offen die Gelegenheit wahr, neue Räume kennen zu lernen.

Christina Vinzens erinnerte sich im Zusammenhang mit Schulreisen, dass sie jeweils “nicht gerade weit“¹⁰¹ weg gingen, da sie hauptsächlich zu Fuss unterwegs waren. Dies begründete sie damit, dass „nicht alle Rappen“ hatten und lachte etwas verbittert. Sie gehörte, auch wenn sie es nicht explizit sagte, auch zu jenen Kindern, deren Eltern für schulische Spezialanlässe keine Geldmittel hatten. In der nächsten Gesprächssequenz beschrieb sie die Schulreisen als Kombination von Wanderung und Bahnfahrt. Meiner Frage, ob die Ausflüge für sie etwas Besonderes waren, stimmte sie zu und betonte abschliessend, dass sie nichts Derartiges unternehmen konnte.¹⁰²

Dora Bandtli erinnerte ihre Schulreisen als Tage, an denen die Schülerinnen und Schüler unbeschwert spielen und zusammen sein konnten, wobei das Zusammensein offensichtlich eine andere Qualität hatte als jenes im Schulzimmer. Die Orte, wohin sie jeweils gingen, befanden sich in der näheren Umgebung, in sogenannter Fussdistanz. Sie schloss ihre Erzählung mit der Feststellung, „ja, jetzt ist es nicht mehr so, jetzt müssen sie eben weiter“¹⁰³.

⁹⁹ Leni Gantenbein, I 16.

¹⁰⁰ Leni Gantenbein, I 16. Mit dem Strickstrick können Hohlschnüre hergestellt werden.

¹⁰¹ Christina Vinzens, I 14.

¹⁰² Christina Vinzens, I 15.

¹⁰³ Dora Bandtli, 4/B 6-23.

Dora Bandtli bedauerte, dass die ‚heutigen‘ Kinder das blossе Zusammensein und Spiel nicht mehr geniessen können, was dadurch wettgemacht werden müsse, dass die Reisen längere Distanzen umfassten. Mit ihrer Kritik am allgemeinen Mehr, Grösser und Weiter wollte sie aber ausdrücken, dass damit die verloren gegangene Fähigkeit von Kindern, mit wenigen Hilfsmitteln kreative Spiele zu entwickeln, nicht kompensiert werden kann. Gleichzeitig stellte die Bahnfahrt, welche die Handarbeitslehrerin mit ihren Schülerinnen unternommen hatte, auch für Dora Bandtli ein aussergewöhnliches Erlebnis dar. Sie fuhren an einen Ort ausserhalb des Prättigaus, und Dora Bandtli nutzte die Gelegenheit, um eine Verwandte zu besuchen.¹⁰⁴ Sie inszenierte sich als Person, die nicht grundsätzlich gegen Veränderungen war, sondern einem Aktivismus kritisch gegenüber stand, welcher die zwischenmenschliche Ebene vernachlässigte.

Die Weihnachtsfeier in der Kirche stellt den anderen Schulanlass dar, welchen die Frauen gerne erinnerten. Sie zeigt, wie eng die Institutionen Schule und Kirche miteinander verflochten waren. Symbolisch konnte dabei nicht nur die Zusammengehörigkeit der Familie, sondern auch jener der Gesellschaft zelebriert werden.¹⁰⁵

Alle Frauen konnten sich daran erinnern, dass sie während der Feier auswendig gelernte Gedichte oder Sprüche vortrugen, gemeinsam Lieder sangen und Geschenke erhielten.¹⁰⁶

Dora Bandtli beschrieb, wie sie jeweils zu zweit neben dem Christbaum ein Gedicht vortrugen, wobei sie dies zusammen mit einem Knaben tat, weil sonst niemand mit ihm vortragen wollte.¹⁰⁷ Auf meine Frage, weshalb denn kein Mädchen mit einem Knaben auftreten wollte, betonte sie, es sei „die blöde Idee“ gewesen, welche sie nicht kommentierte. Dora Bandtli deutete hier eine unter Kindern verbreitete Verhaltensweise an, welche darin bestand, das Kinderpaar als (Hochzeits-)Paar zu bezeichnen, zu necken und allenfalls auch zu plagen. Weshalb sich Dora Bandtli in diese Situation begab, erklärte sie wie folgt: „Ja, ich weiss nicht, ich bin einfach so gewesen. (...) Ich habe gedacht, jemand muss es machen, [...] Ich habe einfach mitgemacht, dann. Und das haben sie eben auch gemerkt. [...] Eine Streitige bin ich eben nie gewesen. [...] Man muss auch recht sein mit den Leuten, dann sind sie auch

¹⁰⁴ Dora Bandtli, 4/B 6-23.

¹⁰⁵ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 619.

¹⁰⁶ Dora Bandtli, 3/A 367-418, 4/B 152-176; Leni Gantenbein, I 17-18; Elisabeth Heim II 11; Christina Vinzens, I 10-11.

¹⁰⁷ Dora Bandtli, 3/A 367-418, 4/B 152-176.

recht mit einem. <lacht> Ja, sicher.“¹⁰⁸ Dora Bandtli war sich gewohnt, praktisch zu denken und zu handeln, eigene Wünsche unterzuordnen und persönliche Nachteile in Kauf zu nehmen, wenn sie mit ihrem Verhalten dazu beitragen konnte, dass eine Sache gelingen konnte. Gleichzeitig anerkannten und lobten Lehrer und Pfarrer sie, was Dora Bandtli in der Aussage ‚das haben sie eben auch gemerkt‘ festhielt. Im abschliessenden Satz formulierte Dora Bandtli einen allgemeingültigen Lebensgrundsatz, wodurch sie sich selber als Person darstellen konnte, die über grosse Qualitäten im zwischenmenschlichen Bereich verfügte. Leni Gantenbein bezeichnete die Weihnachtsfeiern, welche sie in ihrer Jugend erlebt hatte, im Vergleich mit den ‚heutigen‘ als „hübscher“¹⁰⁹ und begründete ihre Ansicht wie folgt: „[...] da hat man sich dann von Herzen gefreut, auf dieses Fest. [...] Und ich glaube schon, gerade deswegen, weil es viel einfacher gewesen ist als jetzt. Das hat viel weniger Hetze und ‘Getüü’ [Umtrieb] gegeben als jetzt.“¹¹⁰ Auch wenn Leni Gantenbeins Aussage eine nostalgische Komponente hat, so halte ich sie nicht für eine Verklärung vergangener Gegebenheiten, sondern dafür, dass sie die Veränderungen der Zeit wach und kritisch mitverfolgte. Die besagte Einfachheit deutet an, dass wenig Geld für aufwendige Mahlzeiten und Geschenke vorhanden war und dass Leni Gantenbein die gemeinsam verbrachte Zeit als Qualitätszeit wahrnahm.

Hatte Leni Gantenbein die Geschenke nur angedeutet, so sprachen Elisabeth Heim und Christina Vinzens sie direkt an. Wichtig war ihnen, dass sie im Vergleich mit heute klein waren und hauptsächlich aus Naturalien wie einer Orange oder einem Nussgipfel bestanden.¹¹¹ Christina Vinzens hatte als Erstklässlerin ein Tässchen mit Unterteller erhalten, welches ein durchaus übliches Geschenk war, das als Schmuck im Buffet aufgestellt wurde.¹¹² Es stellte ein vergleichsweise grosses Geschenk dar und symbolisierte den neuen Lebensabschnitt, welcher mit dem Schuleintritt begann. Knaben erhielten beispielsweise ein Sackmesser oder etwas Ähnliches, denn „mehr hätten sie nicht [geben] können. (...)“¹¹³ Mit ‚sie‘ bezeichnete Christina Vinzens nicht Lehrer und Pfarrer, sondern die Eltern.

¹⁰⁸ Dora Bandtli, 4/B 152-176.

¹⁰⁹ Leni Gantenbein, I 17-18.

¹¹⁰ Leni Gantenbein, I 17-18.

¹¹¹ Elisabeth Heim II 11; Christina Vinzens, I 10-11; cf. auch Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 621.

¹¹² Plattner, Hans, Walserbrauchtum in Graubünden, in: Heimatleben, 50/2 (1977), S. 1-9, S. 1.

¹¹³ Christina Vinzens, I 10.

5.4 „Es ist kurzweiliger gewesen als zu Hause.“ – Schulbesuch und Berufswunsch

Für Leni Gantenbein waren zwei Aspekte dafür verantwortlich, dass sie gerne zur Schule ging. Zum einen bereitete ihr das Lernen keine Mühe und zum anderen empfand sie den Schulbetrieb „kurzweiliger“ als ihr Zuhause.¹¹⁴ Sie stellte sich als erfolgreiches und interessiertes Mädchen dar, das in der Schule Selbstbewusstsein entwickeln konnte.

Der Schuleintritt bedeutete für die Kinder eine wichtige Veränderung im Leben. Denn die Schule vermittelte neben den Eltern und der Kirche die wichtigsten Botschaften auf dem Weg zum Erwachsenwerden.¹¹⁵ Die vom Elternhaus bereits eingeübten Arbeitstugenden Gehorsam und Disziplin wurden in den Schulen verstärkt und die bürgerlichen Tugenden Pünktlichkeit und Sauberkeit kamen dazu.¹¹⁶ Grundsätzlich sollte „die Jugend zu gesitteten Menschen, verständigen und wohlgesinnten, brauchbaren Bürgern und nach den Grundsätzen ihrer Konfession zu guten Christen gebildet und erzogen werden“¹¹⁷. Die Kulturtechniken Lesen, Schreiben und Rechnen eröffneten neue Perspektiven auf die Welt, Intellekt und Phantasie wurden angeregt und Bücherlesen war besonders attraktiv.¹¹⁸

Sowohl Christina Vinzens, wie auch Dora Bandtli und Leni Gantenbein gingen gerne zur Schule. Elisabeth Heim äusserte sich dazu nicht, da ich zu wenig insistierte. Christina Vinzens hielt fest, dass ihre Zeugnisse „immer in Ordnung“ waren und fügte lachend an: „Mehr wollte man ja gar nicht.“¹¹⁹ Es sollte in der Schule rund laufen, an ‚mehr‘, womit sie die Sekundarschule oder die Berufsausbildung meinte, war nicht zu denken. Dora Bandtli betonte sehr selbstsicher, dass sie „eine gute Schülerin“¹²⁰ war, und brachte damit zum Ausdruck, wie sehr ihre Leistungsfähigkeit ihren Selbstwert stärkte.

Die Existenz weiterführender Schulen und die individuellen Möglichkeiten, dieses Angebot wahrzunehmen, stellte im Leben der Jugendlichen eine entscheidende Schicksalsfrage dar.¹²¹ Nicht nur im bäuerlichen, sondern auch im handwerklich-gewerblichen Umfeld, war der

¹¹⁴ Leni Gantenbein, 1/A 387-420.

¹¹⁵ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 224; Ecarius, Walgenbach, Generationen, S. 102f.; Mantovani Vögeli, Fremdbestimmt, S. 231.

¹¹⁶ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 224; Tanner, Arbeitsame Patrioten, S. 241; Widmer, Witzig, Blütenweiss, S. 17; Casutt, Bauform und Erziehungsziel, S. 45.

¹¹⁷ Schul-Ordnung 1859, §17.

¹¹⁸ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 224.

¹¹⁹ Christina Vinzens, 1/A 1-50.

¹²⁰ Dora Bandtli, 4/A 694-864.

¹²¹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 337.

Besuch der Sekundarschule wie auch eine allfällige Berufswahl von der Zustimmung des Vaters beziehungsweise der Eltern abhängig und wurde wesentlich vom materiellen Wohlstand der Familie bestimmt.¹²² Zudem war die Einschätzung und Haltung des Pfarrers und Lehrers wichtig. Der Wunsch, die Sekundarschule zu besuchen und eine Berufsausbildung absolvieren zu können, stand oft im Widerspruch zur Notwendigkeit, Geld zu verdienen.¹²³ Für viele Frauen kam deshalb eine Ausbildung oder Berufslehre nicht in Frage und die meisten konnten ihren Berufswunsch nicht realisieren. Dies beschäftigte die Frauen oft bis ins hohe Alter.¹²⁴ Viele unterstützten als Mütter ihre Töchter und Söhne ausdrücklich darin, einen Beruf zu erlernen.¹²⁵

Sowohl Leni Gantenbein wie auch Dora Bandtli hätten die Sekundarschule gerne besucht. Weshalb dies nicht möglich war, erklärte Leni Gantenbein wie folgt: „Ach, da ist auch niemand in die Sekundarschule. Das wäre... Also diese Sekundarschüler, die, die ersten, die dann da gewesen sind, die mussten auch auswärts logieren.“¹²⁶ Sie machte den organisatorischen und finanziellen Aufwand – es musste auch ein Schulgeld entrichtet werden¹²⁷ – sowie die Tatsache, dass der Sekundarschulbesuch nicht üblich war, dafür verantwortlich, dass sie nicht weiter zur Schule gehen konnte. Das einleitende ‚ach‘ sagte sie in bedauernd-resignativem Tonfall, worin ich die Stimmung gespiegelt sehe, welche sich bei diesem Thema bei Leni Gantenbein breitmachte, und wodurch ihre Aussagen den Charakter unveränderbarer Tatsachen erhielten.

Dora Bandtli hielt fest, dass ihr empfohlen worden war, die Sekundarschule zu besuchen, und erklärte wie folgt, weshalb dies nicht möglich war: „Aber, da sind wir neun Kinder gewesen, zu Hause, und ich bin die Vierte gewesen, von den Mädchen die Älteste. Und, wie hätte man damals wollen? Ich hätte nach B. in die Sekundarschule müssen. Ja, ja, ich bin jetzt einmal doch hier. <lacht>“¹²⁸ Ihre Position innerhalb der Geschwisterreihe sowie die fehlenden finanziellen Mittel verhinderten, dass sie die Sekundarschule besuchen konnte. In der

¹²² Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 94, 98, 188f.; Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 97; Tanner, Arbeitsame Patrioten, S. 239; Cathomas, Rita, Marianne Fischbacher, Ursula Jecklin et al., Erzählenhören. Frauenleben in Graubünden, Chur 1998, S. 194; Widmer, Witzig, blütenweiss, S. 18; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 71; Kaestli, Mont Soleil, S. 90.

¹²³ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 110.

¹²⁴ Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 97; Bochsler, Regula, Sabine Gisiger, Städtische Hausangestellte in der deutschsprachigen Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich 1989, S. 26; Bosshard-Kälin, Hinshaw-Fischli, spruchreif, S. 39; Perren, Rosenkranz, S. 24, 46, 49f., 64; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 86f.; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 71.

¹²⁵ Perren, Rosenkranz, S. 47, 67; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 147; Bräuniger, FrauenLeben, S. 19.

¹²⁶ Leni Gantenbein, 1/B 653-671.

¹²⁷ Sprecher, Sekundarschule Mittelprättigau, S. 12-14.

¹²⁸ Dora Bandtli, 1/B 71-76.

abschliessenden Bemerkung schlug Dora Bandtli den Bogen zur Gegenwart. Im leicht verbitterten Tonfall und dem Lachen gelangt ihr Schmerz zum Ausdruck und in der trotzig festgestellten, sie habe ihr Leben auch ohne weiterführende Schulbildung erfolgreich gemeistert, ihr Wissen um die eigenen Fähigkeiten.

Rebellion blieb oft eine Jugendepisode, denn der Druck war so gross, dass sich Jugendliche ihm kaum entziehen konnten. Die meisten Knaben und Mädchen übernahmen schliesslich die geschlechtsspezifischen Normen und Werte der Eltern, wobei individuelle Schicksalsschläge nicht selten waren, vor allem bei jungen Frauen.¹²⁹

Ausbildungsmöglichkeiten und Berufswahl der Frauen waren von Auffassungen über sogenannte natürliche Zuständigkeiten von Frauen und Männern abhängig. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts forderten selbst die Frauenorganisationen, welche sich vehement für die Berufsbildung der Mädchen einsetzten, einen ‚freiwilligen‘ Verzicht der Mädchen auf andere als ‚ihrem Geschlecht entsprechende‘ Berufsausbildungen. Die Ausbildung von jungen Frauen war darauf ausgerichtet, Fertigkeiten für die Haushaltsführung, die Sorge für die Kinder und die Mitarbeit auf dem Hof wie im Handwerksbetrieb sowie die Berufsausübung zu vermitteln. Als Massnahme, die Existenz der Bauern zu sichern, wurde gleichzeitig auch eine bessere Ausbildung der jungen Männer gefordert.¹³⁰

Für Bauerntöchter bestanden sehr wenige Möglichkeiten, einen Beruf zu erlernen. Die meisten traditionellen Frauenarbeiten vermittelte die Bäuerin ihrer Tochter.¹³¹ Zu deutlichen Erfahrungen der Ungleichheit kam es meist dann, wenn Brüder eine Ausbildung absolvieren durften, Mädchen entweder im elterlichen Betrieb verbleiben oder Geld für die Ausbildung der Brüder verdienen mussten.¹³² In vielen Familien war es nämlich üblich, dass der älteste Sohn einen Beruf erlernen oder studieren durfte. Die Begabungen der anderen Geschwister spielten keine Rolle.¹³³

¹²⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 189, 220; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 96; Bochsler, Gisiger, Städtische Hausangestellte, S. 31; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 144.

¹³⁰ Mantovani Vögeli, Fremdbestimmt, S. 144; Fetzi, Anita, Frauenbildung – der Schlüssel zur Emanzipation, in: Itinera, 2/3 (1985), Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit, hg. v. Annamarie Ryter, Regina Wecker, Susanna Burghartz (Bericht des zweiten schweizerischen Historikerinnentreffens in Basel, Oktober 1984), S. 43-54, hier S. 49-51; Gadiant, Prätigau, S. 184-186; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 232, 236; Bräuniger, FrauenLeben, S. 247-249, 282; Sprecher, Lukretia, Gute Leistungen erfordern gute Ausbildung, in: Terra Grischuna, 21/1 (1961), S. 21-23, hier S. 21. Cf. dazu die Überlegungen von Regina Wecker, Geschlecht Macht Beruf – Beruf Macht Geschlecht, in: Sabine Braunschweig (Hg.), Pflege – Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege, Zürich 2006, S. 15-25.

¹³¹ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 18; Vonarb, Kriegsalltag, S. 35.

¹³² Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 108; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 144; Bräuniger, FrauenLeben, S. 251.

¹³³ Cathomas, Fischbacher, Schmid, Erzählenhören, S. 138, 160.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden auch unterstützt von der bürgerlichen Frauenbewegung, verschiedene Berufsbildungsschulen für typisch weibliche Fähigkeiten.¹³⁴ Ab 1883 wurden in Graubünden sogenannte Wanderkochkurse angeboten, welche 14 Tage dauerten und an verschiedenen Orten durchgeführt wurden. 1895 nahm die Bündnerische Koch- und Haushaltungsschule in Chur ihren Betrieb auf. Derartige Einrichtungen lagen im Trend der Zeit; die Churer Institution hinkte im schweizerischen Vergleich keineswegs hinten nach. 1888 öffnete ebenfalls in Chur die erste bündnerische Frauenarbeitsschule ihre Tore, welche Aus- und Weiterbildung im Bereich Handarbeit anbot. 1906 kam die Töchterhandelsschule hinzu.¹³⁵ Die eine oder andere Bauerntochter besuchte einen Web- oder Nähkurs an der Bündner Frauenschule in Chur.¹³⁶

Obwohl Zulassung und Zugang zu verschiedenen Berufsausbildungen für Frauen bereits bestanden – das kantonale Lehrlingsgesetz von 1920 enthielt keine geschlechtsspezifischen Beschränkungen für den Besuch der Gewerbeschule und die Lehrabschlussprüfungen –, blieb noch weit ins 20. Jahrhundert eine geschlechtsbedingte Einschränkung der Berufswahl hinein bestehen.¹³⁷ 1934 erhielt die 1931 eröffnete ländliche Haushaltungsschule in Ilanz den Namen Bündner Bäuerinnenschule,¹³⁸ eine Institution, welche im Kanton Luzern bereits seit 1907 in ähnlicher Form bestand.¹³⁹

Erwerbsarbeit von Frauen war als Nebenverdienst und als Überbrückungsphase bis zur Heirat gedacht. Ledige Bündnerinnen waren vor allem in ungelernten Berufen im Gastgewerbe tätig, so als Zimmermädchen, Saaltöchter, Mitarbeiterinnen in der Lingerie oder Abwascherinnen.¹⁴⁰

Christina Vincens beantwortete meine Frage, welchen Beruf sie gelernt hätte, wenn sie hätte frei wählen können, wie folgt:

¹³⁴ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 87; Bräuniger, FrauenLeben, S. 247-251.

¹³⁵ Bündner Frauenschule, zwei links – zwei rechts, S. 14-22; Metz, „Wiar hen a Frau als Lehrer!“, S. 160-165; Graf, Mädchenarbeitsschulen, S. 204f.; Bardill-Meyer, Fünf Frauen, S. 3-9, 32. Zur Entwicklung in Appenzell Bräuniger, FrauenLeben, S. 256-278.

¹³⁶ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 18; Vonarb, Kriegsalltag, S. 35.

¹³⁷ Metz, „Wiar hen a Frau als Lehrer!“, S. 165; Graf, Mädchenarbeitsschulen, S. 208f.; Mantovani Vögeli, Fremdbestimmt, S. 156-158.

¹³⁸ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 18.

¹³⁹ Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 235.

¹⁴⁰ Bündner Frauenschule, zwei links – zwei rechts, S. 17, 39f.; Graf, Ursula, Handelsfrauen, Ladentöchter, Dienstmädchen. Arbeitswelten und Lebenssituationen der Frauen in Chur 1870–1945, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 105-144, hier S. 109.

„Krankenschwester, wollte ich! Und da haben die Brüder getan wie, wie verrückt, das brauche ich nicht. Ich habe zu Hause helfen müssen. Die Schwester ist eben vier Jahre jünger gewesen als ich, und dann hat die Mutter sonst auch niemand gehabt zum, zum Helfen. [...] Nein, nein, denk, das hat man nicht vermögen, damals. Oder man hat gemeint, man vermöge es nicht. Das ist auch nicht gegangen. (...) Nein, nein, da hat man nichts, da musste man verdienen. (...) Damals haben sie eben noch nicht weiter geschaut. <lacht> Aber man begreift es, mit dieser grossen Familie.“¹⁴¹

Wie intensiv sich Christina Vinzens gewünscht hatte, Krankenschwester werden zu können, zeigt sich in der besonders starken Betonung der Berufsbezeichnung wie im ganzen Ausruf. Interessant scheint mir hier, dass Christina Vinzens die Brüder und nicht die Eltern als diejenigen erinnerte, welche entschieden, dass sie ihren Berufwunsch nicht erfüllen konnte. Das Argument, sie brauche keine Ausbildung, wirkt im Zusammenhang mit dem Beruf Pflegefachfrau schwach, denn von den Kenntnissen und Fertigkeiten einer Pflegefachfrau hätte die ganze Familie profitieren können. Der zweite Grund zeigt, wie stark Christina Vinzens in den Familienverband eingebunden und wie eng ihr Handlungsspielraum war. Dass sie mich beim Finanzargument duzte, halte ich für einen Ausdruck dafür, dass es sie persönlich stark traf. Sie empfand es als Scheinargument und warf ihren Brüdern die fehlende Langzeitperspektive vor. Der letzte Satz bringt Christina Vinzens Versuch zum Ausdruck, sich mit der Situation abzufinden und sie zu akzeptieren, was meines Erachtens nur halbwegs glückte.

Leni Gantenbein hielt fest, dass nur wenige Frauen über eine Berufsbildung verfügten und dass sie in sogenannt typischen Frauenberufen wie Schneiderin oder Köchin wirkten. Zur Berufsausübung von Frauen stellte sie allgemein fest: „Aber dass man jetzt, sich mit einem Beruf durch das Leben gebracht hätte, das ist damals noch gar nicht in Frage gekommen. Damals ist man noch mehr oder weniger auf einen Mann angewiesen gewesen. <lacht>“¹⁴² Die Aussagen zeigen, dass Leni Gantenbein über diese Thematik nicht diskutieren konnte und das Konzept des Frauenlebens als Gattin, Hausfrau und Mutter verinnerlichen musste. Im abschliessenden Lachen drückte sich eine gewisse Verbitterung über die fehlende Entscheidungsmöglichkeit aus. Die Haltung, dass Frauen nach dem Abschluss ihrer Ausbildung fähig sein sollten, sich eine selbständige Existenz beispielsweise als Schneiderin aufzubauen und nicht nur als Angelernte ins Erwerbsleben treten zu müssen, setzte sich an der Churer Frauenschule erst zu Beginn der 1930er-Jahre durch.¹⁴³ Bürgerlichen Frauen

¹⁴¹ Christina Vinzens, 1/A 251-275.

¹⁴² Leni Gantenbein, 1/A 30-34.

¹⁴³ Bündner Frauenschule, zwei links – zwei rechts, S. 44.

erschlossen ihre allgemeinen Kenntnisse weiblicher Arbeiten die Möglichkeit, für sich und die Familie den Lebensunterhalt zu sichern.¹⁴⁴

Meine hypothetische Frage, ob sie, wenn sie nochmals jung wäre einen Beruf lernen wollte und welcher es denn wäre, beantwortete Leni Gantenbein ganz spontan: „[I]ch könnte noch jetzt nicht genau sagen, was ich jetzt gerade unbedingt wollte. Aber, aber sicher, sicher etwas, wo ich selbständiger wäre.“¹⁴⁵ Die Aussage bringt die tiefe Unzufriedenheit mit ihrer Berufssituation zum Ausdruck und zeigt, dass Leni Gantenbein sich nicht intensiv mit der Berufswahl auseinandergesetzt hatte beziehungsweise auseinandersetzen konnte. Mehr Selbständigkeit wollte sie, was impliziert, dass sie als Bäuerin über wenig Freiraum verfügte. Dies steht der Vorstellung entgegen, dass Bäuerinnen ihren Arbeitsbereich selber verwalten und gestalten konnten.

In anderen Gesprächsabschnitten fragte ich nochmals nach konkreten Berufswünschen. Leni Gantenbein nannte Coiffeuse, Modezeichnerin und Lehrerin¹⁴⁶ und kommentierte ihre Wünsche wie folgt: „Ja, ja, nicht nur ganz <lacht> ‚hundsgewöhnliche‘.“¹⁴⁷ Da die Berufe aus heutiger Sicht nicht sehr aussergewöhnlich sind, interpretiere ich die Aussage so, dass Leni Gantenbein von besonderen Gefühlen erfasst wurde, wenn sie sich vorstellte, einen Beruf gelernt zu haben, und dass sie Frauen, welche einen Beruf gelernt hatten, für spezielle Persönlichkeiten hielt.

Der Wunsch Lehrerin zu werden entstand im Verlauf ihrer Schulzeit. Während der Session des Grossen Rats vertrat eine ausgebildete Lehrerin – sie war die Tochter des Schulinspektors – jeweils ihren Lehrer. Diese Lehrerin hatte Leni Gantenbein beeindruckt und stellte ein echtes Vorbild dar.¹⁴⁸ Meine Frage, ob sie dann nicht Lehrerin werden durfte oder konnte, beantwortete sie folgendermassen:

„Das wäre natürlich zu Hause nie in Frage gekommen, dass ich jetzt da noch lange Zeit zur Schule... Und damals, und das ist noch so gewesen, bis vielleicht vor 20 Jahren, mussten die Schüler dann auswärts sein, wenn sie in C. zur Schule wollten. [...] Und dann hat man da auch nicht länger darüber nachstudiert. Danach dann schon, <lacht> aber das hat dann nichts mehr genützt. Nein, es wäre wirklich eben mit, fast mit Problemen verbunden gewesen, für jemanden von da.“¹⁴⁹

Mit ihren Eltern konnte Leni Gantenbein nicht über ihren Wunsch, Lehrerin zu werden, sprechen. Die Metonymie ‚zu Hause‘ bringt hier zum Ausdruck, wie sich die Eltern der

¹⁴⁴ Schmid, „Weibliche Arbeiten“, S. 54-56.

¹⁴⁵ Leni Gantenbein, 1/A 35-40.

¹⁴⁶ Leni Gantenbein, 1/A 338-372, 1/A 421-463, 1/B 614-652.

¹⁴⁷ Leni Gantenbein, 1/A 338-372.

¹⁴⁸ Leni Gantenbein, 1/A 421-463, 1/B 614-652.

¹⁴⁹ Leni Gantenbein, 1/B 614-652.

echten Auseinandersetzung verweigerten und sie sich von ihnen distanzieren musste, um die Situation auszuhalten. Die organisatorischen Schwierigkeiten, welche sie anführte, wurden wohl von den Eltern vorgebracht, waren aber für Leni Gantenbein nicht wirklich einsichtig. In Schiers, der nächsten Ortschaft nach Jenaz talabwärts, befand sich nämlich ein Seminar, in dem ab 1837 Lehrer und ab 1917/18 auch Lehrerinnen ausgebildet wurden.¹⁵⁰ Leni Gantenbein schob ihren Berufswunsch auf die Seite, wobei er jedoch immer lebendig blieb, aber nie realisiert werden konnte. Die das Zitat abschliessende Bemerkung halte ich für einen Satz, mit welchem Leni Gantenbein sich selber die Unmöglichkeit der Verwirklichung einzureden versuchte, ohne sich wirklich überzeugen zu können.

Leni Gantenbein besuchte bei der ersten Bündner Theologin, Margreth Caprez-Roffler, den Religions- und Konfirmationsunterricht. Sie schlug Leni Gantenbein vor, Pfarrerin zu werden, was Leni Gantenbein nicht nur deshalb ablehnte, weil sie sich nicht vorstellen konnte, auf eine Kanzel zu steigen, sondern auch, weil sie wusste, dass ihre Eltern strikte gegen diese Ausbildung waren:

„Aber eben, das ist damals gar nicht in Frage gekommen, ‘jeusses’, ein Studium für ein Mädchen. Da wären die Eltern in die Luft. <lacht> Nein, das ist damals schon ein wenig, haben sie diese Einstellung gehabt, wenn sie die Kinder aufgezogen hätten, dann seien diese fast verpflichtet, dann zu Hause auch zu helfen. Ja, das ist diese Auffassung gewesen, haben sie damals noch gehabt. Und das sind alle gewesen, nicht nur unsere Eltern. Das ist einfach so gewesen. Das ist auch, selten ein Knabe, ist da weg und hat einen Beruf gelernt.“¹⁵¹

Leni Gantenbein wuchs in einem bildungsfernen Milieu auf, wo die Berufsausbildung weder für Knaben noch Mädchen vorgesehen war, geschweige denn ein Studium für ein Mädchen, auch wenn es wollte und dazu fähig gewesen wäre.¹⁵² Wie angespannt die Stimmung bei diesem Thema werden konnte, drückte Leni Gantenbein mit ihrem Ausruf ‘jeusses’, dem Lachen und der Metapher von den in die Luft gehenden Eltern aus. In den Augen ihrer Eltern waren Kinder primär zur Mithilfe auf dem Hof verpflichtet. Dadurch beschränkte sich der Handlungsradius und Bildungshorizont auf einen engen Raum, den zu verlassen in Leni Gantenbeins Erinnerungen für Mädchen geradezu unmöglich und auch für Knaben äusserst schwierig war.

Die Gesprächssequenz schloss sie mit folgender Bemerkung ab: „[...] das hat man einfach gewusst, dass es das nicht gibt. Und da hat man dann auch sich nicht darauf versteift, dass

¹⁵⁰ Metz, „Wiar hen a Frau als Lehrer!“, S. 192.

¹⁵¹ Leni Gantenbein, 1/A 338-372.

¹⁵² Caprez-Roffler, Greti, Leben im Bergdorf. Rückschau in vergangene Zeiten. Sie ändern sich und wir mit ihnen, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 26-27, hier S. 26.

man jetzt einfach etwas wollte.“¹⁵³ Leni Gantenbein formulierte hier in der unpersönlichen Man-Form eine allgemeine Haltung, was sie ganz persönlich und unmittelbar betraf. Auf diese Weise konnte sie Distanz zu ihrem Wunsch gewinnen und sich mit der Tatsache abfinden, ohne sie wirklich zu akzeptieren.

Interessant scheint mir, wie differenziert Leni Gantenbein ihre Eltern und deren Meinung erinnerte. Während eine Berufsausbildung ‚nie in Frage‘ kam, stieg mit dem Wunsch zu studieren das Mass der Ablehnung, was Leni Gantenbein in ein eindrückliches Bild fasste. Ein Gespräch über Berufswünsche hätte wohl in einem heftigen Streit geendet, möglicherweise sogar mit einem völligen Bruch mit der Familie.

Dass sie keinen Beruf hatte lernen können, traf Dora Bandtli traf hart. Als sie während der Grippeepidemie 1917/18 Kranke pflegte, arbeitete sie mit einer Frau zusammen, zu der sie Folgendes festhielt: „Die ist dann soviel wie Krankenschwester gewesen, soviel wie.

<schmunzelt>“¹⁵⁴ Dora Bandtli zweifelte die Professionalität und berufliche Tüchtigkeit der Pflegefachfrau an. Dies drückte sie mit der Wendung ‚soviel wie‘ wenig subtil aus und schmunzelte anschliessend bedeutungsvoll. In der Abwertung der Berufsfrau manifestiert sich Dora Bandtlis Enttäuschung und Wut über ihre eigene Ausbildungssituation.

Nachdem Elisabeth Heim festgehalten hatte, dass ihre Schwester ausgebildete Schneiderin war, fragte ich sie nach ihrem Beruf, worauf sie antwortete: „Ich, ja, Beruf, nein, nein. Ja, Beruf, was will ich sagen, ich habe ja gesagt, wie ich serviert habe, Saaltochter gewesen bin.

Aber Beruf, kann man sagen, zehn Jahre bin ich im Konsum gewesen. Das ist auch ein Beruf.“¹⁵⁵ Elisabeth Heims Ausführungen machen deutlich, wie intensiv sie nach einer befriedigenden Antwort suchte. Dies kommt sprachlich im gehäuften Gebrauch der Worte Beruf, ja und nein zum Ausdruck. Als Ergebnis ihrer Suche nannte sie schliesslich ihre Tätigkeit als Verkäuferin im Lebensmittelgeschäft ‚Konsum‘. Ich interpretiere das so, dass Elisabeth Heim einen Weg gefunden hatte, um mit der fehlenden Berufsausbildung umzugehen: Sie definierte ihre ungelernten Tätigkeiten als ihre Berufe.

Der Konsum in Jenaz bot Lebensmittel etwas günstiger an, weshalb Frauen weite Fussmärsche auf sich nahmen und die erworbenen Waren in Rucksack und Körben nach Hause trugen. Dabei halfen auch Kinder mit und gewöhnten sich so an ihr späteres Leben.¹⁵⁶ Als ich das Thema Berufswunsch während eines späteren Gesprächs nochmals aufnahm, nannte Elisabeth Heim Köchin oder Handarbeitslehrerin als ihre Wünsche und dieselben

¹⁵³ Leni Gantenbein, 1/A 338-372.

¹⁵⁴ Dora Bandtli, 1/A 389-672.

¹⁵⁵ Elisabeth Heim, 4/A, 158-167.

¹⁵⁶ Bardill, Luzein, S. 258; Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 252; Niggli, Tal im Wandel, S. 43-45.

Gründe wie Christina Vinzens, womit die Berufslehre als unrealisierbar dargestellt wurde. Abschliessend hielt sie fest: „Aber als ich noch ledig gewesen bin, hat niemand mehr gefragt, was ich lernen wolle, nichts. ‚Diese und diese Stelle, [dort] kannst du das und das verdienen’, hat es dann geheissen, und, und ‚im Sommer musst du sowieso zu Hause helfen.’ [...] Da habe ich mich danach schon gefügt. Es ist dann auch vorwärts gegangen, irgendwie. <lacht>“¹⁵⁷ Elisabeth Heim war enttäuscht, dass ihre Eltern sie nicht nach ihrem Berufswunsch fragten ‚als sie im entsprechend Alter war. Dies brachte sie sprachlich in der Formulierung ‚niemand fragte mehr’ und der starken Betonung von ‚nichts’ zum Ausdruck. Elisabeth Heim verlieh den geführten Diskussionen und möglicherweise auch Auseinandersetzungen unmittelbare Aktualität, indem sie die von den Eltern vorgebrachten Gründe gegen die Berufslehre als direkte Rede inszenierte. Elisabeth Heim gab ihren Widerstand auf und hielt wie Dora Bandtli fest, dass das Leben weiterging, was sie nun aus der rückblickenden Perspektive sagen konnte. Im Gegensatz zu Dora Bandtli konnte das abschliessende Lachen die Bitterkeit, welche sich bei Elisabeth Heim bei diesem Thema einstellte, nicht in heitere Gelassenheit auflösen.

5.5 Fazit: ausgebremsst

Die interviewten Frauen wuchsen in einem bildungsfernen Milieu auf. Die Schule hatten sie als Ort, wo sie ihre Leistungsfähigkeit auch im kognitiven Bereich entdeckten, in guter Erinnerung. Dies trug zur Entwicklung eines positiven Selbstbilds bei. Die Enttäuschung, dass sie die Sekundarschule nicht besuchen konnten, war bei Dora Bandtli und Leni Gantenbein noch im hohen Alter deutlich vorhanden.

Für die interviewten Frauen stellten die Lehrer und Lehrerinnen Respektspersonen dar, aber keine gefürchteten Autoritäten. Der Lehrer von Elisabeth Heim ging souverän mit ihren harmlosen Streichen um, derjenige von Leni Gantenbein versuchte zu vermitteln, dass Gewalt kein Mittel zur Lösung von Streitigkeiten ist und dass die soziale Gruppe eine wichtige Steuerungsfunktion wahrnehmen kann. Die stellvertretende Lehrerin beeindruckte Leni Gantenbein so sehr, dass sie sich wünschte, diesen Beruf zu erlernen. Dora Bandtli erinnerte sich an je eine Lehrerin und einen Lehrer, mit welchen sie belastende beziehungsweise erfreuliche Erfahrungen machte. Die Wahrnehmung beschränkte sich dabei vorwiegend auf

¹⁵⁷ Elisabeth Heim, II 41.

der Beziehungsebene. Dennoch spielten die Qualitäten als Vermittler/Vermittlerinnen von Wissen und Fertigkeiten eine wichtige Rolle. So kritisierte Dora Bandtli beispielsweise an Lehrer N., dass er die Rechenaufgaben zu wenig oft kontrollierte.

Die interviewten Frauen besuchten den Handarbeitsunterricht gerne, wobei einzelne Arbeiten unterschiedlich beliebt waren. Dass die Knaben während dieser Zeit entweder den Turnunterricht besuchten oder schulfrei hatten, empfand nur Dora Bandtli als ungerecht. Da nur Leni Gantenbein den Turnunterricht aus eigener Erfahrung kannte, stellten die Gespräche über dieses Thema für die anderen eine echte Herausforderung dar. Christina Vinzens lehnte den Turnunterricht ab, Elisabeth Heim deutete ihr Interesse an und Dora Bandtli äusserte sich zu wenig klar. Über Dinge nachzudenken und zu sprechen, welchen keine persönlichen Erlebnisse zu Grunde lagen, bedeutete für die Frauen eine grosse Herausforderung. Hier zeigten sich die Grenzen von Oral History.

Die Schulreise erinnerten die befragten Frauen als ein ganz besonderes Erlebnis. Ausflüge dieser Art konnten sie mit ihren Eltern nicht unternehmen, da die Zeit und die finanziellen Mittel fehlten. Schulreisen eröffneten ihnen nicht nur in naturräumlicher Hinsicht neue Horizonte, sondern auch im zwischenmenschlichen Bereich. Die Frauen hatten unterschiedliche Gefühle an die Reisen, wobei das Spektrum von ängstlich bis neugierig und entdeckend reichte. Zur Weihnachtsfeier, welche als Schulanlass in der Kirche stattfand, erinnerten die interviewten Frauen, dass sie gemeinsam Lieder sangen sowie Gedichte und Verse vortrugen. Die Feier bedeutete nicht zuletzt deshalb ein eindrückliches Erlebnis, weil ihre gelungene Produktion das Selbstvertrauen stärkte. Etwas nostalgisch angehaucht, aber nicht verklärt, verbanden die Frauen mit der Weihnacht ihrer Kindheit viel Freude. Sie stellten dabei einen direkten Zusammenhang zwischen dem bescheidenen finanziellen Rahmen und der Qualität des familiären Zusammenseins her. Immer grössere Geschenke symbolisierten für sie die abnehmende Fähigkeit, Freude und Zufriedenheit im blossen Zusammensein zu erfahren.

Ausser Dora Bandtli hatten alle meine Interviewpartnerinnen konkrete Berufswünsche. Mit den vorgebrachten Gründen – grosse Familie, Notwendigkeit Geld zu verdienen und im Sommer auf dem Bauernhof mitzuarbeiten – sowie dem Verhalten der Eltern – strikte Ablehnung, wenig bis keine Diskussion – arrangierten sich die Frauen zwar, sie konnten aber die Tatsache, dass sie keinen Berufs erlernen durften, nie wirklich akzeptieren. Sprachlich äusserte sich dies in der hör- und spürbaren Verbitterung und in der gehäuften Verwendung von ‚damals‘. Auf diese Weise brachten die Frauen auch zum Ausdruck, wie sehr sich die Bildungssituation für Mädchen im Verlauf des 20. Jahrhunderts verändert hatte. Im

Zusammenhang mit der beruflichen Ausbildung waren die Handlungsräume für die jungen Frauen eng und beengend und die Beziehung zu den Eltern und allenfalls Brüdern zeitweise stark belastet. Dass sie ihr Leben beruflich anders hätten gestalten wollen, erkannten sie nicht erst in der Erinnerung;¹⁵⁸ das Gefühl, ausgebremst worden zu sein, war stets präsent, wenn auch nicht in jeder Lebensphase gleich stark.

¹⁵⁸ Cf. Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 259; Perren, Rosenkranz, S. 111.

6. „Man hat gewusst, dass er es gut meint.“ – Religion und Kirche

Elisabeth Heim beschrieb den Pfarrer, mit welchem sie als Kind und Jugendliche zu tun hatte, als strenge Autoritätsperson, welche immer wieder Strafen aussprach. Gleichzeitig hielt sie fest, dass sie wusste, dass er beste Absichten hatte.¹ Elisabeth Heims Beziehung zum Pfarrer war ambivalent: Auf der emotionalen Ebene war sie geprägt durch Angst und Gehorsam, auf der kognitiven durch seinen guten Willen.

In der Geschichtswissenschaft wird dem Themenfeld Religion seit einiger Zeit neue Aufmerksamkeit geschenkt, wodurch die These der umfassenden, bruchlosen Säkularisierung in Frage gestellt ist. Friedrich Wilhelm Graf und Klaus Grosse Kracht vertreten die Ansicht, dass Religion in modernen Gesellschaften eine kulturell produktive Kraft darstelle und politische wie soziale Prozesse auf verschiedene Art und Weise beeinflusse.² Der von Luise Schorn-Schütte und Walter Sporn herausgegebene Band beleuchtet die Verhältnisse in

¹ Elisabeth Heim, 3/A 143-172, auch 3/A 85-124, 3/A 232-256.

² Dejung, Christof, „Wohlan mit Gott, zum Siege oder Tod!“ Zum Stellenwert der Religion in der militärischen Propaganda der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 55/3 (2005), S. 307-324, hier S. 309f.; Graf, Friedrich W., Klaus Grosse Kracht, Religion und Gesellschaft. Europa im 20. Jahrhundert, Köln 2007, S. 6-14. Cf. dazu Bühlmann, Henning, Religiöse Identität – zum Zusammenhang von religiöser Praxis, Gesellschaft und Identitätskonstruktion, 05.-06.01.2011, Erfurt, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3488>> [Stand 15.01.2011]; Tenfelde, Klaus (Hg.), Religiöse Sozialisationen im 20. Jahrhundert. Historische und vergleichende Perspektiven, Essen 2010; Bauerkämper, Arnd, Jürgen Nautz (Hg.), Zwischen Fürsorge und Seelsorge. Christliche Kirchen in den europäischen Zivilgesellschaften seit dem 18. Jahrhundert, Frankfurt/M 2009; Hölzlwimmer, Laura, Religion und Politik. Tschechen, Deutsche und Slowaken im 20. Jahrhundert, 22.-24.03.2007, Tepla u. Mariánský, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1543>> [Stand 25.04.2007]; Heinemann, Monika, Konkurrierende Ordnungen. Religion, Staat und Nation in Ostmitteleuropa von der Frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert, 30.11.-01.12.2007, München, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2059>> [Stand 12.04.2008]; Owetschkin, Dimitrij, Sozialisationsforschung und religiöse Sozialisation im 20. Jahrhundert aus historischer Sicht. Ein Forschungsaufsatz?, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen, 36 (2006), S. 65-84; Schulze Wessel, Martin (Hg.), Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation, Stuttgart 2006 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 27); Graf, Friedrich W., Der Protestantismus. Geschichte und Gegenwart, München 2006; Hölscher, Lucian, Säkularisierungsängste in der neuzeitlichen Gesellschaft, in: Manfred Gailus, Hartmut Lehmann (Hg.), Nationalprotestantismus, Mentalitäten, Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes, Göttingen 2005, S. 133-147; Lehmann, Hartmut, Säkularisierung. Der europäische Sonderweg in Sachen Religion, Göttingen 2004; Gräb, Wilhelm, Birgit Weyel (Hg.), Praktische Theologie und protestantische Kultur, Gütersloh 2002 (Praktische Theologie und Kultur 9); Lehmann, Hartmut, Protestantisches Christentum im Prozess der Säkularisierung, Göttingen 2001; Krumeich, Gerd, Hartmut Lehmann (Hg.), „Gott mit uns.“ Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000; Lehmann, Hartmut (Hg.), Säkularisierung, Dechristianisierung, Rechristianisierung im neuzeitlichen Europa. Bilanz und Perspektiven der Forschung, Göttingen 1997.

Deutschland.³ Die Untersuchung von David Gugerli *Zwischen Pfrund und Predigt* stellt die nach wie vor wichtigste Arbeit zu diesem Aspekt in der Schweiz dar. Er beleuchtet Zusammenhänge zwischen dem protestantischen Pfarrhaus – beziehungsweise dessen Topoi – und säkularen kulturellen Deutungsmustern sowie handlungsorientierten Weltbildern.⁴ Obwohl Gugerli das ausgehende 18. Jahrhundert untersucht, sind seine allgemeinen Überlegungen auch für das beginnende 20. Jahrhundert wertvoll und wegweisend, nicht zuletzt deshalb, weil er diesen grossen historischen Bogen auch selber schlägt.⁵ Markus Mattmüller wiederum bietet einen kurzen kursorischen Überblick zu Entkirchlichung und Rechristianisierung in der Schweiz.⁶

Während verschiedene Studien die nicht hinterfragte Stellung der katholischen Kirche in der Gesellschaft bis nach dem Zweiten Weltkrieg belegen,⁷ zeigen Elisabeth Joris und Heidi Witzig, wie die gesellschaftliche Einflussnahme der reformierten Kirche im Zürcher Oberland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark zurückging und die reformierte Kirche sich in den ersten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auf innerkirchliche Angelegenheiten beschränken musste und sich als soziale Organisation für Notfälle etablierte.⁸ In der Genderforschung stellt Religion schon länger einen forschungsrelevanten Aspekt dar.⁹ Zu

³ Schorn-Schütte, Luise, Walter Sparn (Hg.), *Evangelische Pfarrer. Zur sozialen und politischen Rolle einer bürgerlichen Gruppe in der deutschen Gesellschaft des 18. bis 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 1997.

⁴ Gugerli, David, *Zwischen Pfrund und Predigt. Die protestantische Pfarrfamilie auf der Zürcher Landschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert*, Zürich 1988. Zu Deutschland cf. Schorn-Schütte, Sparn, *Evangelische Pfarrer*.

⁵ Gugerli, *Zwischen Pfrund und Predigt*, S. 14-16.

⁶ Mattmüller, Markus, *Entkirchlichung und Rechristianisierung in der Schweiz*, in: Hartmut Lehmann (Hg.), *Säkularisierung, Dechristianisierung, Rechristianisierung im neuzeitlichen Europa. Bilanz und Perspektiven der Forschung*, Göttingen 1997, S. 229-233. Zu Deutschland cf. Greschat, Martin, *Rechristianisierung und Säkularisierung. Anmerkungen aus deutscher protestantischer Sicht*, in: Hartmut Lehmann (Hg.), *Säkularisierung, Dechristianisierung, Rechristianisierung im neuzeitlichen Europa. Bilanz und Perspektiven der Forschung*, Göttingen 1997, S. 76-85.

⁷ Töngi, *Um Leib und Leben*, S. 218; Heinzer, Andrea, „... was diä gsäit hend, isch fir yys Gsetz gsi.“ *Katholische Frauenvereine im Kanton Uri in der Zwischenkriegszeit: Entstehungsbedingungen, Strukturen und gesellschaftliche Stellung*, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1997.

⁸ Joris, Witzig, *Brave Frauen*, S. 90-92, 142-144.

⁹ Danna, Daniela, *Sex, Religion, and the Law*, in: Peakman, Julie (Ed.), *A Cultural History of Sexuality*, Vol. 6: *A Cultural History of Sexuality in the Modern Age* ed. by Gert Hekma, Oxford, New York 2011, p. 105-125; Moser, Márcia E., *Von den Möglichkeiten eines doppelten Bekenntnisses. Überlegungen zu einer aktualisierten religionssoziologischen Verhältnisbestimmung von Religion und Sexualität*, in: Karin Gludovatz, Anja Middelbeck-Varwick (Hg.), *Gender im Blick. Geschlechterforschung in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M 2010, S. 101-113; Günther-Saeed, Marita, *Gender Studies in der Religionswissenschaft. Forschungsperspektiven*, in: Karin Gludovatz, Anja Middelbeck-Varwick (Hg.), *Gender im Blick. Geschlechterforschung in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M 2010, S. 115-127; Maier, Christl, *Theologie*, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), *Gender-Studien. Eine Einführung*, Stuttgart 2000, S. 247-261 Sommer, Regina, *Lebensgeschichte und gelebte Religion von Frauen. Eine qualitativ-empirische Studie über den Zusammenhang von biographischer Struktur und religiöser Orientierung*, Berlin 1998; Pissarek-Hudelst, Herlinde, *Das Bild der Frau im Wandel der Theologiegeschichte*, in: Edith Saurer (Hg.), *Die Religion der Geschlechter. Historische Aspekte religiöser Mentalitäten*, Wien 1995 (L'Homme Schriften 1), S. 15-30.

Frauen im Pfarramt hat vor allem Peter Aerne geforscht und verschiedene Aufsätze publiziert.¹⁰ Autobiographisches Erzählen über die jeweils eigene religiöse Sozialisation untersuchte Ingrid Tomkowiak.¹¹

Über Bemühungen der protestantischen Kirche, Frauen zu entlasten, welche in schwierigen Umständen lebten, liegen noch keine Forschungen vor.¹²

Im Sinn von Talcott Parsons strukturfunktionalistischer Theorie verstehe ich für den Zeitraum der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ‚Religion‘ als integrierende Ordnungsmacht der Gesellschaft und individuelle Orientierungshilfe. Religion übt drei Funktionen aus: Internalisierung, Integration und Legitimation. Das über Religion entworfene Sinn- und Symbolsystem konstituiert die individuelle Identität, gibt Antworten auf zentrale Fragen des menschlichen Selbst sowie der Welt und vermittelt handlungsleitende Werte. Religion integriert Menschen in ein soziales System und etabliert ein Normen- und Wertesystem, welches über religiöse Praktiken sakralisiert wird.¹³

Vor diesem Hintergrund formuliere ich Antworten zu folgenden Fragen:

- Welche Bedeutung hatten Religion und Kirche für die interviewten Frauen?
- Wie prägte der Pfarrer oder die Pfarrerin Normvorstellungen und Werthaltungen der interviewten Frauen?
- Welche Bedeutung hatte die persönliche Beziehung zum Pfarrer beziehungsweise der Pfarrerin für das allgemeine und religiöse Selbstverständnis der interviewten Frauen?
- Wie beeinflussten Kirche, Pfarrer/Pfarrerin und Religion die Handlungsräume der interviewten Frauen?

Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert waren in religiöser Hinsicht zwei gegenläufige Prozesse kennzeichnend: zum einen eine zunehmende Säkularisierung und Entkirchlichung, zum anderen der Aufstieg religiöser Erweckungsbewegungen. Frauen waren stärker als

¹⁰ Aerne, Peter, „Die dagegensprechenden Argumente sind nur gefühlsmässiger Art und aus der Tradition erwachsen.“ Der lange Marsch der Frauen ins Pfarramt, in: Argovia, 2004 (Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 116), S. 35-74; Aerne, Peter, „In 100 Jahren wird man es nicht verstehen, dass unsere Zeit so zurückhaltend war.“ Greti Caprez-Roffler als Pfarrerin in Furna 1931-1934 und der Weg zum Frauenpfarramt in der reformierten Bündner Kirche, in: Bündner Monatsblatt, 5 (2003), S. 411-447; Aerne, Peter, Elise Pfister (1886-1944) – der Weg der ersten Schweizer Pfarrerin in der Evangelischen Landeskirche des Kantons Zürich, in: Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 2003, Zürich 2002, S. 297-335.

¹¹ Tomkowiak, Ingrid, „Ja, der Glaube oder die Religion hat schon sehr geprägt.“ Autobiographisches Erzählen zur religiösen Sozialisation in den 1940er bis 1960er Jahren, in: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Berlin 2005 (Lebensformen 17), S. 307-337.

¹² Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 181.

¹³ Knoblauch, Hubert, Religionssoziologie, Berlin 1999, S. 90-105; Gugerli, Zwischen Pfund und Predigt, S. 52; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 32.

Männer mit Religion verbunden, sie besuchten regelmässiger und öfter den Gottesdienst und arbeiteten bei religiösen Aktivitäten häufiger mit. In kirchlichen Gremien und Leitungsfunktionen waren sie dagegen kaum vertreten. In protestantischen Gebieten wurden die traditionellen Geschlechterrollen etwas früher als in katholischen aufgeweicht.¹⁴

Gleichzeitig propagierten in der Schweiz hauptsächlich protestantische Pfarrfamilien das Ideal der neuen Familie; sie zelebrierten die familiäre Privatsphäre und lebten die Klischees der Ehefrau als ‚Hüterin des Herdes und Heims‘ vor.¹⁵

Die Konfessionszugehörigkeit spielte in der ganzen Schweiz bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts eine zentrale Rolle.¹⁶ Obwohl seit 1874 die Zivilehe massgebend war, konnte sich eine Mehrheit der Frauen und Männer eine Heirat ohne den kirchlichen Segen nicht vorstellen.¹⁷

Die auch staatlich legitimierte religiöse Deutungsrolle des Pfarrers war in hohem Masse gesellschaftlich wirksam. Sie manifestierte sich über die Selbstdarstellung in Habitus, Gestus und Rhetorik und im Selbstverständnis: Pfarrer zelebrierten Macht, ökonomisches Potenzial und kulturelles Kapital.¹⁸ Zum tröstenden Vertrauten der Gläubigen war der Pfarrer erst seit der Aufklärungstheologie des 18. Jahrhunderts geworden. Er versuchte über sanfte Bekehrung und praktischen Unterricht für Bauersleute und nicht mit einschüchternden Worten die Menschen zu belehren. Das dazu assoziierte Bild des Pfarrers als Hirt existierte zwar bereits seit der Reformation, verbreitete sich aber erst dann in der Bevölkerung. Über die Hirtmetapher legitimierte der Pfarrer, dass er über das gesellschaftliche und individuelle Verhalten seiner Gemeindeglieder wachte. Denn er verkörperte das Sakrale, auch wenn er keine Priesterweihe besass.¹⁹ Im Sinn von Barths Modell zur Humanisierung des Christentums, worin der Mensch auch in theologischer Sicht als handelndes Subjekt konzipiert ist, verstehe ich den Pfarrer als bedeutende Figur im gesellschaftlichen und

¹⁴ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 109f.; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 535, 622; Taylor Allen, Ann, Religion und Geschlecht. Ein historiographischer Überblick zur neueren deutschen Geschichte, in: Karen Hagemann, Jean H. Quataert (Hg.), Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte, Frankfurt/M, New York 2008, S. 205-226, hier S. 209-211; Heller, Birgit, Religionen. Geschlecht und Religion – Revision des *homo religiosus*, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 610-614, hier S. 612f.; Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 292; Bräuniger, FrauenLeben, S. 16-18.

¹⁵ Tanner, Arbeitsame Patrioten, S. 166f.; Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 54-61.

¹⁶ Widmer, Witzig, Blütenweiss, S. 18; Bräuniger, FrauenLeben, S. 16f.; Kessler, Daniel, Hotels und Dörfer. Oberengadiner Hotellerie und Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit, Chur 1997, S. 141-143.

¹⁷ Widmer, Witzig, Blütenweiss, S. 18f.; Kaestli, Mont Soleil, S. 92-94.

¹⁸ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 24-26.

¹⁹ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 30-32, 80, 88, 142. Zu katholischen Gebieten Perren, Rosenkranz, S. 16, 104-106.

kulturellen Beziehungsgeflecht.²⁰ Explizit frauenfeindliche Rituale existierten in der reformierten Kirche keine.²¹

Auf die Frauen wirkte der Pfarrer über die Frauen- und Müttervereine ein, denn die Frauen waren für die Kindererziehung zuständig und prägten das religiöse Leben der Familie.²²

Kirchliche Rituale begleiteten die Menschen in entscheidenden Lebenssäuren – Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung –, wodurch sich Pfarrer als verlässliche Begleiter erwiesen und Lebenssicherheit anboten.²³

Meine Interviewpartnerinnen hatten einen starken Bezug zur protestantischen Kirche beziehungsweise zum Pfarrer oder der Pfarrerin. Sie hielten sich an kirchlich-religiöse Verbindlichkeiten im gesellschaftlichen und familiären Zusammenleben.²⁴ Die protestantischen Frauen besaßen in Graubünden seit 1919 das kirchliche Stimmrecht.²⁵ Ausser den protestantischen Theologinnen traten sie in Graubünden während der 1920er und 1930er-Jahre aber selten in öffentlichen Funktionen auf.²⁶

Das Prättigau wurde früh reformiert und blieb bis weit ins 20. Jahrhundert durch den Protestantismus geprägt, wobei sich der Machtbereich des Pfarrers ähnlich wie in katholischen Gebieten bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts über alle Lebensbereiche erstreckte.²⁷

6.1 „So ein Stücklein ‘Schmalz’ und so ein Löffelchen Konfitüre“ – Sonntag und Feiertag

Dora Bandtli erzählte, dass sie an ihrer ersten Arbeitsstelle als Dienstmädchen am Sonntag jeweils ein Butterstücklein, welches etwa ein Zentimeter breit war, und Konfitüre zu der üblichen Tasse Kaffee und dem Stück Brot erhielt und betonte, dass dies „aber nur am

²⁰ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 68-70.

²¹ Widmer, Witzig, blütenweiss, S. 19.

²² Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 164; Perren, Rosenkranz, S. 52; Widmer, Witzig, blütenweiss, S. 19.

²³ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 78.

²⁴ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 91f.; Thébaud, Françoise, Einleitung, in: Georges Duby, Michelle Perrot (Hg.), Geschichte der Frauen, Frankfurt/M, New York 1995, Bd. 5: 20. Jahrhundert, hg. v. Françoise Thébaud, S. 12-24, hier S. 19.

²⁵ Caprez-Roffler, Leben im Bergdorf, S. 26; Sprecher, Gute Leistungen, S. 22.

²⁶ Kessler, Hotels, S. 32.

²⁷ Niggli, Tal im Wandel, S. 147-149; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 56, 319.

Sonntag!“ der Fall war.²⁸ Mit ihrer Aussage veranschaulichte sie, wie karg nicht nur ihre alltägliche, sondern auch ihre sonntägliche Kost war und dass sie ihre Arbeitgeberin für knausrig hielt. Gleichzeitig machte sie deutlich, dass der Sonntag in der Gestaltung des Speisezettels sichtbar war. Im bäuerlichen Umfeld gehörte Polenta oder Rösti zum üblichen Frühstück.²⁹

Zur Sonntagspflicht gehörte der Kirchgang aller Familienmitglieder, auch der Mägde und Knechte, wobei der Hausvater den Kirchgang beaufsichtigte.³⁰ Dass mindestens eine Person pro Haushalt den Gottesdienst besuchte, gehörte zur festen Tradition.³¹

Als wir darüber sprachen, wie häufig Dora Bandtli den Gottesdienst besuchte, hielt sie fest, dass sie den Kirchgang im Schulalter als Muss empfand. Nach der Konfirmation, als der Pfarrer den Gottesdienstbesuch nicht mehr als Teil der kirchlichen Erziehung vorschreiben konnte, ging sie jeden Sonntag in die Predigt und erklärte: „Es ist einfach ein Bedürfnis gewesen, für mich.“³² Offensichtlich besuchte Dora Bandtli den Gottesdienst nicht aus Gewohnheit, sondern weil er für sie wichtig und bedeutsam war. Einen möglichen Grund beschrieb sie, während sie über die Kinderlehre berichtete. Sie hielt fest, dass sie Lieder auswendig lernen musste und schloss mit folgender Aussage: „Also, ich konnte dann noch gut auswendig lernen.“³³ Dora Bandtli beschrieb nicht die gelernten Inhalte, sondern ihre Fähigkeit. Darin sehe ich angedeutet, dass Dora Bandtli über diese Eigenschaft Lob und Anerkennung erhielt, was ihr Selbstvertrauen stärkte. Mit der Kirche verband sie im Allgemeinen positive Erfahrungen.

Leni Gantenbein bezeichnete sich als keine „eifrige Gottesdienstbesucherin“³⁴, womit sie implizierte, dass von kirchlicher Seite erwartet wurde, dass die Gemeindemitglieder den Gottesdienst regelmässig besuchten. Weshalb sie ab und zu in die Predigt ging, erklärte wie folgt: „Ja, also schon, schon eben in erster Linie, hat einem oft eine Predigt schon etwas sagen können. Und manchmal auch nicht, dann wäre es dann auch gleich gewesen, wenn man nicht gegangen wäre. Aber ich bin jetzt eigentlich, was ich weiss, aus diesem Grund in die

²⁸ Dora Bandtli, 1/A 212-299.

²⁹ Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 21; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 157-159, 164; Elisabeth Heim, 1/B 17-76.

³⁰ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 114.

³¹ Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 32.

³² Dora Bandtli, 3/A 487-493.

³³ Dora Bandtli, 3/A 329-366.

³⁴ Leni Gantenbein, I 27.

Kirche, dass ich gedacht habe, also, es könne mir persönlich vielleicht etwas bedeuten.“³⁵

Leni Gantenbein erwartete von der Predigt, dass sie einen persönlichen Nutzen davon hatte beziehungsweise Anregungen erhielt, wie sie die ‚täglichen Sorgen‘ bewältigen konnte. Ihr Kirchgang erfolgte nicht aufgrund einer gesellschaftlichen Konvention, sondern zu ihrem persönlichen Wohl.

Elisabeth Heim erklärte auf die Frage, ob sie früher jeden Sonntag den Gottesdienst besucht habe, „man musste schon regelmässig“ gehen, und präziserte, dass man mehr als einmal pro Monat nicht hätte fehlen sollen. Bei der Frage, wer dies dann verlangt habe, fiel sie mir ins Wort und hielt entschieden fest, dass es „der Pfarrer, selber“ war, und bekräftigte ihre Feststellung wie folgt: „Ja, ja. Das hat er dann schon gesagt.“³⁶ Elisabeth Heim hatte gegen die Anordnungen des Pfarrers nichts einzuwenden und befolgte sie ohne Widerstände. Dies hing wohl auch mit der Haltung der Eltern zusammen, welche befanden, dass man am Sonntag, „wenn man doch zu Hause war“, zur Kirche gehen sollte. Die Sequenz schloss Elisabeth Heim mit der Feststellung: „Doch, doch, da hat man gehorcht. ‘Mh’. (...) Ja, ja.“³⁷ Mit dem Besuch des Gottesdiensts erfüllte Elisabeth Heim eine Pflicht und leistete Gehorsam. Dass sie zu diesem Thema keine weitere Aussage machen wollte, zeigt die für sie typische Wendung ‚mh‘ – angedeutete Zustimmung –, Pause, ja, ja – doppelte explizite Zustimmung. Auch nach der Konfirmation, als sie auswärts verschiedenen Erwerbstätigkeiten nachging, besuchte sie den Gottesdienst regelmässig, wenn sie jeweils zu Hause war.³⁸ In diesem Lebensabschnitt stellte der Kirchgang für Elisabeth Heim keine Pflicht mehr dar; er war ein gewohnheitsmässiges Verhalten, dem sie ohne inneren Widerstand nachging.

In Christina Vinzens’ Leben hatten die Erinnerung und Wahrnehmung von Kirche und Pfarrer einen tiefen Bruch erlitten, und die ‚Nachher-Erinnerungen‘ alle vorausgegangenen stark überformt, denn anfangs der 1950er-Jahre hatte sich ihr Mann, der an Krebs erkrankt war und „wahnsinnige Schmerzen gelitten“ hatte, das Leben genommen. Wie sich der Pfarrer verhalten hatte, der sie unmittelbar nach der Tat aufgesucht hatte, schilderte sie wie folgt: „Und zu mir selber durfte er sagen, das könne man ihm nicht verzeihen. Ja, zu mir selber. Da habe ich gesagt: ‚Doch, das kann ich ihm verzeihen.‘ Das ist sicher.“ Die Aussage des Pfarrers verletzte Christina Vinzens tief, denn sie hatte erwartet, dass er ihr Trost spendete und nicht in dogmatischer Art und Weise betonte, dass die Kirche den Suizid ablehnte. Es hatte ihr „gerade abgelöscht“; sie besuchte danach nur noch selten einen Gottesdienst.

³⁵ Leni Gantenbein, I 27.

³⁶ Elisabeth Heim, 3/A 85-124.

³⁷ Elisabeth Heim, 3/A 143-172.

³⁸ Elisabeth Heim, 3/A 191-202.

Dennoch fand sie, „man sollte schon zur Kirche, aber...“. Mit diesem Widerspruch hatte Christina Vinzens zu leben gelernt. Sie betete oft und hörte die Predigt im Fernsehen.³⁹ Für Christina Vinzens hatte ‚die Kirche‘ viel Glaubwürdigkeit verloren; den Glauben an Gott und religiöse Praktiken pflegte sie dennoch bis ins hohe Alter. Meine Frage, weshalb sie meinte, man solle den Gottesdienst besuchen, beantwortete sie kurz und bündig: „Nicht nur, damit die Leute einen sehen. <lacht>“⁴⁰ Obwohl für Christina Vinzens die gesellschaftliche Komponente, welche zum Kirchenbesuch wie zu allen Gemeinschaftsanlässen gehören, keinen ausreichenden Grund zum Gottesdienstbesuch darstellte, deutete sie mit der Aussage an, wie wichtig dieser Aspekt in der dörflichen Gesellschaft war.

Am Sonntag wurde auch im bäuerlichen Milieu – ausser während der Ernte- und Heuzeit – nicht gearbeitet.⁴¹ Dieser Tag bot die Gelegenheit, soziale Kontakte zu pflegen. Christina Vinzens und Dora Bandtli hielten fest, dass sie als Kinder „oft“⁴² mit einer Freundin zusammen waren und „manchmal“⁴³ beziehungsweise einfach „am Sonntag“⁴⁴ mit anderen Kindern spielten. Christina Vinzens hielt explizit fest, dass sie als Kind am Sonntag nicht arbeiten musste.⁴⁵ Elisabeth Heim erinnerte sich, dass sie, als sie in der Stadt als Dienstbotin arbeitete, jeweils am Sonntag die Möglichkeit hatte, ein Theaterstück oder einen Kinofilm zu sehen.⁴⁶ So konnte sie Kontakte mit anderen Dienstmädchen knüpfen und pflegen. Sie wies auch darauf hin, dass sie am Sonntag jeweils noch eine „extra“ Schürze hatte, „oft eine weisse“.⁴⁷ Die schlichte, gerade Leinenschürze stellte ein Symbol für die Tugenden der Schweizer Hausfrau dar. Mit ihr wurden Tüchtigkeit, Einfachheit, Fleiss, Ordnungssinn und Sauberkeit verbunden.⁴⁸ Am Zustand der Schürze konnte am Sonntagabend abgelesen werden, was die Trägerin gemacht hatte. Dadurch wurde die Unternehmungslust und Bewegungsfreiheit von Hausangestellten auch ohne explizite Ge- und Verbote stark eingeschränkt.

³⁹ Christina Vinzens, 1/B 464-595.

⁴⁰ Christina Vinzens, 1/B 464-595.

⁴¹ Vonarb, Kriegsalntag, S. 69.

⁴² Christina Vinzens, 1/A 1-50.

⁴³ Christina Vinzens, 2/A 74-80.

⁴⁴ Dora Bandtli, 4/A 632-693.

⁴⁵ Christina Vinzens, I 46.

⁴⁶ Elisabeth Heim, 1/B 17-76.

⁴⁷ Elisabeth Heim, 1/A 243-272.

⁴⁸ Joris, Elisabeth, Die Schweizer Hausfrau. Genese eines Mythos, in: Sebastian Brändli, David Gugerli, Rudolf Jaun et al. (Hg.), Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag, Basel, Frankfurt/M 1990, S. 99-116, hier S. 114; Vonarb, Kriegsalntag, S. 58.

Auch in kulinarischer Hinsicht stellte der Sonntag einen besonderen Tag dar. Christina Vinzens erzählte, dass ihr Mann jeweils am Sonntag kochte, während sie den Gottesdienst besuchte, und hielt fest: „Er hat gut gekocht.“⁴⁹ Sie gehörte zu jenen Frauen, welche die Familie in der Kirche repräsentierten,⁵⁰ während der Mann einer Tätigkeit nachging, welche gemäss traditionellen Mustern geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung zum weiblichen Arbeitsbereich gehörte.⁵¹ Die Gerichte ihres Mannes bezeichnete sie als „wahnsinnig gut“⁵², wodurch sie seinen Einsatz anerkannte und gleichzeitig ihre Genugtuung ausdrückte, nicht immer für die Mahlzeiten verantwortlich gewesen sein zu müssen.

Beim Gespräch über die Ernährungsgewohnheiten fragte ich Dora Bandtli, wie häufig sie Fleisch gegessen und ob Fleisch am Sonntag „immer“ auf dem Speisezettel gestanden habe. Sie antwortete: „Dann [am Sonntag] haben wir immer eine Suppe gehabt und Fleisch.“⁵³ Dieses Menu war am Sonntag üblich, weil die Frau den Topf vor dem Kirchgang aufs Feuer setzen konnte und das Essen danach zubereitet war.⁵⁴ Für Dora Bandtli war offensichtlich die Suppe wichtiger als das Fleisch, denn meine Frage bezog sich auf das Fleisch und sie antwortete, dass es immer Suppe gab.

Während wir über Hausarbeiten sprachen, hielt Christina Vinzens fest, dass sie jeweils am Freitag die Wohnung putzte und staubsaugte sowie die Holzböden wichste und blochte oder sie feucht aufwischte. Als ich erstaunt fragte, weshalb sie dies jeden Freitag tat, erklärte sie: „Das hat einfach sein müssen. <lacht> Sonst habe ich gemeint, es werde nicht Sonntag. Sicher, das ist ein gutes Gefühl gewesen.“⁵⁵ Christina Vinzens nahm sich jeweils einen Tag Zeit, um die Wohnung für den Sonntag vorzubereiten. In dieser Hinsicht konnte sie sich wie bürgerliche Hausfrauen verhalten, zu deren Aufgaben das Putzen seit Ende des 19. Jahrhunderts gehörte.⁵⁶ Ihre Reinigungsaktivität richtete Christina Vinzens auf den Sonntag aus, was anzeigt, dass die Kirche bis in die alltagspraktische Organisation der

⁴⁹ Christina Vinzens, 1/B 427-463.

⁵⁰ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 622.

⁵¹ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 119; Frerichs, Petra, Margareta Steinrück, Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum, in: Irene Dölling, Beate Kraus (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/M 1997, S. 231-255, hier S. 231, 250-252.

⁵² Christina Vinzens, 1/B 427-463.

⁵³ Dora Bandtli, 1/B 102-127.

⁵⁴ Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 50.

⁵⁵ Christina Vinzens, 1/A 729-778.

⁵⁶ Tanner, Arbeitsame Patrioten, S. 333.

Haushaltführung präsent war und Handlungsmuster beeinflusste und prägte. Gleichzeitig konnte Christina Vinzens regelmässig mit ihrer Leistung zufrieden sein.

Elisabeth Heim hielt hinsichtlich ihrer Reinigungspraxis Folgendes fest: „An einem Samstag diese Küchen-Putzerei, das ist dann nach der Arbeit, die man dann irgendwie gehabt hat, auch noch streng gewesen. Aber gemacht hat man es dann schon.“⁵⁷ Elisabeth Heim empfand die Putzarbeit als mühsam, was sie mit dem Begriff Küchen-Putzerei ausdrückte. Gleichzeitig unterschied sie zwischen Arbeit und Putzen. Wie viele andere Bäuerinnen konnte sie nur sehr wenig Zeit für die Hausreinigung aufwenden. Während andere Bäuerinnen die Stube wischten, damit sie am Sonntag einigermaßen sauber war,⁵⁸ brachte Elisabeth Heim die Küche in Ordnung. Damit bewies sie ihre praktische Veranlagung. Eine saubere Küche bedeutete, sich für Gesundheit und Hygiene der eigenen Familie einzusetzen; die Stube stellte eher einen Repräsentationsraum dar.

Auch Dora Bandtli erledigte die Reinigungsarbeit am Samstag, wobei sie „etwas gründlicher“ wischte als während der Woche, wenn sie „einfach nur das Gröbste“ zusammenkehrte.⁵⁹

Auch an anderen Orten hatte sich der Samstag als Putztag etabliert.⁶⁰

6.2 „Sie hat dann noch meistens schöne Kleider gehabt.“ – Pfarrer und Pfarrerin

Leni Gantenbein beschrieb die erste Bündner Theologin als ansprechende Erscheinung,⁶¹ womit sie eine geschlechtertypische Wahrnehmungsweise reproduzierte. Gleichzeitig wirkte die Aussage wie ein kleines Bekenntnis, dass sie die Äusserlichkeit beachtete und sich darüber freute. In der protestantisch-zwinglianischen Sinnesfeindlichkeit zeigte dies eine gewisse Eigenständigkeit, welche von der Pfarrerin ausgehend auf ihre Gemeindeglieder überging.

Die Vorstellung, einen vorbildlichen Lebenswandel sowohl in moralisch-sittlicher, ökonomischer, körperlicher wie auch wissenschaftlicher Hinsicht zu führen, gehörte zum

⁵⁷ Elisabeth Heim, 4/A 380-399.

⁵⁸ Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 80; Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 20.

⁵⁹ Dora Bandtli, 2/B 372-438.

⁶⁰ Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 20.

⁶¹ Leni Gantenbein, 1/B 418-429.

protestantischen Selbstverständnis des Pfarrers. Darauf gründete er seine gesellschaftliche Sonderstellung.⁶²

Dora Bandtli schätzte den Pfarrer hauptsächlich als Gesprächspartner, was sie folgendermassen ausdrückte: „Man kann so gut reden. Das hat man eben gerne, wenn man kann...“⁶³ Bei ihm konnte sie sich aussprechen, er hörte ihr zu und nahm sie ernst, was ihr ein gutes Gefühl vermittelte. Dass er für sie eine verlässliche Vertrauensperson war, erläuterte sie an einer konkreten Begebenheit. Sie hatte den Pfarrer gebeten, mit ihrem alkoholkranken Bruder zu sprechen und diesem ins Gewissen zu reden, was er mit zeitweiligem Erfolg auch tat.⁶⁴ Der Pfarrer konnte seine Gemeindeglieder besuchen und mit ihnen reden, ohne dafür einen Grund angeben zu müssen. Die Episode zeigt, dass der Pfarrer weit über den seelsorgerischen Bereich hinaus auf die Verhaltens- und Handlungsweisen seiner Gemeindeglieder Einfluss nahm. Gleichzeitig verfügte er über ein ausgebautes Beziehungsnetz, das er auf verschiedene Art und Weise nutzte. So hielt Dora Bandtli fest, dass der Pfarrer ihr die erste Stelle als Dienstmädchen vermittelte.⁶⁵

Elisabeth Heim erinnerte den Pfarrer in verschiedenen Erzählungen als starke Autoritätsperson, die auch für Recht und Ordnung sorgte. Dabei spielte die Tochter des Pfarrers, welche im gleichen Alter wie Elisabeth Heim und jeweils mit den Mädchen unterwegs war, eine wesentliche Rolle. Die Tochter erzählte ihrem Vater ab und zu von einzelnen Begebenheiten, worauf er jeweils einschritt. Dass die Pfarrerstochter wegen ihres Verhaltens nicht aus der Gruppe der Gleichaltrigen ausgeschlossen wurde, hing wohl wiederum mit der gesellschaftlichen Position des Pfarrers zusammen. Elisabeth Heim erzählte, wie sie und andere Kinder einmal den tanzenden Gästen einer Hochzeitsgesellschaft zuschauten und plötzlich der Pfarrer auftauchte, um sie „weg[zu]jagen“⁶⁶. Das Verhalten des Pfarrers war für sie weder verständlich noch nachvollziehbar: „Wie haben nicht gewusst, dass es gerade so scharf ist, dass man nicht darf, [...]“⁶⁷ Als ich fragte, wie er sein Verhalten begründet hatte, erklärte sie, er fand, es gehöre sich nicht für Kinder und Kinder gehörten am Abend nach Hause und nicht in den Tanzsaal. Nach einer kurzen Pause schloss sie die Erzählung mit folgenden Worten: „Ja, ja. Also eben, strenge Zucht hat er gehabt mit uns, aber wir sind dennoch gerne bei ihm gewesen. Der hat uns noch manchmal eingeladen zu einem

⁶² Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 33f., 64, 88.

⁶³ Dora Bandtli, 3/A 92-98.

⁶⁴ Dora Bandtli, 3/A 99-117.

⁶⁵ Dora Bandtli, 1/A 212-299.

⁶⁶ Elisabeth Heim, 3/A 85-124.

⁶⁷ Elisabeth Heim, 3/A 85-124.

Kaffee.“⁶⁸ Obwohl der Pfarrer die Kinder wie eine Viehherde vertrieben hatte, überwogen offensichtlich die positiven Aspekte. Er lud die Kinder zu einer Tasse Kaffee – wahrscheinlich wohl eher zu einem Glas Sirup – ein, wodurch er wieder ein gutes Verhältnis mit ihnen herstellen konnte. Er wendete, wenn auch in moderater Form, die Methode ‚Zuckerbrot und Peitsche‘ an. Dass der Pfarrer sich der vollen Rückendeckung der Eltern sicher sein konnte, hielt Elisabeth Heim an einer anderen Stelle fest, nachdem sie nochmals bekräftigt hatte, dass sie wussten, „dass er es gut meint[e]“.⁶⁹ Sie führte aus: „Wenn man zu Hause hätte klagen wollen, so hätte es geheissen: ‚Ja, wenn ihr nicht gehorcht habt, gehört euch die Strafe.‘“⁷⁰ Elisabeth Heim hatte keine erwachsene Ansprechperson, mit der sie darüber hätte sprechen können, dass sie die Strafen des Pfarrers manchmal für ungerechtfertigt oder hart empfand. In einem solchen Umfeld war es schwierig zu lernen, wie man seine eigene Meinung vertritt und Kritik anbringt. Elisabeth Heim musste sich mit den jeweiligen Gegebenheiten abfinden und sich in das vorgelebte Wertesystem einfügen. Als Teenager war sie mit anderen Mädchen dabei, als Knaben Nielen rauchten. Die Reaktion des Pfarrers schilderte sie wie folgt: „[...] ich [der Pfarrer] will euch schon sagen: ‚Zigaretten in den Mund stecken!‘ Hat er dann gesagt, da will ich euch schon sagen, dafür, er hat dann geschimpft. Aber das haben wir natürlich nicht, aber den Knaben zugeschaut, und das ist zu viel gewesen.“⁷¹ Elisabeth Heim empfand es als nicht gerechtfertigt, dass er die Mädchen ausschimpfte, ohne vorher abgeklärt zu haben, ob sie wirklich geraucht hatten. Auch in der Gesundheitsprävention – gegen Alkohol- und Tabakmissbrauch – waren Pfarrer aktiv und versuchten, über erzieherische Mittel auf die Jugendlichen einzuwirken. Mit der abschliessenden Bemerkung zensierte Elisabeth Heim ihre Aussage gleich selber, wobei sie sie nicht mehr zurücknehmen konnte. Dass sie sich zum Verhalten des Pfarrers kritisch geäussert hatte, löste bei ihr offensichtlich noch im hohen Alter ungute Gefühle aus. Leni Gantenbein hielt mit unüberhörbarem Stolz fest, dass sie bei “der ersten Pfarrerin, die in Graubünden gewesen ist“⁷², den Religionsunterricht besuchte. Die damals aussergewöhnliche Situation erlebte sie bewusst mit und wurde dadurch für Gender-Fragen sensibilisiert. Ihr persönliches Verhältnis zur Pfarrerin umschrieb sie wie folgt: „[...] ich bin gerne zu ihr. ‘Mh’. Und habe auch danach [nachdem die Pfarrerin die Stelle gewechselt hatte] noch Kontakt

⁶⁸ Elisabeth Heim, 3/A 85-124.

⁶⁹ Elisabeth Heim, 3/A 143-172.

⁷⁰ Elisabeth Heim, 3/A 143-172.

⁷¹ Elisabeth Heim, 1/A 107-123.

⁷² Leni Gantenbein, 1/A 17-23.

gehabt mit ihr.“⁷³ Es bestand bis ins Erwachsenenalter ein gutes Verhältnis zwischen der Schülerin und der Pfarrerin. Die Gottesdienste von Margreth Caprez-Roffler waren besser besucht als früher und die sogenannten Ledigen- und Mütterabende erfreuten sich grosser Beliebtheit.⁷⁴

Die allgemeine Situation mit einer Frau im Pfarramt beschrieb Leni Gantenbein als „grausame[n] Krieg“⁷⁵, womit sie die heftigen Auseinandersetzungen meinte. Margreth Caprez-Roffler, welche Leni Gantenbein während unserer Gespräche nie mit dem Namen, sondern immer mit deren Funktion als ‚die Pfarrerin‘ bezeichnete, war vom kirchenrechtlichen Standpunkt aus keine Pfarrerin. Diese Bezeichnung war den Mitgliedern der evangelisch-rätischen Synode vorbehalten, der Margreth Caprez-Roffler nicht beitreten konnte, da die Mitgliedschaft von Frauen nicht vorgesehen war.⁷⁶ Sie war auch keineswegs die Wunschkandidatin der Furner Kirchgemeinde, denn erst nachdem die Verantwortlichen lange erfolglos versucht hatten, die Stelle zu besetzen, traten sie auf Bewerbung von Margreth Caprez-Roffler ein und stellten sie an. Sie vertraten in der anschliessenden Auseinandersetzung den Standpunkt, rechtlich zu dieser Wahl befugt gewesen zu sein, und hielten an ihrem Entscheid auch dann fest, als der Evangelische Kleine Rat drohte, das Pfrundvermögen zu sperren. Mitte Mai 1932, nachdem Margreth Caprez-Roffler gut sieben Monate tätig gewesen war, setzte der Rat seine Drohung in die Tat um und betrachtete die Gemeinde als aus der Landeskirche ausgetreten.⁷⁷ Meine Frage, welche Gründe gegen die Pfarrerin denn vorgebracht worden seien, beantwortete Leni Gantenbein wie folgt: „Ja, das haben sie einfach nicht, nicht gelten lassen, dass, dass eine Frau auf die Kanzel ginge.“⁷⁸ Die Aussage spiegelt sehr schön, dass keine rational nachvollziehbaren Argumente vorgebracht werden konnten, sondern einfach der Status Quo erhalten werden sollte. Frauen hatten auf der Kanzel keinen Platz, denn sie stellte in der reformierten Kirche jenen Ort dar, wo christliche Glaubensinhalte erklärt und erläutert, soziale Normen bekräftigt – Elisabeth Heim hielt fest, dass der Pfarrer im Frühling jeweils „erwähnt[e]“, welche Paare „heiraten mussten“⁷⁹ – und staatliche Erlasse verlesen wurden. Auf der Kanzel konzentrierte sich gesellschaftspolitisch

⁷³ Leni Gantenbein, 1/A 17-23

⁷⁴ Aerne, Caprez-Roffler, S. 434-436.

⁷⁵ Leni Gantenbein, 1/B 319-379.

⁷⁶ Aerne, Caprez-Roffler, S. 411-447; zum Frauenpfarramt cf. Jecklin, Ursula, Das Frauenstimmrecht in der protestantischen Kirche, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2003, Bd. 1: FrauenRecht, S. 157-174, hier S. 161-167; Aerne, „Die dagegensprechenden Argumente“, S. 35-74.

⁷⁷ Aerne, Caprez-Roffler, S. 418, 425-434.

⁷⁸ Leni Gantenbein, 1/B 319-379.

⁷⁹ Elisabeth Heim, 3/A 232-356.

relevante Macht, von der die Gegner des Frauenpfarramts Pfarrerinnen fernzuhalten versuchten. Seit der Aufklärung war nämlich der Pfarrhaushalt so konzipiert, dass die Frau des Pfarrers bestimmte Rollen sowohl im Haus als auch in der Gemeinde zu übernehmen hatte.⁸⁰ Eine Frau als Pfarrerin passte nicht in dieses Konzept.

In der gleichen Gesprächssequenz fragte ich Leni Gantenbein ein zweites Mal, welche Gründe gegen die Frau im Pfarramt vorgebracht worden seien, worauf sie Folgendes ausführte: „Ja, einfach, weil die Frauen damals eben einfach noch nicht viel berechtigt gewesen sind. <lacht> Ja, ich stelle es mir vor. Ich wüsste nicht warum sonst. Gegen die ist da nichts, nichts extra gewesen, das ist nicht nur bei ihr so gewesen, das ist auch anderen Theologen so gegangen.“⁸¹ Leni Gantenbein wirkte ziemlich hilflos und unsicher, was zeigt, dass die gegnerischen Argumente sie nicht zu überzeugen vermochten. Deshalb strich sie die allgemeine Situation der Frau heraus und transferierte das Problem auf eine strukturelle Ebene. Dabei drückte sie den Sachverhalt irreführend aus, indem sie festhielt, dass es anderen ‚Theologen‘ gleich ging; sie meinte nämlich andere Theologinnen. Die in der evangelischen Landeskirche seit 1928 geführte Grundsatzdiskussion zu Frau und Pfarramt gewann durch die Wahl von Margreth Caprez-Roffler an Aktualität. Einer der umtriebigensten und aktivsten Gegner des Frauenpfarramts war der Jenazer Pfarrer, Johann Jakob Truog. Er nutzte alle seine vielfältigen Kontakte – er war Kirchenrat, Mitglied der Synode und des Kolloquiums Prättigau-Herrschaft – und publizierte als Redaktor des Bündner Kirchenboten sowie als anonym Einsender von Pressemitteilungen.⁸² Als einziger Pfarrer sprach sich der in Arosa tätige Paul Urner öffentlich für die Frau im Pfarramt aus. Ende April 1932 stimmten die Protestantinnen und Protestanten über die Vorlage für das Frauenpfarramt ab und warfen sie deutlich.⁸³ Damit war das Thema für etwa 30 Jahre aus der kirchenpolitischen Agenda gestrichen. 1965 wurden Yvette Mayer und Doris Voegelin als erste ordentlich gewählte Pfarrerinnen in die Bündner Synode aufgenommen.⁸⁴ Margreth Caprez-Roffler wurde im November 1963 im Zürcher Grossmünster ordiniert.⁸⁵

Meine Frage an Leni Gantenbein, ob Margreth Caprez-Roffler für sie ein Vorbild dargestellt habe, bejahte sie spontan und schilderte ihre Wahrnehmung der Pfarrerin im Religionsunterricht wie folgt:

⁸⁰ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 78f., 214.

⁸¹ Leni Gantenbein, 1/B 319-379.

⁸² Aerne, Caprez-Roffler, S. 425-427.

⁸³ Aerne, Caprez-Roffler, S. 418, 425-427.

⁸⁴ Camichel Bromeis, Cornelia, „Durchhalten und Standhalten.“ Zur Erinnerung an Pfarrerin Yvette Mayer, in: Bündner Jahrbuch, 47/2005, S. 137-144, hier S. 138; Aerne, „Die dagegensprechenden Argumente“, S. 61.

⁸⁵ Aerne, Caprez-Roffler, S. 438.

„Und, und etwas ist dann noch gewesen. Sie hat dann noch meistens schöne Kleider gehabt, und das hat dann natürlich so in diesem Alter auch noch eine Rolle gespielt. Das erste, was dann gewesen ist, wenn sie zur Türe hereingekommen ist, dann schon schauen, <lacht> welches Kleid sie habe. <lacht> Ich weiss heute noch ungefähr, was sie dann so gehabt hat, viel blau. Sie hat dann blaue Augen gehabt, und dann ist es ihr natürlich auch gut gegangen. <lacht>“⁸⁶

Während Leni Gantenbein sprach, leuchteten ihre Augen und sie verströmte Lebensfreude und Selbstbewusstsein, andererseits klang ihr erstes Lachen etwas beschämt. Die äussere Erscheinung der Pfarrerin hatte für die pubertierende Leni Gantenbein zumindest vordergründig mehr Vorbildcharakter als die Verhaltensweisen oder Aussagen der Pfarrerin. Schwärmerische Gefühle für eine öffentliche Person, beispielsweise die Lehrerin, waren im 19. Jahrhundert üblich und blieben auch im beginnenden 20. Jahrhundert bestehen, weil sich das Angebot an weiblichen Identifikationsfiguren verbreitert hatte.⁸⁷ In ihrem beschämenden Lachen drückte Leni Gantenbein aus, dass sie mit der Vorstellung aufgewachsen war, dass die Kleidung von sekundärer Bedeutung war und Eitelkeit als eine schlechte Eigenschaft bewertet wurde. Mit ihrer Kleiderwahl setzte Margreth Caprez-Roffler sichtbare Zeichen der modernen Zeit.

Nachdem ich mit den Frauen über Verhaltensweisen von Pfarrer und Pfarrerin gesprochen hatte, interessierten mich die Erinnerungen an die in Predigten vermittelten Inhalte.

Elisabeth Heim bezeichnete die Zehn Gebote als Hauptanliegen des Pfarrers.⁸⁸ Auf meine Frage, wie er die einzelnen dann gewichtete, führte Elisabeth Heim Folgendes aus:

„Ja, eben, du sollst nicht töten, das ist ja nicht gerade das Ärgste, das er gesagt hat, aber dass man den Eltern gehorche und kein falsches Zeugnis rede. Ja, solches hat er dann schon erwähnt, das dürfe man nicht. ‘Mh’. Ja, und eben den Eltern gut gehorchen, doch, doch. Diese Gebote hat er uns dann manchmal gelehrt, dass wir wiederum, erwähnen. Ja, ja. (...) Und eben, du sollst nicht ehebrechen, und solches, ist dann, das ist dann alles etwas hinein, nach und nach. Da wollte er dann schon die Einfachheit. (...) ‘Mh’.“⁸⁹

Elisabeth Heim erinnerte lediglich Stichworte der einzelnen Gebote, worüber der Pfarrer predigte. Besonders hob sie den Gehorsam gegenüber den Eltern hervor und deutete über das Verbot des Ehebruchs an, dass der Pfarrer letzteres als Aufhänger dafür benutzte, um sich zu allgemein sittlichem und richtigem Sexualverhalten zu äussern. Interessant scheint mir hier, dass der Pfarrer das Gebot, die Eltern zu ehren, auf den Gehorsam ihnen gegenüber

⁸⁶ Leni Gantenbein, 1/B 418-429.

⁸⁷ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 268.

⁸⁸ Elisabeth Heim, 3/A 143-172.

⁸⁹ Elisabeth Heim, 3/A 232-256.

reduzierte, und eine allgemeine Einfachheit erreichen wollte. Darin manifestieren sich sein gesellschaftlicher und kultureller Deutungs- und Machtanspruch sowie seine Haltung, dass sich die Gemeindemitglieder dazu nicht selber Gedanken machen sollen.

Als ich Elisabeth Heim fragte, ob sie sich an andere Predigtinhalte erinnern könne, sagte sie: „Das kommt einem, kommt mir jetzt schon nicht gerade in den Sinn. Ja, natürlich immer, immer, dass man den Lehrern gehorche, und eben, und dem Pfarrer auch, das dann schon. Ja, ja. (...) ‘Mh’.“⁹⁰ Der Pfarrer predigte offensichtlich sehr häufig zum Gehorsamsgebot und bezeichnete jene Personen, denen Gehorsam zu leisten war, explizit: Eltern, Lehrer, Pfarrer. So gestaltete Beziehungen bauten auf Autoritätsverhältnissen auf und boten praktisch keine Möglichkeit, selbständig denken und handeln zu lernen sowie Selbstverantwortung zu übernehmen.

Dora Bantli nannte “die biblischen Geschichten”⁹¹ und “von Jesus”⁹² als Predigtinhalte. Meine Frage, ob sie sich an eine besondere Geschichte erinnere, beantwortete sie mit einem nachdenklichen, zögernden einleitenden „Ja so“ und fügte Folgendes hinzu: „Manchmal studiere ich dann schon irgendwie noch nach, zu Hause, oder nachher dann noch, was er gesagt hat. Das muss man eben. (...) Aber, so extra... (...) Ich studiere dann eben schon noch nach, und, und (...) Und dann denke ich, es ist richtig, es ist wahr, so... Nicht? Aber gerade was, weiss ich jetzt nicht gerade so.“⁹³ Dora Bandtli versuchte krampfhaft, sich an einen konkreten Predigtinhalt zu erinnern, ohne dass sie zu einem Ergebnis gelangte. Sprachlich manifestiert sich dies in den vielen Pausen, den abgebrochenen Sätzen und Wiederholungen. Interessant scheint mir, dass sie über das Gehörte nachdachte und zum gleichen Schluss wie der Pfarrer gelangte. Auf diese Weise konnte sie sich ihre eigene Denk- und Urteilsfähigkeit selber bestätigen und an Sicherheit gewinnen. Dass sie dabei den Pfarrer als absolute Autorität anerkannte, war für sie von zweitrangiger Bedeutung.

Leni Gantenbein erinnerte sich an eine konkrete Predigt, welche sie in den 1960er-Jahren gehört hatte, wobei sie sich fragte, weshalb ihr ausgerechnet dieser Inhalt noch präsent war. Der Pfarrer erzählte die Geschichte von einem Menschen, welcher ein Kreuz zu tragen hatte, das er für zu schwer empfand. Da entfernte Gott ein Stück davon, um die Last leichter zu machen. Doch das Kreuz war für den Träger noch immer zu schwer und er jammerte. Dann gelangte er an eine Schlucht, welche er hätte überqueren müssen. Nun war aber das Kreuz zu kurz und die Schlucht daher unüberwindbar. Leni Gantenbein beschrieb ihre Interpretation

⁹⁰ Elisabeth Heim, 3/A 232-256.

⁹¹ Dora Bandtli, 3/B 139-160.

⁹² Dora Bandtli, 3/B 139-160.

⁹³ Dora Bandtli, 3/B 139-160.

wie folgt: „Und dann habe ich mir dann eben zurecht gelegt, ja, man solle jetzt eben nicht gerade geschwind sagen, jammern und klagen, wenn jetzt auch einmal etwas nicht gut sei.“⁹⁴ Obwohl Leni Gantenbein sich ihre eigenen Überlegungen machte, was ich als sehr eigenständiges Verhalten sehe, legte sie die Geschichte so aus, dass man geduldig aushalten und ausharren müsse. Da gerade Frauen oftmals die ganze Verantwortung für die Familie trugen und grössten Belastungen ausgesetzt waren, stellte ihre Interpretation lediglich eine mentale Stütze dar; sie vermochte zwar die tägliche Arbeitslast nicht zu vermindern, aber mental zu entlasten. Denn Frauen in reformierten ‚schweigenden‘ Milieus hatten nicht wie katholische Frauen die Möglichkeit, ohne ersichtlichen Grund von zu Hause weg in die Marienandacht zu gehen und in ritualisierter Form zu beten, seufzen und klagen.⁹⁵ Sie hatten nur die Möglichkeit, das Gespräch mit dem Pfarrer zu suchen, was ein viel weniger niederschwelliges Angebot als der Besuch der Andacht darstellte.

6.3 „Ja, hauptsächlich hat man sich eben an diesen Spruch gehalten.“ – Religionsunterricht und Konfirmation

Elisabeth Heim erinnerte, dass der Bibelvers – „der an mich glaubt, und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben“⁹⁶ –, welchen sie zur Konfirmation erhalten hatte, für sie sehr wichtig war. Sie versuchte ihr Leben diesem Vers auszurichten und vergegenwärtigte sich ihn immer wieder.⁹⁷ Da der Pfarrer bestimmte, wem er welchen Vers zuteilte, war die Erinnerung an den Bibelvers stets mit der Erinnerung an den Pfarrer verkoppelt.

Der Persönlichkeit des Pfarrers beziehungsweise der Pfarrerin im Kontext von Kirche und Gemeinde wird in der Religionspädagogik grosse Wirkung auf die religiöse Sozialisation zugeschrieben.⁹⁸

Leni Gantenbein genoss die Unterrichtsjahre bei Margreth Caprez-Roffler. Sie hielt in derselben Gesprächssequenz mehrmals fest, dass sie gerne zu ihr in den Unterricht ging, und

⁹⁴ Leni Gantenbein, I 28.

⁹⁵ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 181.

⁹⁶ Johannesevangelium, Kapitel 5 Vers 24.

⁹⁷ Elisabeth Heim, 3/A 143-172.

⁹⁸ Tenfelde, Religiöse Sozialisationen, S. 8-10.

schloss mit der Aussage: „Also, ich habe sie gerne gehabt.“⁹⁹ Die persönliche Beziehung beziehungsweise Ebene bedeutete Leni Gantenbein sehr viel. Weshalb dies so war, schilderte sie so: „Und dann hat sie sich dann so auch noch in die Jugend einfühlen können, hat dann Verständnis gehabt für manches, das [sie] zu Hause noch nicht einmal gehabt haben, was eines dann so im Teenager-Alter beschäftigt hat. <lacht>“¹⁰⁰ Margreth Caprez-Roffler begegnete den Kindern und Jugendlichen einfühlsam und offen, wodurch sie eine angenehme Atmosphäre schuf und deren Vertrauen gewann. Auf diese Weise lebte sie eine neue Art von Beziehung zwischen den Generationen, welche Leni Gantenbein stark prägte. Der Unterrichtsstoff war von nebensächlicher Bedeutung. Leni Gantenbein bemerkte lediglich, dass Margreth Caprez-Roffler „sich schon etwas an die Bibel gehalten“¹⁰¹ habe.

Dora Bandtli hielt fest, dass sie „gute“ Erinnerungen an Pfarrer T. hatte, bei welchem sie während ihrer gesamten Schulzeit den Religionsunterricht besuchte.¹⁰² Er stellte für sie eine Bezugsperson dar, mit welcher sie durchwegs positive Erfahrungen verband. Vom Unterricht selber waren ihr die „Bibelsprüche“ und die „Lebenssprüche“ geblieben.¹⁰³ Dora Bandtli orientierte sich ihr Leben lang beispielsweise an der Maxime ‚reden miteinander‘.

Christina Vinzens fand, dass ihr vom Konfirmandenunterricht „nichts geblieben“ sei und sie ihn „damals nicht so ernst genommen“ habe. Als Grund dafür fügte sie folgende Erklärung an: „Da hat man schon noch andere Gedanken gehabt. <lacht> [...] Ja, man hat gewiss nichts Schlechtes gemacht. Sicher nicht. Nein, nein, wir sind gewiss arme, dumme Geschöpfe gewesen, bis <lacht> bis man geheiratet hat.“¹⁰⁴ Christina Vinzens deutete an, dass die Konfirmandinnen und Konfirmanden sich für einander und die eigene Sexualität interessierten, was der Pfarrer hätte thematisieren können. Dadurch, dass er es nicht tat, vergab er sich die Chance, mit den jungen Erwachsenen über echte Lebensfragen zu diskutieren.

Elisabeth Heim hielt in einer einzigen kurzen Zwischenbemerkung fest, dass der Unterricht ihr „gefallen“¹⁰⁵ habe.

Sie betonte mehrmals, dass sie einen „schönen“ Konfirmandenspruch habe, welchen sie ihr Leben lang „in Ehren“ hielt und der für sie einen geistigen Orientierungs- und Fixpunkt

⁹⁹ Leni Gantenbein, 1/B 380-401.

¹⁰⁰ Leni Gantenbein, 1/B 380-401.

¹⁰¹ Leni Gantenbein, 1/B 380-401.

¹⁰² Dora Bandtli, 3/A 99-117.

¹⁰³ Dora Bandtli, 3/A 275-299.

¹⁰⁴ Christina Vinzens, 1/B 596-629.

¹⁰⁵ Elisabeth Heim, 3/A 143-172.

darstellte.¹⁰⁶ Nach der Konfirmation lud der Pfarrer alle Konfirmandinnen und Konfirmanden zu einem „Imbiss“ ein, worüber sich Elisabeth Heim zwar freute, doch gleichzeitig etwas neidisch festhielt, dass der Pfarrer in anderen Jahren eine kleine Reise unternommen habe,¹⁰⁷ was auch Dora Bandtli erwähnte.¹⁰⁸ Besonders bedeutungsvoll war für Elisabeth Heim, dass sie die Schuhe für die Konfirmation selber „auslesen durfte“, was „vorher nie“ der Fall gewesen war.¹⁰⁹ Sie verband mit diesem biographischen Wendepunkt – kirchlich betrachtet gehörte sie nach der Konfirmation zu den Erwachsenen – erste Erfahrungen, selbstbestimmt zu entscheiden und zu handeln.

Dora Bandtli stellte fest, dass sie zur Konfirmation keine Geschenke erhalten und auch „nichts gewusst [habe] von diesen Geschenken“¹¹⁰, und begründete dies damit, dass das Geld fehlte und es allen so erging.¹¹¹ Sie argumentierte gleich wie Christina Vinzens bei den Weihnachtsgeschenken.¹¹² Dieses Wissen half Dora Bandtli, die Situation zu ertragen. Leni Gantenbein hielt kommentarlos fest, dass sie von Margreth Caprez-Roffler konfirmiert worden war.¹¹³

6.4 „Und die ist auch Schuld gewesen, dass wir dann schon Skihosen gehabt haben.“ – Nützlichkeit und Ideologie

Leni Gantenbein erzählte, dass die Pfarrerin anregte, Hosen für die Mädchen zu nähen.¹¹⁴ Damit schnitt sie erstmals in unseren Gesprächen selber ein Thema an und berichtete von einer Begebenheit, die ihr erzählenswert erschien.

Es besteht nach wie vor grosser Bedarf an Grundlagenforschung zu Kleiderthemen sowie zu interdisziplinärem wissenschaftlichem Austausch.¹¹⁵ Zur Kulturgeschichte der Hose als

¹⁰⁶ Elisabeth Heim, 3/A 42-55, 3/A 143-172.

¹⁰⁷ Elisabeth Heim, 1/A 124-131.

¹⁰⁸ Dora Bandtli, 4/B 24-40.

¹⁰⁹ Elisabeth Heim, 1/B 201-217.

¹¹⁰ Dora Bandtli, 4/B 24-40.

¹¹¹ Dora Bandtli, 4/B 24-40.

¹¹² Cf. Kapitel 5.3 Schulreise und Weihnachtsfeier.

¹¹³ Leni Gantenbein, 1/A 17-23.

¹¹⁴ Leni Gantenbein, 1/B 430-465.

¹¹⁵ Wolter, Gundula, Verdammt, verlacht, verspottet – Schand- und Zerrbilder in der Mode, in: Adelheid Rasche, Gundula Wolter (Hg.), Ridikül! Mode in der Karikatur 1600 – 1900, Berlin 2003, S. 18-38, hier S. 33-35; cf. Hackspiel-Mikosch, Elisabeth, Stefan Haas (Hg.), Die zivile Uniform als

Kleidungsstück für Frauen ist bis heute die Untersuchung von Gundula Wolter *Hosen weiblich* grundlegend.¹¹⁶ Dem Wandel der Bekleidung im Wallis widmet sich die Arbeit von Thomas Antonietti *Mode, Macht und Tracht*,¹¹⁷ die Hose als Kleidungsstück im Wintersport behandelt Tanja Wirz in ihrer Untersuchung *Gipfelstürmerinnen*.¹¹⁸

Bei Rock und Hose handelte es sich nicht nur um eine geschlechtliche, sondern auch um eine hierarchische Zuweisung von Kleidung. Seit dem späten Mittelalter galt die Hose nicht nur als männliches Attribut, sondern auch als Vorrecht. Als Frauen begannen, Männerkleidung anzuziehen, stellte dies für sie einen Statusgewinn dar. Frauen erweiterten dadurch ihre Freiräume und überschritten gesellschaftlich festgelegte Grenzen.¹¹⁹ Im Sport setzte sich ab den 1880er-Jahren die Hose bei den modernen Wintersportarten Skifahren und Rodeln allmählich durch.¹²⁰ Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zogen “Frauen westlicher Kulturen erstmals wieder coram publico die Hosen an”¹²¹. In der Schweizer Armee wurde über Hosen tragende Rotkreuzfahrerinnen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs immer wieder auch auf höchster Ebene diskutiert.¹²²

Als Arbeitsbekleidung war die Hose überall dort in Gebrauch, wo ein Rock die auszuführenden Tätigkeiten massiv behinderte. Dies traf für Bergbäuerinnen im Val d’Illiez (VS) genauso zu wie für Fabrikarbeiterinnen in der deutschen Schwerindustrie oder für Eisenbahnerinnen während des Ersten Weltkriegs.¹²³ Im felsigen Gelände beispielsweise behinderte der Rock die Frauen bei der Suche nach verirrt Tieren und beim Heuen an

symbolische Kommunikation. Kleidung zwischen Repräsentation, Imagination und Konsumtion in Europa vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Stuttgart 2006 (Studien zur Geschichte des Alltags 24); Zander-Seidel, Jutta, Kleiderwechsel. Frauen-, Männer- und Kinderkleider des 18. bis 20. Jahrhunderts, Nürnberg 2002 (Die Schausammlung des Germanischen Nationalmuseums 1); Sahmland, Irmtraut, Zwischen Modekritik und emanzipatorischem Anspruch. Hintergründe und Ziele der Gründung des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung von 1896, in: Archiv für Kulturgeschichte, 78/2 (1996), S. 433-451.

¹¹⁶ Wolter, Gundula, Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose, Marburg 1994.

¹¹⁷ Antonietti, Thomas, Mode, Macht und Tracht. Kleidungsverhalten in Visperterminen und im Wallis 1700-2000, Baden 2003.

¹¹⁸ Wirz, Tanja, Gipfelstürmerinnen. Eine Geschlechtergeschichte des Alpinismus in der Schweiz 1840-1940, Baden 2007.

¹¹⁹ Wolter, Hosen, S. 288.

¹²⁰ Wolter, Hosen, S. 148; Reinhard, Lebensformen Europas, S. 118f.; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 180.

¹²¹ Wolter, Hosen, S. 109.

¹²² Stämpfli, Regula, Triumph der Geschlechtertrennung in der Schweiz 1918-1945, in: Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.), Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945, Zürich 2003, S. 213-228, hier S. 222.

¹²³ Wolter, Hosen, S. 199-214.

steilen Berghängen.¹²⁴ Es gab aber auch Frauen, denen es unangenehm war, Hosen zu tragen.¹²⁵

Wie die Mädchen in ihrem Dorf zu Skihosen kamen, erzählte Leni Gantenbein wie folgt:

„Und die ist auch Schuld gewesen, dass wir dann schon Skihosen gehabt haben. Ja, bis dazumal haben die Mädchen natürlich keine Skihosen gehabt, auch nicht gross Ski gefahren. Und dann ist das dann aber eben... Jetzt sollten diese dann eben Ski fahren. Und dann hat dann diese Frau Pfarrer gesagt, ja, jedenfalls in den Röcken Ski fahren, das, das könne man nicht. Und ist dann da an diese Mütter geraten. Sie wollte eben für den Stoff schauen. Und, und ist das damals... Das ist damals, glaube ich, noch ziemlich problemlos über die Bühne. Wir haben dann jedenfalls Skihosen erhalten. <lacht> Ja, ja, da sind wir die ersten gewesen, ja, eben so in unserem, in meinem Alter. ‘Mh’. Also, meine Mutter hat da verschiedenen gemacht, oder min, zumindest, eben zugeschnitten. Ja. Nein, nähen konnte sie dann, glaube ich, nicht gerade so gut. Das hat sie auch gesagt, sie könne nicht. Aber eben, für den Stoff sorgen, das wolle sie. Hat dann da eine Welle dunkelblauen <lacht> Stoff geholt. <lacht> Und dann ist dann das eben... Und, weil meine Mutter Schneiderin gewesen ist, konnte sie dann auch, die Ehre gehabt, die auch zu machen. <lacht> Aber eben, es sind dann noch so, wenn man die heutigen sieht, <lacht> schon ein wenig Monster gewesen, da diese weiten Pluderhosen. Aber immerhin. Also, es sind Hosen gewesen. Man ist nicht gerade bis unter die Arme nass geworden, wenn man in den Schnee gefallen ist.“¹²⁶

Leni Gantenbein nahm Margreth Caprez-Roffler als vollwertige Pfarrerin wahr, denn sie führte während ihrer Anstellung von 1931 bis 1934 alle kirchlichen Amtshandlungen und die übrigen zu einem vollen Pfarramt gehörenden Tätigkeiten aus. Damit unterschied sie sich nicht von den Pfarrern, die von der Synode gewählt waren. Für Leni Gantenbein war die Pfarrerin daher ebenfalls mit Macht und Urteilsfähigkeit über gute und schlechte Lebensführung ausgestattet. Das kam mit der Verwendung des Begriffs ‚Schuld‘ zum Ausdruck, welchen Leni Gantenbein augenzwinkernd und mit schalkhaftem Unterton verwendete. Schuld lässt sowohl die religiöse Schuld im Sinn von Sünde anklingen wie auch den juristischen Tatbestand eines Vergehens. Ich denke, Leni Gantenbein suchte nach einem Wort, welches die nachhaltige Veränderung adäquat beschreiben sollte, die Margreth Caprez-Roffler mit dem Hosenprojekt initiiert hatte. Dass Schuld in diesem Zusammenhang zu negativ war, war Leni Gantenbein bewusst. Sie fand aber keinen passenderen Begriff. Margreth Caprez-Roffler übernahm in der Sichtweise von Leni Gantenbein die volle Verantwortung dafür, dass die Mädchen Skihosen trugen; sich selber konstruierte Leni Gantenbein als folgsames Gemeindeglied.

¹²⁴ Wolter, Hosen, S. 14, 199f.; Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 29.

¹²⁵ Perren, Rosenkranz, S. 103; Christina Vinzens, 2/A 301-353. Christina Vinzens trug als Erwachsene selten Hosen.

¹²⁶ Leni Gantenbein, 1/B 430-465.

Leni Gantenbein bezeichnete es als „natürlich“, dass die Mädchen keine Skihosen hatten und hielt fest, dass sie eigentlich nicht Ski fuhren. Dadurch sprach sie zwei miteinander verschränkte Veränderungen an: die Ski fahrende und Hosen tragende Frau. Das Hosentragen gehörte in den 1930er-Jahren noch nicht zum üblichen gesellschaftlichen Erscheinungsbild,¹²⁷ im mittleren Prättigau, welches im Gegensatz zum bekannten im hinteren Talabschnitt gelegenen Klosters touristisch nicht erschlossen war, schon gar nicht. Dass sich Leni Gantenbein bis zur Initiative von Margreth Caprez-Roffler nicht mit der Hosenfrage beschäftigte, sehe ich darin gespiegelt, dass sie die Situation als eine „natürliche“ bezeichnete, als Gegebenheit, die von Menschen nicht oder nur mit erheblichem Aufwand verändert werden konnte. In dieser Logik scheint es nur folgerichtig, dass nur eine Person wie ‚die Pfarrerin‘, die als nicht nur an die natürlichen Kräfte gebunden, sondern vielmehr mit den übernatürlichen, göttlichen Kräften in Verbindung stehend wahrgenommen wurde,¹²⁸ eine Änderung bewirken konnte. Leni Gantenbein reproduzierte die Entschiedenheit und Energie, mit welcher Margreth Caprez-Roffler die Angelegenheit anpackte dadurch, dass sie die Ansicht der Pfarrerin, es gehe nicht an, dass die Mädchen keine Skihosen hätten, als allgemeine Feststellung formulierte und ‚nicht‘ besonders betonte. Die Einführung der Skihose ging gemäss Leni Gantenbeins Erinnerung ziemlich problemlos über die Bühne. Das Adverb ‚ziemlich‘ deutet ebenso wie der Einschub ‚glaube ich‘ an, dass durchaus auch Widerstand gegen die Hose vorhanden war. Allerdings konnte oder wollte Leni Gantenbein sich nicht zu den skeptischen und ablehnenden Stimmen äussern.

Elisabeth Heim erinnerte sich, während sie über das Schlitteln erzählte, an „die Pfarrerin“, welche „plötzlich“¹²⁹ begann, Hosen anzufertigen. Wie der Pfarrer in ihrer Gemeinde – Johann Jakob Truog, welcher sich gegen das Frauenpfarramt stark gemacht hatte – darauf reagierte, beschrieb sie wie folgt: „Und dann ist eben der Pfarrer Truog eingestiegen, und hat sie zurückgewiesen, das mache man nicht, die sollen die Röcke anlassen, wie sonst auch.“¹³⁰ Mit dem Verb ‚einsteigen‘ assoziiere ich den Boxerring, in dem die Kontrahenten bis zum K.o. kämpfen, und ich sehe darin das grosse Engagement gespiegelt, mit welchem der Pfarrer sich gegen die Hose wehrte. Über das wenig überzeugende Traditions-Argument ‚man mache das nicht‘, erhob er die Hosenfrage auch zu einer sittlich-moralischen Angelegenheit, welche er in seinem Selbstverständnis als Pfarrer zu beurteilen und zu steuern hatte.¹³¹ Elisabeth

¹²⁷ Wolter, Hosen, S. 135-152; Wirz, Gipfelstürmerinnen, S. 293.

¹²⁸ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 24-26, 141-143.

¹²⁹ Elisabeth Heim, II 36.

¹³⁰ Elisabeth Heim, II 36.

¹³¹ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 50-52.

Heim vermerkte in diesem Zusammenhang, dass er es „fertigbrachte“, dass die Mädchen in seiner Gemeinde „eine Weile“ keine Hosen tragen durften.¹³² Seine Haltung vertraten auch andere Stellen; der Laaxer Pfarrer beispielsweise verbot das Hosentragen in den 1930er-Jahren,¹³³ der Obwaldner Regierungsrat noch 1944.¹³⁴ Meine Frage, wie sie selber die Auseinandersetzung um die Hose erlebt habe, beantwortete Elisabeth Heim ohne überlegen zu müssen kurz und bündig: „Ja, man ist gar nicht gefragt worden, ob man gerne hätte. Nein, nein.“¹³⁵ Elisabeth Heim war nicht gewohnt mitzureden, sondern Anordnungen auszuführen und zu gehorchen. Sie fand mitreden zu können auch gar nicht nötig, was ich in der doppelten Verneinung und ihrem sehr bestimmendem Tonfall ausgedrückt sehe. Die Aussage könnte als kritische Bemerkung gegenüber der Haltung und dem Verhalten des Pfarrers gelesen werden, was Elisabeth Heim mit Sicherheit nicht wollte, denn sie hielt die Autorität des Pfarrers hoch. Für Leni Gantenbein stellte die Einführung der Hose kein Problem dar. An die Reaktion ihrer Grossmutter erinnerte sie sich in einer anderen Gesprächssequenz lebhaft:

„Und dann ist dann diese Grossmutter unter die Haustüre gekommen: “So, jetzt geh dann aber so geschwind wie möglich, diese Hosen ausziehen.” Das sei schon ein furchtbares Schauen, <lacht> dann da diese Ärsche, <lacht> die seien denn da eben so ‘uusgmaarchät’ [Grenze bezeichnen]. Das sei nicht... <lacht> Das sei nicht hübsch. Nein, das müssten wir dann nicht meinen, dass das hübsch sei. Ja, nein, ich solle diese ausziehen. ‘Mh’. Eine Art sich gar nicht überlegt, wie sie dann doch auch praktisch sind. ‘Mh’.“¹³⁶

Leni Gantenbein inszenierte die Aussagen ihrer Grossmutter als direkte Rede und betonte sie stark, was deren überaus grosses emotionales Engagement widerspiegelt. Dass die Grossmutter mit der fehlenden Ästhetik argumentierte, deutet auf die bei Kleiderangelegenheiten immer latent vorhandene sexuelle Dimension hin. Der verwendete Begriff ‚Ärsche‘, welcher eine derbe Bezeichnung für die Gesässpartie darstellt, akzentuiert den sexuellen Aspekt negativ. Dieselbe Wirkung sehe ich im Begriff ‚uusgmaarchät‘ gespiegelt. Die Grossmutter hielt also nicht etwa die sichtbaren Beine, welche noch lange als unehrenhaft oder gar obszön galten,¹³⁷ sondern das Gesäss für anstössig. Leni Gantenbein musste beim Erzählen mehrfach lachen; dies bestätigt meines Erachtens die Sicht, dass das Gesäss mit sexuellen Gefühlen verbunden war.¹³⁸ Leni Gantenbein liess sich aber durch die

¹³² Elisabeth Heim, II 36.

¹³³ Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 128.

¹³⁴ Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 66.

¹³⁵ Elisabeth Heim, II 36.

¹³⁶ Leni Gantenbein, 1/B 477-514.

¹³⁷ Wolter, Hosen, S. 137, 148; Wirz, Gipfelstürmerinnen, S. 302-306; Reinhard, Lebensformen Europas, S. 118f., 131; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 112; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 180.

¹³⁸ Cf. Wolter, Hosen, S. 195.

Anweisung ihrer Grossmutter nicht vom Hosentragen abbringen. Verständnisvoll wies sie darauf hin, dass die Hosenfrage in Grossmutter's Jugend wohl noch kein Thema gewesen sei,¹³⁹ und hielt ihr zugut, dass sie sich wohl nicht überlegt habe, wie praktisch die Hose als Schutz vor Schnee und Kälte war. Leni Gantenbein benutzte die Hose nämlich nicht nur zum Skifahren, sondern vor allem für andere Tätigkeiten wie beispielsweise das Viehtreiben während der Winterfütterung zu einem nächsten Stall.¹⁴⁰ Diese Episode verdeutlicht, dass Margreth Caprez-Roffler nicht alle Bevölkerungsteile für das Hosenprojekt hatte gewinnen können.

Margreth Caprez-Roffler führte die Skihose nicht im Alleingang ein. Sie hatte ihre Idee den Müttern vorgestellt und diese zur Mitarbeit gewinnen können, wodurch sie indirekt auch die Zustimmung der Väter hatte. Da sie den Stoff lieferte, entstand keiner Familie ein finanzieller, sondern lediglich ein zeitlicher Aufwand, denn die Näharbeit führten die Mütter aus. Leni Gantenbein hielt spürbar stolz fest, dass ihre Mutter die „Ehre“ hatte, mitzuwirken, was darauf hinweist, dass Margreth Caprez-Roffler den helfenden Frauen grosse Wertschätzung entgegenbrachte. Margreth Caprez-Roffler ging ganz unverkrampft mit ihren begrenzten handwerklichen Fertigkeiten um und zeigte damit, wie sich eine Idee in der Gemeinschaft umsetzen liess und verringerte dadurch gleichzeitig die soziale Distanz zwischen ihr als studierter Theologin und den bäuerlich geprägten Frauen.¹⁴¹ Das Hosenprojekt stellte also für alle beteiligten Frauen eine sogenannte Win-Win-Situation dar.

Leni Gantenbein bezeichnete die fertige Hose, eine „weite Pluderhose“, als „ein wenig [ein] Monster“, wozu sie herzlich lachte und festhielt: „Also, es sind Hosen gewesen.“¹⁴² Die Bezeichnung Monster drückt eine gewisse Unsicherheit über das eigene ungewohnte Erscheinungsbild aus, welches sie mit Hose abgab. Die weite Pluder- oder Pumphose kennzeichnete in den 1930er-Jahren das Mannweib, weshalb das Kleidungsstück als besonders unästhetisch empfunden wurde. Gleichzeitig stellte die Pluderhose das typische Kleidungsstück der amerikanischen Frauenstimmrechtskämpferinnen dar, was als Votum für das Frauenstimmrecht wahrgenommen wurde.¹⁴³ Wie um die mit dem Monster assoziierten beängstigenden, ungeheuerlichen Gedanken loszuwerden, fügte Leni Gantenbein mit

¹³⁹ Leni Gantenbein, 1/B 477-514; Wolter, Hosen, S. 136f; Wirz, Gipfelstürmerinnen, S. 299.

¹⁴⁰ Wolter, Hosen, S. 97, 194; Weiss, Alpwesen, S. 25-29; Sonderegger, Winterliches Furna, S. 9f.; Kasper-Brasser, Land- und Forstwirtschaft, S. 16f.; Steiner, Hans Peter, Der Prättigauer Bauer im Winter, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 28-31, hier S. 30f.; Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 211f.; Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 29f.; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 85; Perren, Rosenkranz, S. 44-46.

¹⁴¹ Cf. Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 88-91.

¹⁴² Leni Gantenbein, 1/B 430-465.

¹⁴³ Wirz, Gipfelstürmerinnen, S. 281, 288-290.

bestimmtem Tonfall an, es seien Hosen gewesen, und ergänzte, wie praktisch sie doch waren. Leni Gantenbein beseitigte so die bestehenden Ängste mit einer rationalen Argumentation und zeigte gleichzeitig ihre grundsätzlich aufgeschlossene Haltung Veränderungen gegenüber. Dennoch wollte sie ihr Hosentragen nicht als emanzipatorischen Akt verstanden wissen. Dasselbe gilt für Margreth Caprez-Roffler. In ihren Memoiren schrieb sie nichts zum Thema Hose, sondern beschrieb ihr Selbstverständnis als Pfarrerin dahingehend, dass sie zur Verbesserung des allgemeinen gesellschaftlichen Wohls beitragen wollte.¹⁴⁴

Den ersten Teil ihrer Erzählung schloss Leni Gantenbein mit der Feststellung, sie seien „die ersten“ mit Skihose gewesen, worauf sie stolz war, was ich während der ganzen Sequenz spürte. Vor dem Hintergrund, dass die Furerinnen und Furer im mittleren Prättigau als ausgemachte Hinterwäldlerinnen und -wäldler galten, steigerte sich der Stolz zu einem kleinen Triumph. Die Wahl von Margreth Caprez-Roffler als Pfarrerin und die Einführung der Hose für Mädchen wertete ich als eigenständig und von der Sache her fortschrittlich.

Die Auseinandersetzung um die Skihose zeigt eindrücklich, welche gesellschaftspolitische Wirkung die Kirchenleute Johann Jakob Truog und Margreth Caprez-Roffler auf ihre Gemeinden hatten und wie sie gesellschaftliche Prozesse beeinflussen konnten. Margreth Caprez-Rofflers Initiative betrachte ich als eigentliches Trendsetting, wobei sie damit keine explizit emanzipatorische Absicht verband, diese aber unweigerlich hervorrief. Johann Jakob Truog gehörte zur alten Garde von Pfarrern, welche ihr Verhältnis zur Bevölkerung als eines zwischen Vorgesetzten und Untergebenen sahen; Margreth Caprez-Roffler reihte sich unter diejenigen Theologinnen und Theologen, welche ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Pfarrer/Pfarrerin und Gemeinde forderten und lebten.¹⁴⁵ Elisabeth Heim und Leni Gantenbein übernahmen jeweils die Haltung ihres Pfarrers beziehungsweise ihrer Pfarrerin.

Wie Leni Gantenbein erzählte auch Christina Vinzens von sich aus über ihre Erfahrungen mit dem Hosentragen. Während bei ihr zu Hause Obst gedörret wurde, konnte sie jeweils eine Hose „von den Knaben“¹⁴⁶ anziehen, um in den Ofen hineinkriechen zu können, wo sie die gedörrten Stücke aussortierte.¹⁴⁷ Meine Frage, ob sie denn gerne in den Ofen gekrochen sei, beantwortete sie mit folgender Aussage: „Denk, wir sind dann noch gerne gegangen, wenn

¹⁴⁴ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 36f., 66-68, 89.

¹⁴⁵ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 88.

¹⁴⁶ Christina Vinzens, 2/A 301-353.

¹⁴⁷ Christina Vinzens, 2/A 301-353. Zu verschiedenen Dörntechniken s. Gut, J., Eine vorteilhafte Obstdörre nebst einer Anleitung zum Dörren überhaupt, Zürich 1874.

wir nur Hosen anziehen durften.“¹⁴⁸ Christina Vinzens duzte mich hier, was sie nur in sehr emotionalen und persönlichen, fast intimen Momenten machte,¹⁴⁹ so beispielsweise während ihrer Erzählung über die verwehrte Ausbildung zur Krankenschwester,¹⁵⁰ über die Fehldiagnose Blinddarm, die ihr beinahe das Leben kostete,¹⁵¹ oder über ihre Angst, der Sohn sei im Fluss ertrunken.¹⁵² Darin sehe ich die aussergewöhnliche Bedeutung gespiegelt, welche das Hosentragen für Christina Vinzens hatte. Dies wird dadurch unterstrichen, dass sie das Modalverb ‚dürfen‘ verwendete. Sie durfte das in ihrer Wahrnehmung den Knaben und Männern vorbehaltene Kleidungsstück¹⁵³ nur bei besonderen Gelegenheiten anziehen. Dass sie hier nicht unpersönlich formulierte, sondern die kollektive Wir-Form verwendete, zeigt an, dass auch andere diesen Sachverhalt gleich erlebten, beispielsweise ihre Schwester. Obwohl das Hineinkriechen in den Ofen für Christina Vinzens eine mühsame Arbeit war, verband sie das Tragen einer Hose mit einem guten Gefühl.

6.5 Fazit: glauben, gehorchen und Neues entdecken

Die interviewten Frauen erinnerten, dass sie als Kinder den Gottesdienst besuchten, um eine Pflicht abzuleisten und Eltern wie Pfarrer zu gehorchen. Nach der Konfirmation war der Besuch des Gottesdiensts für Dora Bandtli und Elisabeth Heim ein echtes Bedürfnis. Am Sonntag konnten sie Kontakte pflegen, mit Freundinnen zusammen sein oder mit der Dorfjugend spielen. Junge Frauen trugen am Sonntag weisse Schürzen, an welchen ihre allfällige(n) Betätigung(en) bestens abgelesen werden konnten. Symbolisch beschränkten sie ihre Handlungsfähigkeit stark. Das Essen war am Sonntag etwas reichhaltiger, was Dora Bandtli hervorgehoben hatte. Dazu gehörte der regelmässige Fleischkonsum, welcher allerdings für die Frauen von sekundärer Bedeutung war. Sie wählten ein Menu, welches sie vor dem Gottesdienst aufsetzen konnten und das danach essbereit war. Christina Vinzens schätzte es sehr, dass ihr Mann jeweils das Mittagessen zubereitete, während sie den Gottesdienst besuchte. Als Vorbereitung auf den Sonntag reinigten die interviewten Frauen

¹⁴⁸ Christina Vinzens, 2/A 301-353.

¹⁴⁹ Cf. Christina Vinzens, 1/A 251-275, 1/B 286-332, I 22, I 35, II 9, II 21, II 37, II 38.

¹⁵⁰ Christina Vinzens, 1/A 251-275.

¹⁵¹ Christina Vinzens, 1/B 286-332.

¹⁵² Christina Vinzens, II 37.

¹⁵³ Wolter, Hosen, S. 11.

am Freitag oder Samstag die Wohnung etwas gründlicher, wodurch sich Einfluss und Präsenz der Kirche im lebenspraktischen Wirken der Frauen manifestierte.

Für die interviewten Frauen stellte der Pfarrer eine gesellschaftlich bedeutende Persönlichkeit dar. Elisabeth Heim strich vor allem seine überwachende und strafende Haltung heraus, worüber er moralisch-sittliche Ordnung einforderte und durchsetzte. Dennoch verband sie mit ihm auch gute Erfahrungen, denn er lud sie und ihre Freundinnen gelegentlich zu sich ein. Für Dora Bandtli war es wichtig, mit dem Pfarrer sprechen zu können. Er war für sie eine Vertrauensperson, welche in schwierigen Situationen erfolgreich intervenieren konnte. Leni Gantenbein war stolz darauf, die erste Bündner Theologin als Religionslehrerin erlebt zu haben. Die Diskussion um die Frau im Pfarramt verstand sie nicht wirklich, weil sie keinen Zugang zu den gegnerischen Argumenten hatte. Trotzdem war Margreth Caprez-Roffler für Leni Gantenbein ein prägendes Vorbild.

An konkrete Predigtinhalte konnte sich ausser Leni Gantenbein keine der interviewten Frauen erinnern. Sie verwiesen auf allgemeine biblische Grossthemen, die Aufforderung zu guter Lebensführung, insbesondere zu Gehorsam gegenüber den Eltern, dem Lehrer und Pfarrer. Der Religionsunterricht wurde über die Atmosphäre erinnert, die von den interviewten Frauen als vorwiegend positiv beurteilt wurde. Der Pfarrer beziehungsweise die Pfarrerin legten darin die Grundlagen dafür, dass sich die Frauen im religiösen Leben orientieren konnten. Lediglich für Christina Vinzens zielten die vermittelten Inhalte an den Interessen der Konfirmandinnen und Konfirmanden vorbei.

Elisabeth Heim allein hielt explizit fest, dass die Konfirmation beziehungsweise der Konfirmationsspruch für sie bedeutungsvoll war und dass sie im Vorfeld zum ersten Mal selber entscheiden durfte, welche Schuhe sie kaufen wollte. Ähnlich wie beim Weihnachtsfest hielten die Frauen fest, dass für Reise und Geschenke die finanziellen Mittel fehlten. Dadurch verwiesen sie auf die materiellen Veränderungen, welche vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eintraten.

Die Einführung der Skihose stellte für Leni Gantenbein ein Schlüsselerlebnis dar. Ihre Pfarrerin Margreth Caprez-Roffler brachte die Idee auf und setzte sie in Zusammenarbeit mit den Müttern um. Das Kleidungsstück verband sie mit Stolz und dem Gefühl, etwas Besonderes zu haben, wobei sie es nicht für den Sport, sondern die Mithilfe brauchte, so zum Beispiel, wenn im Winter das Grossvieh von einem Stall zum anderen getrieben wurde. Wie auch Christina Vinzens nahm Leni Gantenbein die Hose in erster Linie als praktische und nützliche Arbeitsbekleidung wahr. Keine der Frauen, auch nicht Margreth Caprez-Roffler, verband mit dem Hosentragen eine bewusst emanzipatorische Absicht, auch wenn Hosen

tragende Frauen per se so wirkten. Während die Pfarrerin Margreth Caprez-Roffler fortschrittlich handelte, stellte sich der Pfarrer Johann Jakob Truog gegen die ‚Hosenmode‘ und verbot sie den Mädchen in seiner Gemeinde. Beide prägten den alltäglichen Umgang mit der Hose sowie die gesellschaftliche Einstellung zum Hosentragen der Frauen entscheidend. Für die Frauen stellte das Hosentragen einen lebenspraktischen Gewinn dar; es erweiterte ihre Handlungsräume jedoch kaum.

7. „Ja, können Sie sich denken! Das habe ich zu Hause abgegeben.“ – Lohnarbeit und Arbeitsbeziehungen

Christina Vinzens reagierte entsetzt auf meine absichtlich etwas provokative Frage, ob sie den Lohn, welchen sie an ihrer ersten Arbeitsstelle verdiente, für sich auf die Seite gelegt habe, und fügte hinzu: „Sonst hätten die Brüder ‘gewettet’, <lacht> wenn ich es für mich gebraucht hätte. Nein, nein. Das hat man zu Hause abgegeben.“¹ Christina Vinzens war ähnlich aufgebracht wie beim Thema Berufswunsch. Dass sie hier den Begriff ‚gewettet‘ verwendete, deutete ich als Ausdruck dafür, dass beide Themen sie in den gleichen Gefühlszustand versetzten. Dass es selbstverständlich war, den Lohn abzugeben, zeigt die Wiederholung der Aussage – zuerst persönlich, dann allgemein formuliert. Durch die Abgabe des Lohns wurde Christina Vinzens um die Erfahrung gebracht, als direkten Gegenwert für geleistete Arbeit Geld zu besitzen.

In Forschungen zu Frauenarbeit und Ökonomie werden in überwiegender Zahl die Verhältnisse in Bürgertum oder Arbeiterschaft behandelt.² Einen wichtigen Aufsatz zur Frauenlohnarbeit in der Schweiz stellt der Beitrag von Regina Wecker *Frauenlohnarbeit – Statistik und Wirklichkeit in der Schweiz an der Wende zum 20. Jahrhundert* dar.³ Bäuerliche Verhältnisse bleiben jedoch weitgehend ausgespart.

Zum Themenfeld Erwerbstätigkeit formuliere ich Antworten auf folgende Fragen:

- Wie erinnerten die interviewten Frauen ihre Beziehungen zu ihren jeweiligen Arbeitgebern und Arbeitgeberinnen sowie zu ihren Arbeitskolleginnen?
- Wie gingen die interviewten Frauen mit dem selber verdienten Geld sowie den Frei- und Ferientagen um?
- Wie beeinflussten die Arbeitserfahrungen die Gestaltung ihrer persönlichen Handlungsräume?

¹ Christina Vinzens, 1/A 103-112.

² Ellmeier, Andrea, Arbeit Ökonomie Konsum. Zur Transformation von Bedeutungsordnungen, in: Johanna Gehmacher, Maria Mesner (Hg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen / Perspektiven, Innsbruck 2003, S. 183-201, hier S. 185-192.

³ Wecker, Regina, Frauenlohnarbeit – Statistik und Wirklichkeit in der Schweiz an der Wende zum 20. Jahrhundert, in: Regina Wecker, Brigitte Schnegg (Hg.), Frauen. Zur Geschichte weiblicher Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz, Basel 1984 (Sonderausgabe der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte 3/24), S. 346-356.

Für viele Kinder und Jugendliche begann die ausserhäusliche Tätigkeit zwischen dem zwölften und vierzehnten Lebensjahr; sie dauerte für Mädchen in der Regel bis zur Hochzeit. Oft arbeiteten die Kinder zuerst in der Nähe des elterlichen Betriebs und erst nach und nach ausserhalb des dörflichen und verwandtschaftlichen Bereichs.⁴ Im Prättigau setzte diese Phase nach dem Schulabschluss und der Konfirmation ein. Während es im Rheinwald für junge Frauen und Männer üblich war, nach der obligatorischen Schulzeit einige Monate im benachbarten Misox oder im Tessin zu verbringen, um Italienisch zu lernen,⁵ blieben junge Frauen in den Walliser Bergtälern in der Regel zu Hause.⁶

In protestantischen Gebieten erhielten konfirmierte Jugendliche für ihre Dienste als Mägde und Knechte oder als Hausangestellte zwar einen Lohn, doch statistisch galten sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts als nicht erwerbstätig, denn sie wurden zu den Angehörigen ihrer Arbeitgeberfamilie gerechnet.⁷ Viele Frauen begriffen ihre Lohnarbeit bloss als vorübergehende Arbeit, denn sie wollten sie nur bis zu ihrer Heirat ausüben.⁸ In bäuerlichen Verhältnissen wurde geleistete Arbeit nicht hauptsächlich über die finanzielle Entschädigung wertgeschätzt, weil der Beitrag an die möglichst weitgehende Selbstversorgung von grösserer Bedeutung war.

Elisabeth Heim und Dora Bandtli gehörten zu jener grossen Gruppe Jugendlicher, welche vom Land in die Stadt zog, wo der Bedarf an Hausangestellten besonders gross war.

Gleichzeitig lernten sie ein neues soziales Milieu kennen.⁹ Für Elisabeth Heim waren dies der Sonntagsspaziergang, welcher sich zwar erst in den 1930er-Jahren für Dienstmädchen in den Städten durchsetzte,¹⁰ sowie sporadische Kinobesuche. Das Kino trug dazu bei, dass die nach Geschlechtern getrennte Freizeitgestaltung deutlich abnahm.¹¹ Dora Bandtli lernte die öffentliche Bibliothek kennen und traf sich sporadisch mit einem Jugendlichen aus dem

⁴ Gestrich, Krause, Mitterauer, *Geschichte der Familie*, S. 602; Bochsler, Gisiger, *Städtische Hausangestellte*, S. 24; Aschwanden Nojima, Russi, *Z'graggen, Weggefahrntinnen*, S. 159.

⁵ Conzett, *Arbeits- und Lebenswelt*, S. 17.

⁶ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 89.

⁷ Mitterauer, *Sozialgeschichte der Familie*, S. 64-67, 71; Bochsler, Gisiger, *Städtische Hausangestellte*, S. 24-27; Wecker, *Frauenlohnarbeit*, S. 348; Aschwanden Nojima, Russi, *Z'graggen, Weggefahrntinnen*, S. 160f.; Perren, *Rosenkranz*, S. 20; Stiftung Freulerpalast, *Föhngeflüster*, S. 195; Niederer, Spring, Vogel, *Der Rede wert*, S. 71.

⁸ Kessler, *Tourismus*, S. 97-107; Bollier, *Bevölkerungswandel*, S. 127f., 131f.; Mitterauer, *Sozialgeschichte der Familie*, S. 74; Streckeisen, Ursula, *Statusübergänge im weiblichen Lebenslauf. Über Beruf, Familie und Macht in der Ehe*, Frankfurt/M, New York 1991, S. 63.

⁹ Mitterauer, *Sozialgeschichte der Familie*, S. 80f.; Vorstand der Schweizerischen Evangelischen Frauenhilfe (Hg.), *100 Jahre Schweizerische Evangelische Frauenhilfe, Sektion Graubünden, 1902-2002*, Igis 2002, S. 13-22. Cf. die breite Untersuchung von Bettina Hitzer, *Im Netz der Liebe. Die protestantische Kirche und ihre Zuwanderer in der Metropole Berlin (1849-1914)*, Köln 2006.

¹⁰ Elisabeth Heim, 1/B 17-76; Bochsler, Gisiger, *Städtische Hausangestellte*, S. 98.

¹¹ Bochsler, Gisiger, *Städtische Hausangestellte*, S. 41; Furrer, Meade, Studer, *Sozusagen*, S. 184.

Heimatdorf.¹² Elisabeth Heim verbrachte einige Zeit in der Stadt, kehrte zurück und arbeitete dann im Dorfladen. Christina Vinzens und Dora Bandtli waren über mehrere Jahre auswärts erwerbstätig.¹³

Mit der Tätigkeit in fremden Haushalten gewannen die Jugendlichen zusätzliche Orientierungsmuster und sie lernten andersartige Sozialisationsinstanzen kennen beziehungsweise wurden durch sie geprägt. Dadurch konnten sie ihr Leben individueller gestalten und persönliche Entscheidungen, wie beispielsweise die Partnerwahl, wurden weniger stark durch die Eltern beeinflusst.¹⁴

Über ihre Erwerbstätigkeiten berichteten Dora Bandtli, Elisabeth Heim und Christina Vinzens gerne und ausführlich. Leni Gantenbein arbeitete während dieser Zeit hauptsächlich unentgeltlich auf dem Hof ihrer Eltern.

7.1 „Das hat man ja gemacht.“ – Bekannte Arbeiten und neue Erfahrungswelten

Dora Bandtli musste an ihrer ersten Stelle als Dienstmädchen alle drei Wochen etwa 30 Paar Socken für den Sohn ihrer Arbeitgeberin, einer Pfarrwitwe, waschen. Dies kommentierte sie mit der in abschätzigem Tonfall hingeworfenen Bemerkung, „[d]as hat man ja gemacht.“¹⁵ Damit drückte Dora Bandtli ihr Unverständnis dafür aus, wie jemand in so kurzer Zeit so viele Socken benutzen konnte; gleichzeitig spiegelt sich darin die grosse Distanz zwischen bäuerlichen und bürgerlichen Lebenspraktiken.

Dora Bandtli war während insgesamt zwanzig Jahren erwerbstätig. Zuerst arbeitete sie bei verschiedenen Familien als Haus-, danach als Serviceangestellte. Sie gehört zur grossen Gruppe junger Frauen mit dieser damals weit verbreiteten Erwerbsbiographie.¹⁶

Unmittelbar nach der Konfirmation trat Dora Bandtli bei einer Pfarrwitwe und deren beiden Töchtern als Hausangestellte in St. Gallen in den Dienst ein. Die Pfarrhaushalte beanspruchten

¹² Dora Bandtli, 1/A 337-354.

¹³ Elisabeth Heim, 1/B 17-76; Christina Vinzens, 1/A 135-162; Dora Bandtli, 1/A 212-299, 1/A 389-672, 1/B 2-25, 1/B 454-481.

¹⁴ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 79f.; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 108.

¹⁵ Dora Bandtli, 2/A 212-299.

¹⁶ Perren, Rosenkranz, S. 20, 98.

nach denjenigen der Ärzte am zweitmeisten Dienstpersonal.¹⁷ Zu Dora Bandtlis Aufgaben gehörten Reinigungsarbeiten, die Mithilfe beim Kochen und Waschen¹⁸ und Besorgungen in der Stadt¹⁹. Die Parkettböden musste Dora Bandtli „auf den Knien aufreiben“ und mit „Stahlspänen“ bearbeiten²⁰. Den auffallend gequälten Tonfall und die Betonung, wie sie die Holzböden zu reinigen hatte, deute ich so, dass Dora Bandtli diese Arbeit, welche bereits zu Hause zu ihren Aufgaben gehört hatte, nicht sehr gerne ausführte und sie als übertrieben empfand. Am Donnerstag musste sie jeweils die ihrer Meinung nach grosse Wohnung reinigen. Dazu hielt sie fest: „Alle Zimmer, auch wenn niemand darin gewesen ist, musste ich einfach flaumern, abstauben und machen. Und wenn auch niemand darin gewesen ist.“²¹ Dora Bandtli hielt es für überflüssig, die unbewohnten Räume jede Woche zu putzen, was sie zweimal kopfschüttelnd festhielt. Hier zeigt sich deutlich, dass Dora Bandtli gewohnt war, effizient und mit sichtbarem Ergebnis zu arbeiten und dass sie sich innerlich gegen die aus ihrer Sicht unnötige Arbeit sträubte. Allgemein konnten Bäuerinnen für Reinigungsarbeiten weniger Zeit aufwenden als Städterinnen.²² Am Freitag war Dora Bandtli jeweils beauftragt, bei „einem anderen Bäcker“ Käseküchlein, Pastetli oder Wähen abzuholen, wozu sie „ganz in die Stadt“ fahren musste und zwar „mit dem Tram“²³. Von diesen Botengängen berichtete Dora Bandtli mit einem gewissen Stolz; sie konnte damit zeigen, dass sie sich auskannte – sie ging oft alleine spazieren, lernte die Umgebung kennen und konnte sich die Strassennamen merken²⁴ – und dass sie sogar mit dem öffentlichen Verkehr zurechtkam. Dass die Arbeitgeberin ihre Angestellte einen so weiten Weg machen liess, zeigt auch, welchen Stellenwert die Produkte jenes Bäckers hatten. Die Arbeitgeberin demonstrierte damit zudem die soziale Distanz zwischen ihr und der Angestellten.

Nach 15 Monaten wechselte Dora Bandtli ihre Stelle und war ein Jahr an einem anderen Ort angestellt, wo sie ungefähr dieselbe Arbeit zu verrichten hatte.²⁵

Anschliessend arbeitete sie bei einem Förster im Engadin, wo sie hauptsächlich die vier Söhne betreute, „manchmal“²⁶ die Wäsche besorgte, gelegentlich in der Küche mithalf und während der Grippeepidemie 1917/1918 Kranke pflegte und die Krankenschwester

¹⁷ Bochsler, Gisiger, Städtische Hausangestellte, S. 62.

¹⁸ Dora Bandtli, 1/A 212-299.

¹⁹ Dora Bandtli, 1/A 371-382.

²⁰ Dora Bandtli, 1/A 212-299.

²¹ Dora Bandtli, 1/A 212-299.

²² Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 258f.; Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 80.

²³ Dora Bandtli, 1/A 371-382.

²⁴ Dora Bandtli, 1/A 355-370.

²⁵ Dora Bandtli, 1/A 383-388.

²⁶ Dora Bandtli, 1/A 389-672.

unterstützte. Ausführlich beschrieb Dora Bandtli, wie sie mit der Frau des Försters Kartoffelbrot herstellte und hielt fest, „man hat eben mehr machen können, als wenn man es gekauft hätte“²⁷. Dora Bandtli konnte zeigen, dass sie gewohnt war, mit Nahrungsmitteln sorgfältig umzugehen und die Rohstoffe optimal zu verwerten.

An der vierten Stelle war Dora Bandtli wiederum als Hausangestellte tätig. Mit dem Ausspruch „so allerlei“²⁸ hielt sie geradezu beiläufig fest, dass sie den Haushalt besorgte. Im Winter musste sie ihrer Arbeitgeberin die Skier zum Bahnhof tragen und ihr das Billett lösen; denn diese ging mit Hotelgästen Ski fahren oder begleitete sie auf Skitouren. Der Ehemann einer Skifahrerin spaltete in dieser Zeit jeweils Holz bei Dora Bandtlis Arbeitgeberin und Dora Bandtli servierte ihm Kaffee. Interessant ist hier, wie Dora Bandtli den Mann einschätzte, er „wollte einfach gerne etwas arbeiten“²⁹. Während sie sich nicht zum Skifahren äusserte, setzte sie das Holzhacken mit Arbeit gleich. Die ganze Szene läuft gängigen Vorstellungen zu weiblichem und männlichem Verhalten entgegen und zeigt, dass zu Beginn der 1920er-Jahre Frauen moderne Freizeittrends, wie zum Beispiel der aufkommende Skisport,³⁰ aufnahmen und die Männer sich als Freizeitbeschäftigung auf traditionelle Betätigungen besannen.

Ihre nächste Anstellung fand Dora Bandtli in einem kleinen Wirtshaus, wo sie vor allem im Service tätig war, aber auch in der Küche und „überall“³¹ half. Dadurch beschrieb sie ihre Vielseitigkeit. Gleichzeitig wies sie ganz beiläufig auf eine ihrer persönlichen Stärken hin. An ihrer letzten Stelle fungierte Dora Bandtli zu Beginn als Serviceangestellte, dann war sie auch für die tägliche Suppe verantwortlich, im Office spülte sie über Mittag die Gläser und räumte sowohl am Morgen wie auch am Abend das Lokal auf.³² Zudem beauftragte ihre Arbeitgeberin sie damit, Fleisch zum Metzger zu bringen und ihm beim Herstellen der Blutwürste zu helfen, was Dora Bandtli genau beschrieb.³³ Beim traditionellen Schlachten wurden Blutwürste hergestellt und Fleischsuppen gekocht.³⁴

Elisabeth Heim war während 15 Jahren erwerbstätig. Sie arbeitete in den ersten Jahren nach der Konfirmation während der Saison im Kurhaus Bad Fideris, danach als Kindermädchen und anschliessend zehn Jahre im Lebensmittelgeschäft jener Ortschaft, in welcher sie

²⁷ Dora Bandtli, 1/A 389-672.

²⁸ Dora Bandtli, 1/B 2-25.

²⁹ Dora Bandtli, 1/B 2-25.

³⁰ Kessler, Tourismus, S. 100.

³¹ Dora Bandtli, 1/B 26-37.

³² Dora Bandtli, 1/B 211-250, 1/B 276-293.

³³ Dora Bandtli, 1/B 180-210.

³⁴ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 158.

aufgewachsen war. Der Verkauf im Kleinhandel entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einem Arbeitsbereich, in dem immer mehr Frauen ein Auskommen fanden. Verkäuferinnen, Ladentöchter und Gehilfinnen bildeten deshalb eine grosse Berufsgruppe, der zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu 90 Prozent Frauen angehörten.³⁵

Während ihrer ersten Saisonstelle im Kurhaus Bad Fideris arbeitete Elisabeth Heim sechs Wochen als Aushilfe im Office. Elisabeth Heim musste abwaschen und das silberne Besteck reinigen sowie die Mahlzeiten servieren, wobei sie sich als anfänglich etwas „’bollwerchig’ [ungelenk]“³⁶ beschrieb. Sie erhielt ein „ganz gutes Zeugnis“, worin man sie als „sehr beholfen“ bezeichnete, was sie mit einem verlegenen Lachen quittierte.³⁷ Wie stolz sie noch im hohen Alter auf diese Fremdeinschätzung und ihre Lernfähigkeit war, kam in ihrem feierlichen Tonfall zum Ausdruck. Wie stark eine positive Selbsteinschätzung mit ambivalenten Gefühlen verbunden war, zeigte das abschliessende Lachen.

Der Tourismus hatte sich in Graubünden nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr richtig erholt. Trotzdem herrschte punktueller Arbeitskräftemangel und in der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre fanden wieder mehr Personen eine Anstellung in diesem Sektor.³⁸ Auch in anderen Kantonen, wie beispielsweise im Wallis, stellte der Tourismus eine ergiebige Nebenverdienstquelle dar, vor allem für junge Frauen, die vorwiegend als Zimmer-, Küchen- oder Servicehilfen arbeiteten.³⁹

Elisabeth Heim war im Sommer des folgenden Jahrs wieder in Bad Fideris angestellt; diesmal als Zimmermädchen, im Service und aushilfsweise in der Lingerie, wo sie Wäsche versorgen und Leintücher zusammenfalten musste, was ihr weniger zusagte als die ersten beiden Arbeitsbereiche.⁴⁰ In ihrer Funktion als Zimmermädchen musste sie täglich die Matratzen wenden und den Kurgästen in Flaschen abgefülltes Mineralwasser vor die Zimmertür stellen, wobei der Kontakt zwischen einheimischen Angestellten und Hotelgästen nicht vorgesehen war.⁴¹ Elisabeth Heim deutete äusserst wage an, dass einmal ein Gast verlangte, dass sie die Wasserflasche nicht vor der Zimmertür, sondern im Zimmer deponieren solle. Die Angelegenheit war ihr sehr unangenehm: „Und dann haben wir die Türe geöffnet, es [Wasser

³⁵ Graf, Handelsfrauen, S. 129.

³⁶ Elisabeth Heim, 2/A 80-231, 2/B 23-146.

³⁷ Elisabeth Heim, 2/A 80-231.

³⁸ Kessler, Tourismus, S. 97.

³⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 90.

⁴⁰ Elisabeth Heim, 2/B 23-146, 2/A 80-231.

⁴¹ Kessler, Tourismus, S. 107; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 90. Zum Umgang mit Fremdheit cf. Gippert, Wolfgang, Petra Götte, Elke Kleinau (Hg.), Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven, Bielefeld 2008, S. 13-15.

in der Flasche] hingestellt, und zurück. <lacht> Nicht lange gefragt. <lacht>“⁴² Elisabeth Heim wollte sich möglichst kurz im Zimmer des Gasts aufhalten und so eine direkte Begegnung vermeiden, welche der Gast für eine sexuelle Annäherung oder Nötigung hätte missbrauchen können.⁴³ Dass Elisabeth Heim hier ausdrücklich ‚wir‘ und nicht ihr übliches ‚man‘ verwendete, deute ich so, dass sie diesen Auftrag bewusst zusammen mit einer Kollegin ausführte, um sich so abzusichern.

Ihre dritte Anstellung versah Elisabeth Heim als Kindermädchen, wobei sie auch andere Aufgaben erfüllen musste, so unternahm sie beispielsweise Spaziergänge mit dem stark sehbehinderten Arbeitgeber, putzte und kochte.⁴⁴ Anschliessend arbeitete sie nochmals in einem Kurhotel.⁴⁵

Über ihre letzte Stelle als Verkäuferin in einem Lebensmittelgeschäft⁴⁶ berichtete Elisabeth Heim unmittelbar nach meiner Aufforderung, die Zeit nach der Konfirmation zu beschreiben. Dass sie die Chronologie, welche ihr stets wichtig war, nicht einhielt, drückt aus, dass diese Arbeitsstelle für sie die wichtigste war. Es hat bestimmt auch damit zu tun, dass sie dort zehn Jahre lang arbeitete.⁴⁷ Zur Hauptsache musste sie Produkte wie Zucker, Mehl, Reis und Öl abwägen beziehungsweise abfüllen und ab und zu Medikamente verpacken. Sie wog sowohl für Kundschaft ab, welche ihre eigenen Tuchsäcke mitbrachten, wie auch für den allgemeinen Verkauf.⁴⁸ Obwohl diese Erwerbstätigkeit für Elisabeth Heim wichtig war, beurteilte sie die einzelnen Aufgaben nicht. Daraus schliesse ich, dass sie alle Tätigkeiten gleich gerne ausführte.

Christina Vinzens war, bis sie mit 25 Jahren heiratete, „viel an Stellen“⁴⁹; sie arbeitete als Hausangestellte und half zweimal einer Krankenschwester bei der Pflege.

Christina Vinzens trat ihre erste Stelle bei ihrer Patin an, welche nach einem Schlaganfall gelähmt war. Damit reihte sie sich in die grosse Gruppe von Frauen ein, welche kranke Familienangehörige pflegte.⁵⁰ Christina Vinzens führte den Haushalt und half der Krankenschwester. Die grossen Berge an Wäsche, jeden Tag frische Bettwäsche für die Patin, bedeuteten sehr viel und intensive Arbeit: „Da habe ich es streng gehabt. Aber es ist meine Gotte gewesen. <lässt die Hände auf die Oberschenkel fallen> Da habe ich gemeint, ich

⁴² Elisabeth Heim, 2/A 80-231.

⁴³ Töngi, Um Leib und Leben, S. 346.

⁴⁴ Elisabeth Heim, 1/B 17-76.

⁴⁵ Elisabeth Heim, 2/A 74-79.

⁴⁶ Elisabeth Heim, 1/A 300-327.

⁴⁷ Elisabeth Heim, 4/A 158-167.

⁴⁸ Elisabeth Heim, 1/A 333-418.

⁴⁹ Christina Vinzens, 2/A 155-160.

⁵⁰ Perren, Rosenkranz, S. 65.

müsse. <lacht>⁵¹ Wäre die Patientin nicht ihre Patin gewesen, hätte Christina Vinzens nicht durchgehalten, was sie an einer anderen Stelle explizit sagte.⁵² Ihre Handbewegung zeigte die ganze Schwere und Ohnmacht in dieser Situation – kraftvoll und mich erschreckend.

Gleichzeitig beschrieb sich Christina Vinzens als starke Frau, welche über grosses Durchhaltevermögen verfügte. Das abschliessende Lachen tönte ein wenig beschämt, wie wenn sie auf ihre vergangene Leistungsfähigkeit nicht hätte stolz sein dürfen. Christina Vinzens war es gewohnt, dass zweimal pro Jahr die ‚grosse Wäsche‘ stattfand: im Frühling, nachdem die Korn- und Kartoffeläcker bestellt waren, und im Herbst nach der Ernte. Die Wäsche dauerte drei Tage. Am ersten Tag wurden die Wäschestücke eingeweicht, am zweiten eingeseift und am dritten gerieben, gespült, ausgewrungen und aufgehängt.⁵³ Nun hatte sie „jeden Montag“ Washtag.⁵⁴ An diesem Tag wuschen auch die Frauen in Hinterrhein regelmässig. Im Rückblick erzählten sie von der Geselligkeit am Brunnen und erinnerten sich an die kalten Hände und die anstrengende und ungesunde Arbeit.⁵⁵

An ihrer zweiten Stelle führte Christina Vinzens bei „bessere[n] Leute[n]“ den Haushalt; der Familienvater war nämlich Jurist und Landammann.⁵⁶ Sie hatte die „unheimlich grosse Wohnung“⁵⁷ und das Büro zu reinigen, zu kochen und musste bei der Wäsche helfen. Die Gesprächssequenz schloss sie mit folgender Feststellung: „Aber wenn die Leute recht sind mit einem, so macht man es, so macht man es ja gerne. Sicher.“⁵⁸

Für Christina Vinzens war die Erinnerung an ihre Arbeitstätigkeiten immer direkt mit den sie umgebenden Personen verknüpft, wobei ihr wichtig war, dass ein gutes Arbeitsverhältnis bestand, was sie auch in anderen Gesprächssequenzen festhielt.⁵⁹ Dass Christina Vinzens hier unpersönlich formulierte, deute ich so, dass sie ihren Arbeitseinsatz nicht direkt aussprechen konnte. Das stark betonte ‚sicher‘ stellte einerseits eine Selbstbestätigung dar und drückte andererseits aus, dass sie die Arbeit gerne verrichtete. Auch sollte die Betonung meine

⁵¹ Christina Vinzens, 1/A 72-102.

⁵² Christina Vinzens, 1/A 255-257.

⁵³ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 21; Schmidt-Casdorff, Bündner Kreuzstich, S. 79-81; Plattner, Walser, S. 185-187; Stuber, Bürgi, Hüeterbueb, S. 230f.; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 200; Kaestli, Mont Soleil, S. 87f.; Russi, Urner Bäuerinnen, S. 116f.; Schwager, Das volle Leben, S. 87-89.

⁵⁴ Christina Vinzens, 1/A 72-102.

⁵⁵ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 20f.; Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 77-81; ähnlich Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 80f.; Mantovani, Le donne die Soazza, S. 31-39; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 37-39.

⁵⁶ Christina Vinzens, 1/A 185-192.

⁵⁷ Christina Vinzens, 1/A 135-162.

⁵⁸ Christina Vinzens, 1/A 135-162.

⁵⁹ Christina Vinzens, 1/A 185-192, 2/A 450-459, 2/A 460-485.

allfälligen Zweifel beseitigen, dass sie sich nicht richtig Mühe gegeben und nicht genug getan hatte.

An ihrer dritten Stelle half Christina Vinzens derselben Krankenschwester wie bei ihrer Patin, einen gelähmten Mann zu pflegen. Zu ihren Aufgaben gehörten, bei Bedarf in der Nacht die Bettwäsche zu wechseln und beim Rückenwaschen den Mann im Stehen so zu halten, dass die Krankenschwester ihre Arbeit verrichten konnte. Darüber berichtete sie an zwei verschiedenen Stellen.⁶⁰ Die zweite Erzählung leitete sie mit der Bemerkung ein „[d]as ist auch nicht gerade eine lustige Pflege gewesen, dort.“⁶¹ Christina Vinzens, welche ihrem Berufswunsch zumindest teilweise nachkommen konnte, kam an dieser Stelle und in der beschriebenen Situation an die Grenze ihrer physischen und psychischen Belastbarkeit, was sich in der paradoxen, ironischen Bezeichnung ‚lustige Pflege‘ beziehungsweise in der Verneinung ‚nicht gerade‘ spiegelte. Dass sie die Stelle nicht aufgab, zeichnete sie als willensstarke Person aus.

Leni Gantenbein arbeitete bis zur Hochzeit auf dem Hof ihrer Eltern, wo sie sich vorwiegend um die jüngeren Geschwister kümmerte und manchmal bei einem anderen Bauern aushalf, was sie als „einfach selbstverständlich“ bezeichnete.⁶² Sie konnte keine Arbeitserfahrungen ausserhalb ihres gewohnten Umfelds sammeln und schützte sich mit ihrer Begründung davor, sich mit anderen Tätigkeiten auseinanderzusetzen und unzufrieden zu werden.

7.2 „Und der Ding, der Mann, ist dann noch ein grausam Geiziger gewesen.“ – Hierarchie und Zusammenleben

Christina Vinzens beschrieb den Ehemann ihrer Patin als übertrieben sparsam. Dass sie ihren Arbeitgeber zuerst mit ‚Ding‘ bezeichnete, zeigt die grosse emotionale Distanz zwischen ihnen und deutet an, dass sie sich als minderwertig behandelt fühlte. Der Geiz wirkte sich nicht nur auf die Höhe des Lohns aus, sondern betraf die gesamte Lebensführung, insbesondere das Essen.⁶³ Diese Erfahrung machte Christina Vinzens an beiden Pflegestellen, Dora Bandtli bei der Pfarrwitwe.

⁶⁰ Christina Vinzens, 1/A 193-223 und 2/A 423-449.

⁶¹ Christina Vinzens, 2/A 423-449.

⁶² Leni Gantenbein, 1/A 556-570.

⁶³ Christina Vinzens, 2/A 193-217, 2/A 258-261.

Bei ihrer Patin verdiente Christina Vinzens 50 Franken pro Monat, wobei sie darauf bestehen musste: „Und dann hat er noch gefragt: ‚Ja, im Monat?‘ Er hat wohl gemeint im Halbjahr.“⁶⁴ Beim Reden über ihre Lohnverhandlung wurde Christina Vinzens immer wütender und lauter. Dass sie den entscheidenden Moment ihrer Lohnverhandlung als direkte Rede wiedergab, wobei ihre Stimme giftig schneidend wurde, zeigt, wie sehr sie die Situation noch gut 80 Jahre später aufwühlte. Der Arbeitgeber versuchte, sie aufgrund der persönlichen Beziehung auszunutzen. Zudem schätzte er ihre Arbeitsleistung gering, was sie verletzte.

War das Verhältnis zu ihrer Patin grundsätzlich gut, so bestanden bei ihrer zweiten Pflegestelle Spannungen sowohl zum Patienten und de jure Arbeitgeber, welchen Christina Vinzens als „böse[n] Patient[en]“ bezeichnete, als auch zu dessen Ehefrau, einer „geizige[n], geizige[n] Frau“, welche ihnen „alles vergönnt[e]“. ⁶⁵ Dass Christina Vinzens keine Hemmungen hatte, das Paar so negativ zu charakterisieren, drückt aus, wie gross die Belastung war, welche sie auszuhalten hatte. Die Frau war für sie geizig, weil sie das Essen portionierte. Dass sie den Mann als ‚böse‘ bezeichnete, erklärte sie so: „Er ist eben, ist nicht mehr ganz... Ich musste ihn dann so [zeigt Umarmung von vorne] halten, wenn sie ihn hinten gewaschen hat. Und dann hat er zu schwanken angefangen, bis wir beide am Boden gelegen sind. Dort, dort, das ist schwierig gewesen, dort.“⁶⁶ In dem abgebrochenen Satz deutete sie an, dass sie ihn nicht mehr für zurechnungsfähig hielt. Beim Waschen entstand zwischen Christina Vinzens und dem Patienten eine Intimität, welche ihr unangenehm war und die von ihr hohe Professionalität abverlangte. Dass er sie jeweils zu Boden riss, verstehe ich hier nicht nur als gewaltsamen Akt, der erniedrigend wirkte, sondern auch als körperliche Zudringlichkeit. Auch wenn hier keine direkte sexuelle Annäherung vorlag, welcher weibliches Personal oftmals ausgesetzt war und die auch zu sexueller Ausbeutung führen konnte,⁶⁷ war nicht nur die Pflege, sondern die spezielle Situation für sie ‚schwierig‘. Der Arbeitgeber versuchte, seine Handlungsfähigkeit zu demonstrieren und Christina Vinzens musste diese gewichtige Geste über sich ergehen lassen und ertragen.

Auch Dora Bandtli erinnerte sich an das angespannte Verhältnis zu ihrer Arbeitgeberin. Beim Erzählen wie die Pfarrwitwe sich ihr gegenüber verhielt, entstand das Bild einer knausrigen und dummlichen Frau, welche ihren Angestellten die gesellschaftliche Distanz immer wieder

⁶⁴ Christina Vinzens, 2/A 258-261.

⁶⁵ Christina Vinzens, 1/A 193-223, 2/A 423-449.

⁶⁶ Christina Vinzens, 1/A 193-223. Dieselbe Szene erzähle Christina Vinzens an folgender Stelle: 2/A 423-449.

⁶⁷ Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 604.

vor Augen führte. Dora Bandtli erzählte unmittelbar nach der Nennung ihrer ersten Arbeitsstelle Folgendes:

„Dort haben sie mir noch die Kartoffeln gezählt, die ich gegessen habe, wenn wir Kartoffeln, gesottene Kartoffeln gehabt haben. [...] Ja, man hat dann noch Kutteln oder einfach, gesottene Kartoffeln... Sie haben mir dann noch gezählt, wie viele ich dann schon gegessen hätte. [...] Und am Silvester haben sie mir ein halbes Glas Wein [gegeben] und aufgefüllt, mit Wasser, und ein paar ‘Guetzli’ [Kekse] hinaus in die Küche gebracht, am Silvester.“⁶⁸

Dora Bandtlis berichtete ziemlich lange über ihre erste Arbeitsstelle, wobei sie mit der Sequenz mit dem Kartoffelzählen begann und ihre Ausführungen mit der Silvester-Episode beendete. Darin spiegelt sich, dass für sie ein gutes Verhältnis zur Arbeitgeberin von ausreichender Nahrung und persönlichem Kontakt abhängig war. Dass Dora Bandtli gleich zweimal kurz nacheinander festhielt, dass die Arbeitgeberin genau kontrollierte, wie viel sie ass, drückt aus, wie sehr dieses Verhalten Dora Bandtli befremdete. Den Silvesterabend allein in der Küche verbringen zu müssen, kränkte sie mehr als der verdünnte Wein und die wenigen Kekse. Das nachgesetzte ‚am Silvester‘ sagte sie in einem Tonfall, der ihre ganze Verständnislosigkeit ausdrückte. Dora Bandtli gehörte zu den vielen jungen Frauen, welche als Dienstmädchen damit leben mussten, dass die Kost zu schmal bemessen war und sie allein in der Küche essen mussten.⁶⁹ Die soziale Isolation stellte für Dora Bandtli eine ganz neue Erfahrung dar, denn sie kannte bis zu diesem Zeitpunkt den im bäuerlichen Umfeld üblichen Familienanschluss.

Wie sich die Pfarrwitwe im Kreis Gleichgestellter verhielt, beschrieb Dora Bandtli bei ihrem Bericht über die Kaffeewisiten. Sie bezeichnete die Pfarrwitwe und deren Besucherinnen mit einer gewissen Abschätzigkeit als „ein paar so alte Frauen“⁷⁰, gleichzeitig war sie sich im Klaren, dass sie als Erzählerin nun zu derselben Alterskategorie gehörte, was sie über den selbstironischen Tonfall ausdrückte. Ich sehe darin die Manifestation der Vielschichtigkeit von Wahrnehmung und Erinnerung.

Worüber die Frauen sprachen, fasste Dora Bandtli in folgende Aussage: „Und dann haben die nichts anderes gewusst, als über die Dienstmägde herunterzuhacken.“⁷¹ Über den Begriff ‚herunterhacken‘ assoziierte Dora Bandtli die Frauen mit Hühnern, welche ihre gesellschaftliche Rangordnung festlegten, indem sie die Angestellten ab- und sich selber aufwerteten. Die Betonung und Dehnung von ‚nichts anderes‘ verstärkt dieses Bild, denn

⁶⁸ Dora Bandtli, 1/A 212-299.

⁶⁹ Bochsler, Gisiger, Städtische Hausangestellte, S. 85-88.

⁷⁰ Dora Bandtli, 1/A 212-299.

⁷¹ Dora Bandtli, 1/A 212-299.

Hühner picken, scharren oder gackern, wenn sie nicht gerade ein Ei legen. Dora Bandtli behandelte ihre Arbeitgeberin sprachlich mit ähnlicher Abschätzigkeit, die sie selber erlebte. Weiter erzählte Dora Bandtli, dass die Pfarrwitwe nie zur Kirche ging und daher den Pfarrer, der zu Besuch kam, nicht erkannte. Dora Bandtli hielt dazu Folgendes fest: „[U]nd dann macht sie, als er gegangen ist: ‚Das hätte ich ihr dann auch sagen können, dass dies der Pfarrer sei.‘ <lacht> [...] Und dann, und dann habe ich gesagt, ja, ich sei eben jeweils nicht zu diesem Pfarrer. Mich haben sie jeweils zum anderen... Einen Sonntag hat ein anderer wieder gepredigt. Und... Das ist dann nicht recht gewesen.“⁷² Dora Bandtli stellte in dieser Episode die Unwissenheit ihrer Arbeitgeberin bloss und beschrieb gleichzeitig ihr eigenes selbstbewusstes Auftreten. Mit ihrer Begründung entzog Dora Bandtli nämlich dem Vorwurf jede Grundlage und legte offen, wie sie behandelt wurde. Zu ihrer allgemeinen Befindlichkeit hielt sie abschliessend fest, „man ist einfach nicht zu Hause gewesen“⁷³. Die Aussage ist vor dem Hintergrund zu interpretieren, dass Dora Bandtli in schwierigen Verhältnissen aufgewachsen war. Die Aussage steht aber nicht dafür, dass Dora Bandtli im bürgerlichen Haushalt eine Fremde blieb, sondern zeigt, dass die Situation für sie zeitweise unerträglich war.

Dora Bandtli wie Christina Vinzens erlebten aber auch Arbeitgeber und Arbeitgeberpaare, die mit den Angestellten einen guten Umgang pflegten und wo eine herzliche Atmosphäre herrschte.

Christina Vinzens bezeichnete das Verhältnis zu zum Juristen-Landammann-Arbeitgeberpaar als „recht“⁷⁴, womit sie ‚sehr gut‘ meinte. Es zeigte sich darin, dass Christina Vinzens im ersten Anstellungsjahr Stoff für ein Jackettkleid geschenkt erhielt und im zweiten eine Welle Stoff, etwa 15–25 Meter, woraus sie Hemden, Unterhosen und Unterröcke nähte.⁷⁵ In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts waren Weihnachtsgeschenke an Hausangestellte oftmals Beiträge an die Aussteuer.⁷⁶ Christina Vinzens nahm auch an einem Kurs teil, was sie folgendermassen beschrieb: „Und dann durfte ich noch in den, in den Fortbildungskurs.“⁷⁷ Christina Vinzens empfand es als Ehre, dass sie sich weiterbilden konnte, was sie über das Hilfsverb ‚dürfen‘ ausdrückte. Darin spiegelt sich auch, dass die Arbeitgeberin sie ermunterte,

⁷² Dora Bandtli, 1/A 212-299.

⁷³ Dora Bandtli, 1/A 212-299. Diese Aussage hat Frau B. an der folgenden Stelle denselben Sachverhalt betreffend sehr ähnlich formuliert: 1/A 383-388.

⁷⁴ Christina Vinzens, 1/A 135-162.

⁷⁵ Christina Vinzens, 1/A 135-162.

⁷⁶ Bochsler, Gisiger, Städtische Hausangestellte, S. 77.

⁷⁷ Christina Vinzens, 1/A 135-162.

dieses Angebot zu nutzen. Hier erfuhr Christina Vinzens echte Wertschätzung für ihre Arbeitsleistung.

Dora Bandtli beschrieb den Engadiner Förster als Arbeitgeber, welcher gegen Ende des Ersten Weltkriegs „schon gut geschaut“ hatte, dass er für seine Arbeiter zusätzliche Polenta, Teigwaren oder Marken erhielt und verteilte. Diesen Sachverhalt hielt sie in einer Gesprächssequenz gleich drei Mal fest. Nach der dritten Wiederholung fasste sie ihre Beurteilung so zusammen: „[E]r ist eben schon ein Guter gewesen“⁷⁸. Dieser Mann verkörperte für Dora Bandtli den fürsorglichen Vater, was sie in dieser Weise nicht erfahren hatte. Dass sein Verhalten unrechtmässig war, spielte für sie damals keine Rolle. Und auch während des Erzählens reflektierte sie diesen Punkt nicht kritisch.

Wie sich die Frau des Försters und deren Mutter um Dora Bandtli und ihre Zukunft kümmerten, beschrieb Dora Bandtli in zwei verschiedenen Gesprächsabschnitten,⁷⁹ als wir darüber sprachen, wie sie mit ihrem Lohn umging: „Und dann haben diese zwei Frauen gesagt: ‚So, jetzt, irgendetwas müssen sie, würden sie mir einfach zurück[legen]. Etwas müsste ich dann auch einmal noch haben.‘“⁸⁰ In der direkten Rede reproduzierte Dora Bandtli die Agilität und Überzeugung, mit welcher die beiden Frauen handelten. Obwohl Dora Bandtli gleich wie bei der Forderung, den Lohn zu Hause abzugeben, kein Mitspracherecht hatte, war die Eröffnung eines Sparkontos vom Gedanken motiviert, dass der Lohn allein Dora Bandtli zustand und sie zu einem späteren Zeitpunkt auf eine finanzielle Reserve zurückgreifen können sollte. Über diese Geste drückten die beiden Frauen aus, wie sehr sie Dora Bandtli nicht nur als Arbeitskraft, sondern als Person schätzten. An dieser Stelle war Dora Bandtli ganz in die Arbeitgeberfamilie integriert.

Dora Bandtli berichtete in drei Gesprächsausschnitten⁸¹ über die Chefin ihrer letzten Stelle, wo sie als Serviceangestellte und Küchengehilfin gearbeitet hatte. Am Abend verteilte die Chefin den beiden Angestellten jeweils das Trinkgeld, wozu Dora Bandtli Folgendes sagte: „Und am Abend habe ich alles gezählt, und dann hat sie uns einfach davon gegeben.“⁸² Dora Bandtli genoss das volle Vertrauen ihrer Chefin und war mit dem erhaltenen Geld zufrieden. Dass die Arbeitgeberin das Trinkgeld ziemlich willkürlich verteilte, lese ich aus der Formulierung ‚einfach davon gegeben‘. Das war für Dora Bandtli offensichtlich nicht von

⁷⁸ Dora Bandtli, 1/A 389-672.

⁷⁹ Dora Bandtli, 1/B 454-481 und 4/B 239-252.

⁸⁰ Dora Bandtli, 4/B 239-252.

⁸¹ Dora Bandtli, 1/B 263-275, 1/B 276-293 und 1/B 551-592.

⁸² Dora Bandtli, 1/B 263-275.

Bedeutung, obwohl Serviceangestellte auf das Trinkgeld angewiesen waren, da der Lohn zum Leben nicht ausreichte.⁸³

Ohne besonderen Kommentar hielt Dora Bandtli auch fest, dass die Chefin jeweils mit ihren Angestellten zusammen ass,⁸⁴ was ich als Ausdruck dafür betrachte, dass sie einerseits den Kontakt mit ihnen pflegte und andererseits so genau kontrollieren konnte, wie viel jede verspeiste, wobei der zweite Aspekt ausserhalb von Dora Bandtlis Wahrnehmung und Erinnerung lag. Wie den Förster bezeichnete sie die Arbeitgeberin zusammenfassend als „eine Gute“, wobei sie erklärend nachsetzte: „[W]enn man einmal Zutrauen gehabt hat. Das ist ein wenig lange... Danach hat man [es] dann wirklich gut gehabt.“⁸⁵ Dass sie mit ihren Aussagen eine negative Eigenschaft ansprach, wurde ihr wohl während des Sprechens bewusst. Deshalb brach sie den Satz ab und hob noch einmal das gute Verhältnis hervor, dem sie mit ‚wirklich‘ zusätzliches Gewicht verlieh. In der gleichen Gesprächssequenz beschrieb Dora Bandtli, dass sie ihre ehemalige Arbeitgeberin später einmal besuchte und deren Hund nicht von Dora Bandtlis Seite wich. Wie die ehemalige Chefin darauf reagierte, hielt Dora Bandtli wie folgt fest: „Und dann macht die Frau U. [ehemalige Arbeitgeberin] auch so: ‚Ja, jetzt... Der T. [Hund] weiss auch, dass die Dora eine Gute gewesen ist. Sie ist sechs Jahre da gewesen, und jetzt habe ich im Jahr sechs.‘“⁸⁶ In der Aussage spiegelt sich gleichzeitig die Persönlichkeit der Arbeitgeberin – Dora Bandtli über den Hund zu loben – und die Tatsache, dass die Arbeitgeberin Dora Bandtli sehr schätzte.

Elisabeth Heim erzählte einige Episoden aus ihrer Zeit als Hotelangestellte und als Haushalthilfe; ihre Arbeitssituation mit dem Chef im Lebensmittelladen war rasch beschrieben.

Elisabeth Heim berichtete zweimal, wie sie während ihrer Hotel-Zeit am Abend jeweils mit Kolleginnen Klavier spielte. In der ersten Fassung beschrieb sie die Reaktion des Verwalters folgendermassen: „Und dann kommt er und sagt: ‚Ich will euch schon Klavier spielen. Ihr müsst schlafen, ihr habt das nötig.‘ – ‚Ja, die andere Zeit lassen sie uns nicht.‘ <lacht> Ja, ist... Ungeschickte Habe [wohlmeinend: Bande] sind wir gewesen. Ja. Ja, ja. (...) Ja, das sind dann schon Erlebnisse gewesen.“⁸⁷ Die Art, wie Elisabeth Heim die Szene inszenierte, zeigt, wie

⁸³ Avanzino, Natalie, „Ich verkehrte geschlechtlich mit demselben und erhielt zwei Franken Trinkgeld.“ Die Zürcher Kellnerinnen und ihre Nähe zur Prostitution, in: Philipp Sarasin, Regula Bochsler, Patrick Kury (Hg.), Wertes Fräulein, was kosten Sie? Prostitution in Zürich 1875-1925, Baden 2004, S. 58-63, hier S. 59; Buomberger, Ferdinand, Kellnerinnenschutz und Kellnerinnenelend in der Schweiz. Ein Beitrag zur Frage der Gewerbegesetzgebung, Luzern 1916, S. 23.

⁸⁴ Dora Bandtli, 1/B 551-592.

⁸⁵ Dora Bandtli, II 10.

⁸⁶ Dora Bandtli, II 10. Dasselbe erzählte Dora Bantli auch an folgender Stelle: 2/B 643-710.

⁸⁷ Elisabeth Heim, 2/A 80-231.

aufgeregt und angespannt die Stimmung war, als der Verwalter erschien. Indem der Verwalter sachlich argumentierte, zeigte er indirekt ein gewisses Verständnis für die jungen Frauen. Dadurch beruhigte er die Situation rasch, was sich in Elisabeth Heims Lachen ausdrückte. Dass sie oder eine Kollegin ihm erklärte, weshalb sie ausgerechnet am Abend Klavier spielten, deutete ich so, dass der Verwalter sich auf eine kurze Diskussion mit seinen Angestellten einliess, ohne von seiner Forderung abzurücken. Diese Tatsache stellte für Elisabeth Heim eine neuartige und besondere Erfahrung dar. In der zweiten Fassung hatte der Lehrer, welcher während des Sommerhalbjahrs jeweils einer anderen Erwerbstätigkeit nachgehen musste, die Aufsicht über die jungen Frauen und die Angelegenheit nur deshalb dem Hotel-Direktor nicht „verraten“⁸⁸, weil seine Schwester auch zu den Klavierspielerinnen gehörte. Damit machte sich der Lehrer zum Komplizen der Angestellten und stärkte gleichzeitig seine Position, denn sie schuldeten ihm in einer anderen Situation dasselbe Verhalten.

Der Direktor war für die Angestellten präsent und seine Anweisungen wurden respektiert. Elisabeth Heim erzählte, dass sie jeweils am Morgen „nur geschwind, geschwind zum Tisch“ lief und oft keine Zeit gehabt hatte, die Schuhe richtig zuzubinden. Es war nämlich wichtiger, pünktlich am Tisch zu sitzen, als „fünf Minuten zu spät“⁸⁹ zu sein, weil der Direktor jeweils seine Runde machte und die Anwesenheit persönlich kontrollierte.

Einmal brachte Elisabeth Heim dem Direktor den Wunsch ihrer Kollegin vor, zwei Nachmittagsfreistunden statt nur einer zu gewähren: „Und da sagt der Direktor: ‚Ja, diese sollen selber kommen, zum Fragen.‘ <lacht> Und das sind wir dann auch, aber er hat uns auch gelassen. <lacht>“⁹⁰ In Graubünden bestand seit 1917 ein Gesetz, das die täglichen Arbeits- und Ruhezeiten, die Nachtruhe und die Handhabung der arbeitsfreien Tage für Hotelangestellte regelte.⁹¹ Elisabeth Heim inszenierte die Szene auch hier mit einer direkten Rede. Sie verwendete dieses Stilmittel besonders dann, wenn sie gefühlsmässig stark beteiligt war. Einer Autoritätsperson einen Wunsch vorzubringen, stellte für sie nämlich eine mutige Handlung und eine neuartige Erfahrung dar. Der Direktor erreichte mit seiner Antwort, dass auch die anderen Angestellten ihr Anliegen persönlich vorbringen mussten und dass Angestellte selbständig und eigenverantwortlich handelten.

Zur Gouvernante, welche ihre direkte Vorgesetzte war, hielt Elisabeth Heim fest, dass sie ihnen „schon recht Anweisung“ gab, und erzählte, dass die Gouvernante anordnete, keine

⁸⁸ Elisabeth Heim, 2/B 23-146.

⁸⁹ Elisabeth Heim, 2/B 23-146.

⁹⁰ Elisabeth Heim, 2/A 80-231.

⁹¹ Kessler, Tourismus, S. 105-107.

Betten aus jenem Zimmer zu nehmen, wo eine an Syphilis erkrankte Arbeitskollegin schlief.⁹² Elisabeth Heim führte nicht nur die Anweisungen ihrer Vorgesetzten aus, sie vertraute auch deren Kenntnissen vollständig.

Obwohl der Pâtissier nicht Vorgesetzter von Elisabeth Heim war, nahm sie ihn auf einer höheren Hierarchiestufe stehend wahr. Ihm hatte sie aus einer Blechschachtel übrig gebliebene Dessertstückli oder Früchte entwendet und aufgegessen. Die Reaktion des Bestohlenen schilderte sie so: „Ja, komisch, er hat dann nicht geschimpft, mit uns, aber gesagt, das dürfen wir nicht.“⁹³ Gerade weil Elisabeth Heim sich bewusst war, dass sie gegen eine Regel verstossen hatte, war sie irritierte, dass der Pâtissier sie nicht tadelte, sondern lediglich die Küchenordnung in Erinnerung rief. Das war für Elisabeth Heim ebenfalls eine neue Erfahrung.

Auch in der Zeit als Elisabeth Heim als Hausangestellte in Chur tätig war, erlebte sie eine flache Hierarchie zwischen ihr und dem Arbeitgeberpaar. Die Haltung ihrer Arbeitgeberin, Frau B., gegenüber ihrer Angestellten, beschrieb Elisabeth Heim wie folgt: „Einmal hat jemand [Frau B.] gefragt: ‚So, wie haben Sie es mit dieser Magd?‘ Und da ist diese Frau B. ... Das sage man doch nicht, man sage nicht Magd, man sage Kindermädchen, hat sie dann gesagt.“⁹⁴ Elisabeth Heim war offensichtlich sehr beeindruckt, wie entschieden ihre Arbeitgeberin darauf hinwies, dass sie ein Kindermädchen und keine Magd beschäftigte. Dadurch verortete sie sich in einem städtisch modernen und nicht im bäuerlichen Umfeld. Gleichzeitig drückte die Arbeitgeberin auch Elisabeth Heim gegenüber ihre Wertschätzung für die Kinderbetreuung aus. Mit Bezug auf die Arbeitsbelastung hielt Elisabeth Heim mit hörbarem Erstaunen fest, dass sie „geschont“ wurde, und fügte an, sie sei „ja erwachsen“⁹⁵ gewesen, womit sie ausdrückte, dass sie durchaus mehr und härter hätte arbeiten können. Elisabeth Heims Wahrnehmung betrachte ich als typisch für eine Frau aus dem bäuerlichen Umfeld, die gewohnt war, dass die Eltern ihren Kindern sehr viel abverlangten.

Am Sonntagnachmittag hatte Elisabeth Heim jeweils drei Stunden frei, wobei ihr das Arbeitgeberpaar empfahl, eine Theatervorstellung zu besuchen oder ins Kino zu gehen. Das Kino Rätushof spielte seit 1923 Filme.⁹⁶ Elisabeth Heim erinnerte sich an das Verhalten des Arbeitgeberpaars: „Aber dann sind sie uns abholen gekommen. Sie haben uns hin[gebracht] und weg [abgeholt]. Als erwachsen! Uns hat das verwundert, und doch hat es uns gefallen,

⁹² Elisabeth Heim, 2/A 661-2/B 2.

⁹³ Elisabeth Heim, 2/B 23-146.

⁹⁴ Elisabeth Heim, 1/B 17-76.

⁹⁵ Elisabeth Heim, 1/B 17-76.

⁹⁶ Gredig, Willi, Unter Strom, S. 161-163.

dass sie auf uns aufpassen.“⁹⁷ Obwohl Elisabeth Heim über so viel Zuwendung erstaunt und auch etwas irritiert war, empfand sie die Begleitung weniger als Kontrolle oder Unterbindung ihrer Bewegungsfreiheit, vielmehr als persönliche Wertschätzung. Elisabeth Heim war während eines Spaziergangs mit ihrem sehbehinderten Arbeitgeber von einem Mann angesprochen und gefragt worden, weshalb sie immer mit ihm unterwegs sei. Den Sachverhalt, dass ein Mann versuchte, mit ihr in Kontakt zu treten, kommentierte sie nicht, sondern schloss die Sequenz mit der Feststellung: „Das hat uns nicht geniert, dass sie uns da bewachen. <lacht>“⁹⁸ Elisabeth Heim war froh, nicht allein unterwegs zu sein, was zeigt, dass sie sich in der Stadt unsicher fühlte. Im abschliessenden bedrückt wirkenden Lachen sehe ich gespiegelt, dass sie deswegen belächelt oder ausgelacht worden war. Elisabeth Heim verwendete in diesen Sequenzen die kollektive Pluralform, weil sie jeweils zusammen mit einer befreundeten Hausangestellten ihre freien Stunden verbrachte.

Bei ihrer Arbeitgeberin lernte Elisabeth Heim kochen. In diesem Zusammenhang erzählte sie, wie die Arbeitgeberin über deren eigenen Erfahrungen in der Kochschule berichtete. Sie musste mit 30 anderen jungen Frauen zuschauen, wie Milchreis oder Polenta zubereitet wird. Für viele Frauen spielten Kochkurse und Ernährungslehre seit den 1890er-Jahren eine zunehmend wichtige Rolle. Über den hauswirtschaftlichen Unterricht wurde tradiertes Frauenwissen abgewertet und gleichzeitig die hausfrauliche Tätigkeit als verantwortungsvolle Aufgabe ideologisch aufgeladen.⁹⁹ Die Absicht ihrer Arbeitgeberin kommentierte Elisabeth Heim so: „Die wollte mir sagen, bei ihr könne ich jetzt gut lernen. Ja, ich habe es ihr auch gelassen. Man konnte auch gut.“¹⁰⁰ Elisabeth Heim empfand die Kochanleitung ihrer Arbeitgeberin nicht als besondere Leistung, gestand ihr aber diese Ansicht zu. Hier zeigt sich Elisabeth Heims kritische Haltung gegenüber ihrer Vorgesetzten, doch sie verhielt sich so, dass das gegenseitige Verhältnis nicht belastet wurde. Die Arbeitgeberin forderte Elisabeth Heim von Zeit zu Zeit auf, etwas zu kochen, was bei ihr zu Hause aufgetischt wurde. Dies bezeichnete sie als „komisch“ und hielt fest: „Das hat ihr dann eben gefallen. Ja, das hat es ihr dann.“¹⁰¹ Elisabeth Heim konstruierte sich hier als folgsame Angestellte, welche den Wunsch ihrer Arbeitgeberin erfüllte, auch wenn sie nicht verstand, weshalb diese die ländliche Kost unbedingt kennen lernen wollte.

⁹⁷ Elisabeth Heim, 1/B 17-76.

⁹⁸ Elisabeth Heim, 1/B 17-76.

⁹⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 165; Joris, Schweizer Hausfrau, S. 107-111.

¹⁰⁰ Elisabeth Heim, 1/B 17-76.

¹⁰¹ Elisabeth Heim, 1/B 17-76.

Über das Arbeitsverhältnis zwischen ihr und dem ‚Konsum‘-Verwalter und Chef sprach Elisabeth Heim nur indirekt. Sein Verhalten beschrieb sie als dominant und Kundinnen gegenüber bestimmend, was sie an folgenden Beispielen erläuterte: Einer Kundin wollte er keine Tomaten verkaufen, weil sie teurer waren als die dazu gehörenden Spaghetti. Oder er wollte das Putzmittel Vim nicht verkaufen, weil seiner Ansicht nach rauher Sand dieselbe Wirkung hatte. Dazu hielt sie Folgendes fest: „Das ist die Belehrung gewesen, die ich mit den Leuten hätte haben sollen.“¹⁰² Doch Elisabeth Heim entsprach den Erwartungen ihres Chefs nicht und ging mit der Kundschaft anders um als er. Obwohl sie sich widersetzte und eigenständig handelte, arbeitete sie viele Jahre dort. Daraus schliesse ich, dass die Hierarchie zwischen ihnen flach war und ein gutes Verhältnis bestand.

7.3 „Ich musste kochen und alles machen, die Krankenschwester ist nur beim Patienten gewesen.“ – Vertrautheit und Einsamkeit

Christina Vinzens hielt die unterschiedlichen Aufgabenbereiche von ihr und der Krankenschwester fest, mit welcher sie bei ihrer Patin zusammengearbeitet hatte.¹⁰³ Dass sie ihre Tätigkeit mit ‚alles‘ und diejenige der Krankenschwester mit ‚nur‘ qualifizierte, kann als Andeutung gelesen werden, dass die beiden nicht gut miteinander auskamen. Dies war keineswegs der Fall, denn die Krankenschwester bemühte sich etwa ein Jahr später erfolgreich darum, mit Christina Vinzens zusammen einen schwierigen Patienten pflegen zu können. Dazu verhandelte sie mit dem Juristen und Landammann, Christina Vinzens‘ damaligem Arbeitgeber, und Christina Vinzens musste ihm versprechen, dass sie ihre Arbeit wieder fortsetzen würde, sobald die Pflege abgeschlossen war.¹⁰⁴ Christina Vinzens formulierte nicht explizit, dass sie gerne und gut mit der Krankenschwester zusammen gearbeitet hatte, doch sie drückte dies in ihrer Erzählung auf indirekte Weise aus. Ihre Bezeichnung ‚alles‘ für ihre Aufgaben legt den Unterschied zwischen ungelerntem Personal und solchem mit Berufsausbildung offen und zeigt gleichzeitig das umfassende Arbeitspensum, welches Christina Vinzens zu bewältigen hatte.

Während der Grippeepidemie 1917/18 arbeitete auch Dora Bandtli eine Zeit lang mit einer Krankenschwester zusammen. Wie es ihr dabei erging, hielt sie wie folgt fest: „Und da habe

¹⁰² Elisabeth Heim, 1/B 174-200. Die Tomaten-Szene erzählte Elisabeth Heim später nochmals: I 23.

¹⁰³ Christina Vinzens, 1/A 72-102.

¹⁰⁴ Christina Vinzens, 1/A 193-223.

ich *viel mehr* zu tun gehabt, mit dieser, als wo ich noch allein gewesen bin.“¹⁰⁵ Für ihre Mehrarbeit machte Dora Bandtli nicht die Grippe, sondern die Krankenschwester verantwortlich. Sie hielt fest, dass die Krankenschwester die schmutzige Wäsche nicht in den bereit gestellten Zuber, sondern einfach auf den Boden warf, und fügte abschliessend an: „Das ist mir keine Hilfe gewesen.“¹⁰⁶ In dieser Aussage spiegelt sich Dora Bandtlis Selbstwahrnehmung und Ansicht über ihre Position im Haushalt der Försterfamilie. Sie empfand sich hierarchisch der Krankenschwester übergeordnet, wurde aber von dieser als Untergeordnete behandelt, was sie veranschaulichte, indem sie festhielt, „jetzt sollte ich noch das, jetzt sollte ich noch dieses, [...]“¹⁰⁷ Aus ihrer Optik kommandierte die Krankenschwester sie herum. Dora Bandtli und die Krankenschwester waren überzeugt, die jeweils andere sei hier, um zu helfen. Daher führte diese Konstellation nicht zu einer echten Zusammenarbeit. Als auch die Krankenschwester an der Grippe erkrankte, musste sie auf der Bahre zum Sanitätsfahrzeug getragen werden. Daran hatte Dora Bandtli „am meisten Freude“, sie war „schadenfroh“ und hielt abschliessend fest: „Und es tut einem dann gerade wieder gut, ein wenig.“¹⁰⁸ Dass Dora Bandtli noch im hohen Alter so offen über ihre negativen Gefühle sprach und nur eine winzige selbstkritische Andeutung machte, drückt aus, wie wütend und verletzt sie sich damals fühlte und gleichzeitig, wie stark und robust sie war.

Dora Bandtli wurde von der Pfarrwitwe in die so genannte „Lesestube“ geschickt, wo die Möglichkeit bestand, andere Hausangestellte kennen zu lernen.¹⁰⁹ Dieser Einrichtung standen Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber teilweise sehr kritisch oder ablehnend gegenüber.¹¹⁰ Über ihren Versuch, sich mit zwei Dienstmädchen zu befreunden, berichtete Dora Bandtli Folgendes: „[A]ber ich habe da gesagt, also, ich ginge nicht mehr mit diesen, die würden überall die Leute anpöbeln. Und das konnte ich eben nicht.“¹¹¹ Dora Bandtli fühlte sich in der Gegenwart dieser Frauen nicht wohl. Anständige Umgangsformen bedeuteten ihr mehr als das Zusammensein mit anderen Hausangestellten. Daher zog sie es häufig vor, während ihrer Freistunden allein zu sein und hielt die Einsamkeit und ihr „Heimweh“¹¹² aus. Letzteres milderten die gelegentlichen Treffen mit einem Burschen, welcher im gleichen Dorf wie sie aufgewachsen war und in der Stadt eine höhere Schule besuchte. Weil die Pfarrwitwe eine

¹⁰⁵ Dora Bandtli, 1/A 389-672.

¹⁰⁶ Dora Bandtli, 1/A 389-672.

¹⁰⁷ Dora Bandtli, 1/A 389-672.

¹⁰⁸ Dora Bandtli, 1/A 389-672.

¹⁰⁹ Dora Bandtli, 1/A 355-370.

¹¹⁰ Bochsler, Gisiger, Städtische Hausangestellte, S. 164-170.

¹¹¹ Dora Bandtli, 1/A 355-370.

¹¹² Dora Bandtli, 1/A 337-354.

„Riesenangst“ hatte, „es passiere etwas“, kamen sie jeweils im „Stadtpark“ zusammen.¹¹³

Dora Bandtli antwortete auf meine Frage, ob es ihr gegen das Heimweh geholfen hatte, spontan: „Ja, das hat einem dann wieder etwas aufgerafft. Ja, ich bin oft alleine spaziert, in diesem G., hinauf zu diesen drei Weihern, dort. Es ist noch hübsch gewesen, dort hinauf.“¹¹⁴

Während die Pfarrwitwe Dora Bandtli ein Verhältnis mit dem jungen Mann unterstellte, hatte das Zusammensein mit ihm keine sexuelle Dimension, vielmehr war es für Dora Bandtli eine Gelegenheit, sich mit einer vertrauten Person austauschen und sich eine kurze Zeit heimisch zu fühlen. Dass sie ihre Spaziergänge und die Orte, welche sie aufsuchte, in guter Art erinnerte, zeigt, wie stark sie bereits als junge Frau die Fähigkeit entwickelt hatte, aus jeder Situation das Positive zu nehmen.

Im gleichen Haus wie die Pfarrwitwe lebte auch die Familie eines Bankdirektors, mit deren Hausangestellter Dora Bandtli nach ihrem Stellenwechsel in Briefkontakt stand. Zu ihr hatte sie offensichtlich ein Vertrauensverhältnis aufbauen können. Von ihr erfuhr sie denn auch, dass bei der Pfarrwitwe „schon vier [...] Wechsel“¹¹⁵ seit ihrem Wegzug erfolgt waren.

Dadurch beschrieb Dora Bandtli sich als ausdauernd und zäh.

Über ihre Arbeitskollegin, mit welcher Dora Bandtli im Gastgewerbe tätig war, berichtete sie Folgendes: „Sobald sie mehr Leute gehabt hat, ist sie nirgends mehr hingekommen. Und dann musste ich eben auch dableiben.“¹¹⁶ Dora Bandtli konstruierte sich hier als unterstützende und helfende Kollegin. Ihren etwas abschätzigen Tonfall sehe ich als Ausdruck dafür, dass sie am Leistungswillen ihrer Kollegin zweifelte und dass sie mit ihrem Einsatz ihre höhere Leistungsfähigkeit demonstrierte. Als die Chefin an einem Abend feststellte, dass verglichen mit den regulären Einnahmen zu wenig Trinkgeld in der Schachtel war, stellte sie die beiden Angestellten zur Rede. Dora Bandtli hatte zehn Franken herausgenommen und eine entsprechende Notiz hinterlassen. Wie sich ihre Arbeitskollegin verhielt, beschrieb sie so: „Danach ist sie aber noch gekommen, mit einer 20er-Note. Die hat sie da auf die Seite gelegt.“¹¹⁷ Dass Dora Bandtli den Sachverhalt weder kommentierte noch beurteilte beziehungsweise verurteilte, sondern lediglich mit hörbarer Befriedigung schilderte, wie der Versuch Trinkgeld zu unterschlagen scheiterte, zeigt, wie sehr sie derartiges Verhalten grundsätzlich und ihre Arbeitskollegin als vertrauensunwürdige Person ablehnte.

¹¹³ Dora Bandtli, 1/A 337-354.

¹¹⁴ Dora Bandtli, 1/A 337-354.

¹¹⁵ Dora Bandtli, 1/A 314-336.

¹¹⁶ Dora Bandtli, 1/B 263-275.

¹¹⁷ Dora Bandtli, 1/B 276-293.

Mit ihrem Eifer, sich ganz für die Arbeitgeberin einzusetzen, konnte Dora Bandtli ihren Kompetenzbereich auch überschreiten. In der Regel ass die Arbeitgeberin zwar mit ihren Angestellten in der Küche, aber es gab unterschiedliches Essen. Dora Bandtli reagierte heftig, als eine Arbeitskollegin sich einmal vom Essen der Arbeitsgeberin nehmen wollte: „Und dann wollte eine auch hinüberreichen, eben nur... Und da sagt die Frau U. [Arbeitgeberin], nein, das sei für sie. Und dann sage ich: „Wir haben da, auch recht, auch frische Dinge.““¹¹⁸ Dora Bandtli setzte sich für ihre Chefin ein, obwohl diese die Sache selbst zu klären hatte, und zeigte sich als ausserordentlich loyale Angestellte. Im herrischen Tonfall, der direkten Rede und der scharfen Betonung spiegelt sich, wie barsch Dora Bandtli ihre Kollegin zurechtwies und dass sie in diesem Moment ihre Position innerhalb der hierarchischen Ordnung vergass. Dora Bandtli hatte ein starkes Bedürfnis, sich von den anderen als besondere Angestellte abzugrenzen.

Elisabeth Heim berichtete schmunzelnd, dass sie und ihre Kolleginnen während der zweiten Saison als Hotelangestellte denjenigen, welche ihre erste Hotelsaison absolvierten, „vorgesetzt“ waren.¹¹⁹ Damit drückte sie ihren Erfahrungsvorsprung, ihre kameradschaftliche Hilfsbereitschaft gegenüber den Anfängerinnen und den unreflektierten Umgang mit der Funktionsbezeichnung aus. Mit grosser Ernsthaftigkeit berichtete Elisabeth Heim über eine Arbeitskollegin, welche die „Geschlechtskrankheit“ hatte, und hielt fast entschuldigend fest, „aber das sagt man eine Art nicht gerne“. Die kranke Kollegin wurde deswegen strikte gemieden: „Da sind wir dann nie mehr in die Nähe gekommen, zu ihr.“ Anschliessend erklärte Elisabeth Heim, dass sie und ihre Kolleginnen nicht gewusst hätten, dass es so eine Krankheit gab und sie befürchteten, angesteckt zu werden, wenn sie im gleichen Zimmer übernachten würden.¹²⁰ Syphilis wurde als Zivilisationskrankheit wahrgenommen, wobei die Vorstellung bestand, dass sie über die Bekämpfung der Prostitution, durch sexuelle Selbstverantwortung sowie mit Sexualaufklärung und -hygiene zum Verschwinden gebracht werden könne.¹²¹ Der Prättigauer Arzt Karl Schnyder befand, dass Geschlechtskrankheiten in Graubünden recht selten auftraten. Er begründete seine Ansicht damit, dass in der

¹¹⁸ Dora Bandtli, 1/B 551-592.

¹¹⁹ Elisabeth Heim, 2/B 23-146.

¹²⁰ Elisabeth Heim, 2/A 606-654.

¹²¹ Walter, Tilmann, Begrenzung und Entgrenzung. Zur Genealogie wissenschaftlicher Debatten über Sexualität, in: Claudia Bruns, Tilmann Walter (Hg.), Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität, Köln, Weimar, Wien 2004, S. 129-174, hier S. 140f.; Puenzieux, Dominique, Brigitte Ruckstuhl, Medizin, Moral und Sexualität. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Syphilis und Gonorrhöe in Zürich 1870-1920, Zürich 1994, S. 28-30; Sanders, Rebecca, Verdacht auf Syphilis. Elsa M.: „Harmloser Mensch“ oder „gemeingefährliche Prostituierte“?, in: Philipp Sarasin, Regula Bochler, Patrick Kury (Hg.), Wertes Fräulein, was kosten Sie? Prostitution in Zürich 1875-1925, Baden 2004, S. 164-171, hier S. 167-169.

Bevölkerung breite Verslossenheit und Misstrauen gegenüber allem Fremden bestand.¹²² Dadurch verortete er die Übertragenden als Auswärtige, stilisierte die Bergbevölkerung als moralisch höher stehend und festigte den Stereotyp der gefährlichen Fremden.

Als ich mehr über die Art, wie die erkrankte Frau ausgeschlossen wurde, erfahren wollte, konnte Elisabeth Heim nicht berichten, wie dieser Mechanismus funktionierte. Sie hielt bloss fest, dass sie nicht mir ihr zusammen sein wollten: „Nein, nein, das [die Haltung] haben wir eine Art selber heimlich gehabt, für uns selber heimlich gehabt, wir wollen einfach nicht. Wollen einfach nicht verkehren. [...] Aber Abscheu hat man schon gehabt, [...]“¹²³ Die Aussagen spiegeln, wie schwierig es für Elisabeth Heim war, ihr damaliges Verhalten zu reflektieren, was ich als Ausdruck dafür verstehe, dass sie reflexives Denken nicht hatte lernen und üben können. Die Wiederholung von ‚heimlich‘ weist darauf hin, dass das Thema stark tabuisiert war und deshalb nicht offen darüber gesprochen wurde. Dass Elisabeth Heim offen zugab, die kranke Frau verabscheut zu haben, zeigt die starken Ängste, welche das Nicht- beziehungsweise Halbwissen auslöste.

Elisabeth Heim berichtete darüber, dass am Saisonende jeweils ein „Angestelltenball“ organisiert wurde und die Angestellten aus dem Unterland mit jenen aus dem Prättigau tanzen wollten: „Und da haben wir gesagt, nein, wir können nicht tanzen, diese hätten nackte Arme. Das machen wir nicht, die Prättigauer.“¹²⁴ Diese Aussage legt die im eigentlichen Sinn des Wortes vorhandenen Berührungsängste der Prättigauer Frauen offen und zeigt, wie unterschiedlich die Kleidungsnormen waren und wie rasch sie zu unüberwindbarer kultureller Distanz führten und Begegnung verhinderten. Besonders interessant scheint mir hier, dass Elisabeth Heim in der folgenden Gesprächssequenz zweimal bestätigte, dass zwei Frauen ohne Aufsehen zu erregen miteinander tanzten, weil das Geschlechterverhältnis unausgeglichen war.¹²⁵ Gleichzeitig hielt sie fest, dass die Unterländerinnen sie nicht mehr zum Tanz aufforderten, und versuchte nochmals zu erklären, weshalb sie nicht mit nackten Armen tanzen konnte: „Wir sind dann auch noch so scheu gewesen, dass wir das nicht, haben gemeint, das dürfe man nicht.“¹²⁶ Elisabeth Heim verwies mit ihrer Begründung auf die vor allem von Pfarrern und auch Lehrern vertretene Ansicht hin, dass mit dem Fremdenverkehr sittlich-moralische Probleme entstanden.¹²⁷ Weil Elisabeth Heim gewohnt war, den Anordnungen von gesellschaftlichen Autoritäten unhinterfragt Folge zu leisten, verhielten sie

¹²² Schnyder, Hygiene, S. 14.

¹²³ Elisabeth Heim, 2/A 661-2/B 2.

¹²⁴ Elisabeth Heim, 3/B 185-197.

¹²⁵ Elisabeth Heim, 3/B 204-221.

¹²⁶ Elisabeth Heim, 3/B 204-221.

¹²⁷ Kessler, Tourismus, S. 96-98.

und auch ihre Prättigauer Kolleginnen sich sehr zurückhaltend gegenüber fremden Personen und Gegebenheiten.

7.4 „Nein, nein, da hat man ganz eine andere Einstellung dann gehabt, zum Geld.“ – Geldwert und Wertschätzung

Leni Gantenbein arbeitete vorwiegend auf dem elterlichen Bauernhof und nur „manchmal“ auswärts als Tagelöhnerin. In ihrer Einschätzung verdiente sie „viel“, wenn sie zwei Franken erhielt, und fügte an, „man hat dann auch nicht viel gebraucht“.¹²⁸ Damit beschrieb sie den Stellenwert von Geld im bäuerlichen Umfeld. Geld beziehungsweise der Besitz von Geld war nicht automatisch an persönliches Prestige gekoppelt.

Obwohl keine der interviewten Frauen Geld verdienen musste, um einem Bruder den Berufsabschluss zu finanzieren, wie es oft der Fall war,¹²⁹ gaben Christina Vinzens, Dora Bandtli und Elisabeth Heim ihren Lohn zu Hause ab. Für unverheiratete Frauen und Männer war dies selbstverständlich.¹³⁰

Christina Vinzens hielt als Grund für ihre Erwerbstätigkeit ohne weiteren Kommentar fest: „Ich musste eben verdienen.“¹³¹ Dass sie ihren Lohn abgab, bezeichnete sie als „selbstverständlich“¹³², und erklärte, „die haben es auch nötig gehabt“¹³³. Dora Bandtli hielt fest, dass sie den Lohn „nach Hause geben“¹³⁴ musste, was „eben überhaupt Brauch“¹³⁵ war und wodurch sie „den Eltern geholfen“¹³⁶ hatte. Die knappen, aber aussagekräftigen Angaben machen deutlich, dass sie ihre Lohnabgabe durchaus ambivalent – als starke Erwartung und freiwillige Hilfeleistung – empfanden. Überfordert oder ausgenutzt fühlten sie sich dadurch

¹²⁸ Leni Gantenbein, 1/A 571-608.

¹²⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 96; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 11, 40; Bosshard-Kälin, Hinshaw-Fischli, spruchreif, S. 40.

¹³⁰ Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 39; Perren, Rosenkranz, S. 20, 98; Schwager, Das volle Leben, S. 85.

¹³¹ Christina Vinzens, 1/A 72-102.

¹³² Christina Vinzens, 1/A 133-134.

¹³³ Christina Vinzens, 2/A 262-300. Ganz ähnlich formulierte die den Sachverhalt an folgender Stelle: 1/A 224-232. Dieselbe Ansicht vertrat auch Elisabeth Heim: 4/A 536-571.

¹³⁴ Dora Bandtli, 4/B 239-252.

¹³⁵ Dora Bandtli, 4/B 276-286.

¹³⁶ Dora Bandtli, 4/B 239-252.

aber nicht.¹³⁷ Für Elisabeth Heim war diese Situation mit positiven Gefühlen verbunden: „Und sie haben Freude gehabt, und ich auch, dass es ihnen gefallen hat.“¹³⁸ Elisabeth Heim verhielt sich so, dass eine innerfamiliäre Win-Win-Situation entstand. In zwei Gesprächssequenzen beschrieb sie,¹³⁹ wie ihr abgelieferter Lohn verwendet wurde: „Erst als ich [...] dort [im Bad Fideris] verdient gehabt habe, hat der Vater gesagt: ‚Jetzt kaufen wir zuerst ein Bett für dich.‘“¹⁴⁰ Elisabeth Heim inszenierte noch einmal die Unmittelbarkeit, welche die Erinnerung an das erste eigene Bett bei ihr auslöste, und veranschaulichte damit den positiven Effekt ihrer Lohnabgabe. Erklärend fügte sie an, dass sie, nachdem die Matratze bereits angeschafft war, eine Weile „fast lieber im Laubsack“ schlief, es für sie „danach [...] schon angenehmer“ war, im Bett zu schlafen.¹⁴¹ Deutlich wird hier, dass Elisabeth Heim sich an jede Veränderung zuerst gewöhnen musste.

Als Christina Vinzens bei der Juristen-Landammann-Familie 70 Franken pro Monat verdiente, musste sie nicht mehr alles abgeben: „Dort habe ich dann schon zehn Franken auf das Büchlein [Sparheft] legen dürfen.“¹⁴² Dass sie das Modalverb ‚dürfen‘ verwendete, verweist darauf, dass sie die ausdrückliche Erlaubnis zum eigenen Sparen erhalten musste, wohl von ihren Brüdern, auch wenn sie es nicht explizit angab. Mit dem eigenen Geld kaufte sie ihrer Mutter, welche ein riesiges Arbeitspensum zu bewältigen hatte, einen „Waschhafen [Waschzuber]“ und erklärte dies so: „Damit sie es wenigstens besser gehabt hat.“¹⁴³ Auch als Christina Vinzens selber über ihr Geld verfügen konnte, setzte sie es dazu ein, ihrer Mutter die Arbeitssituation zu erleichtern. Diese Handlung halte ich für eine Geste, mit welcher Christina Vinzens zeigen wollte, wie sehr sie sich ihrer Mutter verbunden fühlte und welche Wertschätzung sie ihr entgegenbrachte.

Elisabeth Heim antwortete auch die Frage, ob sie als Erwachsene frei über ihren Lohn entscheiden konnte: „Von dann an haben sie dann gesagt, ich könne es ins Sparheft legen.“¹⁴⁴ Die Aussage zeigt, dass Elisabeth Heim nur bedingt frei über ihren Lohn verfügen konnte, denn die Eltern bestimmten, dass der Betrag ins Sparheft gehörte und ab welchem Zeitpunkt dies zu geschehen hatte.

¹³⁷ Cf. dazu auch Bochsler, Gisiger, Städtische Hausangestellte, S. 74.

¹³⁸ Elisabeth Heim, 4/A 526-571; ähnlich Elisabeth Heim, 2/A 327-390.

¹³⁹ Elisabeth Heim, 2/A 74-79, 2/A 237-390.

¹⁴⁰ Elisabeth Heim, 2/A 74-79.

¹⁴¹ Elisabeth Heim, 2/A 74-79. Zum Laubsack cf. Stuber, Bürgi, Hüeterbueb, S. 227f.; Plattner, Walser, S. 76; Gestrich, Geschichte der Familie, S. 480.

¹⁴² Christina Vinzens, 1/A 224-232.

¹⁴³ Christina Vinzens, 1/A 113-132.

¹⁴⁴ Elisabeth Heim, 2/A 327-390.

Als ich Christina Vinzens die Frage stelle, welche Wünsche sie sich mit dem gesparten Geld hätte erfüllen wollen, liess sie mich nicht ausreden, sondern erklärte lachend: „Das hat nirgends hingereicht! Ja, nein, nein. Das habe ich dann gebraucht. Ich habe dann im ‘2x [Jahreszahl] einen Webkurs gemacht, als ich dann zu Hause gewesen bin, in D. in der Frauenschule. Und dann habe ich dann auch noch einen Webstuhl gekauft, danach.“¹⁴⁵ Christina Vinzens investierte in zwei Bereiche, welche ihre Selbst- und Eigenständigkeit erhöhten: Sie bildete sich weiter und schaffte sich ein Arbeitsgerät an – ein neuer Webstuhl kostete damals etwa 450 Franken¹⁴⁶ –, womit sie sichtbare Werte schaffen konnte. Mehr als ein Jahr nach diesem Gespräch zeigte sie mir in rührender Weise den Webstuhl und einige ihrer selbst gewobenen Tischdecken und Duvetbezüge,¹⁴⁷ worin sie ausdrückte, wie wertvoll ihr das Weben beziehungsweise das Gewobene noch immer war.

Seit Mitte der 1920er-Jahre war in Graubünden die Handweberei wieder eingeführt worden; der erste schweizerische Webkurs wurde 1926 in Chur durchgeführt. Die Handweberei erfreute sich nach der ersten Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit (SAFFA) 1928 steigender Beliebtheit. Im Prättigau waren die Voraussetzungen dafür insofern gut, als qualitativ guter Flachs und Hanf wuchs.¹⁴⁸ An die Handweberei wurde ein Frauenbild geknüpft, welches die natürliche Bestimmung der Frau als pflegend, brauchend und verwertend festschrieb.¹⁴⁹ Selbstgewobenes erhielt die Bedeutung eines grossen Reichtums und wurde gleichzeitig zur Materialisierung weiblicher Liebe hochstilisiert.¹⁵⁰

Dora Bandtli antwortete auf meine Frage, ob sie sich nicht manchmal mit dem eigenen Geld etwas für sich hätte kaufen wollen, „ja, nicht so, da ist einfach...“, brach den Satz ab, überlegte und beschrieb, dass sie von ihren Patinnen und Paten ab und zu „irgendwelche Kleider“ erhalten hatte.¹⁵¹ Dora Bandtli konnte sich nicht erinnern, was sie mit ihrem selbst verdienten Geld hätte erwerben wollen, obwohl sie sich darum bemühte. In dieser und einer anderen Gesprächssequenz¹⁵² wechselte sie das Thema und sprach über reale Werte – Kleider und Essen –, welche sie erhielt. Es zeigt, wie sehr sich Dora Bandtli sich an den persönlichen

¹⁴⁵ Christina Vinzens, 1/A 233-250.

¹⁴⁶ Walkmeister-Dambach, B., Der Stand der Hausweberei, des Spinnens und des Anbaues von Gespinstpflanzen im Kanton Graubünden im Jahre 1927, Langnau i.E. 1928, S. 9.

¹⁴⁷ Nydegger, Forschungstagebuch, S. 67.

¹⁴⁸ Schmidt-Casdorff, Bündner Kreuzstich, S. 82.

¹⁴⁹ Schmidt-Casdorff, Bündner Kreuzstich, S. 151-154, 158; Bündner Frauenschule, zwei links – zwei rechts, S. 38, 41-43; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 18; Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 173.

¹⁵⁰ Schmidt-Casdorff, Bündner Kreuzstich, S. 124.

¹⁵¹ Dora Bandtli, 4/B 287-309.

¹⁵² Dora Bandtli, 1/B 551-592.

Grundbedürfnissen orientierte. Deshalb hatten Wünsche nach anderen Dingen in ihrem Denken und Empfinden keinen Platz.

Elisabeth Heim hielt fest, dass sie die ersten drei Wochen ohne Lohn im Lebensmittelgeschäft arbeiten musste, damit sie danach angestellt wurde,¹⁵³ was gemessen an den zehn Jahren, welche sie dort arbeitete, eine kurze Zeit war. Zu ihrer Entlohnung hielt sie Folgendes fest: „Ja, in diesem Coop habe ich wenig genug verdient, einen Taglohn von vier Franken. Ja. Ja, aber eben, zur gleichen Zeit sind Waldarbeiter gewesen, die fünf Franken pro Tag gehabt haben.“¹⁵⁴ Elisabeth Heim empfand ihren Lohn zwar als zu niedrig, aber angemessen angesichts der Tatsache, dass ein Waldarbeiter einen Franken mehr pro Tag verdiente. Dass Elisabeth Heim für sich beanspruchte, gleich viel wie ein Waldarbeiter zu verdienen, zeigt, dass sie sich beziehungsweise ihre Leistung mit derjenigen eines Waldarbeiters verglich und als gleichwertig einstufte. In dieser Hinsicht verfügte sie über ein ausgesprochen gut ausgebildetes Selbstwertgefühl.

Auch ihren Lohn als Zimmermädchen im Bad Fideris bezeichnete Elisabeth Heim als „schon klein“, fügte dann aber an, dass sie zusammen mit den Trinkgeldern etwa 250 Franken pro Monat verdiente, was sie auf mein erstauntes Nachfragen nochmals bestätigte.¹⁵⁵ In der vorangehenden Sequenz hatte sie ihren Monatslohn mit 60 Franken bezeichnet,¹⁵⁶ was durchaus im Bereich des Möglichen lag. Ein Zimmermädchen erhielt in den 1920er-Jahren einen fixen Monatslohn von 20 Franken, welcher durch Trinkgelder um das Doppelte erhöht werden konnte.¹⁵⁷ Anfang der 1930er-Jahre verdiente eine Buchhalterin im Hotelgewerbe monatlich etwa 250 Franken, ein ausgebildeter Koch 100 bis 120 Franken und eine Näherin um die 100 Franken. Ich vermute, dass Elisabeth Heim den Monatslohn von 250 Franken mit demjenigen der Saison verwechselte. Diese Angaben zeigen, wie rasch im Gespräch Missverständnisse entstehen können und wie unerlässlich es ist, die Angaben kritisch zu hinterfragen.

Einen wesentlichen Bestandteil des Lohns machten die Trinkgelder aus, welche auch Elisabeth Heim verdiente. Sie hielt fest, dass die Gäste bei ihrer Abreise „gutes Trinkgeld“ gaben und bezifferte es auf „vielleicht sieben Franken“, was sie wie folgt kommentierte: „Wir haben dann gemeint, es sei dann viel.“¹⁵⁸ Elisabeth Heim war mit ihrem Trinkgeld zufrieden und sah darin ihre Leistung und ihren Arbeitseinsatz als Zimmermädchen durch die Gäste

¹⁵³ Elisabeth Heim, 1/A 300-327.

¹⁵⁴ Elisabeth Heim, 1/A 333-418.

¹⁵⁵ Elisabeth Heim, 2/A 327-390.

¹⁵⁶ Elisabeth Heim, 2/A 311-326.

¹⁵⁷ Kessler, Tourismus, S. 106.

¹⁵⁸ Elisabeth Heim, 2/B 23-146.

wertgeschätzt. Dadurch, dass Elisabeth Heim ‚meinte‘, der erhaltene Betrag sei hoch, deutete sie an, wie sie den Betrag damals wahrnahm und einschätzte, und es zeigte gleichzeitig, dass sie um die in der Zwischenzeit erfolgten Lohnveränderungen durchaus Bescheid wusste.

Leni Gantenbein war die einzige der interviewten Frauen, welche ihren Verdienst „nie“ zu Hause abgeben musste, was „nicht in Frage“ kam, weil sie meistens zu Hause arbeitete.¹⁵⁹

Als ich sie darauf ansprach, was sie mit dem Geld machte, ob sie es sparte oder sich etwas leistete, hielt sie Folgendes fest: „Ja, das habe ich schon irgendwie, so etwas gekauft, doch, doch, das habe ich dann schon. Ich habe dann vermutlich gedacht, mit Sparen nütze es auch nicht viel, es reiche nirgends weit. <lacht>“¹⁶⁰ Ihre Eltern nahmen keinen Einfluss darauf, wie sie mit dem Geld umging. Für aufschlussreich halte ich hier Leni Gantenbeins Aussage über ihre damaligen Überlegungen, welche zwar etwas fatalistisch tönen, aber zeigen, dass sie sich eigenständig verhielt. Ihr abschliessendes Lachen klang etwas beschämt, worin ich ihr schlechtes Gewissen ausgedrückt sehe, dass sie das Geld ausgab, statt es – wie alle anderen – zu sparen.

Während wir über Haus- und Erwerbsarbeit sprachen, formulierte Leni Gantenbein den folgenden Gedanken: „Ich habe zwar das Wort, daran stosse ich mich immer ein wenig, die Frau gehe auch arbeiten. Als ob Haushalt und alles andere überhaupt nichts wäre. Ja.“¹⁶¹ In den betonten Ausdrücken spiegelt sich diejenige Wahrnehmung von Hausarbeit, gegen welche Leni Gantenbein sich wandte. Gleichzeitig plädierte sie für einen differenzierteren Sprachgebrauch, indem sie Arbeit nicht mit Erwerbsarbeit gleichgesetzt verstanden haben wollte, und für ein umfassendes Verständnis von Frauenarbeit als unentgeltlicher Haus- und Familienarbeit wie als Lohnarbeit.¹⁶² Leni Gantenbeins Haltung drückt auch aus, dass sie das bürgerliche Rollen- und Familienkonzept, welches die Frau als Gattin, Mutter und Hausfrau verstand,¹⁶³ nicht vollständig internalisiert hatte und ihre Tätigkeit als richtige Arbeit gewertet wissen wollte. Im weiteren Verlauf des Gesprächs hielt Leni Gantenbein fest, eine ältere Frau hätte gesagt, eine Hausfrau habe zwar immer Arbeit, aber keinen Verdienst, und kommentierte dies wie folgt: „Und das stimmt schon ein wenig.“¹⁶⁴ Leni Gantenbein stimmte der Aussage der älteren Frau nicht dezidiert zu. Den Grund dafür sehe ich darin, dass sie zwar vorwiegend für den Eigenbedarf produzierte, aber bei sich bietenden Gelegenheiten Eier

¹⁵⁹ Leni Gantenbein, 1/A 571-608.

¹⁶⁰ Leni Gantenbein, 1/A 571-608.

¹⁶¹ Leni Gantenbein, I 50.

¹⁶² Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 35.

¹⁶³ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 531.

¹⁶⁴ Leni Gantenbein, I 50.

oder andere landwirtschaftliche Erzeugnisse verkaufte und so nicht als Hausfrau, sondern als Bäuerin Geld verdiente, wobei sie in diesem Moment ihre beiden Rollen gleichsetzte.

7.5 „Ja, von Ferien hat man dann nichts gewusst.“ – Freie Zeit und freiwillige Arbeit

Als ich Dora Bandtli zum ersten Mal zum Thema Ferien und Freizeit befragte, hielt sie kurz und bündig fest, dass sie diese Zeiträume nicht kannte, fügte erklärend hinzu, sie hätte „ja viele Jahre gedient“¹⁶⁵. Damit implizierte sie, dass ‚dienen‘ und Ferien machen sich gegenseitig ausschliessen. Doch später erzählte sie noch, wie sie ihre freien Tage verbrachte.

Beatrice Schumacher untersuchte das Thema Ferien in der Schweiz zwischen 1890 und 1950. Ihre Arbeit stellt eine erste Annäherung an das Thema dar.¹⁶⁶ Die besonderen Herausforderungen für die Bauern und Bäuerinnen thematisierte sie allerdings nicht.

In der Schweiz war der Begriff Ferien zu Beginn des 20. Jahrhunderts in breiten Bevölkerungsteilen kaum bekannt und freie Zeit als Erholungszeit wurde nicht als Bedürfnis wahrgenommen.¹⁶⁷ Freizeit und Ferien korrelierten in der historischen Entwicklung mit Arbeitszeit und stellten in erster Linie Männerzeit dar. Zu Arbeitsabläufen und Aufgabenbereichen von Frauen existierte keine Entsprechung.¹⁶⁸ Bäuerlich strukturierte Zeit enthielt im beginnenden 20. Jahrhundert weder Ferien noch Freizeit, wie sie heute ausgeprägt sind, sondern richtete sich nach den saisonal anfallenden Arbeiten und den kirchlichen und volkstümlichen Festzeiten.¹⁶⁹ Für viele Bauernfamilien waren Ferien auch aus finanziellen Gründen nicht möglich.¹⁷⁰ Ferien waren etwas Besonderes und dauerten in der Regel nicht

¹⁶⁵ Dora Bandtli, 2/B 227-293.

¹⁶⁶ Schumacher, Beatrice, Ferien. Interpretationen und Popularisierung eines Bedürfnisses in der Schweiz 1890-1950, Wien 2002.

¹⁶⁷ Schumacher, Ferien, S. 16-18; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 181; cf. Reinhard, Lebensformen Europas, S. 471-478.

¹⁶⁸ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 112.

¹⁶⁹ Reinhard, Lebensformen Europas, S. 469-471; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 114; Gerber, Wandel, S. 196-203; Vonarb, Kriegsalltag, S. 69.

¹⁷⁰ Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 187.

länger als eine Woche.¹⁷¹ Gesetzlich standen dem Personal im Gastgewerbe keine Ferien, sondern lediglich Freistunden zu.¹⁷²

Dora Bandtli erzählte mir von ihrer Tätigkeit als Kindermädchen während der Schulferien, der guten Beziehung zum beaufsichtigten Knaben und der herzlichen Begegnung mit dem erwachsenen Mann im hohen Alter. Meine Frage, wie sie ihre Ferien „sonst“ verbrachte, womit ich meinte, als Erwachsene, beantwortete sie so: „Ja, ich bin dann immer nach Hause zum Flicken. Nicht? Wir sind eben auch ein Haufen gewesen.“¹⁷³ Für Dora Bandtli war es selbstverständlich, dass sie ihre Mutter unterstützte. Als ich auf ihr rhetorisch fragendes ‚Nicht‘ keine Reaktion zeigte, fügte sie den Grund für ihren Arbeitseinsatz an. Darin sehe ich gespiegelt, wie sehr sich Dora Bandtli auch als Erwachsene für ihre Herkunftsfamilie verantwortlich fühlte und sich entsprechend einsetzte. Gleichzeitig stellte sie eine ihrer Fertigkeiten dar: In Graubünden war nämlich der Handarbeitsunterricht qualitativ nicht so gut, dass die Mädchen selbständig flicken konnten.¹⁷⁴ Flicken setzte zudem voraus, dass jemand sich stundenlang im Haus aufhalten konnte, was in Handwerker- und Bauernfamilien oft nur sehr begrenzt möglich war.¹⁷⁵

In dem Zusammenhang erzählte Dora Bandtli, dass die Frau des Engadiner Försters sie eindringlich aufforderte, ihre Ferien nicht zu Hause mit „Flicken und Machen“¹⁷⁶ zu verbringen. Deshalb besuchte Dora Bandtli jene Familie, bei welcher sie jeweils während der Sommerferien arbeitete, und berichtete darüber: „Dort habe ich dann auch noch ‚genähmaschinelet‘, eine Maschine gehabt, konnte man auf den Tisch stellen. [...] so eine Handmaschine. Danach hat sie gesagt, wenn sie gekommen ist: ‚So, jetzt bist du wieder einmal beim Flicken gewesen.‘ [...] Jetzt solle ich gehen, etwas hinaus, da nicht den ganzen Tag drin sitzen. Ich bin dann gegen G. gegangen oder, so ein Stück.“¹⁷⁷ Mit stolzem Tonfall und zufriedenem Lachen erzählte Dora Bandtli von ihrer Flickarbeit und hörbar nüchtern über ihren Spaziergang, welchen sie lediglich aus Gehorsam, nicht aber zum eigenen Genuss unternahm. Dass sie auch bei ihrer ehemaligen Arbeitgeberin flickte, sehe ich als Zeichen für Dora Bandtlis Hingabe und Leidenschaft für diese Arbeit. Die Situation verweist gleichzeitig

¹⁷¹ Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 194.

¹⁷² Buomberger, Kellnerinnenschutz, S. 17.

¹⁷³ Dora Bandtli, 2/B 267-293.

¹⁷⁴ Schmidt-Casdorff, Bündner Kreuzstich, S. 141.

¹⁷⁵ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 223.

¹⁷⁶ Dora Bandtli, 2/B 227-262.

¹⁷⁷ Dora Bandtli, 2/B 267-293.

darauf, dass die besuchte Bäuerin nur eine beschränkte Zeit mit Dora Bandtli verbringen konnte und Dora Bandtli es nicht ertrug, untätig zu sein.

Weil Dora Bandtli stets für andere im Einsatz war und Ferien ihr hätten ermöglichen können, einem persönlichen Bedürfnis nachzugehen, fragte ich Dora Bandtli, ob sie nicht das Gefühl hatte, zu wenig Zeit für sich gehabt zu haben. Dazu führte sie folgende Gedanken aus: „Nein, nein, man hat einfach nicht... Man ist einfach so gewohnt gewesen. Schon, ich würde gerne sagen, von Kind an einfach, ist man das so gewohnt gewesen, dass man nicht so...“¹⁷⁸ Dora Bandtli kannte Ferien im Sinn von Zeit für sich und die eigene Erholung nicht, weshalb meine Frage für sie hypothetisch war. Die abgebrochenen Sätze und die Wiederholung von ‚gewohnt‘ drücken aus, dass sie während des Sprechens nach einer anderen als der formulierten Begründung suchte. Das in der Kindheit eingeübte Verhalten prägte Dora Bandtli nachhaltig, wobei ihr eigenes Tun immer auf das Wohl der anderen ausgerichtet war. Leni Gantenbein berichtete in zwei Gesprächssequenzen über das Heuen und den jeweiligen Aufenthalt im Maiensäss, welcher zwischen einer Woche und 14 Tagen dauerte.¹⁷⁹ Beide Male bewertete sie die Zeit ähnlich; hier zitiere ich die aussagekräftigere Fassung: „Doch, doch, das haben wir dann fast für Ferien angeschaut, diese Heuerei da oben. <lacht> Und eine hübsche Lage hat man gehabt, oben, die bessere als da [im Tal].“¹⁸⁰ Weil das Gelände im Maiensäss flach war, empfand Leni Gantenbein das Heuen für deutlich weniger anstrengend als im Tal, wo sie auch in steilen Hängen arbeitete. Dass sie diese Zeit mit Ferien verglich, verweist darauf, dass Leni Gantenbein sich im Maiensäss auch erholen konnte.¹⁸¹ Als ich sie fragte, wie ihr Mann diese Zeit erlebte, hielt sie fest: „[D]as hat er auch genossen. Ja. Doch, das hat er dann ganz sicher auch. Obwohl er sonst... Er ist ein ‘uunigä’ [grosser] Schaffer gewesen. Ja, ja, er ist das auch so gewohnt gewesen.“¹⁸² Typisch scheint mir hier, dass Leni Gantenbein sofort den allgemeinen Arbeitswillen ihres Mannes betonte. Darin spiegelt sich der geringe Stellenwert, welcher freie Zeit und Ferien im bäuerlichen Umfeld einnahm. Ganz ähnlich beurteilte auch Elisabeth Heim ihren Mann.¹⁸³

Während in den Tessiner Bergtälern Frauen und Kinder im Sommer im Tal blieben und allein für Äcker und Wiesen zuständig waren, arbeiteten im Bergell vorwiegend die Frauen auf der Alp und die Männer im Tal. Im Wallis und im Prättigau zog jeweils die ganze Familie ins

¹⁷⁸ Dora Bandtli, 2/B 294-304.

¹⁷⁹ Leni Gantenbein, 1/B 81-94, 2/A 358-366.

¹⁸⁰ Leni Gantenbein, /B 81-94.

¹⁸¹ Cf. Plattner, Walserbrauchtum, S. 3.

¹⁸² Leni Gantenbein, 2/A 367-374.

¹⁸³ Elisabeth Heim, 2/B 593-623, II 17.

Maiensäss und blieb dort, bis das Heu eingebracht war.¹⁸⁴ An den Abenden wurde oft gejasst.¹⁸⁵ Im Wallis wurde eine Wanderung nach der Heuernte als Ferienzeit empfunden.¹⁸⁶

Elisabeth Heim konnte zweimal mit einem Angebot des Konsumvereins in die Ferien verreisen. Ihre ersten Ferien verbrachte sie in der Zentralschweiz, die zweiten in der Romandie, wo es ihr „gefallen“¹⁸⁷ hatte. Dass sie dazu die Möglichkeit hatte, kommentierte sie so: „Das ist das einzige gewesen, das ich konnte. (...)“¹⁸⁸ Indirekt verwies Elisabeth Heim hier darauf, dass sie sich reguläre Ferien gar nicht hätte leisten können. Die Gesprächssequenz schloss sie mit folgenden Bemerkungen ab: „Sonst bin ich nirgends, nirgends auswärts gewesen, so. Manchmal verbilligte Fahrt mit der Eisenbahn. Ja. Aber sonst ist da nichts. Hat man nicht immer mitgemacht.“¹⁸⁹ Mit der verbilligten Bahnfahrt deutete Elisabeth Heim etwas konkreter an, dass ihr das Geld für Reisen oder Ausflüge fehlte. Ferien verband sie mit ‚nirgends‘ und ‚nichts‘, was zeigt, dass der Begriff in ihrer Erinnerung fast leer war. Die letzte Aussage lese ich als eine grundsätzliche Erklärung: Abgesehen davon dass sie es nicht konnte, wollte Elisabeth Heim sich mit dieser modernen Erscheinung auch nicht wirklich anfreunden. Reisen, wie sie ‚die heutigen Jungen‘ unternehmen, fand sie völlig überflüssig.¹⁹⁰

7.6 Fazit: untergeordnet und selbstsicher

Die interviewten Frauen arbeiteten während ihrer Erwerbsarbeitsphase in typisch weiblichen Bereichen, worüber sie weder ablehnend noch begeistert berichteten. Die ihnen aufgetragenen Arbeiten erledigten sie stets, auch wenn sie manchmal das Gefühl hatten, so intensives Putzen sei beispielsweise nicht nötig. Ausser Christina Vinzens, welche mit einer Berufsfrau, einer Krankenschwester, in einem guten Verhältnis zusammenarbeitete, konnten die interviewten Frauen wenig neue Kenntnisse erwerben und sich zusätzliche Fertigkeiten aneignen. Das Verhältnis zur Arbeitgeberin, zum Arbeitgeber oder dem Arbeitgeberpaar wurde stark von der Art der Anstellung – als Hausangestellte oder in einem Dienstleistungsbetrieb –

¹⁸⁴ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 80f.; Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 68-71; Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 220; Plattner, Walserbrauchtum, S. 3.

¹⁸⁵ Plattner, Walser, S. 87-89.

¹⁸⁶ Perren, Rosenkranz, S. 64.

¹⁸⁷ Elisabeth Heim, 2/B 469-559.

¹⁸⁸ Elisabeth Heim, 2/B 469-559.

¹⁸⁹ Elisabeth Heim, 2/B 469-559.

¹⁹⁰ Elisabeth Heim, 4/A 526-571, II 10.

beeinflusst. Sowohl Christina Vinzens als auch Dora Bandtli verbanden die ihnen zugeteilte Menge an Nahrungsmitteln direkt mit der Wertschätzung, welche ihnen von den Arbeitgebern und Arbeitgeberinnen entgegengebracht wurde. Über schwierige Verhältnisse sprachen sie genau so offen und direkt wie über gute. Geschenke materialisierten die Wertschätzung der Arbeitgeberin und das Interesse an Kenntnissen der Angestellten symbolisierten sie. In Dienstleistungsbetrieben war das Verhältnis zu den Vorgesetzten weniger persönlich geprägt. Elisabeth Heim erkundete als Hotel-Angestellte neue Verhaltensräume, indem sie zusammen mit Kolleginnen gesetzte Regeln übertrat. Dass die Vorgesetzten ihnen grundsätzlich wohlwollend begegneten, stellte für Elisabeth Heim eine neuartige Erfahrung dar. Mit wirklich gleichgestellten Arbeitskolleginnen arbeitete Christina Vinzens nie zusammen, da sie entweder allein als Hausangestellte tätig war, oder dann mit einer Krankenschwester, welche eine andere Funktion als sie hatte. Die beiden Frauen verstanden sich so gut, dass die Krankenschwester Christina Vinzens bei einem schwierigen Pflegefall unbedingt als Helfende zur Seite haben wollte. Dora Bandtli fühlte sich von der Krankenschwester, mit welcher sie während der Grippeepidemie 1917/18 zu tun hatte, so stark zur Hilfsangestellten degradiert, dass sie Schadenfreude empfand, als diese an der Grippe erkrankte. Im Gastgewerbe beziehungsweise in der Hotellerie arbeiteten Dora Bandtli und Elisabeth Heim mit gleichgestellten Arbeitskolleginnen zusammen. Dora Bandtli erinnerte ihre Arbeitskolleginnen als weniger leistungsfähig als sich selber und illoyal der Arbeitgeberin gegenüber. Sie war nicht nur als Hausangestellte oft allein, sondern stellte sich auch im Gastgewerbe als einzige zuverlässige und vertrauenswürdige Serviceangestellte dar. Dadurch konstruierte sie eine soziale Distanz zwischen ihr und den Kolleginnen. Elisabeth Heim beschränkte ihre Kontakte auf so genannt Einheimische, begegnete Unterländerinnen sehr zurückhaltend und grenzte die an Syphilis erkrankte Arbeitskollegin bewusst und aktiv aus. Erinnerungen an positiv erlebte Zusammenarbeit fehlten bei Elisabeth Heim weitgehend, was nicht bedeuten muss, dass es sie nicht gab und dass die Angestellten untereinander dauernd Spannungen und Schwierigkeiten hatten.

Ausser Leni Gantenbein gaben die interviewten Frauen ihren Lohn zu Hause ab, da es von ihnen erwartet wurde und weil sie ihre Familie unterstützen mussten und wollten. Auch wenn sie es nicht explizit aussprachen, so hätte ihre Weigerung zu beträchtlichen Spannungen oder Auseinandersetzungen im familiären Beziehungsgefüge geführt. Gleichzeitig war es ihnen ein Anliegen, die Lebensverhältnisse der Eltern etwas zu verbessern und zu erleichtern. Elisabeth Heim verband mit ihrer Lohnabgabe ausschliesslich positive Gefühle.

Persönliche Wünsche, was sie mit ihrem Lohn gerne gemacht hätten, konnten die Frauen deshalb nicht entwickeln. Sobald es möglich war, legten Christina Vinzens, Dora Bandtli und Elisabeth Heim ihr Geld auf einem Sparkonto an, Einzig Leni Gantenbein verhielt sich anders und gönnte sich ab und zu eine Kleinigkeit. Christina Vinzens wiederum kaufte ihrer Mutter einen ‚Waschhafen‘, besuchte einen Webkurs und schaffte sich einen Webstuhl an. Diese beiden Frauen erweiterten ihre Handlungsräume so, dass sie davon einen persönlichen Gewinn hatten.

Im Arbeitsumfeld der interviewten Frauen waren Ferien mehr unüblich und stellten eine ihnen unbekannte Art dar, die Zeit zu verbringen. Keine Ferien gehabt zu haben, empfanden sie deshalb nicht als Mangel, weil sie den Zustand nicht kannten. Dora Bandtli füllte ihre freie Zeit mit Arbeit und Leni Gantenbein empfand bereits weniger strenges Arbeiten als Ferien. Elisabeth Heim verbrachte als einzige ‚richtige‘ Ferien, verband damit aber keine intensiven Erinnerungen. Ferien als Handlungsraum, welcher die Möglichkeit bot, sich zu erholen, Beziehungen zu pflegen und persönlichen Bedürfnissen nachzugehen, kannten die interviewten Frauen nur ansatzweise.

8. „Ja, das ist in deinem Fach.“ – Neue Beziehungsfelder und bewährte Verhaltensmuster

Während Elisabeth Heim über ihre verschiedenen Aufgaben auf dem Bauernhof berichtete, hielt sie fest, dass sie für den Haushalt zuständig war, und erzählte anschliessend die folgende Begebenheit: „Er [der Ehemann] hat dann natürlich auch gesagt, wenn ich einmal gesagt habe, so und so hier: ‚Ja, das ist in deinem Fach.‘ Und dann habe ich gesagt: ‚Ja, in deinem Fach ist das auch.‘ Ich habe [das] dann bei ihm bei etwas anderem gesagt. Bei der, damals, als er eine Mähmaschine angestellt [angeschafft] hat, habe ich ihm eben dann auch da und dort ein wenig geholfen. Und dann hat er gesagt: ‚Jetzt machen wir hier, jetzt machen wir da. Du könntest es eigentlich auch ein wenig lernen‘, hat er dann zu mir gesagt. Und dann habe ich gesagt: ‚Nein, das ist in deinem Fach.‘ <lacht> Ja, er hat sich auch nicht geärgert, wenn ich zu ihm dann auch gesagt habe: ‚Ja, nein, dann ist das jetzt in deinem Fach.‘“¹ In dieser Erzählung werden zwei Sachverhalte deutlich: Es bestanden sowohl bei der Frau wie auch beim Mann Vorstellungen und Erwartungen über die im ehelichen Rahmen auszuführenden geschlechterspezifischen Tätigkeiten. Die konkreten Zuteilungen mussten zwar nicht in jedem Fall, aber doch immer wieder ausgehandelt und der Zuständigkeitsbereich definiert werden.² Wie intensiv das Paar um eine bestimmte Zuordnung gerungen hatte, spiegelt das verwendete Gestaltungsmittel der direkten Rede. Elisabeth Heims Tonfall liess zum einen keinen Zweifel daran aufkommen, dass die Festlegung, wer welche Arbeit ausführte, eine ernste Angelegenheit war; zum anderen war im Lachen und der Freude an der für sie und ihren Mann stehenden Wendung unüberhörbar, dass trotz der jeweiligen geschlechtsspezifischen Zuschreibung Handlungsspielraum offen blieb und ein Aushandlungsprozess durchaus lustvolle Aspekte enthalten konnte. Dass Elisabeth Heim sich, ohne den Zorn des Mannes auf sich zu ziehen, weigern konnte, die Handhabung der Mähmaschine zu lernen, verdeutlicht, dass das Paar sich gründlich aussprach und gegenseitig respektierte.

Ihrer Erzählung fügte Elisabeth Heim in derselben Sequenz eine weitere Episode an, worin sie berichtete, dass ihr Mann, nachdem sie ihn darum gebeten hatte, das Fleisch zum Räuchern

¹ Elisabeth Heim, 2/B 652-706.

² Sammet, Kornelia, Holger Herma, Die symbolische Repräsentation von Macht in Zweierbeziehungen, in: André Brodocz, Christoph O. Mayer, Rene Pfeilschifter et al. (Hg.), Institutionelle Macht. Genese – Verstetigung – Verlust, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 249-266, hier S. 254-256.

aufhängte, obwohl er der Ansicht war, es gehöre nicht in seinen Aufgabenbereich.³ Dadurch bekräftigte sie die bereits festgehaltene Relativität der Arbeitszuteilung. Sie unterstrich auch, wie wichtig gegenseitige Unterstützung war und stellte den Umgang zwischen ihr und ihrem Mann als partnerschaftlich geprägt dar.

Die Sequenz zeigt exemplarisch auf, dass die geschlechtsspezifische Arbeitszuteilung keine anthropologische Konstante, sondern das Ergebnis eines paarspezifischen und gesellschaftlich-kulturellen Aushandlungsprozesses war.⁴ Dabei war die Beziehung zwischen Mann und Frau in eine hierarchische Wahrnehmung und Ordnung eingebettet, die sich in der sozialen Praxis konkretisierte.⁵ Konfliktfelder, welche das eheliche Zusammenleben schwer belasten konnten und auch zu Scheidungen führten, waren neben den in Gerichtsakten häufig vorgebrachten Gründen Ehebruch und Impotenz auch Misshandlung, Verletzung der Geschlechterrollen und Alkoholismus beziehungsweise Verschwendung. Das Missachten von Geschlechterrollen konnte ein wichtiger Auslöser von Konflikten sein.⁶

In der sozialhistorisch orientierten Forschung steht die Familie seit einigen Jahren im Brennpunkt des Interesses.⁷ Es liegen vor allem Untersuchungen zur bürgerlichen und Arbeiterfamilie vor.⁸ In der neusten Forschung zum Thema Partnerwahl richtet sich der Blick nicht hauptsächlich auf den Gegensatz zwischen Gefühlen und materiellen Interessen, sondern vielmehr auf die Interaktionen und Strategien der Beteiligten.⁹ Claudia Töngi widmet sich in ihrer Forschung *Um Leib und Leben. Gewalt, Konflikt, Geschlecht im Uri des 19. Jahrhunderts* der Thematik von Ehekonflikten,¹⁰ für deren Untersuchung oft die entsprechenden Materialien fehlen.¹¹ Ihre Arbeit leistet einen wichtigen Beitrag zur historischen Auseinandersetzung mit Ehekonflikten und Scheidungsfragen. Aktuelle Forschungen fokussieren ganz allgemein auf soziale Nahbeziehungen, welche das Ehepaar und die Eltern-Kind-Beziehung beziehungsweise Mutter-Kind-Beziehung sowie nächste Verwandte wie Eltern, Schwiegereltern und Geschwister umfassen.¹²

³ Zum Vorgang des Räucherns cf. Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 24-26.

⁴ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 37-40; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 19; Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 78.

⁵ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 524.

⁶ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 537-539.

⁷ Nave-Herz, Rosemarie, Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde, Weinheim 2004.

⁸ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie.

⁹ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 73.

¹⁰ Töngi, Claudia, Um Leib und Leben.

¹¹ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 536.

¹² Cottier, Haus – Familie – Ordnung.

Die bäuerlich und handwerklich organisierte Familie ist vor allem für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts noch nicht intensiv erforscht. Ausgedehnte Untersuchungen zur Thematik Bäuerinnen und Finanzen stehen noch aus.¹³

In diesem Kapitel stehen einerseits die Beziehungen zum Ehemann sowie zu den Schwiegereltern im Fokus, andererseits der Umgang mit Arbeitsteilung und Geld. Die Erzählungen untersuche ich mit einem machtsociologischen Blick,¹⁴ indem ich die verschiedenen Ausprägungen und Inszenierungen von Macht innerhalb der verschiedenen Beziehungen betrachte. Dabei stehen die Handlungen und die Praxis nicht nur eines einzelnen Paares, sondern auch diejenigen ihrer nächsten Verwandten im Blick.¹⁵ Auf folgende Fragen formuliere ich Antworten:

- Wie erinnerten und beurteilten die interviewten Frauen die Ausgestaltung ihrer Beziehung zum Ehemann und die Regelung der familieninternen Rollenverteilung auf der sachlichen Ebene – was war zu tun –, der sozialen – wer tat was – und der zeitlichen – wie gross war der zeitliche Aufwand?
- Wie verhielten sich die Frauen im Prozess der Partnerwahl und welche Bedeutung hatte die Hochzeit als Übergangsritual?
- Wie gestalteten die Frauen ihre Beziehungen zu ihren neuen Verwandten, den Schwiegereltern wie auch zu den Schwägerinnen und Schwägern?
- Wie setzten sie ihr eigenes „Verhaltenskapital“¹⁶ ein, über welches sie in der Auseinandersetzung mit demjenigen des Ehemanns beziehungsweise ihrer neuen Verwandten den jeweiligen Beziehungsrahmen festlegten und gestalteten?

Die Begriffe ‚Ehe‘, ‚Familie‘ und ‚Verwandtschaft‘ verstehe ich als dynamische Systeme, wobei sie die Dreh- und Angelpunkte eines sozialen Beziehungsgeflechts und Determinanten von Handlungsräumen bezeichnen.¹⁷ ‚Ehe‘ stellt eine wechselseitige Beziehung zwischen zwei Menschen dar, welche gegenseitige Rechte und Pflichten in den unterschiedlichen

¹³ Fenske, Michaela, Tatjana Eggeling (Hg.), *Geschlecht und Ökonomie*. Beiträge der 10. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Göttingen 2004, S. 7-12.

¹⁴ Sammet, Herma, *Repräsentation von Macht*, S. 250-253.

¹⁵ Sammet, Herma, *Repräsentation von Macht*, S. 256; Ernst, Stefanie, *Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern. Wandlungen der Ehe im ‚Prozess der Zivilisation‘*, Opladen 1996, S. 10.

¹⁶ Kaufmann, Jean-Claude, *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*, Konstanz 1994 (frz. Erstausgabe 1992), zit. in: Sammet, Herma, *Repräsentation von Macht*, S. 251.

¹⁷ Töngi, *Um Leib und Leben*, S. 209f.; Gestrich, *Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 97; Mitterauer, *Sozialgeschichte der Familie*, S. 109-111.

Lebensbereichen definierte.¹⁸ Beziehungen, gegenseitige Ergänzungen und Auseinandersetzungen stellen das dynamische System dar, worin ich in erster Linie die Positionsbezüge um Macht und Zeit, in zweiter um Besitz ausleuchte.¹⁹ Obwohl für Paare gesellschaftlich normierte Leitbilder bestanden, musste sich jedes Paar mit diesen Bildern auseinandersetzen und sie für die eigene Beziehungspraxis deuten. Symbolischen Ausdruck fand dies in den Erzählung über Rituale, Beziehungsmythen oder für das Paar wichtige Erlebnisse.²⁰ Auch wenn Schweigen als vorherrschender Kommunikationsstil in ländlichen Familien noch weitgehend unerforscht ist, gehe ich davon aus, dass die (Arbeits-)Handlung wichtiger war als das Gespräch.²¹

Jedes Paar produziert und reproduziert ständig Macht, wobei ich Macht sowohl als konstituierenden Faktor wie auch als Produkt jeder sozialen Beziehung betrachte. Macht ist in diesem Verständnis keine individuelle Eigenschaft, sondern wird in der Interaktion gebildet und etabliert.²² Dabei betrachte ich die Machtgrundlagen – Geld, Bildung, beruflicher Status, symbolisches Kapital im bourdieuschen Sinn – als Ressourcen der Individuen, wodurch sie sich Machtvorteile (ver-)schaffen können. So ist es möglich, Strategien zur Erzeugung von symmetrischen und asymmetrischen Machtverhältnissen darzustellen.²³ Dabei bleiben die Folgen einer geschlechtsspezifischen Sozialisation und dadurch entstandene ungleiche Chancen im Blick.²⁴ In traditionellen Familienkonstellationen genoss der Hausvater den höchsten Status. Er war das Oberhaupt der Produktionsgemeinschaft und kulturell galt er als das erste Geschlecht, wodurch er oft einen hohen Selbstwert generierte. Bei Frauen war der Zivilstand von entscheidender Bedeutung. Je nach ihrem individuellen Selbstverständnis, welches von der Persönlichkeit und den Lebensumständen geprägt war, identifizierten sich Frauen stärker mit ihrer ökonomisch-rechtlichen Bedeutung oder ihrem kulturell niedrigeren Status.²⁵ Im schweizerischen Eherecht bestand bis zum Gleichstellungsartikel von 1988 die gesetzliche Vormachtstellung des Mannes als Haushaltsvorstand, Entscheidungsträger und Vormund seiner Frau und Kinder, wodurch die Ungleichheit zwischen Ehefrau und Ehemann

¹⁸ Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 482-484.

¹⁹ Gestrinch, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 103.

²⁰ Sammet, Herma, Repräsentation von Macht, S. 250-253.

²¹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 177.

²² Sammet, Herma, Repräsentation von Macht, S. 250, 257f.; Knapp, Gudrun-Axeli, Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion, in: Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.), Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg i.Br. 1992, S. 287-325, hier S. 304-310; Sarasin, Michel Foucault, S. 178-181.

²³ Sammet, Herma, Repräsentation von Macht, S. 258; Ernst, Machtbeziehungen, S. 154f.; Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 320.

²⁴ Gestrinch, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 100.

²⁵ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 246; Grossenbacher, Silvia, Familienpolitik und Frauenfrage in der Schweiz, Grösch 1987, S. 62.

rechtlich wie institutionell abgestützt war und dem Mann über die patriarchal strukturierten Geschlechternormen einen Machtvorsprung zuschrieben.²⁶ Im Zivilgesetzbuch von 1912 war die Erwartung an verheiratete Frauen festgelegt. Ihre zentrale Funktion stellte diejenige der Hausfrau und Mutter dar.²⁷ In den 1930er-Jahren schienen sich die bürgerlichen Familiennormen auch in ländlichen Kantonen durchzusetzen, wobei Bäuerinnen und Bauern dafür wenig empfänglich waren.²⁸

Die Suche nach einem Lebenspartner, mit welchem die gemeinsamen Kinder grossgezogen werden konnten, bestimmte über Jahrhunderte die so genannte Normalbiographie einer Frau. Die christlich-westliche Ehekonzeption, welche auf dem individuellen Konsens der beiden Beteiligten beruhte, war relativ zerbrechlich, weil die Ehe nach dem Verlust persönlicher Übereinstimmungen aufgelöst werden konnte. Diese Brüchigkeit kam erst nach tiefgreifenden Veränderungsprozessen, welche die Moderne kennzeichnet, voll zum Tragen.²⁹ Im ländlich-bäuerlichen Umfeld wurde die Familie nicht wie im bürgerlichen, wo die Trennung zwischen ausser- und innerhäuslicher Arbeit bestand, zu einer Rückzugsmöglichkeit und Reproduktionsstätte. Deshalb konnte die Frau durch ihre ökonomische Bedeutung eine relative Machtposition behaupten und musste ihren Bedeutungsverlust nicht über ‚Liebe‘ kompensieren.³⁰ Die Ehepartnersuche war denn auch nicht ausschliesslich darauf ausgerichtet, dass Frauen einen charakterlich zu ihnen passenden, liebevollen Mann fanden, sondern überwiegend durch ökonomische Aspekte gekennzeichnet.³¹ Frauen konnten sich wegen ihrer fehlenden Berufsausbildung nur schlecht über Erwerbsarbeit finanzieren.³² Die Partnerwahl stellte einen komplexen Vorgang dar und ein zentrales Element, wie Strukturen sozialer Ungleichheit und gesellschaftlicher Macht über den Generationenwechsel reproduziert wurden.³³

Seit dem Ersten Weltkrieg nahm die Zahl der Verheirateten zu und die Familiengrösse ab. Eine Heirat kam für ein Paar nur dann in Frage, wenn die wirtschaftliche Grundlage zur Ernährung einer Familie als für genügend erachtet wurde. Sie beeinflusste zusätzlich zum jeweiligen Konjunkturverlauf das Wachstum der entstehenden Familie entscheidend. Dabei

²⁶ Tönig, *Um Leib und Leben*, S. 232; Sammet, Herma, *Repräsentation von Macht*, S. 249.

²⁷ Furrer, Meade, Studer, *Sozusagen*, S. 125-127.

²⁸ Furrer, Meade, Studer, *Sozusagen*, S. 127.

²⁹ Mitterauer, *Sozialgeschichte der Familie*, S. 21, 30f.; Gestrich, Krause, Mitterauer, *Geschichte der Familie*, S. 498-504.

³⁰ Ernst, *Machtbeziehungen*, S. 12, 140f.; Gestrich, *Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 70f.; Gestrich, Krause, Mitterauer, *Geschichte der Familie*, S. 15. Zur historischen Semantik der Liebe cf. Luhmann, Niklas, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt/M 1994 (1982).

³¹ Ernst, *Machtbeziehungen*, S. 144f.; Gerber, *Wandel*, S. 143-145.

³² Cf. Kapitel 5.4 Schulbesuch und Berufswunsch.

³³ Gestrich, Krause, Mitterauer, *Geschichte der Familie*, S. 483-485.

setzte die eigentliche Trendumkehr in den Agrarregionen erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Steuerungsmechanismen waren in diesem Zusammenhang hohes Heiratsalter, Endogamie sowie der Versuch, unerwünschte Eheschliessung zu verhindern. Zudem wurde bereits innerhalb der einzelnen Familie zwischen heiratenden und ledig bleibenden Geschwistern selektiert. Der Heiratszeitpunkt verschob sich wegen des wirtschaftlichen Strukturwandels von den landwirtschaftlich eher ruhigen Monaten November und Februar auf die Zeit der Zwischensaison im Fremdenverkehr.³⁴

Das durchschnittliche Heiratsalter lag in Europa vor allem bei Frauen bei Mitte bis Ende Zwanzig, was als ‚european marriage pattern‘ bezeichnet wird.³⁵ Meine Interviewpartnerinnen passen genau in dieses Schema, denn ihr durchschnittliches Heiratsalter lag bei 27.25 Jahren, wobei das unterschiedliche Alter der einzelnen Frauen – Leni Gantenbein heiratete mit 21, Christina Vinzens mit 25, Elisabeth Heim mit 31 Jahren und Dora Bandtli an ihrem 36. Geburtstag – die beschränkte Aussagekraft von statistischen Durchschnittswerten zeigt. Ein weiteres Merkmal westeuropäischer Familien bestand darin, dass der Altersunterschied zwischen den Ehepartnern relativ gering war, was tendenziell zu stärker partnerschaftlich geprägten Verhältnisse führte.³⁶

Ausser Leni Gantenbein, welche nach der Hochzeit ins Haus ihrer Schwiegereltern einzog und kurze Zeit zusammen mit der Schwiegermutter im gleichen Haushalt lebte, zogen die anderen Frauen in einen eigenen Haushalt, was dem Verhaltensmuster der Neolokalität entsprach.³⁷

Die christlichen Kirchen förderten seit dem hohen Mittelalter den Konsens der Ehepartner als Grundlage einer gültigen Ehe und die persönliche Partnerwahl gehörte zum allgemeinen Prozess der Individualisierung. Gleichzeitig war es gerade in bäuerlichen Verhältnissen von entscheidender Wichtigkeit, dass ein ‚funktionierendes‘ Arbeitspaar einen Hof führte.³⁸ Geschlechtsspezifische Normen und Botschaften prägten das Erwachsenenalter nicht nur in katholischen Stammländern,³⁹ sondern auch in protestantischen Gebieten. Die Lehre der ‚natürlichen Minderwertigkeit‘ von Frauen wurde in der protestantischen Kirche noch zu

³⁴ Bollier, Bevölkerungswandel, S. 132-134.

³⁵ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 14, 40f., 78f., 82, 127; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 10; Reinhard, Lebensformen Europas, S. 201, 213-215; Gerber, Wandel, S. 139-142.

³⁶ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 14, 25; Badinter, Mutterliebe, S. 15-17.

³⁷ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 15, 115; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 67; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 10; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 196.

³⁸ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 14, 487, 498.

³⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 245.

Beginn des 20. Jahrhunderts vertreten; über tätiges frommes Leben und so genannten weltlichen Erfolg konnte eine Frau sich selber aufwerten.⁴⁰ Wenn Mitterauer festhält, dass das Christentum für die familieninterne Position von Mann und Frau kaum bedeutsam war, so mag das im interkulturellen Vergleich zutreffen.⁴¹ Die Vorstellung vom Mann als Haupt der Familie etablierte sich sehr früh und hatte bis in die jüngste Vergangenheit grosse Wirksamkeit in Familie und Gesellschaft.⁴²

Familie, verstanden als Institution, welche kollektive Familienziele, individuelle Lebensläufe und sich verändernde Ressourcen zu synchronisieren versucht, spielt bei den lebensgeschichtlichen Übergängen – Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Beerdigung – eine besondere Bedeutung.⁴³

In bäuerlichen Verhältnissen, wo Bodenbesitz und gemeinsame Arbeit für den Bauernbetrieb die Existenz und das Selbstverständnis der Familie konstituierte, erfolgte die Identifikation mit der Familie sachbezogen und über die Arbeit für den Betrieb.⁴⁴ Von eingeheirateten Bäuerinnen wurde erwartet, dass sie ihre Zeit und Arbeitskraft ganz in den Dienst der neuen Arbeitsgemeinschaft stellten. Über unablässiges Arbeiten konnten sie ihre Identifikation mit der neuen Familie bestätigen.⁴⁵ Auch Frauen in gewerblichen Hauswirtschaften verstanden ihren sozialen Lebensraum als Produkt ihrer Arbeit. Ihre produktive Leistung vermittelte ihnen persönliches Prestige und Selbstwertgefühl sowie das Bewusstsein, zum materiellen und sozialen Wohl der Familie beizutragen.⁴⁶ In bäuerlich und handwerklich strukturierten Familien stellte das Ehepaar in der Regel die Grundeinheit der häuslichen Ökonomie dar.⁴⁷

8.1 „Da habe ich gesagt, ich gäbe ihnen keinen Schnaps.“ – Partnerwahl und Hochzeit

Christina Vinzens und ihre Schwester waren nach einer Landsgemeinde von ihren jeweiligen Tanzpartnern – wobei erstere zu diesem Zeitpunkt mit ihrem Tanzpartner zwar noch nicht

⁴⁰ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 255.

⁴¹ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 25.

⁴² Badinter, Mutterliebe, S. 18-26; Honegger, Ordnung der Geschlechter, 126-199.

⁴³ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 617.

⁴⁴ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 285.

⁴⁵ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 285f.; Kaestli, Mont Soleil, S. 94; Gerber, Wandel, S. 131.

⁴⁶ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 286.

⁴⁷ Tönig, Um Leib und Leben, S. 218f.; Lukovic, Tagungsbericht: natur geschlecht vergleich kultur – Neue Wege der Agrargeschichte.

„Freundschaft geschlossen“⁴⁸ hatte, ihn aber von früheren Tanzanlässen kannte⁴⁹ – nach Hause begleitet worden, wo sie noch eine Weile zusammensassen. Den Wunsch nach einem Gläschen Schnaps verweigerte sie den beiden jungen Männern: „Da habe ich gesagt, ich gäbe ihnen keinen Schnaps. <lacht> Ich habe ihnen nicht gegeben. Dann, während er [der spätere Ehemann] das Weglein hinunter gegangen sei, habe er bei sich gedacht, da sei er einmal gewesen. <lacht> Da sei er dann einmal gewesen. Seither ist er manchmal durch dieses Weglein hinauf gekommen. <lacht>“⁵⁰ Christina Vinzens widersetzte sich einem weit verbreiteten Element der Geselligkeitskultur, wirkte übermässigem Alkoholkonsum entgegen und vereitelte die Absichten der jungen Männer, über ihre Trinkfestigkeit ihre Männlichkeit zu inszenieren und demonstrieren.⁵¹ Selbstsicher gab sie den Tarif bekannt und setzte damit die Bekanntschaft beziehungsweise die aufkeimende Beziehung aufs Spiel.⁵² Die Reaktion ihres späteren Ehemannes konnte Christina Vinzens indessen nur deswegen einfügen, weil Herr Vinzens ihr seine Gedanken zu einem späteren Zeitpunkt mitteilte. Für das Paar war die Episode von entscheidender Bedeutung, sie konstituierte gewissermassen ihre Beziehung. Dabei kam dem entschiedenen Auftreten von Christina Vinzens und der Durchsetzung ihrer Prinzipien grosse Bedeutung zu. Über die Wiederholung der Aussage, 'da sei er dann einmal gewesen', und die Betonung von 'da' und 'einmal' brachte Christina Vinzens zum Ausdruck, wie ernst ihm sein Vorsatz unmittelbar nach dem Erlebten war. In der abschliessenden Aussage ist Christina Vinzens' Triumph unüberhörbar, wodurch sie ihr Verhalten und den Fortbestand der Beziehung als persönliche Siege feierte. Ihr anschliessendes, befreites Lachen verweist meines Erachtens darauf hin, dass die Szene für das Ehepaar Vinzens später immer wieder Anlass zu vergnüglichem Erinnern war.

Gelegenheiten zur Begegnung, zu ungezwungenem Zusammensein und gegenseitigem Kennenlernen boten für junge Erwachsene nach abgeschlossener Schulzeit beziehungsweise nach der Konfirmation neben Tanzanlässen, Wirtshaus- oder Marktbesuchen mit anschliessendem Heimbegleiten auch gesellige Vereine und nach Jahrgängen organisierte Treffen in einzelnen Dörfern. Vor allem die Jugendgruppen organisierten und überwachten die Partnerwahl und kontrollierten und verteidigten die lokalen Heiratsmärkte. In diesen Gruppen verbrachten die jungen Ledigen an Festtagen und während weniger arbeitsintensiven

⁴⁸ Christina Vinzens, 1/A 301-327.

⁴⁹ Christina Vinzens, 1/A 301-327; 2/A 82-136; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 21.

⁵⁰ Christina Vinzens, 1/A 301-327.

⁵¹ Töngi, Um Leib und Leben, S. 178f., 183, 347 Anm. 52; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 541; Gadiant, Bevölkerung, S. 21.

⁵² Cf. Perren, Rosenkranz, S. 22.

Phasen einen guten Teil ihrer freien Zeit.⁵³ Arme Jugendliche, welche nach beendeter Schulzeit ihre Wohnorte verliessen, um auswärts Geld zu verdienen, waren von den Aktivitäten der Dorfjugend ausgeschlossen. Dadurch fiel eine prägende Sozialisationsinstanz weg und ein wichtiger Erfahrungs- und Erlebnisraum fehlte.⁵⁴ Junge Frauen erprobten in Jugendgruppen ihre Handlungsräume, die in der Regel unabhängig von der Schicht von der Perspektive der Heirat und Familiengründung geprägt waren.⁵⁵

Christina Vinzens hielt während ihrer Erzählung über die Osterzeit fest, dass sich die ganze „Jungmannschaft“⁵⁶ zum gemeinsamen Spiel traf, wobei es „ganz harmlos“⁵⁷ zu und her gegangen war. Auf meine Frage, ob sie dort auch einen ‚Schatz‘ gehabt habe, fragte sie lachend, ob sie das nun auch erzählen müsse, worauf ich erwiderte, ich sei eben eine Wundernase und Christina Vinzens erklärte, sie wolle eben „nicht alles“⁵⁸ sagen. Nachdem ich sie ermuntert hatte, das zu sagen, was sie wollte, hielt sie lachend Folgendes fest: „Doch, doch, man hat schon manchmal einen gehabt, den man etwas lieber mochte als den anderen.“⁵⁹ Mein letzter Versuch, ihr eine Aussage darüber zu entlocken, wie sich ein solcher Annäherungsprozess abgespielt hatte, erfolgte mit der Frage, ob der betreffende dies auch gemerkt habe. Darauf antwortete Christina Vinzens kurz und knapp: „Ja, ja, das ist nicht nur einseitig gewesen.“⁶⁰ Anschliessend lachte sie etwas verschämt. Obwohl Christina Vinzens das Thema von sich aus angesprochen hatte, war sie nur zu allgemeinen Aussagen bereit. Die Andeutungen und das Lachen weisen darauf hin, dass Christina Vinzens einerseits das Vokabular fehlte, um über Annäherung von und Interaktion zwischen ihr und ihrem ‚Schatz‘ zu sprechen; andererseits zeigen sie, dass beispielsweise die im lokalen Brauchtum verankerten Treffen der Dorfjugend in der Osterzeit es ermöglichten, erste Erfahrungen in Beziehungsangelegenheiten zu sammeln.⁶¹ Gleichzeitig zeigt die Sequenz, dass die interviewten Frauen entschieden, worüber sie zu erzählen bereit waren.

⁵³ Joris, Witzig, *Brave Frauen*, S. 105f., 155f.; Tresch, Corina, „Gadensteigen“ und „Geniessverhöre“. Voreheliche Sexualität und ledige Mütter im 19. Jahrhundert, in: Prisca Aschwanden Nojima, Corina Tresch, Andrea Heinzer et al., *Frauen in Uri. Unbekannte Weggefährten vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Altdorf 2000, S. 44-60, hier S. 45; Gredig-Thöny, Andreas, *Sitten und Bräuche in den Tälern Prättigau und Davos*, Schiers 1998, S. 73f.; Gestrich, *Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 42; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 235f., 240, 244; Mitterauer, *Sozialgeschichte der Familie*, S. 21; Kaestli, *Mont Soleil*, S. 92.

⁵⁴ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 242.

⁵⁵ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 236.

⁵⁶ Christina Vinzens, 2/A 82-136.

⁵⁷ Christina Vinzens, 2/A 82-136.

⁵⁸ Christina Vinzens, 2/A 82-136.

⁵⁹ Christina Vinzens, 2/A 82-136.

⁶⁰ Christina Vinzens, 2/A 82-136.

⁶¹ Hansemann, *Kübliser Heimatbuch*, S. 206; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 236.

Elisabeth Heim erklärte auf meine Frage, wo und wie sie ihren späteren Ehemann kennen lernte, dass sie ihn bereits seit ihrer Schulzeit kannte – er war ein Jahr jünger als sie⁶² – und dass sie später beim Theaterspielen „mehr zusammengekommen“⁶³ seien. Im Verlauf des Gesprächs über Sexualität hielt sie nochmals fest, sie hätten sich Anfang der 1930er-Jahre beim Theaterspielen „gefunden“⁶⁴. Deutet die Verwendung von ‚zusammenkommen‘ auf einen kontinuierlichen Prozess des Kennenlernens hin, so verweist ‚finden‘ auf den Abschluss einer Suche mit endgültigem Charakter und die Vorstellung, für einander vorherbestimmt gewesen zu sein. Elisabeth Heim hielt ohne meine Anregung fest, dass sie und ihr späterer Ehemann ab und zu eine Tanzveranstaltung besuchten, und dass er sie jeweils nach Hause begleitete, wenn sie an einem auswärtigen Anlass servierte.⁶⁵ Die Sequenz schloss sie mit folgenden Aussagen ab: „Und dann ist man miteinander gegangen. [...] Und das ist dann so geblieben.“⁶⁶ Dass Elisabeth Heim und ihr Mann ausgerechnet beim Theaterspielen zusammenfanden, scheint mir kein blosser Zufall zu sein. Das Schauspiel ermöglichte es Elisabeth Heim über ihre rigiden Moralvorstellungen, wonach sexuelle Beziehungen vor der Ehe prinzipiell untersagt waren, hinauszutreten und ihre persönliche Befangenheit abzulegen.⁶⁷ Damit machte sie den Weg frei für eine Beziehung, welche über die bereits bestehende Freundschaft hinausging. Ganz befriedigt hielt Elisabeth Heim den Bestand ihrer Freundschaft fest, worin sie erst im Rückblick auf ein langes gemeinsames Leben die Richtigkeit ihres Verhaltens bestätigt sehen konnte.

Leni Gantenbein antwortete auf meine Frage, wie sie ihren Ehemann kennen gelernt hatte ohne weitere Ausführungen, sie und ihr späterer Mann seien bereits ein Paar gewesen, als sie noch zur Schule ging.⁶⁸

Dora Bandtli kannte ihren zukünftigen Ehemann ebenfalls seit ihrer Kindheit, sie war sogar über viele Ecken verwandt mit ihm.⁶⁹ An einem Tanzanlass lernte sie ihn besser kennen, wobei sie sich zum Prozess nicht äusserte, sondern lediglich festhielt, er sei auf dem Weg zur

⁶² Elisabeth Heim, 3/A 521-562.

⁶³ Elisabeth Heim, II 13.

⁶⁴ Elisabeth Heim, 2/B 325-368.

⁶⁵ Elisabeth Heim, II 13; cf. Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 39.

⁶⁶ Elisabeth Heim, II 13.

⁶⁷ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 21, 87; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 239; Dejung, Christof, Thomas Gull, Tanja Wirz (Hg.), Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930-1945, Zürich 2002, S. 105-107.

⁶⁸ Leni Gantenbein, 1/A 526-555.

⁶⁹ Dora Bandtli, 2/B 643-710.

Alp gewesen.⁷⁰ In einem anderen Gesprächszusammenhang – ich hatte gefragt, ob sie sich hätte vorstellen können, unverheiratet zu bleiben, was Dora Bandtli spontan bejahte – erzählte sie Folgendes: „Ich bin eben immer, ewig an Stellen gewesen und (...) habe es schon recht gehabt. (...) In D. ist dann... Ich habe auch... Zuerst, als ich nach D. gekommen bin... Ja, ich bin eben viele Jahre in B. gewesen und nachher bin ich verlobt gewesen, und dann ist diese Verlobung ausgegangen. Und danach (...) wollte ich eben dennoch weg.“⁷¹ Die häufigen Unterbrüche und die vielen abgebrochenen Sätze spiegeln, wie stark dieses Erlebnis Dora Bandtli erschütterte und wie sie förmlich nach Worten rang. Dass sie diesem persönlichen Tiefschlag Andeutungen zu ihren beruflichen Tätigkeiten und ihrer Tüchtigkeit vorausschickte, verstehe ich als Zeichen dafür, dass sie über ihre Erwerbsarbeit schon vor der Auflösung der Verlobung viel Selbstwert generierte und danach ‚in die Fremde‘ ging, um einen neuen Anfang zu wagen. Präzise nahm sie ihre Bedürfnisse wahr und setzte sie zielstrebig um, wodurch sie zeigte, dass sie ihre Handlungsfähigkeit auch unter schwierigen Umständen aufrecht zu erhalten vermochte. Vor diesem Hintergrund halte ich die Tatsache, dass sie sich auf eine Beziehung zu ihrem späteren Ehemann einliess, welcher – was noch zu zeigen sein wird – einen schwierigen Charakter hatte, für einen Ausdruck ihrer Rückkehr in ein ihr wohlbekanntes bäuerliches Umfeld.

An dieser Stelle wäre es besonders interessant gewesen, mehr über die Beziehung zwischen Dora Bandtli und ihren ehemaligen Verlobten – er war in einer Nordostschweizer Stadt zu Hause und sie hatten seine Eltern bereits einmal besucht – und zu den Gründen der Auflösung, ausser dass „eine andere [...] dann dazwischen“⁷² gekommen war, zu erfahren. Doch Dora Bandtli hielt auch in ihrer zweiten Erzählung lediglich den Sachverhalt fest,⁷³ und ich getraute mich nicht, genauer nachzufragen. Denn ihr Schmerz war auch nach mehr als 60 Jahren deutlich zu spüren und ich wollte keine alten Wunden aufreissen.

Die Hochzeit verstehe ich als prägendes Ereignis innerhalb eines Lebenslaufs, welches viele Veränderungen in der Lebensgestaltung nach sich zog. Die Ehe galt in der sozialen Wirklichkeit erwachsener Frauen und Männer als selbstverständliche Lebensform und wurde nicht grundsätzlich hinterfragt.⁷⁴ In ländlichen Gebieten endete bis ins 20. Jahrhundert die Jugendzeit genau mit dem Hochzeitstag. Die Jugendzeit war primär definiert durch den Status

⁷⁰ Prättigauer Zeitung, Sonntagsbeilage, Samstag 12. Februar 1983.

⁷¹ Dora Bandtli, 2/B 643-710. Die Auflösung der Verlobung hielt Dora Bandtli ein zweites Mal fest: II 27.

⁷² Dora Bandtli, 2/B 643-710.

⁷³ Dora Bandtli, II 27.

⁷⁴ Töngi, Um Leib und Leben, S. 212.

des Ledigseins und nicht abhängig vom Alter oder dem Abschluss bestimmter Ausbildungsprozesse oder gar von seelischer Reife. Die zentrale Bedeutung der Heirat war die in Westeuropa fast durchgängig verbreitete Sitte, dass das Paar einen eigenen Haushalt gründete. Es gab keinen allmählichen Übergang in die Selbständigkeit. Bis zur Heirat blieben die Jugendlichen und erwachsenen Frauen und Männer, sofern sie auf dem elterlichen Hof lebten, der Autorität des Vaters unterstellt.⁷⁵

Auch wenn meine Interviewpartnerinnen nicht explizit darauf hinwiesen, wurde dennoch klar, dass die gegenseitige Zuneigung und die Liebe wichtige Gründe für das Heiraten darstellten.⁷⁶ Im bäuerlichen Bereich war die soziale Platzierung der Nachkommen besonders stark, wenn es um die Weitergabe des Hofes ging,⁷⁷ welcher im Prättigau immer als ganzer übergeben wurde.⁷⁸ Die Töchter erbten eher Kapitalwerte, die Söhne Grund- und Immobilienbesitz.⁷⁹

Für alle meine Interviewpartnerinnen galt die Vorstellung zu heiraten und Kinder grosszuziehen als nicht zu hinterfragende Tatsache in ihren eigenen Lebenskonzepten. Christina Vinzens erklärte explizit, sie habe sich nichts anderes vorgestellt.⁸⁰ Elisabeth Heim hielt fest, wie gerne sie bereits als Jugendliche Kinder gehütet hatte.⁸¹ Und auch für Dora Bandtli blieb die Heirat integraler Bestandteil ihrer Lebensplanung; sie bejahte meine diesbezüglich Frage in beiden Gesprächssequenzen,⁸² obwohl die aufgelöste Verlobung sie schwer enttäuscht hatte. Leni Gantenbein fügte ihrer Antwort folgende Überlegungen an: „Eben, ich weiss gar nicht wieso. Mir ist immer eine Familie vorgeschwebt. Und das wird, nehme ich an, sein, weil ich auch nie nichts anderes kennen gelernt habe. <lacht> ‘Mh’. Und eben, damals... Wie hätte man sich gerade durchbringen wollen? Also, Berufe, dass man jetzt gerade davon hätte leben können, hat es damals sicher noch nicht so viele gegeben.“⁸³ Beide Denkstränge, sowohl fehlende andersartige Lebenspraktiken, wie existenzielle ökonomische Unsicherheiten, entlarven den Hochzeits- und Kinderwunsch als gesellschaftliche Konventionen ohne echte Alternativen.

⁷⁵ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 41; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 79.

⁷⁶ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 103-105.

⁷⁷ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 87; Grossenbacher, Familienpolitik, S. 62.

⁷⁸ Fient, Prättigau, S. 47.

⁷⁹ Töngi, Um Leib und Leben, S. 101 Anm. 17.

⁸⁰ Christina Vinzens, II 34.

⁸¹ Elisabeth Heim, II 42.

⁸² Dora Bandtli, 2/B 643-710, II 27.

⁸³ Leni Gantenbein, 1/B 197-217. Zur Frage nach ihrem Kinderwunsch 2/A 188-199, zum Fehlen existenzsichernder Berufe 2/B 40-72.

Leni Gantenbein heiratete 1938 mit 21 Jahren,⁸⁴ was sie selber als „jung“⁸⁵ bezeichnete. Ihr zukünftiger Mann, welcher als jüngstes Kind den Hof erbte, lebte zu diesem Zeitpunkt allein mit seiner Mutter zusammen. Zum Entscheid hielt Leni Gantenbein Folgendes fest: „Und dann ist der [Mutter] eben wirklich irgendjemand auch dann nötig gewesen, dass da eingesprungen ist. Und dann haben wir eben geheiratet. <lacht>“⁸⁶ Die Mutter vermochte den Haushalt nicht mehr zu führen, was für sie und ihren Sohn eine echte Not darstellte. So war die Hochzeit eine willkommene Veränderung, weil dadurch die existenzielle Grundversorgung erhalten blieb. Leni Gantenbein stellte in dieser Situation das dynamische Element dar, was über den Begriff ‚eingesprungen‘ zum Ausdruck gelangt. Gleichzeitig wird deutlich, dass der individuelle Entscheidungsspielraum von Leni Gantenbein und ihrem zukünftigen Mann gering war.⁸⁷ Die Reaktion ihrer Mutter beschrieb Leni Gantenbein wie folgt: „Ich weiss dann, die Mutter hat dann schon gesagt, als ich so jung geheiratet habe: ‚Du hast noch gar nirgends keine Erfahrung.‘ Aber, wo wollte ich solche Erfahrungen sammeln? Ich bin immer zu Hause gewesen. Und was ich dort erfahren habe... Und eigentlich muss man das dann einfach selber, danach.“⁸⁸ Leni Gantenbeins Mutter unterstützte ihren Entscheid offensichtlich nicht. Dass Leni Gantenbein noch genau ‚wusste‘, was ihre Mutter sagte und dies als direkte Rede inszenierte, zeigt, wie nachhaltig deren Vorbehalte wirkten. Das vorgebrachte Argument, keine Erfahrung gehabt zu haben, entkräftete Leni Gantenbein im abgebrochenen Satz, wobei sie einen wesentlichen Punkt nicht aussprach. Als Leni Gantenbein 14 Jahre alt war, gebar ihre Mutter das jüngste Kind: Dies hatte zur Folge, dass sie die Säuglingspflege gewissermassen von der Pike auf lernte und so damit bestens vertraut war. Auch die weiteren Entwicklungsschritte erlebte sie hautnah mit und besass daher mit 21 Jahren auch auf diesem Gebiet bereits vielseitige Erfahrungen.⁸⁹ Mit ihrer Heirat ging dem elterlichen Bauernbetrieb eine vollwertige Arbeitskraft verloren, was ich als hauptsächliches Motiv für das vorgebrachte mütterliche Argument betrachte.⁹⁰ Im letzten Satz drückte Leni Gantenbein ihre positive Selbstbeurteilung aus, welche sie nur rückblickend und aufgrund ihrer Erfahrung, die Herausforderungen als junge Ehefrau und Mutter gemeistert zu haben, vornehmen konnte.

⁸⁴ Leni Gantenbein, 2/A 5-25.

⁸⁵ Leni Gantenbein, 2/A 264-301.

⁸⁶ Leni Gantenbein, 1/A 526-555.

⁸⁷ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 111.

⁸⁸ Leni Gantenbein, 2/A 264-301.

⁸⁹ Leni Gantenbein, 1/A 148-173, 1/B 132-138.

⁹⁰ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 111.

Die Hochzeit führte nicht nur zwischen Mutter und Tochter zu Spannungen, sie löste auch bei Leni Gantenbein ambivalente Gefühle aus:

„Ja, eben, das ist dann eben auch noch ein wenig ein, ein Zwiespalt gewesen. Von zu Hause weg, das ist dann eben auch nicht nur gerade so schmerzlos gegangen. Und ich habe dann eben auch noch jüngere Geschwister gehabt. Das ist mir dann eigentlich noch fast mehr gewesen als von den Eltern, der Abschied. Das weiss ich. Es ist da sicher nicht nur eitel Freude gewesen. Aber das ist... Doch. Und sonst, im Übrigen hat es mich auch gefreut.“⁹¹

Auch wenn Leni Gantenbein im abschliessenden Satz, welcher erst im zweiten Anlauf glückte und dem ein mit grosser Bestimmtheit ausgesprochenes ‚doch‘ vorausging, ihre Freude am Hochzeitstag festhielt, so vermag sie nicht wirklich zu überzeugen. Dass die Trennung von ihren jüngeren Geschwistern ihr derart zusetzte, zeigt, wie eng sie mit ihnen verbunden war, und dass die Beziehungen zwischen den Geschwistern eine durchweg andere Intensität und Qualität hatte als diejenigen zu den Eltern. Leni Gantenbein verlor kein Wort über ihren Mann verlor, was ich als Ausdruck dafür werte, dass sie am Hochzeitstag sehr mit sich selber beschäftigt war. Mit diesem Tag begann für Leni Gantenbein ein „neuer Abschnitt“, zu welchem sie nach einem herzhaften Lachen und einer Pause, worin sie von ihren Gefühlen überwältigt wurde, sagte: „Wie das, nehme ich an, bei den meisten ist, wenn sie heiraten.“⁹² Bei der Bewältigung von Unsicherheiten und Ängsten, welche sich mit dem Status und der Rolle als Ehefrau zumindest unmittelbar nach der Hochzeit ergaben, verortete sich Leni Gantenbein in einem Kollektiv von Frauen in derselben Situation. Dadurch konnte sie ihre eigenen Sorgen und Nöte – wenn auch nur angenommen – mit anderen Frauen teilen und sich unter gleichen aufgehoben und verstanden fühlen. Keine Unsicherheiten bestanden im Bereich der Arbeit: „Und danach habe ich etwa gewusst, was ich jetzt so zu tun habe.“⁹³ Während sie zuhause zwar als vollwertige Arbeitskraft tätig gewesen, aber dennoch der Mutter untergeordnet war, führte sie nun den Haushalt und erledigte alle anderen Aufgaben in ihrem Tätigkeitsfeld eigenverantwortlich und -ständig, was sich wiederum über den Gebrauch von ‚wissen‘ manifestierte. Trotz der bestehenden Spannungen erhielt Leni Gantenbein von ihren Eltern zu ihrer Hochzeit sowohl eine Aussteuer als auch Bargeld, welches das Paar zur Anschaffung von Möbeln bestens brauchen konnte.⁹⁴ Die Mitgift stellte allerdings nur einen schwachen Ersatz für die erbrechtliche Benachteiligung der Frauen dar.⁹⁵

⁹¹ Leni Gantenbein, I 14.

⁹² Leni Gantenbein, 1/A 526-555.

⁹³ Leni Gantenbein, 2/A 5-25.

⁹⁴ Leni Gantenbein, 1/A 658-683; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 21.

⁹⁵ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 17.

Christina Vinzens, welche im April 1931 mit 25 Jahren heiratete,⁹⁶ berichtete in den Gesprächssequenzen zum Thema Hochzeit ausführlicher als über ihren Hochzeitstag darüber, dass ihr zukünftiger Mann ihr späteres Wohnhaus grösstenteils selber baute: „Er hat eben alles, das meiste selber gemacht. Er hat schon das Holz im Wald gerüstet, selber, und es geführt, selber, und gesägt, selber. Das hat einfach viel erspart.“⁹⁷ Dass Christina Vinzens den Begriff ‚selber‘ so häufig brauchte, sehe ich als Ausdruck für die tiefe Bewunderung ihres Mannes. Das Haus stellte nicht nur faktisch den Ort ihrer gemeinsamen Lebensgrundlage dar, sondern stand auch symbolisch für die gemeinsame Zukunft.⁹⁸ In Graubünden errichteten Bauern in gemeinsamer Arbeit sowohl Wohnhäuser als auch Vieh- und Heuställe.⁹⁹ Auf mögliche Bedenken vor der Hochzeit angesprochen, hielt Christina Vinzens leicht zögernd Folgendes fest: „Ja, man hat sich schon gefreut, aber auch, auch gewusst, dass man jetzt etwas Verantwortung dann hat und sorgen muss. Dass wir zwei selber aufkommen müssen für einander... <lacht>“¹⁰⁰ Bemerkenswert scheint mir hier, dass Christina Vinzens die Verantwortung für das gemeinsame Auskommen als gegenseitige erinnerte, wodurch sie ihre Beiträge zur Sicherung des Lebensunterhalts, welche – wie ich noch zeigen werde – aus finanziell nicht entschädigten Tätigkeiten bestanden, denjenigen des Mannes, welcher die traditionelle Ernährerrolle innehatte, gleichstellte und so ihre gelebte Partnerschaft vorwegnahm.

Während Christina Vinzens über das Hochzeitsfest berichtete, das Essen und die bis tief in die Nacht spielende Musik, hielt sie fest, dass ihre Eltern vor dem Ende des Fests zu Fuss nach Hause gingen: „Nein, heute denke ich manchmal... (...) Dass man damals nicht etwas... (...) Aber Taxi sind damals noch keine gewesen oder einer wäre gewesen in B. Aber, das ist einem gar nicht in den Sinn gekommen, man hat nicht daran gedacht. Das denke ich heute oft, dass man damals nicht, dass die zu Fuss hinunter mussten.“¹⁰¹ Noch im hohen Alter machte sich Christina Vinzens Vorwürfe darüber, sich ihren Eltern gegenüber nicht umsichtig genug verhalten zu haben. Sprachlich drückte sich dies einerseits über den zweimaligen Aktualitätsbezug – heute denke ich – aus, andererseits über die abgebrochene Aussage ‚dass man damals nicht‘. Gefühle, versagt und sich nicht ausreichend gekümmert zu haben, sowie die Anspannung drückten sich im abschliessenden Lachen aus, wodurch sich die Anspannung

⁹⁶ Christina Vinzens, 2/A 155-160.

⁹⁷ Christina Vinzens, II 15, cf. 1/A 328-350, II 13.

⁹⁸ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 23-25.

⁹⁹ Jenny, Handwerk, S. 125, 179.

¹⁰⁰ Christina Vinzens, II 15.

¹⁰¹ Christina Vinzens, II 13.

zumindest teilweise zu lösen vermochte. Dass Christina Vinzens während der Hochzeitsvorbereitungen offensichtlich mit anderen Dingen beschäftigt war, deutete ich dahingehend, dass sie sich emotional und gedanklich von ihren Eltern wegbewegte und auf die neue Familie ausrichtete.

Als ich Christina Vinzens auf die Bedeutung ansprach, welche die Hochzeit für sie hatte, hielt sie spontan Folgendes fest: „Dass man zur Kirche gegangen ist, dass der Pfarrer einem gepredigt hat, <lacht> was man solle.“¹⁰² Die Aussage zeigt zum einen, dass Christina Vinzens keine Übung darin hatte, über derartige hoch symbolisierte und ritualisierte Akte zu reflektieren, zum anderen drückt sie aus, dass die kirchliche Trauung und die Worte des Pfarrers für sie selbstverständlich dazugehörten und auch bedeutungsvoll waren.

Elisabeth Heim heiratete im November 1935. Sie war damals 31 Jahre alt, wobei sie den Zeitpunkt „hinausgeschoben“¹⁰³ hatte. Nach dem Tod ihres Vaters führte sie drei Jahre lang den elterlichen Bauernhof zusammen mit ihrem Bruder und konnte so „drei Stück Vieh“¹⁰⁴ in die Ehe einbringen, worauf sie stolz war. Denn es war üblich, dass sowohl die zukünftige Bäuerin wie auch der Bauer eine Kuh zur Hochzeit erhielten.¹⁰⁵ Den Start in ihr Eheleben kommentierte sie wie folgt: „Und so ist, hat eben diese Selbstversorgung gut angefangen.“¹⁰⁶ In Elisabeth Heims Erinnerung waren die Existenz sichernden Geschenke wichtiger als der eigentliche Hochzeitstag, zu welchem sie lediglich angab, dass er „hübsch“ war und sie „alles in Ehren [und] im Verstand“¹⁰⁷ behielt. Die Selbstversorgung beziehungsweise die nationalen Appelle im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung an die Bäuerinnen, sich wieder vermehrt in den Dienst von Familie und Subsistenzarbeit zu stellen,¹⁰⁸ sehe ich bei Elisabeth Heim verinnerlicht. Über die traditionellen Arbeitsbereiche, welche der Bäuerin zugeordnet waren – Garten und Obstkulturen –,¹⁰⁹ strebte auch Elisabeth Heim eine möglichst hohe Selbstversorgung an.

¹⁰² Christina Vinzens, II 14.

¹⁰³ Elisabeth Heim, 3/A 521-562.

¹⁰⁴ Elisabeth Heim, 1/B 371-436.

¹⁰⁵ Elisabeth Heim, 1/B 371-436; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 21.

¹⁰⁶ Elisabeth Heim, 1/B 371-436.

¹⁰⁷ Elisabeth Heim, beide Zitate II 16.

¹⁰⁸ Stämpfli, Regula, Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914-1945, Zürich 2002, S. 137; Stämpfli, Regula, Kriegswirtschaft, Militär und Geschlecht. Der Réduitentscheid in geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: *traverse*, 1 (1999), S. 118-130, S. 119.

¹⁰⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 98.

Dora Bandtli heiratete im Dezember 1935 an ihrem 36. Geburtstag.¹¹⁰ Sie verschob den Termin dreimal, weil ihre ehemalige Chefin sie um Mitarbeit gebeten hatte.¹¹¹ Die gute Beziehung mit ihrer Arbeitgeberin hatte höhere Priorität als die Hochzeit, was Fragen bezüglich Dora Bandtlis Ernsthaftigkeit entstehen liess. Vor dem Hintergrund der aufgelösten Verlobung lese ich ihr Zögern als Versuch, die Absicht ihres künftigen Ehemannes auf seine Beständigkeit hin zu prüfen. Dass diese Erfahrung Dora Bandtli nachhaltig prägte, zeigt eine andere Sequenz, worin sie von einer Begebenheit mit einem Stammgast berichtete: „Und dann habe ich gesagt: ‚Ja, wissen Sie Herr M., jetzt habe ich immer so geschwitzt und gemacht, und nur das Gute aus der Suppe genommen, und jetzt gehen Sie und heiraten eine andere.‘ So... Ja, lachen konnten diese! <lacht> [...] Ja, man hat dann auch irgendwie lustig gehabt, mit ihnen. Wenn sie einem dann so verstehen. Und ich habe dann noch gerne gespasst.“¹¹² Die direkte Rede, welche ich als Teil von Dora Bandtlis Verarbeitungsprozess verstehe, wollte sie unzweideutig als Witz verstanden wissen. Im geschäftlichen Kontext konnte Dora Bandtli einen unverkrampften Zugang zu Männern entwickeln und wieder ihre eigene Fröhlichkeit finden. Andererseits wird gerade in diesen Aussagen deutlich, dass, wer ihre persönliche Geschichte nicht kannte, den wahren Gehalt ihrer Aussagen nicht ermessen konnte.

Stolz hielt Dora Bandtli fest, dass sie zum neuen Haushalt Möbel und auch Geschirr beisteuern konnte, welches sie von der Frau des Engadiner Försters geschenkt erhielt, bei welchem sie angestellt war.¹¹³ Mit diesem Hinweis demonstrierte Dora Bandtli ihre Tüchtigkeit, die sie für ein wesentliches immaterielles Startkapital für die Ehe hielt.¹¹⁴

Die Hochzeitsfeste spielten sich in der Regel in einem bescheidenen Rahmen ab.¹¹⁵ Zur Hochzeitsfeier, welche Aussagen über die gesellschaftliche und soziale Vernetzung des Paares ermöglichte, äusserte sich Dora Bandtli nicht. Leni Gantenbein hielt fest, sie hätten ein „Festchen“¹¹⁶ gemacht, und Christina Vinzens bezeichnete ihr Fest als „nicht grosse Sache“¹¹⁷ und begründete dies wie folgt: „Das hat der Mann nicht vermögen und das habe ich

¹¹⁰ Dora Bandtli, 1/A 68-96.

¹¹¹ Dora Bandtli, 1/B 172-179.

¹¹² Dora Bandtli, 1/B 211-250.

¹¹³ Dora Bandtli, 1/B 593-616.

¹¹⁴ Sieder, Sozialgeschichte der Familie, S. 37.

¹¹⁵ Perren, Rosenkranz, S. 46.

¹¹⁶ Leni Gantenbein, I 13.

¹¹⁷ Christina Vinzens, II 13.

nicht vermögen. <lacht>¹¹⁸ Bei Christina Vinzens und ihrem Mann legten also die finanziellen Mittel den Rahmen ihrer Hochzeitsfeier fest, wobei sie über die ökonomische Gleichheit auf die partnerschaftliche Grundausrichtung hinwies. Im abschliessenden Lachen klang einerseits eine gewisse Beschämtheit über die begrenzten Finanzmittel an, andererseits ein gewisser Stolz, ihren Beitrag an das Fest geleistet haben zu können. Elisabeth Heim hielt als einzige fest, ihre Hochzeit sei mit etwa 80 Gästen gross gewesen, wobei sie und ihr Mann dies für „recht“¹¹⁹ empfanden.

8.2 „Und das habe ich mir also schon früh vorgenommen, so unterjochen lassen, das würde ich mich nicht.“ – Paarbeziehung und Kommunikationskultur

Während unseres Gesprächs über die Haltungen von Frauen und Männern der Pfarrerin gegenüber sprach ich Leni Gantenbein auf ihr Verhältnis zu ihrem Mann an und äusserte mich dahingehend, dass ich nicht den Eindruck gewonnen hätte, ihr Mann habe nicht als Familienoberhaupt agiert. Darauf sagte Leni Gantenbein: „Und das habe ich mir also schon früh vorgenommen, so unterjochen lassen, wie es schon, wie ich dann auch Frauen gekannt habe, das würde ich mich nicht. Also, dann würde ich mich wehren, und wenn es auch Streit gäbe. <lacht> Und das ist auch so gewesen. Aber, das hätte ich einfach nicht gekonnt. Dann wäre ich ‘arwoorgät’ [erstickt]. <lacht>¹²⁰ Offensichtlich hatte Leni Gantenbein aufgrund von Beobachtungen in ihrem näheren Umfeld ihre Vorstellung entwickelt, wie sie dereinst ihre Beziehung gestalten wollte. Sie nahm sich im Bewusstsein um die Grenzen ihrer Belastbarkeit vor, für sich einzustehen und daraus entstehenden Konfrontationen nicht auszuweichen. Von einem Mann unterdrückt zu werden, wäre für sie „demütigend bis zu unterst“¹²¹ gewesen, eine Erfahrung, die sie sich ersparen wollte. Wie es ihr gelang, ihren Vorsatz zu leben, schilderte sie wie folgt: „Ich weiss nicht, ob ich da jetzt auch noch ein wenig einen speziellen Mann gehabt habe. Er hat schon auch... Wir haben irgendwie richtig gestritten. Aber, wir haben dann auch wieder Friede geschlossen. Und dann habe ich immer das Gefühl gehabt, es sei einem danach viel leichter, wenn man, wenn es dann aus einem

¹¹⁸ Christina Vinzens, II 13.

¹¹⁹ Elisabeth Heim, II 16.

¹²⁰ Leni Gantenbein, 2/B 344-367.

¹²¹ Leni Gantenbein, 2/B 344-367.

hinaus ist, und man danach auch wieder Friede geschlossen hat.“¹²² Leni Gantenbein und ihr Mann pflegten während langer Ehejahre eine gute verbale Streitkultur und sie war sich sehr wohl bewusst, dass dies eher die Ausnahme als die Regel darstellte. Das gemeinsame Ringen um eine Klärung spiegelt sich im Wechsel von Ich- zu Wir-Aussagen und vice versa. Die zweimalige Bekräftigung, wieder Friede geschlossen zu haben, zeigt zudem an, dass das Paar Konflikte jeweils mit einer ritualisierten Versöhnung abschliessen konnte.

Im alpinen Raum wurden die sozialen Kontakte stark über die gegenseitige Kontrolle der einzelnen Familienmitglieder geprägt. Ein Grund für die Sozialkontrolle war die ständige Gefahr eines lebensbedrohenden Unfalls oder Unglücks. Gleichzeitig sprach man nur wenig über die gegenseitigen Pflichten, denn die auszuführenden Arbeiten folgten dem jahreszeitlichen Rhythmus und blieben von Jahr zu Jahr gleich. Ausführliche gegenseitige Absprachen oder Anweisungen waren somit kaum notwendig; für die Verständigung reichten Zeichen oder Laute.¹²³

Leni Gantenbein beschrieb, wie sich Konfliktfelder mit ihrem Mann eröffnen konnten:

„Ja, ja, wenn er jetzt etwas nicht gerade für gut gehabt hat, nur dreingeredet hat er vielleicht schon, aber nicht geholfen. <lacht> Doch, er hat sonst, er hat mir gewiss auch noch viel abgenommen, das möchte ich nicht sagen. <lacht> Doch, manchmal, wenn, wenn die Knaben, nicht, nicht parieren wollten, hat es dann eben an meiner Erziehung gefehlt. <lacht> Das ist ein wenig gewesen, manchmal. <lacht> Aber... Deswegen habe ich manchmal Vorwürfe erhalten, ich lasse ihnen viel zu viel durch, und das gehe nicht so und... ‘Mh’. Aber, es wird noch an mehreren Orten so gewesen sein. <lacht>“¹²⁴

Leni Ganteneins Aussagen liegt ein a-b-Schema zugrunde. Die a-Aussagen enthalten die gegenseitig vorgebrachten Kritikpunkte und Vorwürfe, in den b-Aussagen schwächte Leni Gantenbein ihre Vorhaltungen stark ab. Darin spiegelt sich ein weit verbreitetes Verhalten: Der Mann intervenierte im Arbeitsfeld der Frau, ohne direkt am Geschehen beteiligt gewesen zu sein oder über eigene Erfahrungserfahrungen zu verfügen, die Frau krebste den halben Weg zurück, um nicht im Dauerkonflikt zu leben. Wiederum ordnete sich Leni Gantenbein in ein Kollektiv von Frauen in derselben Situation ein, was ihr die Gewissheit vermittelte, nicht allein zu sein. Leni Gantenbein musste nach jedem Satz herzhaft lachen, was ich als Zeichen dafür deute, dass ihr die Streitereien zwar nicht lächerlich, aber doch irgendwie komisch

¹²² Leni Gantenbein, 2/B 344-367.

¹²³ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 175-177.

¹²⁴ Leni Gantenbein, I 46.

vorkamen. Gleichzeitig vergegenwärtigte sie über das Lachen die hohe emotionale Brisanz, welche ihre Erzählung hatte.

Welcher Aufwand nämlich mit der Versorgung und Betreuung der Kinder verbunden war, konnte sich Herr Gantenbein nicht vorstellen. Leni Gantenbein äusserte sich auf meine diesbezügliche Frage wie folgt: „Ja, also, einfach, dass jetzt, dass ich jetzt mit diesem und diesem noch nicht fertig sei und jetzt noch nicht auf dem Feld und noch nicht im Stall, was da jetzt wieder gewesen sei, welches Hindernis. <lacht> Eben, in dieser, dieser Form. Aber gewöhnlich konnte ich es dann schon begründen, was jetzt da gewesen sei.“¹²⁵ Den Unmut ihres Mannes brachte Leni Gantenbein in der Häufung von ‚jetzt‘ und der Betonung von ‚noch nicht‘ zum Ausdruck, wodurch spürbar wird, wie bedrängt sich Leni Gantenbein fühlte. Entscheidend scheint mir hier, dass sie jeweils erklären konnte, welche Umstände dazu führten, dass sie eine bestimmte Aufgabe verspätet oder nicht ausführen konnte, und dass ihr Mann zuhörte. In diesem Verhalten sehe ich gegenseitige Wertschätzung und gegenseitigen Respekt ausgedrückt.

Dass nicht nur ihr Mann ihre Tätigkeiten kommentierte und kritisierte, sondern Leni Gantenbein auch die seinen, bekräftigte sie wie folgt:

„Doch, doch, das habe ich dann schon auch. Aber ich habe, ich bin mir dann eben bewusst gewesen, dass ich da auch nicht so viel verstehe, und dann habe ich mich dann doch etwas gehütet, <lacht> meine Meinung zu äussern. <lacht> Doch, doch, das habe ich dann auch manchmal. Man hat auch das Recht gehabt, und das hat es auch ertragen. Sonst hat er es dann auch gesagt, wenn er das dann nicht haben wollte.“¹²⁶

Im Gegensatz zu ihrem Mann war sich Leni Gantenbein bewusst, dass ihr die nötige fachliche Qualifikation fehlte, um ihren Mann in seinem Aufgabenfeld zu kritisieren. Dass Leni Gantenbein ihr Tun explizit als ihr Recht bezeichnete und darauf hinwies, dass dies gut möglich war, zeigt zum einen, dass sie ihrem Wort nicht immer das gleiche Gewicht wie demjenigen ihres Mannes beimass, zum anderen, dass das Paar einen Kommunikationsstil etablierte hatte und pflegte, welcher die Beziehung stärkte und lebendig erhielt.

Die suggestive Frage, ob ihr Mann die Hausarbeit geringer schätzte als seine eigene, beantwortete Leni Gantenbein zustimmend: „Ja, das habe ich dann schon noch ein wenig das Gefühl gehabt, manchmal. *Ja, ja*, eben das... Ja, einfach zuerst ist, wie jetzt beim Heuen und so, zuerst ist natürlich dies gekommen, und im Haus konnte es dann schon gehen, wie es wollte und... <lacht> Aber es ist so gewesen.“¹²⁷ Für Leni Gantenbein stand fest, dass ihr

¹²⁵ Leni Gantenbein, II 4-5.

¹²⁶ Leni Gantenbein, I 47.

¹²⁷ Leni Gantenbein, I 53.

Mann die Priorisierung der zu erledigenden Arbeiten zu seinen Gunsten vornahm, wobei sie damit gut leben konnte. Den ihr wichtigen Abwasch nach dem Mittagessen besorgte sie jeweils ohne Rücksprache mit beziehungsweise Rechtfertigung gegenüber ihrem Mann auch während der arbeitsintensiven Heuernte.¹²⁸ So setzte sie ihre Prioritäten, wobei ihr Verhalten keine Auseinandersetzung provozierte.

Das Ehepaar Gantenbein pflegte einen aktiven und offenen Kommunikationsstil, welchen ich eher den so genannt ‚redenden‘ städtischen als den ‚schweigenden‘ alpinen Milieus zuordne.¹²⁹

Für Dora Bandtli war neben ihrem Grundsatz, miteinander zu reden,¹³⁰ eine andere Haltung zentral, welche die Art, wie sie ihre Beziehungen gestaltete, entscheidend prägte. Während sie über das Schicksal ihrer Schwiegermutter berichtete, welche Witwe wurde, als sie mit dem neunten Kind schwanger war, hielt sie mit Bezug auf sich selber Folgendes fest: „Es musste immer vorwärts. Aber eben, das ist... Ich habe jetzt diese Gnade gehabt, ich bin einfach, ich habe es einfach genommen, wie es genommen, wie es gekommen ist. Es nützt ja nichts.“¹³¹ Dora Bandtli richtete sich einerseits bewusst auf die Zukunft aus und wendete weder Zeit noch Energie für vergangene Ereignisse auf; andererseits arrangierte sie sich mit allen und allem, was ein wenig fatalistisch anmutet. Deshalb nahm sie die Möglichkeiten, ihre Beziehung aktiv mitzugestalten, wenn überhaupt, nur sehr eingeschränkt wahr. Dass sie ihr Verhalten als ‚Gnade‘ bezeichnete, zeigt, dass sie jeder Situation gegenüber eine positive Seite abzugewinnen wusste und sich in der christlichen Leidenslehre aufgehoben fühlte. Gleichzeitig hielt sie an ihrer Lebensmaxime fest und fand: „Aber dann, dann muss man eben überwinden und miteinander reden.“¹³² Dass sie ausgerechnet in ihrer Ehe diesen Grundsatz nicht verwirklichen konnte, beschrieb sie, nachdem ich sie nach konkreten Spannungen und krisenhaften Situationen gefragt hatte: „Ja, er hat dann zuerst geschimpft, und ich habe nichts gesagt. Das ist für mich die beste Waffe gewesen. Gerade nichts sagen. Sonst hätte man irgendwie den grössten Krach haben können. Einfach nichts. [...] Ich habe herausgefunden, es ist am besten gewesen, so.“¹³³ Offensichtlich war es in jenen Situationen, in welchen ihr Mann aufgebracht war, nicht möglich, miteinander zu reden. Der Versuch hätte die Angelegenheit nur verschärft. Deshalb entschied Dora Bandtli sich für die gegenteilige

¹²⁸ Leni Gantenbein, 1/B 139-159.

¹²⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 175-186, 196-200.

¹³⁰ Cf. Kapitel 4.1 Mütter und Väter.

¹³¹ Dora Bandtli, 3/B 439-451.

¹³² Dora Bandtli, 4/A 170-217.

¹³³ Dora Bandtli, 4/A 234-246.

Strategie. So steuerte sie mit ihrem Verhalten die Konflikte und erreichte jeweils, dass die Lage sich wieder normalisierte. Ihr Schweigen bezeichnete sie metaphorisch als Waffe, was meines Erachtens anzeigt, wie virulent die vorhandenen Spannungen waren; Dora Bandtli befürchtete, eine verbale Auseinandersetzung hätte in physische Gewalt umschlagen können. Da sie eine lebensbedrohende Situation in ihrem Elternhaus erlebt hatte, verhielt sie sich so, dass sie möglichst rasch deeskalieren konnte. Es bestanden für sie gar keine anderen Möglichkeiten, als ihre Verhaltensweisen anzupassen, denn sie sah im Streit kein Mittel, gemeinsame Positionen zu erarbeiten. Eine Scheidung lehnte sie vehement ab. Dies erklärte sie folgendermassen: „Ich habe gesagt: ‚Ach, irgendwie hat man gewusst, was man gesagt hat.‘ Ich habe gesagt: ‚Man hat auch keine Zeit gehabt, auszutüfteln, was man will.‘ <lacht> Nein, man musste einfach arbeiten, wenn du etwas wolltest.“¹³⁴ Die Inszenierung über die stereotypen Einleitungen und die durchgehende Betonung der ersten Aussage spiegelt die starke Intensität und Emotionalität und den starren formalen Rahmen. Darin gelangt die rituelle Praxis zum Ausdruck, welche es Dora Bandtli ermöglichte, die Konflikte auszuhalten und in der Ehe auszuharren. Der Verweis auf die Arbeit zeigt, dass sie im Leben von Dora Bandtli den höchsten Stellenwert besass und ihre wichtigste Quelle der Selbstbestätigung war. Dora Bandtlis Haltung steht einem der markantesten Merkmale des 20. Jahrhunderts, der Zunahme der Scheidungen, diametral entgegen.¹³⁵

Obwohl Dora Bandtli verbale Auseinandersetzungen mit ihrem Mann vermied, empfand sie es als besonders verunsichernd, wenn er jeweils nicht sagte, was ihn störte, sondern einfach vor sich hinschwieg. Meine Frage nach konkreten Situationen beantwortete Dora Bandtli wie folgt: „Ja, das tut einem schon nicht gut, also, weisst du. Es zehrt schon. Wenn man nicht stark wäre oder nicht, ja, den Glauben hätte, es kommt besser.“¹³⁶ Interessant scheint mir hier, dass Dora Bandtli meine Frage nicht beantwortete, sondern ihre Strategie beschrieb, wie sie die Spannungen aushielt. Sowohl die Vergewisserung ihrer eigenen Stärke – der mentalen wie physischen – wie auch der durch die christliche Vorstellung einer besseren Zukunft geprägte Glaube, liessen Dora Bandtli nicht resignieren.

Den Umgang mit dem vorhandenen Geld bezeichnete Dora Bandtli als einzige konkrete Situation ihres spannungsvollen Ehelebens. Sie hätte keines ausgeben sollen, aber dennoch

¹³⁴ Dora Bandtli, 4/A 170-217.

¹³⁵ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 534-536, 551-556; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 201.

¹³⁶ Dora Bandtli, 4/A 322-354.

„recht auftischen“¹³⁷. Auf meine Frage, wie sie das schaffte, antwortete sie: „Ja, ich habe einfach, ich habe dann einfach angefangen, dass er manchmal selber in den Laden geht. Und dann sieht er, was es kostet. <lacht>“¹³⁸ Dem paradoxen und realitätsfremden Anspruch ihres Mannes begegnete Dora Bandtli pragmatisch, nicht konfrontativ: Der Ehemann sollte seine eigenen Einkaufserfahrungen machen, damit der Diskussion über zu hohe Lebensmittelauslagen die Grundlage entzogen werden konnte. Offensichtlich reichte diese Massnahme aus, um Herrn Bandtli zur Einsicht zu bringen. Der Einkauf wie die Zubereitung des Essens stellten typisch weibliche Aufgaben dar, worüber Frauen auch Macht ausdrückten, denn sie besaßen in der Regel die Verfügungsgewalt darüber, was, wann und wie gegessen wurde, richteten sich aber in der Regel nach den Vorlieben des Ehemanns.¹³⁹ Mit ihrem Verhalten bewies Dora Bandtli, dass sie latente Konflikte mit minimalem Redeaufwand zu entschärfen wusste, und handelte nach dem kommunikativen Muster von ‚Misch-Milieus‘, indem sie Konflikte um Macht und Ressourcen ohne Streit bewältigte.¹⁴⁰ Dora Bandtli reproduzierte also nicht den schweigenden Kommunikationsstil ihrer Eltern, sondern hatte ihre eigene Strategie gefunden. Als Dora Bandtli über ihre Essgewohnheiten erzählte, hielt sie fest, dass ihr Ehemann im Gegensatz zu ihr und den Kindern jeden Tag Fleisch ass.¹⁴¹ Sie kommentierte diesen Sachverhalt nicht weiter, was ich für einen Ausdruck dafür halte, dass er für Dora Bandtli selbstverständlich war. Ungleiche Lebensmittelverteilung hatte eine lange Tradition, wobei sich die Verhältnisse im bäuerlichen Umfeld deutlich von jenen in Bürgertum und Arbeiterschaft unterschieden; dort wurden nämlich die Männer kaum bevorzugt.¹⁴² Meine etwas konsternierte Frage, ob es sie nie gestört habe, viel weniger Fleisch zu essen als der Mann, beantwortete Dora Bandtli so: „Nein. Man hat... (..)“¹⁴³ Sie äusserte sich extrem knapp, verstummte und zog dann das Thema Rationierung während des Zweiten Weltkriegs an.¹⁴⁴ Darin sehe ich gespiegelt, wie unfähig sie war, eigene Bedürfnisse zu artikulieren, und wie sehr sie den ungleichen Zugang zu Nahrungsmitteln internalisiert hatte. Darin materialisierte sich die hierarchische Familienstruktur, an welcher Dora Bandtli nicht rütteln wollte.

¹³⁷ Dora Bandtli, 4/A 170-217; cf. Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 35.

¹³⁸ Dora Bandtli, 4/A 170-217.

¹³⁹ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 608-610.

¹⁴⁰ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 178, 186.

¹⁴¹ Dora Bandtli, 2/B 102-127.

¹⁴² Töngi, Um Leib und Leben, S. 244; Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 215; Borkowsky, Maya, Krankheit Schwangerschaft?, Zürich 1988, S. 113, 118f.; Frerichs, Steinrücke, Kochen, S. 237.

¹⁴³ Dora Bandtli, 2/B 102-127.

¹⁴⁴ Dora Bandtli, 2/B 128-145.

Während Christina Vinzens über ihre verschiedenen Aufgabenbereiche als Ehefrau sprach, stellte ich die Frage, wessen Wort in ihrer Beziehung mehr Gewicht hatte. Ihre Antwort: „Nein, da hat der Mann schon mehr zu sagen gehabt. <lacht> Ja. (...) Ich weiss nicht, wie ich diesem sagen muss, wir haben den Karren miteinander gezogen. <lacht>“¹⁴⁵ Spontan und wie ein Reflex bezeichnete Christina Vinzens die Position ihres Mannes als übergeordnete, worin sich spiegelt, wie stark sie ihre Unterordnung internalisiert hatte. Nachdem sie einen kurzen Moment nachgedacht hatte, kam sie zum Ergebnis, dass die Zusammenarbeit doch überwog, wobei sie nicht recht wusste, wie sie dies formulieren sollte. Die Aussagen spiegeln deutlich, dass der Mann zwar die Kommunikation weitgehend bestimmte, aber das Tun auf gemeinsames Handeln ausgerichtet war. In Konfliktsituationen war es denn auch ihr Mann, welcher – wie Christina Vinzens es beschrieb – zum Einlenken aufforderte: „Dann hat der Mann gesagt: ‚Ach, was wollen wir auch streiten! Das Leben ist so kurz.‘ Es ist gerade so, als ob er es gemerkt habe. Das hat er dann jedesmal, hat er dies dann gesagt: ‚Was wollen wir auch streiten.‘ Das Leben sei so kurz und ist [es] auch gewesen, bei ihm.“¹⁴⁶ Die Strategie von Herrn Vinzens, Konflikte nicht auszutragen, konnte Christina Vinzens nur aus der rückblickenden Perspektive und mit dem Wissen um seinen Freitod im Alter von 53 Jahren¹⁴⁷ positiv bewerten. Dadurch überhöhte sie eine Verhaltensweise, welche einer echten partnerschaftlichen Beziehung eher den Boden nahm als ihn bereitete. Ausdrücklich hielt Christina Vinzens fest, dass sie beide jeweils „nicht einen Grind geschnitten“¹⁴⁸ hatten, wobei sie diejenige mit der Veranlagung dazu war. Dass ihr Mann die Fähigkeit besass, Konfliktsituationen zu entschärfen schätzte sie sehr. Damit trug er wesentlich zur Stabilität der Beziehung bei.

Anlass zu Meinungsverschiedenheiten, was Christina Vinzens nicht „beschönige[n]“¹⁴⁹ wollte, bot die Tatsache, dass ihr Mann Schwemmland besass, welches er zur Gewinnung von Wiesen entwässerte. Bei schlechtem Wetter musste er die Kanäle reinigen, was Christina Vinzens für gefährlich hielt und jeweils eine „Höllenangst“¹⁵⁰ ausstand. Als der jüngere Sohn, welchen er mit der Reinigungsarbeit beauftragt hatte, nicht mehr auftauchte und er ihn erfolglos gesucht hatte, nahm Herr Vinzens an, er sei ertrunken. Zur Verzweiflung ihres Mannes hielt Christina Vinzens Folgendes fest: „Da sei er so auf einem Stein gesessen und

¹⁴⁵ Christina Vinzens, II 36.

¹⁴⁶ Christina Vinzens, II 38.

¹⁴⁷ Christina Vinzens, 1/B 333-366.

¹⁴⁸ Christina Vinzens, II 38.

¹⁴⁹ Christina Vinzens, II 37.

¹⁵⁰ Christina Vinzens, II 37.

[habe] gedacht, 'jesses', was solle er auch, dann mir sagen?"¹⁵¹ Obwohl dem Jungen nichts zugestossen war, sprach Herr Vinzens mit seiner Frau über die ausgestandenen Ängste und erhobenen Selbstvorwürfe. Dieses Verhalten wertete ich als Ausdruck eines grossen gegenseitigen Vertrauens. Nachdem ein Hochwasser das angeschwemmte Land zerstört hatte, gab Herr Vinzens die Bewirtschaftung auf, worüber Christina Vinzens „froh“¹⁵² war und dies wie folgt begründete: „Ich habe diese Angst nicht mehr gehabt. Er hat eben solche Dinge gekauft, weil Holz, weil Holz da war für die Sägerei.“¹⁵³ Mit ihrer Angst musste Christina Vinzens alleine fertig werden, denn für ihren Mann hatte die Aussicht auf geschäftlichen Erfolg mehr Gewicht als die Sorgen seiner Frau um sein Leben. Galt für Familienangelegenheiten ein partnerschaftlicher Umgang, so hatte Christina Vinzens in Geschäftsangelegenheiten keine Mitsprache. Für ihren Mann hatte das Geschäft erste Priorität und manchmal stellte es auch einen Vorwand dar, um sich einer unangenehmen Tätigkeit zu entziehen; dies zeigt folgende Schilderung. Christina Vinzens musste an der Stelle ihres Manns bei der Hausschlachtung eines Schweins das Blut auffangen:

„‘Jessesgott’, ich habe doch gemeint, das könne ich nicht, also das könne ich nicht. Der Mann, er hat sich dann eben gedrückt vor der Metzgete. <lacht> Ja. <lacht> Er hat es nicht gerne, er hat es auch nicht gerne... Ja, er ist eben in die Sägerei. Aber. Sonst hat dann der Schwiegervater, hat er mir dann, ist er mir dann helfen gekommen. Aber damals, damals ist er eben nicht mehr gewesen, und dann musste ich eben hineinbeissen. ‘Wä’, nein, das habe ich schon zu Tode ungern gemacht. Wenn man ein Tierlein so das ganze Jahr über gefüttert hat...“¹⁵⁴

Hausschlachtungen fanden im Herbst oder Winter statt, wobei entweder der Bauer oder ein Störmetzger die Tiere schlachtete.¹⁵⁵ Hatte Herr Vinzens die Möglichkeit, sich dieser ungeliebten Aufgabe zu entziehen – er war kein Bauer –, welche eindeutig in den häuslichen Arbeitsbereich der Männer gehörte,¹⁵⁶ musste Christina Vinzens sie wohl oder übel übernehmen. Hier zeigte sich eine strukturelle Problematik, welche sie zu bewältigen hatte. Christina Vinzens' Hinweis auf den Schwiegervater macht deutlich, dass sie das Schlachten in den wesentlichen Arbeitsschritten für eine reine Männerangelegenheit hielt, sie ein gutes Verhältnis zu ihrem Schwiegervater hatte und dass sie das Verhalten ihres Mannes als feige

¹⁵¹ Christina Vinzens, II 37.

¹⁵² Christina Vinzens, II 37.

¹⁵³ Christina Vinzens, II 37.

¹⁵⁴ Christina Vinzens, 1/A 436-610.

¹⁵⁵ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 23; Plattner, Walserbrauchtum, S. 2; Caprez-Roffler, Leben im Bergdorf, S. 27; Plattner, Walser, S. 175f.; Stuber, Bürgi, Hüeterbueb, S. 232f.; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 79; Kaestli, Mont Soleil, S. 89.

¹⁵⁶ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 48; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S.85; Jenny, Handwerk, S. 179f.; Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 68-70.

empfand. Aus der Situation ging Christina Vinzens gestärkt hervor, was ihr ein gewichtiges Argument und auch Druckmittel für Gespräche mit ihrem Mann gab.

Auch die Hühner tötete Christina Vinzens nicht selber: „Das musste dann der Mann, das habe ich schon nicht.“¹⁵⁷ Die starke Betonung von ‚Mann‘ deute ich so, dass Christina Vinzens bekräftigen wollte, dass sie das Schlachten klar für eine Männerangelegenheit hielt und dass sie sich beim Federvieh hatte durchsetzen können.

8.3 „Er konnte da nicht eine Nebenämterin haben, da zu Hause.“ – Haushalt und Feldarbeit

Christina Vinzens lachte herzlich, nachdem sie erzählt hatte, dass ihr Mann keine Zeit für Hausarbeiten hatte, da er in seiner Sägerei zum Rechten schauen musste, er ihr während besonders arbeitsintensiven Phasen wie beispielsweise der Heuernte jeweils einen seiner Arbeiter zur Mithilfe schickte und dass er daheim keine Frau im Nebenamt mochte.¹⁵⁸ Der negativ konnotierte Begriff ‚Nebenämterin‘ zeigt, dass das Ehepaar Vinzens dem Modell der Teilzeit erwerbstätigen Ehefrau ablehnend gegenüber stand. Christina Vinzens war bei weitem nicht ausschliesslich im Haushalt beschäftigt. Sie nannte ihre Aufgaben nämlich in folgender Reihenfolge: regelmässig in der Sägerei mithelfen, die Kinder betreuen, was vor allem in den ersten Lebensjahren viel Zeit beanspruchte, und den Garten sowie ausgedehnte Ackerflächen besorgen,¹⁵⁹ Doch sie ging keiner eigenen ausserhäuslichen Erwerbsarbeit nach. Den hauptsächlichen Grund gegen die Teilzeit erwerbstätige Ehefrau, welche als Modell in den 1930er-Jahren noch nicht ausgeprägt war, lag darin, dass Christina Vinzens ihre Zeit recht frei einteilen konnte und dadurch für kurzfristige und -zeitige Arbeitseinsätze in der Sägerei flexibel war. Für Christina Vinzens war die Mitarbeit in der Sägerei so selbstverständlich wie diejenige der Bäuerinnen im Arbeitsbereich ihrer Männer.¹⁶⁰

Da in Gesellschaften ein vitales Interesse bestand, Produktion und Reproduktion miteinander in Einklang zu bringen, bildete sich eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung heraus. Dabei etablierten sich Formen, welche die Frauen während der Schwangerschaft möglichst wenig gefährdeten und während der Stillzeit engen Kontakt zum Kind erlaubten. Die

¹⁵⁷ Christina Vinzens, 1/A 438-610.

¹⁵⁸ Christina Vinzens, II 36. Denselben Sachverhalt schilderte sie auch in folgenden Sequenzen: 1/B 150-160, II 35.

¹⁵⁹ Christina Vinzens, 1/A 438-619, 1/B 22-24; Streckeisen, Statusübergänge, S. 48-50.

¹⁶⁰ Streckeisen, Statusübergänge, S. 49.

geschlechtsspezifische Arbeitsteilung war zwar nicht biologisch determiniert, jedoch weitgehend biosozial bedingt.¹⁶¹ Diejenigen Verrichtungen, welche eine Bäuerin während Schwangerschaft und Stillzeit nicht verrichten konnte, waren relativ gering und die getroffenen Regelungen folgten nur teilweise biosozialen Erfordernissen. Besonders strenge Arbeiten wie Holzfällen, Pflügen oder Fuhrdienste¹⁶² beschrieben meine Interviewpartnerinnen nicht als zu ihren Aufgaben gehörend. Die Ausprägung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, welche über biosozial sinnvolle Regelungen hinausgehen, drücken soziale Wertmuster aus. Generell wurde Männerarbeit höher als Frauenarbeit bewertet, was ein universales Wertmuster zu sein scheint.¹⁶³ Die Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung war durch verschiedene Faktoren wie die ökonomische Bedeutung und die soziale Geltung der Tätigkeiten determiniert und modifizierte dadurch die innereheliche Machtverteilung. Tendenziell übernahm der Mann eine Tätigkeit, sobald diese eine höhere ökonomische oder soziale Bedeutung erhielt.¹⁶⁴ Auch wenn die Ehemänner von Christina Vinzens und Dora Bandtli nicht einer Fabrikarbeit nachgingen, sondern im handwerklichen Bereich, in der Holzverarbeitung, tätig waren, so bildeten die beiden Frauen dennoch die Struktur der Nebenerwerbsbäuerin aus. Sie führten die traditionell den Bäuerinnen zugeordneten Arbeiten aus: Sie waren für das Haus, den Stall mit Kühen, Schweinen und Geflügel sowie für die Produktion der Nahrungsmittel zuständig.¹⁶⁵ Im Verlauf des 19. Jahrhunderts nahm die Arbeitsleistung der Bäuerinnen stark zu, wofür die Familiarisierung der Betriebe, die Ausdehnung des Kartoffelanbaus und die Einführung neuer Anbauprodukte wie die Zuckerrübe sowie die höheren Anforderungen an die Haushaltsführung der Bäuerinnen verantwortlich waren.¹⁶⁶ Hausarbeit gehörte im Bürgertum wie in der Arbeiterschaft zu den Aufgaben der Frauen und Kinder, hauptsächlich der Mädchen,¹⁶⁷ und umfasste Kochen, Flecken, Nähen und weitere Hausarbeiten sowie die Kinderpflege.¹⁶⁸ Auch wenn meine Interviewpartnerinnen in einem bäuerlichen Umfeld und ländlich geprägten Raum lebten, so waren ihre Vorstellungen einer idealen Ehefrauen durch das bürgerliche Leitbild aus dem 19. Jahrhundert beeinflusst, wonach sie für die innere

¹⁶¹ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 40.

¹⁶² Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 43.

¹⁶³ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 45; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 526.

¹⁶⁴ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 526-528.

¹⁶⁵ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 526f.; Inhetveen, Blasche, Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, S. 156-158.

¹⁶⁶ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 529-531; Inhetveen, Blasche, Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, S. 170.

¹⁶⁷ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 533.

¹⁶⁸ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 85.

Ökonomie sowie das leibliche Wohl der Familie zu sorgen hatte und ordentlich, reinlich, sparsam und fleissig war.¹⁶⁹ Allerdings mussten sie den Arbeiten auf dem Feld den Vorrang einräumen. Hausarbeit betrachteten die Bäuerinnen als Nebensache; Feldarbeiten verrichteten sie in der Regel gerne.¹⁷⁰

Nachdem Christina Vinzens darüber berichtet hatte, wie sie mithelfen musste, das Hausschwein zu schlachten und Würste herzustellen, wie sie Suppenhühner rupfte und präparierte oder einen auf der Jagd erlegten Hirsch zerlegte und sterilisierte, was zu den üblichen Verfahren gehörte, um Fleisch haltbar zu machen,¹⁷¹ kommentierte sie die letzte Tätigkeit so: „Also, (...) es ist einem verleidet, entsetzlich! [...] Ja, ja, da konnte man eine Weile ‘abbraten’ [anbraten] und noch die Gläser kochen. Das hat Arbeit... Ich bin jedes Mal froh gewesen, wenn er nichts nach Hause gebracht hat. <lacht>“¹⁷² Christina Vinzens mochte diese arbeitsintensive und gleichförmige Arbeit nicht, weshalb sie erleichtert war, wenn ihr Mann jeweils ohne Erfolg von der Jagd zurückkehrte. Sie vermied es aber, ihren Mann den eigenen Widerwillen gegen die ungeliebte Arbeit spüren zu lassen. Auch bat sie ihn nicht, das Tier beispielsweise einem Metzger zur Verarbeitung zu bringen. Sie führte die Arbeit aus, ohne dass ihre Umgebung von ihrer Befindlichkeit etwas merkte.

Wie es ihr erging, als die Kinder noch klein waren, und weder die eigene Mutter noch die Schwiegermutter sie unterstützen konnten, hielt sie wie folgt fest: „Und dann hat man selber schauen müssen, wie man durchgekommen ist.“¹⁷³ Christina Vinzens meisterte ihr Arbeitspensum allein, wobei sie zeitweise an die Grenze ihrer Belastbarkeit kam, was ich im Begriff ‚durchkommen‘ ausgedrückt sehe. Dass sie keine Strategie entwickelt hatte, um ihr Arbeitspensum zu bewältigen, zeigen ihre Aussagen über die Ackerarbeit: „Ich habe gearbeitet, soviel ich konnte. <lacht> Ja, ich habe viel, viel gearbeitet. Es hat einem viel getroffen.“¹⁷⁴ Christina Vinzens forderte von sich eine maximale Arbeitsleistung, was sie ohne ihre Leistung zu relativieren oder abzuschwächen ausdrückte. Die Arbeitsfähigkeit

¹⁶⁹ Joris, Schweizer Hausfrau, S. 100; Ziegler, Béatrice, Arbeit – Körper – Öffentlichkeit. Berner und Bieler Frauen zwischen Diskurs und Alltag (1919-1945), Zürich 2007, S. 158; Tanner, Arbeitsame Patrioten, S. 332-334. Zum Frauenbild in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg cf. Mühlstein, Helene, Hausfrau, Mutter, Gattin. Geschlechterkonstituierung in Schweizer Ratgeberliteratur, 1945–1970, Zürich 2009 (Populäre Literaturen und Medien 3).

¹⁷⁰ Inhetveen, Blasche, Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, S. 172-182, 197.

¹⁷¹ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 25; Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 69; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 254; Vonarb, Kriegsalltag, S. 54; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 44; Kaestli, Mont Soleil, S. 89.

¹⁷² Christina Vinzens, 1/A 438-610.

¹⁷³ Christina Vinzens, 1/B 101-120.

¹⁷⁴ Christina Vinzens, 1/B 134-147, ähnlich I 35.

stellte ein wesentliches Element des guten Selbstwerts bäuerlich tätiger Frauen dar.¹⁷⁵

Gleichzeitig musste sie die Kinder beaufsichtigen, welche sie aufs Feld mitnahm. Je nach Alter mussten sie im Kinderwagen bleiben oder konnten auf der Wiese herumkriechen.¹⁷⁶ Die Arbeit zur Überlebenssicherung war für Christina Vinzens wichtiger als die Kinderbetreuung, wobei sie ihre Fürsorgepflicht nicht vernachlässigte, denn es waren weder ein Gewässer noch Felsen in der Nähe; die Kinder waren also keinen Gefahren ausgesetzt.¹⁷⁷

Für Christina Vinzens war es selbstverständlich, dass sie ihre Feldarbeit jeweils unterbrach, um das Mittagessen zu kochen. Meine Frage beantwortete sie, indem sie fünf Mal hintereinander „ja“ sagte, anfügte, dass „die Männer nicht zufrieden“ gewesen wären und herzlich lachte.¹⁷⁸ Mit ihrer Ja-Kaskade brachte Christina Vinzens zum Ausdruck, wie erstaunt sie über meinen Gedanken war, nicht nach Hause zu gehen und zu kochen. An Werktagen gehörte das Kochen ausschliesslich zu ihren Pflichten;¹⁷⁹ die Männer nahmen während der arbeitsintensiven Phase der Ackerarbeit keine Rücksicht. Ihr abschliessendes schalkhaftes Lachen deutete ich als Zeichen, dass Christina Vinzens sich bewusst war, wie abhängig die Männer in diesem Punkt von ihr waren, und dass sie sich darüber freute.

Christina Vinzens half ihrem Mann auch in der Sägerei, welche als Handwerksbetrieb ähnlich wie die bäuerliche Familienwirtschaft auf der Verquickung von Unternehmen und Familie basierte.¹⁸⁰ Ihre Aufgabe bestand darin, Bretter abzumessen: „Ich habe dann, weisst, aufgeschrieben, aufgeschrieben. (...) Solche Dinge hat man dann noch gemacht, zwischendurch.“¹⁸¹ Dass Christina Vinzens mich hier duzte, verstehe ich als Zeichen einer grossen Vertraulichkeit, welche die Aussage erhielt. Die Hilfsarbeit im Geschäft des Mannes stellte für sie eine ganz besonders wichtige, wenn auch selbstverständliche Aufgabe dar. Sie erledigte diese Arbeiten ‚zwischendurch‘, womit sie einerseits ihre guten organisatorischen Fähigkeiten andeutete und andererseits angab, dass sie dafür Zeit hatte oder frei machte.

Wie sie sich als Hausfrau und Mutter beurteilte, hielt Christina Vinzens folgendermassen fest: „Ich habe gemeint, ich habe es hübsch, ich habe es recht gemacht. <lacht> In meiner Meinung. Vielleicht ist es auch nicht gewesen. [...] Nein, ich habe schon Ordnung gehabt und die Kinder auch sauber und recht in die Schule geschickt <lacht> und geschaut, dass sie

¹⁷⁵ Töngi, Um Leib und Leben, S. 360.

¹⁷⁶ Christina Vinzens, 1/B 134-147.

¹⁷⁷ Christina Vinzens, 1/B 192-200.

¹⁷⁸ Christina Vinzens, 1/B 173-191.

¹⁷⁹ Cf. Kapitel 6.1 Sonntag und Feiertag.

¹⁸⁰ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 13.

¹⁸¹ Christina Vinzens, I 35.

gelernt haben.“¹⁸² Christina Vinzens fühlte sich in ihren Rollen als Hausfrau und Mutter wohl. Dass sie ihre Ansicht betonte und gleichzeitig unsicher war, ob die anderen Familienmitglieder sie ebenso einschätzten, zeigt an, wie wenig direkte Anerkennung sie für ihr Tun erhielt. Andererseits deute ich fehlendes Lob auch als Zeichen, dass die Familie mit ihr zufrieden war, denn Lob wurde selten direkt ausgesprochen. Dass Christina Vinzens dafür sorgte, dass ihre Kinder gut angezogen zur Schule gingen und Lernerfolge erzielten, spiegelt ihre indirekte Präsenz an diesem öffentlichen Ort, und zeigt, wie viel Wert sie darauf legte, positiv wahrgenommen zu werden.

Elisabeth Heim berichtete, dass die Arbeitsbelastung während der Heuernte gross war und dass schlechtes Wetter für sie und ihren Mann unterschiedliche Bedeutungen hatte: „[D]ann hat es dann geheissen, ja, man sei, froh, jetzt könne man wieder die Wäsche machen. Und die Männer haben dann gemeint, jetzt könne man etwas ruhen, wenn man nicht mehr heuen müsse. Und wir haben dann gesagt, doch, jetzt könne man etwas putzen.“¹⁸³ Elisabeth Heim formulierte die Tatsache, dass Männer die körperlich strengeren Arbeiten verrichteten und Frauen ständig beschäftigt waren,¹⁸⁴ worauf auch Dora Bandtli und Leni Gantenbein hinwiesen.¹⁸⁵ Interessant scheint mir, wie Elisabeth Heim mit dieser Tatsache umging. Dass sie ‚froh‘ war, waschen und putzen zu können, zeigt, für wie selbstverständlich Elisabeth Heim diese Arbeitsteilung empfand. Gleichzeitig veranschaulichte sie den untergeordneten Stellenwert der Hausarbeit, welche nur dann erledigt wurde, wenn nichts Dringenderes anstand. Putzarbeiten gehörten zudem zu jenen Tätigkeiten, welche Bäuerinnen nicht gerne verrichteten.¹⁸⁶ Zur Arbeitsintensität des Heuens hielt Elisabeth Heim kurz und bündig fest: „Man ist dann beschäftigt gewesen.“¹⁸⁷ In dieser Formulierung drückt sich aus, wie vollständig sich die Kräfte des Bauernpaares auf diese Arbeit konzentrierten. Von sich aus sprach Elisabeth Heim in diesem Zusammenhang über die Ackerarbeit. Sie baute auf ihren Feldern jeweils Kartoffeln für die eigene Schweinemast an: „Das ist dann die Zwischenarbeit gewesen, die man dann eben gehabt hat, für eine Bauernfrau.“¹⁸⁸ Gegenüber der Heuernte hatte für Elisabeth Heim auch ihre Feldarbeit zweite Priorität. Bewusst etwas naiv fragte ich

¹⁸² Christina Vinzens, II 34.

¹⁸³ Elisabeth Heim, 4/A 380-399.

¹⁸⁴ Töngi, Um Leib und Leben, S. 251; Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 78; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 104.

¹⁸⁵ Dora Bandtli, 2/B 372-438; Leni Gantenbein, 1/B 160-196.

¹⁸⁶ Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 80; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 79, 233.

¹⁸⁷ Elisabeth Heim, 1/B 371-436.

¹⁸⁸ Elisabeth Heim, 1/B 644-664.

sie, ob und wie ihr Mann sie bei ihren Arbeiten unterstützte, worauf sie Folgendes sagte: „Weniger, sie haben dann wieder andere Arbeit gehabt. Nein, das ... *Ja*, ich möchte nicht sagen, gar nie. Aber, das hat man schon fast, das meiste selber.“¹⁸⁹ Die Aufgabenbereiche waren ziemlich fest zugeteilt; gegenseitige Hilfe war zwar nicht ausgeschlossen, kam aber kaum vor. Die letzten drei Worte sprach Elisabeth Heim mit unüberhörbarem Stolz, was ich als Ausdruck dafür lese, dass sie wusste, wie wichtig ihr Arbeitseinsatz war, und dass sie daraus Selbstwert generierte. Elisabeth Heim war nämlich gerne Bäuerin.¹⁹⁰ Die Frage, welche Arbeiten sie auf dem Bauernhof am liebsten verrichtete, beantwortete sie wie folgt: „Ja, am liebsten. Sobald man Kinder gehabt hat, habe ich mich am liebsten mit den Kindern abgegeben. <lacht>“¹⁹¹ Diese Aussage deute ich als Ausdruck dafür, dass sie sich gar nie eine solche Frage gestellt hatte. Kinderbetreuung stellt nämlich keine spezifische Tätigkeit einer Bäuerin dar. Deutlich drückte Elisabeth Heim damit aus, wie wichtig ihr ihre eigenen Kinder waren.

Mit Dora Bandtli sprach ich über Unterschiede zwischen Erwerbs- und Hausarbeit, wobei sie erstere als „ruhiger“¹⁹² bezeichnete und anschliessend Folgendes bemerkte: „Man hat es so, besser einteilen können.“¹⁹³ Dora Bandtli empfand ihre Tätigkeit als Hausfrau und Nebenerwerbsbäuerin im Vergleich zu ihrer Erwerbsarbeitserfahrung organisatorisch als anspruchsvollere Aufgabe. Als ich mich erkundigte, wie sie damit umging, erklärte sie: „Das hat man so... Ja, am Morgen musste ich schon früh hinaus [aufstehen]. Der Mann wollte eben das Frühstück immer früh.“¹⁹⁴ Dora Bandtli setzte zwar dazu an, eine allgemein gültige Aussage zu formulieren, liess es aber beim Versuch und wandte sich der konkreten Situation am Morgen zu. Sie konnte den Tagesbeginn nicht selber festlegen, sondern musste sich nach den Bedürfnissen des Ehemanns richten, was ich als jenen Moment betrachte, der sie zum Urteil führte, die Erwerbsarbeit sei weniger anspruchsvoll gewesen. Gleichzeitig war sie keine Frühaufsteherin, was sie hier zweimal andeutete und worauf sie in zwei weiteren Sequenzen hinwies.¹⁹⁵ Ihr Mann wollte zum Frühstück immer Röstli und sich danach „noch einen Moment auf die Couch“ legen, bevor er um sechs Uhr das Haus verliess.¹⁹⁶ Eine warme

¹⁸⁹ Elisabeth Heim, 1/B 692-706.

¹⁹⁰ Elisabeth Heim, 2/B 593-623.

¹⁹¹ Elisabeth Heim, 2/B 652-706.

¹⁹² Dora Bandtli, 2/A 40-56.

¹⁹³ Dora Bandtli, 2/A 40-56.

¹⁹⁴ Dora Bandtli, 2/A 40-56.

¹⁹⁵ Dora Bandtli, 2/A 150-168, 2/A 472-569.

¹⁹⁶ Dora Bandtli 2/A 40-56.

Speise stellte im bäuerlich-handwerklichen Umfeld ein übliches Frühstück dar.¹⁹⁷ Dora Bandtli beschrieb anschliessend, wie ihre Kinder aufstanden, was sie nicht oder nur teilweise steuern konnte. Dies zeigt, wie eingebunden und eingeengt sie sich fühlte, weil sie ihre Zeit nicht selber einteilen und bestimmten konnte, was sie wann erledigte.

Am Abend, nachdem die Kinder im Bett waren, musste Dora Bandtli „normalerweise“¹⁹⁸ noch aufräumen und für den nächsten Tag vorbereiten; manchmal las sie die Zeitung oder ein Buch.¹⁹⁹ Dass sie nach einem langen Arbeitstag noch Zeit und Musse zum Lesen hatte, zeigt, dass sie ihre persönlichen Bedürfnisse erst dann wahrnehmen konnte, wenn jene aller anderen befriedigt waren.

Wie Elisabeth Heim berichtete auch Dora Bandtli über die Heuernte. Sie erzählte, dass sie die Sense „zuerst“ nicht wetzen konnte, es „dann eben mit der Zeit“ lernte.²⁰⁰ Umgang und Gebrauch der Sense war seit dem 19. Jahrhundert grundsätzlich den Männern vorbehalten,²⁰¹ wobei beispielsweise im Bergell auch die Bäuerinnen mähten, die einen besser, die anderen weniger.²⁰² Mit dem Aneignen dieser Fertigkeit trat Dora Bandtli in einen traditionell männlichen Handlungsraum und vergrösserte ihren Handlungsradius. Doch sie blieb in einem entscheidenden Punkt abhängig: „Geschärft, gedengelt hat mir dann der Mann. Das hat er mir dann. Und manchmal ist es auch irgendwie gewesen, dass er mir geholfen hat, [je] nachdem wie sie die Arbeit gehabt haben.“²⁰³ Herr Bandtli war dafür zuständig, die Sense in Stand und gebrauchsfertig zu halten. Dies zeigt, wie subtil die Verhältnisse ausgestaltet waren und wie vordergründig und scheinbar grössere Selbständigkeit sein konnte. Gleichzeitig verwies Dora Bandtli darauf, dass ihr Mann – sofern es seine Arbeitstätigkeit zuliess – mithalf. Darin spiegelt sich, dass Dora Bandtli die Verantwortung für die Nebenerwerbslandwirtschaft trug und ihr Mann in diesem Raum die Position einer Hilfskraft einnahm.

Als ich Dora Bandtli fragte, was sie im Haushalt am liebsten und was am wenigsten gern machte, brauchte sie zuerst etwas Zeit zum Überlegen und antwortete danach: „Ja. <seufzt> Was soll ich sagen? <lacht> (...) Ja, am liebsten natürlich schon, dass man den Kindern geschaut hat und... [...] (...) Und am wenigsten gerne. Ja, ich könnte jetzt fast nicht mehr sagen, was. Putzen. <lacht>“²⁰⁴ Ihre Reaktion ist sowohl inhaltlich wie auch in der

¹⁹⁷ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 157-159; Borkowsky, Krankheit, S. 115-117.

¹⁹⁸ Dora Bandtli, 2/B 146-170.

¹⁹⁹ Dora Bandtli, 2/B 146-170.

²⁰⁰ Dora Bandtli, 2/A 472-569.

²⁰¹ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 43, 46; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 40-42.

²⁰² Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 77.

²⁰³ Dora Bandtli, 2/A 472-569.

²⁰⁴ Dora Bandtli, 2/B 372-438.

sprachlichen Ausgestaltung ziemlich identisch mit derjenigen von Elisabeth Heim, wobei ich hier schön verbalisiert sehe, wie sehr sich Dora Bandtli um eine Antwort bemühte und geradezu laut dachte. Sie zeigt auch, wie wenig Frauen darin geübt waren, derartige Bewertungen vorzunehmen und über ihre Arbeiten zu reflektieren. Ihr abschliessendes Lachen tönte etwas beschämt, was für mich ein Zeichen dafür ist, dass es Dora Bandtli Überwindung kostete, zu sagen, dass sie nicht gerne putzte, denn die Reinlichkeit gehörte zu den allgemeinen Tugenden einer Hausfrau. Wie sie damit umging, beschrieb sie wie folgt: „Ja, man hat dann so gedacht: ‚So, jetzt musst du dann wieder einmal.‘ Und dann... Wenn man dann gemeint hat... Man musste dann noch etwas Lust haben. <lacht> Dann ist man dann wieder dahinter.“²⁰⁵ Dora Bandtli brachte zum Ausdruck, wie sie sich selber für die ungeliebte Reinigungsarbeit motivierte. Dass es ihr nicht leicht fiel, spiegeln die vielen abgebrochenen Sätze, worin sich zeigt, wie viele Anläufe sie brauchte, bis sie sich an die Arbeit machte. Zu sehen ist die auch in der Verwendung der direkten Rede, wodurch sie ihrer Absicht im Selbstgespräch die nötige Nachdrücklichkeit verlieh. Dass sie auch Lust benötigte, verweist auf das psychohygienische Moment, welches mit dem Putzen verbunden war. Leni Gantenbein hielt fest, dass für sie das Putzen „fast ein wenig eine Belastung“ war, und erklärte dies so:

„Ich hätte es gerne sauber gehabt und geputzt habe ich dann doch nicht gerne. <lacht> Und dann ist dann das, ist das dann eben etwas mühsam gewesen. <lacht> Aber ich glaube, die meisten putzen nicht gerade gerne. <lacht> Aber, ich habe dann einfach die Idee gehabt, es sei gescheiter, wenn man, wenn man es nicht gar zu strub kommen lasse, dann ginge es auch ringer, diese Putzerei. [...] Es hat dann einfach dazu gehört. Das hat man gewusst, dass man es doch machen muss und...“²⁰⁶

Um das Putzen etwas erträglicher zu gestalten, wendete Leni Gantenbein ihre Strategie an, worin sie sich mit den ‚meisten‘ gleichsetzte und dies als Vermutung formulierte. Sie spornte sich an, indem sie die unangenehme Arbeit immer wieder anpackte und sie so rasch wie möglich erledigte. Dadurch portionierte sie diese Aufgabe gut und bot keinen Anlass zu Kritik. Die letzten beiden Sätze waren gekennzeichnet durch einen sehr bestimmten Tonfall, worin ich gespiegelt sehe, wie diszipliniert Leni Gantenbein in dieser Hinsicht mit sich selber umging.

Leni Gantenbein kochte wie auch Christina Vinzens sehr gerne,²⁰⁷ wobei sie feststellte, dass sie während der Heuernte das Mittagessen „oft geschwind“²⁰⁸ hätte zubereitet haben sollen.

²⁰⁵ Dora Bandtli, 2/B 372-438.

²⁰⁶ Leni Gantenbein, 1/B 95-119.

²⁰⁷ Leni Gantenbein, 1/B 95-119, Christina Vinzens, 1/B 1-11.

²⁰⁸ Leni Gantenbein, 1/B 95-119.

Wie sie diese Doppelbelastung empfand, hielt sie so fest: „Aber eben, es ist dann schon manchmal etwas strub zugegangen.“²⁰⁹ Auch wenn Leni Gantenbein die Heuzeit als hektisch erlebte, so war sie deutlich weniger belastend als das Putzen. Abgesehen davon, dass das Heuen auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt war und das Putzen zu den dauernden Aufgaben gehörte, zeigt die Aussage dennoch, wie entscheidend die Vorliebe für eine bestimmte Tätigkeit die Erinnerung daran prägte.

„[N]ach einem strengen Heutag“ musste Leni Gantenbein „oft am Abend“ Windeln oder Bettwäsche²¹⁰ waschen, was sie wie folgt kommentierte: „Das ist dann, hat dann auch noch dazu gehört.“²¹¹ Die Aussage spiegelt, wie selbstverständlich Leni Gantenbein alle ‚ihre‘ Aufgaben erledigte. Gleichzeitig beschrieb sie sich so als physisch und psychisch starke Frau, welche die Doppelbelastung erfolgreich meisterte.

Während der Winterzeit stellte Leni Gantenbein die Garderobe für die ganze Familie wieder in Stand: Sie schneiderte, flickte Hosen und strickte eine ganze Menge Pullover, deren Zahl sie sich nicht gemerkt hatte.²¹² Sie empfand den Winter denn auch nicht als „Ruhezeit“²¹³, womit sie ein wenig an diesem Klischee kratzte und andeutete, dass es lediglich die Tätigkeitsbereiche der Männer erfasste, nicht aber den ganzen Bauernbetrieb. Wiederum ordnete sie ihre Tätigkeit ins Kollektiv der Bäuerinnen ein: „Aber eben, andere haben auch, das habe nicht nur ich. <lacht> Nein, nein, ich habe sicher nicht mehr geleistet als andere. Das ist, ist selbstverständlich gewesen.“²¹⁴ In diesen Aussagen wird deutlich, dass Leni Gantenbein sich als durchschnittliche Bäuerin empfand. Gleichzeitig zeigen sie, dass sie über die Arbeitsleistungen anderer Bäuerinnen Bescheid wusste, was darauf hinweist, dass Bäuerinnen sich gegenseitig beobachteten und sich möglicherweise auch austauschten.

Als ich Leni Gantenbein fragte, weshalb sie den wesentlichen Teil der Kleider selber nähte, erklärte sie, dass es günstiger war und fügte hinzu: „Das ist einfach, wer konnte, hat das gemacht.“²¹⁵ Leni Gantenbein fasste hier kurz und prägnant, wie Bäuerinnen ihre Fertigkeiten für die Subsistenz einsetzten, und ordnete sich selber jenen Frauen zu. Die Aussage zeigt auch, wie selbstverständlich dies war und welches Potenzial eine Frau, die schneidern konnte, darstellte. Leni Gantenbein war mit den Arbeiten für ihren Mann und die Söhne voll

²⁰⁹ Leni Gantenbein, 1/B 95-119.

²¹⁰ Leni Gantenbein, II 4-5.

²¹¹ Leni Gantenbein, 1/B 120-131.

²¹² Leni Gantenbein, 2/A 375-396; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 48; Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 219; Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 26; Russi, Urner Bäuerinnen, S. 117; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 198; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 80.

²¹³ Leni Gantenbein, 2/A 375-396.

²¹⁴ Leni Gantenbein, 2/A 375-396.

²¹⁵ Leni Gantenbein, 2/A 397-410.

ausgelastet, denn für sich nähte sie nur „manchmal“ etwas und für andere Auftraggeberinnen gar nicht: „Nein, das habe ich also gar nicht, mich ‘drangricht’ [diese Arbeit noch zusätzlich zur normalen aufladen]. Ich hätte schon Gelegenheit gehabt.“²¹⁶ Leni Gantenbein verhielt sich anders als ihre Mutter²¹⁷ und lehnte Auftragsarbeiten konsequent ab. Sie kannte ihre Ressourcen und konnte mit der Enttäuschung potenzieller Kundinnen umgehen. In einer anderen Gesprächssequenz erklärte sie, dass sie „überfordert“²¹⁸ gewesen wäre, hätte sie mit Schneiderarbeiten ihren Lebensunterhalt verdienen müssen.

Leni Gantenbein bezeichnete es als „natürlich“²¹⁹, dass sie im Stall mithalf. Ähnlich wie Christina Vinzens hielt auch sie kommentarlos fest, dass sie auch im eigentlichen Zuständigkeitsbereich ihres Mannes arbeitete. Meine Frage, ob sie denn auch molk, beantwortete Leni Gantenbein, indem sie festhielt, dass sie Kühe nicht gut, Geissen dagegen schon melken konnte, und dann Folgendes anfügte: „Aber es wäre dann schon manchmal bequem gewesen, wenn er nicht gerade da gewesen ist oder so. Und sonst musste er eben schauen, dass er, dass er da gewesen ist, wenn er jetzt irgendwo weg ist oder so. ‘Mh’. (...) Nein, nein, ich bin schon auch keine ideale Bäuerin gewesen. <lacht> Aber, es ist jedenfalls gegangen.“²²⁰ Diese Aussagen zeigen, dass Leni Gantenbein die männliche Perspektive und Erwartungshaltung in diesem Punkt übernommen hatte.²²¹ Denn die Tatsache, dass die Bäuerin alle Stallarbeiten inklusive Melken übernehmen konnte, war nur für den Bauern ‘bequem’, für die Bäuerin bedeutete dies zusätzlichen Arbeitsaufwand. Melken gehörte je nach Region – in Bayern, in Obwalden, Uri, Baselland und im bündnerischen Rheinwald –²²² zu den Männertätigkeiten, in weiten Teilen Europas, im Toggenburg und im Wallis zu den Aufgaben der Frauen, wo Frauen rückblickend festhielten, dass Männer nicht melken konnten oder wollten²²³ und Urner Bäuerinnen den Frauen dringend davon abrieten, melken zu lernen.²²⁴ Auch Friedrich Traugott Wahlen, der ‚Vater‘ des Mehranbauplans im Zweiten Weltkrieg, sprach sich dagegen aus, dass Frauen melken lernten, weil er die Ansicht vertrat,

²¹⁶ Leni Gantenbein, 2/A 397-410.

²¹⁷ Cf. Kapitel 4.1 Mütter und Väter.

²¹⁸ Leni Gantenbein, 2/B 197-217.

²¹⁹ Leni Gantenbein, 1/B 160-196.

²²⁰ Leni Gantenbein, 1/B 197-212.

²²¹ Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 259.

²²² Inhetveen, Blasche, Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, S. 156; Russi, Urner Bäuerinnen, S. 112; Vonarb, Kriegsalltag, S. 67; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 29; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 40-42.

²²³ Stämpfli, Schürze, S. 131; Anderegg, „Landschumpel“, S. 84; Perren, Rosenkranz, S. 97f.; Sieder, Sozialgeschichte der Familie, S. 30.

²²⁴ Russi, Urner Bäuerinnen, S. 112; Hitz, Benjamin, Der Plan Wahlen im Kanton Uri, unveröff. Lizentiatsarbeit, Lausanne 2006, S. 81.

dass sich die Landflucht verschärfen würde, sobald Frauen sich auch diese Fertigkeit angeeignet hatten.²²⁵ Im 19. Jahrhundert war die Milchwirtschaft, welche vielerorts eine Frauendomäne war, durch die Kommerzialisierung aufgewertet worden und so in den Zuständigkeitsbereich der Männer übergegangen. Dadurch büssten Bäuerinnen eine Einkommensquelle ein und ihr Kompetenzbereich wurde zunehmend im häuslichen Raum, wozu auch der Garten gehörte, verortet.²²⁶ Während des Zweiten Weltkriegs war es schwierig, jemanden zum Melken zu finden, wenn auch die Knechte Militärdienst leisten mussten.²²⁷

Dass Leni Gantenbein sich als ‚keine ideale Bäuerin‘ bezeichnete, stellt zwar ein negatives Urteil dar, sie bezog es aber auf ihre Funktion und nicht auf sich als gesamte Persönlichkeit. Darin spiegelt sich eine ausgesprochen differenzierte Wahrnehmung und Selbsteinschätzung. In der abschliessenden Aussage verstärkte sie ihre Beurteilung noch etwas. Meine Frage, wie eine ideale Bäuerin denn hätte sein sollen, beantwortete Leni Gantenbein so: „Ja, eben, die dann auch im Stall etwa überall drauskommt und, und eben, melken kann. <lacht>“²²⁸ In dieser Aussage zeigt sich eine internalisierte männlich-bäuerliche Wunschvorstellung, welche Bäuerinnen öfter mit dem Gefühl konfrontierte, über ungenügende Qualifikationen zu verfügen, und sie zu einer schlechteren Selbstbeurteilung führten. Denn auch wenn Leni Gantenbein es nicht sagte, so wurde doch deutlich, dass Bäuerinnen von ihren Männern nicht erwarteten, den Haushalt führen zu können, geschweige denn die Garderobe in Stand zu halten.

Ihren Mann hielt Leni Gantenbein für einen ‚idealen Bauern‘, denn er übte seine Aufgaben „mit Leib und Seele“²²⁹ aus und erfüllte „die erste Bedingung“ für einen guten Bauern: Er konnte mit dem Vieh „richtig“ umgehen, wozu sich ein Mann aus ihrer Sicht „berufen fühlen“²³⁰ musste. Alle übrigen Arbeiten, fand sie, konnte man lernen.²³¹

²²⁵ Stämpfli, Schürze, S. 131.

²²⁶ Ludi, Regula, Frauenarmut und weibliche Devianz um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Kanton Bern, in: Anne-Lise Head, Brigitte Schnegg (Hg.), Armut in der Schweiz (17.-20. Jh.), Zürich 1989 (Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 7/7), S. 19-32, hier S. 22-24.

²²⁷ Frei Berthoud, Annette, Fakten, Mythen, Erinnerungen. Die unterschiedliche Wahrnehmung und Beurteilung von Aktivdienst und Fraueneinsatz, in: Philipp Sarasin, Regina Wecker (Hg.), Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1998, S. 105-119, hier S. 110.

²²⁸ Leni Gantenbein, 1/B 197-212.

²²⁹ Leni Gantenbein, 1/B 8-26.

²³⁰ Leni Gantenbein, 1/B 213-236.

²³¹ Leni Gantenbein, 1/B 213-236.

Ihre langjährige Erfahrung als Bäuerin fasste sie mit der Feststellung, „der Mann wäre ohne die Frau dann auch nirgends dran gewesen“²³² zusammen. ‚Nirgends dran‘ bedeutet hier, dass der Bauer seine Aufgaben nicht hätte erfüllen können, wenn die Bäuerin ihre Aufgaben nicht erledigt hätte. Auf einem Bauernbetrieb bestand keine einseitige Abhängigkeit von Mann und Frau, sie war eine existenziell reziproke. Dass sie diesen Sachverhalt weder reflektieren noch weiter erklären musste, spiegelt ihre abschliessende Feststellung: „Das ist natürlich, selbstverständlich gewesen.“²³³

8.4 „Und das Geld, wenn man gehabt hat, hat man auch miteinander gehabt, und wenn man keines gehabt hat, dann hat man zusammen keines gehabt.“ – Geldverwaltung und Ausgabepolitik

Diese Aussage machte Leni Gantenbein, nachdem sie festgehalten hatte, dass der Bauer auf die Bäuerin als Arbeitskraft angewiesen war, und lachte abschliessend herzlich.²³⁴ Auf diese Weise lenkte sie die Wahrnehmung von bäuerlicher Tätigkeit auf die umfassende Gemeinsamkeit und relativierte die Bedeutung des Geldes stark.²³⁵

Besonders in der Landwirtschaft fanden „Geschlechterwechsel“ von Tätigkeiten je nach Marktverflechtung und Prestige der Arbeit statt. Stieg das Bargeldeinkommen bei einer traditionell weiblichen Tätigkeit, so ging sie meist in männliche Hände über, und umgekehrt.²³⁶ Ende des 19. Jahrhunderts propagierte Ernst Laur, die Bäuerin sollte die Buchhaltung führen, damit sie dem Mann die ungeliebte Tätigkeit abnehmen könne und sich ihrer wichtigen Aufgabe bewusst würde.²³⁷ In Uri, im Bergell und Engadin sowie in Hinterrhein waren die Bäuerinnen für die Finanzen zuständig; im Wallis führten Männer die Geldgeschäfte. Wo diese Aufgabe traditionellerweise von Frauen erfüllt wurde, hatten die Frauen entsprechend höheres soziales Prestige.²³⁸

²³² Leni Gantenbein, 1/A 41-46.

²³³ Leni Gantenbein, 1/A 41-46.

²³⁴ Leni Gantenbein, 1/A 41-46.

²³⁵ Cf. Inhetveen, Blasche, Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, S. 87.

²³⁶ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 104.

²³⁷ Baumann, Moser, Bauern im Industriestaat, S. 292.

²³⁸ Russi, Urner Bäuerinnen, S. 120; Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 83, 90f.; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 46; Perren, Rosenkranz, S. 49.

Wie das Ehepaar Gantenbein mit ihrem Geld umging, schilderte Leni Gantenbein so:
„Allerdings, ich habe, ich habe immer, wenn wir überhaupt Rappen gehabt haben, ich habe da auch verfügen, verfügen können über diese. Ich habe mir, was ich, jedenfalls, was ich musste, konnte ich mir anschaffen.“²³⁹ Sie ging mit den wenigen Barmitteln eigenverantwortlich und vertrauensvoll um. Als ich in einem späteren Gespräch fragte, wer das Geld verwaltete, antwortete Leni Gantenbein spontan:

„Also, danach habe ich das hauptsächlich. Er hat gesagt: ‚Also du kannst das fast besser als ich.‘ Und... Ja, es ist eigentlich so gewesen, als er dann gesehen hat, dass wir also über die Runden kommen... Vorher hat er eine Art schon auch gemeint... Ich glaube schon... Hier zu Hause haben sie in seiner Familie oft nirgends Geld gehabt und eben dazu schauen müssen und gemeint, ja nirgends kein Geld auszugeben, wenn es nicht unbedingt sein müsse und... Und ich bin dann da ein wenig lockerer eingestellt gewesen. Wenn man Geld gehabt hat und wenn man etwas nötig gehabt hat, dann habe ich eben auch gesagt, dann müsse man das... Das sei mehr wert. Das Geld nütze ja sonst nichts, und...“²⁴⁰

Leni Gantenbein benannte zuerst, wie die Situation zuletzt geregelt war, und bewegte sich dann auf der Zeitachse rückwärts. Sie verwaltete während vieler Jahre das Geld, was sie zuerst erinnerte. Erst danach berichtete sie, wie es dazu kam. Dass Leni Gantenbein förmlich darum ringen musste, die Art, wie ihr Mann mit dem Geld umging, sprachlich zu fassen, spiegelt, wie hilf- und machtlos sie sich während der Zeit vor seiner Einsicht gefühlt hatte und wie sehr ihn die Verhältnisse in seinem Elternhaus geprägt hatten. Ich bat Leni Gantenbein, ihre Zeitangabe ‚danach‘ zu präzisieren. Sie gab an, dass es „etwa zehn Jahre“²⁴¹ gedauert hatte, bis er ihr die Geldverwaltung vollständig übergab, und hielt abschliessend fest: „Er musste da einfach so diese Umstellung ein wenig <lacht> durchmachen.“²⁴² Dass Leni Gantenbein vor dem letzten Wort von Lachen überwältigt wurde, spiegelt den grossen Druck, welchen sie ausgehalten hatte, und ihr Ringen um Verständnis für ihren Mann. Denn sie ging deutlich unverkrampfter mit vorhandenem Geld um als er.

Um zu erfahren, wie das Ehepaar Bandtli mit seinem Geld umging, fragte ich Dora Bandtli, ob sie als verheiratete Frau den eigenen Lohn nicht vermisst habe. Dazu hielt sie Folgendes fest: „Ja, nein, das hat man damals... Man hat überhaupt eben nicht so... Wie soll ich sagen? Wenn ich nötig gehabt habe oder irgendwo hin wollte... Er hat mir schon nicht gerne gegeben, aber er musste dann dennoch. <lacht>“²⁴³ Spontan bejahte sie die meine Frage und rang,

²³⁹ Leni Gantenbein, 1/B 37-43.

²⁴⁰ Leni Gantenbein, 2/B 89-119.

²⁴¹ Leni Gantenbein, 2/B 89-119.

²⁴² Leni Gantenbein, 2/B 89-119.

²⁴³ Dora Bandtli, 2/A 214-232.

ähnlich wie auch Leni Gantenbein, in den folgenden abgebrochenen Sätzen darum, eine Formulierung für den abschliessenden Satz zu finden. Hier kommt ihr Bemühen zum Ausdruck, nicht negativ über andere Menschen reden zu wollen, was ihr aber bei diesem Thema nicht gelang. Ihr Lachen am Schluss klang triumphierend und ihre Augen funkelten mit einer fast hämischen Freude, wodurch sie ihre Befriedigung darüber ausdrückte, dass sie jeweils das geforderte Geld erhielt. Auf die Frage, wie sie das erreichte, antwortete Dora Bandtli: „Ja, eben, ich müsse das haben.“²⁴⁴ Hier kommt deutlich zum Ausdruck, dass Dora Bandtli nicht ausführlich argumentierte oder begründete, also ihre Lebensmaxime Miteinander-Sprechen nicht umsetzen konnte. Die Szene zeigt, wie emotionsgeladen der Umgang mit Geld für das Ehepaar war und wie stark er Beziehungs- und Handlungsräume bestimmte.

Ich fragte Dora Bandtli anschliessend, ob ihr Mann das Geld für sich brauchte, was sie vehement verneinte und sagte, er habe es „einfach gespart“²⁴⁵. Die Sequenz schloss sie mit der Aussage ab: „Er ist selten irgendwohin gegangen.“²⁴⁶ Damit brachte sie zum Ausdruck, dass ihr Mann nicht nur ihr, sondern auch sich selber wenig gönnte. Der Handlungsraum war so für beide sehr begrenzt und beengend.

Die Ausführungen von Leni Gantenbein und von Dora Bandtli zeigen, dass der chronische Geldmangel, welcher in ärmeren Familien während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weit verbreitet war,²⁴⁷ für Ehepaare eine grosse Herausforderung darstellte und die Beziehung zumindest zeitweise stark belasten konnte.

Elisabeth Heim antwortete auf meine Frage, ob sie oder ihr Mann das Geld verwaltete, wie folgt: „Ja, verwaltet habe ich es eben immer, musste [ich]. Also, das ist mir komisch vorgekommen. [...] Das hat er immer gewollt, dass ich... Und das habe ich gemacht bis jetzt.“²⁴⁸ Elisabeth Heim verwaltete das Geld, weil sie es als ihre Pflicht betrachtete. Das zeigt sich darin, dass sie einerseits angab, dass sie es ‚musste‘ und andererseits, dass der Mann es ‚immer wollte‘. Deshalb erfüllte sie diese Aufgabe wie jede andere. Ihr war aber nicht bewusst, dass sie durch das Verwalten des Gelds hätte beeinflussen können, wie viel Mittel und wofür man diese einsetzte. Dass die Gelverwaltung ihr ‚komisch‘ vorkam, deutet

²⁴⁴ Dora Bandtli, 2/A 214-232.

²⁴⁵ Dora Bandtli, 2/A 214-232.

²⁴⁶ Dora Bandtli, 2/A 214-232.

²⁴⁷ Töngi, Um Leib und Leben, S. 118 Anm. 73.

²⁴⁸ Elisabeth Heim, II 22.

darauf hin, dass sie der Ansicht war, die Geldverwaltung gehöre in den männlichen Handlungsraum.

8.5 „Nein, da haben wir nie etwas Streitsüchtiges gehabt.“ – Schwiegermütter und Muttersöhne

Als ich Elisabeth Heim fragte, ob es irgendwelche Unstimmigkeiten zwischen ihr und ihrer Schwiegermutter gab, formulierte sie eine ziemlich lange Antwort, wobei ich den Sinn ihrer Aussagen und den Bezug zu meiner Frage über weite Strecken nicht erschliessen konnte. Jedoch konnte ich verstehen, dass die beiden Frauen in Elisabeth Heims ersten Ehejahren die grosse Wäsche „miteinander“ verrichteten und später wieder „ein jedes selber“. Ziemlich unvermittelt schloss sie die Ausführungen mit dem Satz: „Nein, da haben wir nie etwas Streitsüchtiges gehabt.“²⁴⁹ Ihre klare und knappe Aussage steht in grossem Kontrast zu den vorausgegangenen teilweise wirren und verwirrenden Gedanken und Ausführungen. Ich verstehe sie als intensive Suche nach irgendwelchen Unstimmigkeiten, wobei das Suchergebnis negativ war. Darin spiegelt sich, dass Elisabeth Heim meinte, sie müsse über eine schwierige Begebenheit oder einen Streit erzählen, was ihr nicht möglich war, weil sie offensichtlich keine solche Situation mit ihrer Schwiegermutter erlebt hatte. Hier stösst Oral History an eine Grenze; es besteht die Gefahr, dass die Interviewten irritiert werden und dadurch der Erinnerungsfluss ins Stocken gerät.

Verstanden sich Schwiegermutter und -tochter gut, so bedeutete dies, dass die Schwiegermutter oft im Haushalt mithalf, insbesondere dann, wenn die Kinder noch klein waren.²⁵⁰ Das Verhältnis zwischen den beiden Frauen war aber auch krisenanfällig und oft nicht einfach, vor allem wenn die Schwiegertochter noch jung war.²⁵¹

Elisabeth Heim erinnerte ihre Schwiegereltern als grosszügig, sie schenkten dem Paar Butter und Käse zur Hochzeit;²⁵² und sie übergaben dem Ehepaar „von Anfang an“ Land, weshalb

²⁴⁹ Elisabeth Heim, II 17.

²⁵⁰ Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 196.

²⁵¹ Russi, Urner Bäuerinnen, S. 121-123; Kaestli, Mont Soleil, S. 94.

²⁵² Elisabeth Heim, 1/B 371-436.

sie „eben keine Schwierigkeiten“ hatten, und sie gingen „immer freundlich miteinander“²⁵³ um. Den Schwiegervater bezeichnete Elisabeth Heim als „friedfertige[n]“²⁵⁴ Mann. Elisabeth Heim erinnerte sich hauptsächlich auf der Sachebene, was ich so deute, dass die beiden Paare keinen besonders engen Kontakt pflegten.

Die Schwiegermutter von Leni Gantenbein starb bald nach der Hochzeit,²⁵⁵ weshalb ihre Beziehung nur kurze Zeit dauerte. Die nachlassenden Kräfte ihrer zukünftigen Schwiegermutter stellten denn auch den Grund dafür dar, dass das Paar heiratete.²⁵⁶

Nachdem Christina Vinzens festgehalten hatte, dass die Zeit mit zwei kleinen Kindern anstrengend war, fügte sie kommentarlos die folgende Bemerkung an: „Die Schwiegermutter konnte nicht gut helfen. Sie hat gerade nebenan gewohnt.“²⁵⁷ Das hier vorliegende Paradox deutet an, dass die beiden Frauen sich nicht gut verstanden und dass unterschiedliche Erwartungen vorhanden waren, die aber nicht ausgesprochen wurden. Als ich sie im Gespräch vom 21. August 1998 – das erste Mal hatten wir am 31. Juli 1997 über die Schwiegermutter gesprochen – nochmals auf ihre Beziehung zu den Schwiegereltern ansprach, hielt sie fest: „Ja recht. Ich habe es mit ihnen gehabt.“²⁵⁸ Wiederum deutete sie ein schwieriges Verhältnis lediglich an, wobei sie die Ursache bei den Schwiegereltern verortete. Bei unserem letzten Gespräch vom 22. Oktober 1998 fragte ich nochmals und erhielt dieselbe Antwort.²⁵⁹ Weil ich aufgrund der Aussagen wusste, dass Christina Vinzens bisher meines Erachtens nur die halbe Wahrheit erzählt hatte, unternahm ich einen letzten Versuch und fragte nach Rivalitäten zwischen ihr und der Schwiegermutter. Sie erzählte folgende Begebenheit:

„Nein, das haben wir nicht gehabt. Ein einziges Mal haben wir ein wenig ‘Kritz’ gehabt. Aber sonst, nie. Ja, da... Ich sollte das nicht erzählen, aber... Wir haben dann die Milch von ihnen gehabt. Und dann hat sie, hat sie sie dann in einen Krug getan, der nicht sauber gewesen ist. Wo noch der [Milch]’Pelz’ angeklebt gewesen ist. Und dann ist dann noch eine, dann ist dann vom anderen Bruder die Frau ist dann bei diesen in einer Wohnung gewesen. Und dann haben wir einmal darüber gesprochen, und dann habe ich das gesagt. Dann ist sie, ist sie brühwarm, es ihr erzählen gegangen. Und dann ist sie herunter gekommen und hat mir ‘wüst’ gesagt. Das ist das einzige Mal gewesen.“²⁶⁰

²⁵³ Elisabeth Heim, II 17.

²⁵⁴ Elisabeth Heim, II 18.

²⁵⁵ Leni Gantenbein, 1/A 526-555.

²⁵⁶ Leni Gantenbein, 1/A 526-555.

²⁵⁷ Christina Vinzens, 1/B 101-120.

²⁵⁸ Christina Vinzens, I 21.

²⁵⁹ Christina Vinzens, II 16.

²⁶⁰ Christina Vinzens, II 16.

Christina Vinzens beschrieb eine Konfliktsituation, worin ihre Schwägerin die entscheidende Rolle spielte, denn sie missbrauchte Christina Vinzens' Vertrauen und petzte bei der Schwiegermutter. Der schmutzige Krug, auf der Sachebene betrachtet eine Bagatelle, löste die heftige Reaktion aus. Er symbolisiert, wie brüchig das gute Verhältnis war. Gleichzeitig verweist die Situation darauf, dass verschiedene andere unbearbeitete Spannungsmomente vorhanden waren, welche sich jederzeit entladen konnten. Dass Christina Vinzens die Sequenz in die Feststellung einrahmte, es sei nur einmal zu einer Auseinandersetzung gekommen, und dass sie sich selbst zensieren wollte, zeigt, wie stark Christina Vinzens bemüht war, dieser unangenehmen Erfahrung ihre nachhaltige Wirkung zu nehmen. Ihre Reaktion beschrieb Christina Vinzens so: „Ich bin nur über die andere wütend gewesen, dass sie es ihr gesagt hat. So, das ist doch nicht recht gewesen, von dieser. Aber sie hat dann eben Liebkind machen wollen, bei ihr.“²⁶¹ Sie richtete ihre Wut also auf die Schwägerin und verschob so den Fokus auf diejenige Person, welche die Spannung mit der Schwiegermutter hatte aufbrechen lassen. Ich stellte mich naiv und fragte, weshalb sich die Schwägerin denn hatte einschmeicheln wollen, worauf Christina Vinzens Folgendes antwortete: „Die haben, sie ist 18 gewesen und der, und der Mann ist 20 gewesen. Die mussten heiraten.“²⁶² Mit dieser Aussage sprang Christina Vinzens gewissermassen ein zweites Mal über ihren Schatten und deckte auf, dass sich ihre Schwägerin und ihr Schwager ausserhalb der gesellschaftlichen Norm bewegt hatten. Ihren abfälligen Tonfall deute ich als Ausdruck dafür, dass sie ihrer Schwägerin auch mit einer gewissen Abschätzigkeit begegnete.

Um den Bogen zurück zur Schwiegermutter zu schlagen, fragte ich, wie sich das Verhältnis wieder eingerenkt habe. Christina Vinzens Antwort: „Ja, eingerenkt? Ich konnte mich da nicht sehr verteidigen. Was gewesen ist, ist gewesen. (...) Sie haben mir die Milch jedenfalls weiter gegeben.“²⁶³ Christina Vinzens führte kein klärendes Gespräch mit ihrer Schwiegermutter, sondern steckte die Schelte einfach ein. Laut und eindringlich hielt sie ihre Schlussfolgerung fest, worin sich spiegelt, wie viel Energie sie aufwenden musste, um den Vorfall zu akzeptieren. Der letzte Satz bringt zum Ausdruck, wie das wieder normalisierte Verhältnis manifest wurde. Die ganze Sequenz zeigt, wie eng die Handlungsräume und wie vielschichtig die Beziehungen sein konnten.

Mit ihrem Schwiegervater kam Christina Vinzens gut aus, denn er kam „oft“ zu ihr „in die Küche“ und plauderte mit ihr.²⁶⁴

²⁶¹ Christina Vinzens, II 16.

²⁶² Christina Vinzens, II 16.

²⁶³ Christina Vinzens, II 16.

²⁶⁴ Christina Vinzens, II 17.

Dora Bandtli berichtete über ihre Schwiegermutter, dass deren Ehemann starb, als sie mit dem neunten Kind schwanger war, und dass sie es „schwer“ hatte.²⁶⁵ Während Dora Bandtli auf dem Feld arbeitete, hütete die Schwiegermutter die Kinder, was im bäuerlich-ländlichen Umfeld üblich war.²⁶⁶ Die Schwiegermutter konnte nur zu bestimmten Zeiten für die Kinder sorgen. Dora Bandtli begründete dies wie folgt: „So, wenn sie [die Kinder] nicht so Arbeit [geben], das konnte sie dann schon. Aber, wenn dann ein paar grössere sind, diese geben dann (...) Arbeit und...“²⁶⁷ Die Schwiegermutter war also nicht mehr so belastbar und mit grösseren Kindern offensichtlich rasch überfordert. Darin sehe ich ausgedrückt, wie stark die Schwiegermutter als alleinerziehende Mutter von neun Kindern gefordert war. Dass Dora Bandtli plötzlich verstummte und eine vergleichsweise lange Pause machte, spiegelt, wie sie sich die Leistung ihrer Schwiegermutter vergegenwärtigte und ihr einen Moment lang anerkennend gedachte. Hier wurde deutlich, dass die beiden Frauen sich ausgezeichnet verstanden und ihr Verhältnis innig war. Dies zeigte sich auch darin, dass Dora Bandtli ihr den ältesten Sohn jederzeit zum Hüten geben konnte.²⁶⁸

Als Dora Bandtli darüber berichtete, dass ihr Mann ihr nur ungerne Geld für notwendige Besorgungen gab, hielt sie fest, wie sich die Schwiegermutter für sie einsetzte: „Oder irgendwie hat dann auch die Schwiegermutter gesagt: ‚Du musst ihr das und das geben. Und musst...‘ <lacht>“²⁶⁹ In der direkten Rede, wodurch Dora Bandtli die Anweisungen ihrer Schwiegermutter szenisch vergegenwärtigte, und dem bestimmten Tonfall kommt zum Ausdruck, wie wichtig die Intervention und die Solidarität für Dora Bandtli waren. Das Einmischen in Eheangelegenheiten lag ausserhalb von Dora Bandtlis Wahrnehmung.

Als ich fragte, weshalb der Mann ihr denn nicht gerne Geld aushändigte, hielt Dora Bandtli Folgendes fest: „Er ist eben... Er ist eben ein wenig ein Muttersöhnchen gewesen. Also, er ist ein guter gewesen mit der Mutter, wirklich. Auch mit mir ist er recht gewesen, aber einfach, die Rappen... <lacht>“²⁷⁰ Dass Dora Bandtli ihren Mann als auf die Mutter fixiert erlebte, kommt im Begriff ‚Muttersöhnchen‘ zum Ausdruck und dadurch, dass sie seinen Umgang mit der Mutter als qualitativ besser als denjenigen mit ihr beschrieb. Auch in anderen schwierigen Ehesituationen nahm die Schwiegermutter Einfluss auf das Verhalten von Dora Bandtlis

²⁶⁵ Dora Bandtli, 1/A 53-67.

²⁶⁶ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 278; Ecarius, Köbel, Wahl, Familie, S. 37-39.

²⁶⁷ Dora Bandtli, 2/A 472-569.

²⁶⁸ Dora Bandtli, 2/A 68-69.

²⁶⁹ Dora Bandtli, 2/A 214-232.

²⁷⁰ Dora Bandtli, 2/A 214-232.

Mann, und Dora Bandtli „merkt[e]“ jeweils, „dass sie dann mit ihm gesprochen hat[te]“.²⁷¹ Damit war das Thema für Dora Bandtli abgeschlossen, woraus ich folgere, dass sie sich mit ihrer Schwiegermutter darüber nicht austauschte. Ihren Grundsatz ‚miteinander reden‘ lebte Dora Bandtli auch in der Beziehung mit der Schwiegermutter nicht, was zeigt, wie schwierig es für sie war, das ‚schweigende Milieu‘ zu verlassen und eine neue Kommunikationskultur zu etablieren.

8.6 Fazit: miteinander und allein

Alle vier Frauen heirateten einen Mann aus ihrem bäuerlich-handwerklich geprägten Umfeld, wobei Dora Bandtli den Mut gehabt hätte, einen Mann aus dem Unterland zu heiraten, hätte dieser die Verlobung nicht aufgelöst. Informationen über das erste Kennenlernen und das Entstehen der Beziehungen zu ihren Ehemännern flossen nur sehr spärlich. Ähnlich wie sich der spätere Ehemann von Christina Vinzens hinsichtlich des Alkoholkonsums nach ihren Vorgaben zu richten hatte, richtete sich derjenige von Dora Bandtli nach ihren beruflichen Betätigungen. Beide Frauen brachten sich aktiv in die Beziehungsgestaltung ein. Über ihre Beziehungen vor dem Heiraten berichteten weder Elisabeth Heim noch Leni Gantenbein.

Die Hochzeit erinnerten die interviewten Frauen als biographische Zäsur, welche mit starken Gefühlen – wie dem Abschiedsschmerz von den Eltern und, noch intensiver, von den Geschwistern – verbunden war. Die Frauen waren an diesem Tag sehr mit sich selbst beschäftigt, weshalb sie sich nicht über den Ehemann äusserten. Zur Hochzeit als Übergangsritual äusserte sich einzig Christina Vinzens, indem sie den Schritt als Ausdruck dafür bezeichnete, nicht im Konkubinat zusammenleben zu wollen. In dieser Hinsicht vertrat sie die damalige Haltung der Kirche. Die Hochzeit schuf eine neue Lebenssituation, was allen Frauen bewusst war; insbesondere veränderten sich die Verantwortlichkeiten und die Selbständigkeit. Die interviewten Frauen waren bereit, sich nach Kräften einzusetzen. Gleichzeitig hatten sie Bedenken vor der relativen Isolation als verheiratete Frau und befürchteten zudem, den Anforderungen nicht zu genügen. Der Hochzeitstermin wurde nicht frei und nach persönlichen Bedürfnissen bestimmt, sondern aufgrund äusserer Umstände festgelegt beziehungsweise verschoben.

²⁷¹ Dora Bandtli, 4/A 322-354.

Ausser Elisabeth Heim legten alle grossen Wert darauf, dass das Fest in bescheidenem Rahmen und nüchterner Art stattfand. Der Grund dafür waren die beschränkten finanziellen Mittel. Die Hochzeitsgeschenke bedeuteten eine grosse Starthilfe und das in die Ehe eingebrachte Frauengut spielte für den Selbstwert eine wichtige Rolle. Die interviewten Frauen schauten zufrieden und stolz auf ihre erbrachten Leistungen zurück und werteten den Schritt im Nachhinein als gut und richtig.

Ausser für Dora Bandtli stellten sich die interviewten Frauen ohne darüber nachzudenken vor, zu heiraten und Kinder grosszuziehen. Dora Bandtli konnte sich das Leben als alleinstehende Frau vorstellen, schliesslich heiratete sie aber doch. In den 1930er-Jahren bestanden ziemlich einheitliche Lebenskonzepte; ledige Frauen waren gesellschaftlich weniger anerkannt als verheiratete. Deshalb wurden die interviewten Frauen nicht angeregt, eigene Vorstellungen über ihren Lebensplan zu entwerfen und diese auch zu verwirklichen.

Die interviewten Frauen entwickelten in ihren Ehen unterschiedliche Formen der Beziehungsgestaltung und Beziehungspflege. Leni Gantenbein erinnerte die Streitigkeiten und Diskussionen als für beide Seiten gute Möglichkeiten, das gemeinsame Zusammenleben zu formen und zu prägen. Christina Vinzens beschrieb ihren Mann als jemanden, der Auseinandersetzungen zu vermeiden versuchte, wobei sie sich gegenseitig über ihre Befindlichkeiten austauschten. Interessant scheint mir hier, dass sie zwar dem Wort ihres Mannes mehr Gewicht zuschrieb, sich aber auf der Handlungsebene als ihm ebenbürtig verstand, denn bei den Handlungsräumen betonte sie das gemeinsame Vorgehen. Für Elisabeth Heim war es selbstverständlich, dass sich Eheleute partnerschaftlich gegenseitig unterstützten. Dora Bandtli versuchte, das Schweigen, welches sie in ihrem Elternhaus erlebt hatte, aufzubrechen und zu einem Umgang zu gelangen, welcher durch das Gespräch geprägt war. Dies gelang ihr nur beschränkt, denn mit ihrem situativen Schweigen wollte sie längeren, die Ehe zerrüttenden Streit vermeiden. Sie liess ihren Mann eigene Erfahrungen sammeln, sodass eine spätere Diskussion eine echte Grundlage erhielt. Dabei empfand sie es als persönliche Stärke, die schwelende Anspannung auszuhalten und sich mit dieser Art der Beziehungsgestaltung zu arrangieren.

Nur Elisabeth Heim beschrieb eingehende Aushandlungsprozesse für bestimmte Tätigkeiten. Leni Gantenbein, Dora Bandtli und Christina Vinzens ordneten sich in die bäuerlich-handwerliche Tradition ein, ohne die damit verbundenen geschlechtsspezifischen Handlungsmuster kritisch zu hinterfragen. Die interviewten Frauen empfanden die Arbeitsbereiche ihrer Männer zwar als bedeutungsvoller, beschrieben aber sich und die eigene Leistungsfähigkeit als gross und wichtig. Damit stellten sie sich als den Männern ebenbürtige

Partnerinnen dar. Den interviewten Frauen war bewusst, dass sie einen existenziellen Beitrag zur Lebenssicherung leisteten. Daraus schöpften sie Selbstbewusstsein und Selbstwert. Gleichzeitig waren sie damit konfrontiert, dass der Ehemann seine Arbeitsleistung als höher einstufte als jene seiner Frau. Doch die Frauen trugen in ihren Tätigkeitsfeldern die ganze Verantwortung, was für sie selbstverständlich war. Auch dass sie dauernd arbeiteten, war für die Frauen eine Selbstverständlichkeit. Elisabeth Heim führte dies am Beispiel aus, dass sie bei schlechtem Wetter während der Heuernte wusch und putzte, während ihr Mann sich ausruhte; Leni Gantenbein beschrieb, wie sie im Winter die Garderobe der ganzen Familie wieder in Stand stellte. In ihren Handlungsräumen bewegten sich die interviewten Frauen sicher und souverän und sie motivierten sich geschickt, um ungeliebten Tätigkeiten nachzukommen. Dora Bandtli beispielsweise wartete jeweils ab, bis sie Lust zum Putzen hatte. Und Leni Gantenbein hielt die Wohnung laufend so sauber, dass sie keinen Putzmarathon durchführen musste. Gleichzeitig eigneten sich die Frauen einzelne Fertigkeiten an, welche sie dem männlichen Zuständigkeitsbereich zuordneten. So lernte Dora Bandtli mit der Sense zu mähen und Leni Gantenbein Kühe zu melken. Dadurch konnten sie ihren Wirkungsraum erweitern, waren aber gleichzeitig mit gestiegenen Erwartungen und Anforderungen konfrontiert. Dass auch sie ihre Männer dazu hätten anhalten können, beispielsweise im Haushalt mitzuarbeiten, lag ausserhalb ihrer Denkweise.

Die Arbeitsleistung der Ehemänner genoss bei den interviewten Frauen hohes Ansehen und hatte für sie einen hohen Stellenwert. Tendenziell beurteilten sie die Leistungen des Manns weniger kritisch und stuften sie im Vergleich mit den eigenen besser ein.

Christina Vinzens, Elisabeth Heim und Dora Bandtli ordneten die Kinderbetreuung der Hausarbeit zu, was ich für fragwürdig halte, beanspruchte sie doch wesentlich andere Fähigkeiten und Fertigkeiten als das Kochen, Putzen, Waschen und Flickern. Für Christina Vinzens war ihre Mithilfe in der Sägerei des Mannes besonders wichtig, auch wenn sie nur teilzeitlich dort tätig war. Elisabeth Heim rückte die Heuernte, welche ein gemeinsames Tätigkeitsfeld des Bauernpaares darstellte, ins Zentrum ihrer Erinnerungen. Dadurch betonte sie den gemeinsamen Handlungsraum. Auch bei Leni Gantenbein und Dora Bandtli war die Heuernte sehr präsent, obwohl sie nur kurz dauerte. Dies zeigt, wie intensiv die Arbeit war und wie stark sie die Erinnerung prägte.

Nur Leni Gantenbein veränderte bewusst eine Verhaltensweise, welche ihre Mutter ihr vorgelebt hatte: Sie nahm keine Auftragsarbeiten an, sondern schneiderte ausschliesslich für die eigene Familie. Auf diese Weise respektierte sie ihre persönlichen Ressourcen und setzte eigene Prioritäten.

Mit dem vorhandenen Geld gingen die einzelnen Ehepaare sehr unterschiedlich um. Während Dora Bandtli gewissermassen um jeden Rappen kämpfen musste, hatte Herr Heim seiner Frau die Geldverwaltung übertragen und Leni Gantenbein erhielt diese Aufgabe nach etwa zehn Ehejahren. Ihr Mann durchlief als einziger einen Veränderungsprozess. Dora Bandtli und Leni Gantenbein erinnerten ihre Männer als in ihrer Kindheit und Jugend stark von dauernder Geldknappheit geprägt und empfanden die Ausgabepolitik zeitweise als belastend. Leni Gantenbein vertrat als einzige die Ansicht, Geld sollte – wenn es vorhanden war – ausgegeben werden, allerdings ausschliesslich für sinnvolle und notwendige Anschaffungen. Das Verhältnis zwischen Schwiegermutter und -tochter wurde sehr unterschiedlich erinnert. Während Leni Gantenbein und Elisabeth Heim es als neutral beziehungsweise befriedigend beschrieben, lebte Christina Vinzens in einer dauernden latenten Anspannung mit ihrer Schwiegermutter. Damit sie darüber berichtete, musste ich mehrfach fragen, ob sie mit ihr auskam oder ob es Rivalitäten gab. Im letzten Interview erzählte sie dann die Szene mit dem schmutzigen Milchkrug, was einen vertieften Einblick in das verwandtschaftliche Beziehungsgeflecht ermöglichte. Christina Vinzens' Schwägerin hatte ihr Vertrauen missbraucht und bei der Schwiegermutter gepetzt. Den anschliessenden Tadel steckte Christina Vinzens ohne Widerrede ein und richtete ihre Wut auf die Schwägerin. Sie erzählte mir in rächender Manier, dass ihre Schwägerin heiraten musste, da sie schwanger war. Diese Episode zeigt, wie vor- und umsichtig eine Frau sich verhalten musste, um sich in ihrem zum Teil sehr engen Handlungsraum bewegen zu können.

Dora Bandtli bewunderte ihre Schwiegermutter, weil sie als Witwe neun Kinder allein grossgezogen hatte, und stand mit ihr in einem vertrauensvollen Verhältnis. Die Schwiegermutter unterstützte sie in schwierigen Beziehungssituationen, indem sie immer wieder mit ihrem Sohn redete und sein Verhalten Dora Bandtli gegenüber zu beeinflussen versuchte.

9. „Und dann Freude gehabt hat, wenn sie angefangen haben, herumzutappen und zu machen.“ – Kinder bekommen und Mutter sein

Während Dora Bandtli darüber berichtete, welche Hausarbeiten sie gerne verrichtete und welche weniger, hielt sie auch fest, wie sie sich über die Fortschritte ihrer Kinder freute.¹ Dass sie den Übergang vom Kriechen zum Gehen als besondere Phase erinnerte, zeigt, wie wichtig es für Dora Bandtli war, dass die Kinder auf eigenen Beinen standen, mobiler und selbständiger wurden. Für sie endete damit die ‚bequeme‘ Zeit, denn die Beaufsichtigung wurde aufwendiger, was sie aber nicht als Belastung empfand.

Die Reproduktion wurde in der feministischen Literatur seit den frühen 1970er-Jahren vor allem im Zusammenhang mit Hausarbeit als Etablierung von Machtstrukturen konzeptualisiert. Die meisten Theoretikerinnen gingen nämlich davon aus, dass die Rollen von Frauen und Männern, sobald sie Kinder hatten, eine dichotomische Gesellschaft mit zwei hierarchisch angeordneten Polen konstruieren. Die auf einem universellen Patriarchat basierenden Konzepte sind zu schablonenhaft, denn konkrete Gesellschaften, historische Akteurinnen und Akteure sowie Machtkonstellationen können damit nur ungenügend beschrieben und analysiert werden.² Ursula Beer versuchte, Reproduktion in deren Komplexität in die Gesellschaftstheorie einzubeziehen, indem sie den marxistischen Begriff der ökonomischen Basis erweiterte. Sie ergänzte die ‚Wirtschaftsweise‘ durch die ‚Bevölkerungsweise‘, welche sie in einen engen kausalen Zusammenhang mit der Produktionsweise stellte. Da Beer in ihrem Konzept auf die Ökonomie als menschlichen Handlungsantrieb fokussiert, greift sie für die Vermittlung zwischen Gesellschaft und Individuum zu kurz, denn sie vernachlässigt kulturelle Werthaltungen und deren Wirkungsweisen.³ Eine andere Vermittlung zwischen Gesellschaft und Individuum bietet Michel Foucault mit seinem Konzept der modernen Macht als ‚Bio-Macht‘, deren zentraler Wirkungsmodus das ‚Sexualitätsdispositiv‘ sei, worüber Macht bis in individuelle

¹ Dora Bandtli, 2/B 372-438.

² Mesner, Maria, Verena Pawlowsky, Kinder kriegen. Generativität als historisches Thema, in: Johanna Gehmacher, Maria Mesner (Hg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen / Perspektiven, Innsbruck 2003, S. 221-235, hier S. 223.

³ Mesner, Pawlowsky, Kinder kriegen, S. 223.

Verhaltensweisen ‚vordringen‘ könne.⁴ In den letzten Jahren entstand eine Vielzahl an Publikationen zu Sexualität; die Geschichte der Sexualität – verstanden als Begehren, Wünschen oder Handeln – ist dagegen noch wenig erforscht.⁵ Eine prägnante Einführung zum Begriff ‚Reproduktion‘ bietet Mathes, eine zur ‚Sexualität‘ Jensen.⁶ Forschungen zu Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett und Mutterschaft machten bisher auf kulturellen Wandel und gesellschaftliche Leitbilder aufmerksam. Dabei verschwand die Perspektive und Erfahrbarkeit von Leiblichkeit hinter einem normierten und kontrollierten kulturellen Körper, welcher weder ein Gesicht hatte noch einen Namen trug.⁷

Wie beim Verhältnis zwischen Mann und Frau stellt sich auch für die Eltern-Kind-Beziehung die Frage, wie sich die emotionalen Bindungen wandelten. In Arbeiter- und Bauernfamilien zeigten die Eltern ihren Kindern nur selten, dass sie sie liebten, indem sie zärtlich mit ihnen waren.⁸

Aus einem Paar wird erst dann eine Familie, wenn Kinder hinzukommen. Deshalb stelle ich die Fragen zu Sexualität, Schwangerschaft und Geburt in den thematischen Rahmen der eigenen Kinder.

- Wie sprachen die interviewten Frauen über Sexualität und Schwangerschaft? Wie erwarben sie sich die entsprechenden Kenntnisse und welche Erfahrungen erinnerten sie?
- Wie erlebten die interviewten Frauen sich als Gebärende und Wöchnerin? Wie verhielten sich ihre Ehemänner in dieser Situation und welche Bedeutung hatte die Hebamme und der Arzt bei der Geburt?
- Wie gestalteten die interviewten Frauen ihre Beziehungen zu den Kindern? Wie gingen sie mit ihrer Macht als Mütter um und was wollten sie ihren Kindern weitergeben?

Viele Studien zum Thema Sexualität zeigen, wie stark dieser Bereich kulturell und sozial geprägt ist. Dadurch, dass verschiedene gesellschaftliche Institutionen, Praxen und kommerziellen Kreisläufe ineinandergreifen, hat die Sexualität einen bedeutenden Stellenwert

⁴ Mesner, Pawlowsky, Kinder kriegen, S. 224; Sarasin, Michel Foucault, S. 158-171.

⁵ Bruns, Claudia, Tilmann Walter, Einleitung. Zur Historischen Anthropologie der Sexualität, in: Claudia Bruns, Tilmann Walter (Hg.), Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität, Köln, Weimar, Wien 2004, S. 1-22, hier S. 2.

⁶ Mathes, Bettina, Reproduktion, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 81-99, hier S. 81-95; Jensen, Sexualität, S. 100-113.

⁷ Labouvie, Eva, Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt, Köln, Weimar, Wien 2000, S. 3.

⁸ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 35-37.

bei der individuellen Ausformung von Identität erlangt.⁹ Dem Thema ‚Sexualität‘ nähere ich mich über Michel Foucaults Konzept, wonach Sexualität ein dichtes Netz von Machtverhältnissen darstellt, welches in vielfältiger und ambivalenter Weise wirken konnte.¹⁰ Ende des 19. Jahrhunderts wurde Heterosexualität als allgemein gültige gesellschaftliche Norm definiert. Diesen Prozess beeinflusste Sigmund Freud mit seinen Vorstellungen und Modellen wesentlich.¹¹ Das standardisierte Paar wurde als Beziehung zwischen Mann und Frau von Gleichartigen – wenn auch nicht von Gleichwertigen – konzipiert, und die Liebesheirat postuliert.¹² In der bürgerlich geprägten Öffentlichkeit wurde nicht mehr über Sexuelles gesprochen, das Thema Körper weitestgehend vermieden und die städtische Arbeiterschaft als sexualisiert wahrgenommen.¹³ In den protestantischen Gebieten zog sich die Kirche mit dem beginnenden 20. Jahrhundert allmählich als tabuisierende Instanz zurück. Hygienebewegung und ärztliche Aufklärungsbemühungen benannten das sexuelle Geschehen in naturwissenschaftlicher Sprache, wodurch es wieder diskutierbar wurde.¹⁴ Gleichzeitig trennten die Theologen – und entschiedener noch die Pfarrer – die Sexualität nicht von der Ehe, sondern verknüpften Sexualität und Ehe eng miteinander und legten damit der Beziehung des Ehepaars die Sexualität zu Grunde. Auch wenn unbestritten ist, dass dieses Konzept die sexuelle Praxis von Ehepaaren beeinflusste, so ist es schwierig im Einzelfall festzustellen, bis zu welchem Grad das eheliche Sexualleben von kirchlichen Lehren beeinflusst wurde.¹⁵ Sexualität blieb sehr eng an Reproduktion gebunden, auch wenn verschiedene Verhütungsmethoden lange vor dem sogenannten ‚Pillenknick‘ der frühen 1960er-Jahre praktiziert wurden.¹⁶

⁹ Jensen, Sexualität, S. 113; Martin, Emily, Die Frau im Körper. Weibliches Bewusstsein, Gynäkologie und die Reproduktion des Lebens, Frankfurt/M, New York 1989, S. 31-41.

¹⁰ Grossmann, Atina, Sexualität, Körper und das grosse Unbehagen. Kontinuitäten und Brüche in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: Karen Hagemann, Jean H. Quataert (Hg.), Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte, Frankfurt/M, New York 2008, S. 290-316, hier S. 292f.; Sarasin, Michel Foucault, S. 147-171.

¹¹ Hekma, Gert, Introduction, in: Peakman, Julie (Ed.), A Cultural History of Sexuality, Vol. 6: A Cultural History of Sexuality in the Modern Age ed. by Gert Hekma, Oxford, New York 2011, p. 1-26, hier p. 2f.; Ronsin, Francis, Heterosexuality, in: Peakman, Julie (Ed.), A Cultural History of Sexuality, Vol. 6: A Cultural History of Sexuality in the Modern Age ed. by Gert Hekma, Oxford, New York 2011, p. 27-47, hier p. 27-31; Walter, Begrenzung, S. 131-133, 137-139.

¹² Hekma, Introduction, S. 6; Grossmann, Sexualität, S. 296-298; Blosser, Gerster, Töchter, S. 24-26.

¹³ Ernst, Machtbeziehungen, S. 139.

¹⁴ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 204; Tanner, Arbeitsame Patrioten, S. 255-257; Dejung, Gull, Wirz, Landgeist, S. 106-108.

¹⁵ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 516.

¹⁶ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 87; Gerber, Wandel, S. 123-130.

Familien waren die Gelenkstelle für die biologische Kontinuität wie die Reproduktion ihres sozialen Gefüges, denn in der Familie wurde materielles wie kulturelles Kapital der nächsten Generation weitergegeben. Dadurch wandelten sich sowohl Vorteile als auch Misserfolge und soziale Benachteiligungen einer Generation in dauerhafte soziale Strukturen um.¹⁷ Dabei spielte die Anzahl Kinder eine wichtige Rolle. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert begannen immer mehr Ehepaare, die Kinderzahl einzuschränken, wodurch sie eine veränderte Situation schufen: den so genannten ‚demographischen Übergang‘.¹⁸ Meine Interviewpartnerinnen wuchsen nur teilweise in kinderreichen Familien auf. Dora Bandtli hatte acht Geschwister, Christina Vinzens sieben, Elisabeth Heim und Leni Gantenbein je drei. Die eigenen Familien waren eher klein: Elisabeth Heim hatte zwei Kinder, die anderen Frauen jeweils deren drei.

Seit dem beginnenden 19. Jahrhundert war das Kind in bürgerlichen Kreisen zum Inbegriff des häuslichen Friedens und familiären Glücks geworden.¹⁹ Die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, vor allem zwischen der Mutter und dem Kleinkind, wurde als durch Liebe gekennzeichnete vorgestellt und idealisiert.²⁰ Philipp Ariès formulierte die Annahme, dass Erwachsene bis weit in die Frühe Neuzeit kein wirkliches Verständnis für Eigenart und Bedürfnisse von Kindern hatten, weshalb er die Mutterliebe als anthropologisch konstante Disposition in Zweifel zog und die intensive Zuwendung der Mütter zu ihren Kindern mit dem Aufstieg der bürgerlichen Kernfamilie verband. Er vermutete, dass Eltern wegen der hohen Säuglingssterblichkeit – die Kindersterblichkeitsrate halbierte sich erst etwa im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts –²¹ als Selbstschutz vor zu viel Trauer nicht die gleichen emotionalen Beziehungen zu ihren Neugeborenen entwickelten wie heutige Eltern.²² Dass die Mutter ihren Säugling selber stillte, wurde dann zum Thema und Test der Mutterliebe, als sich die Strukturen der bürgerlichen Familien so veränderten, dass sich die alten Rollen- und Verhaltensweisen des ‚ganzen Hauses‘ auflösten. Über ihre konstruierte natürliche Zuständigkeit für das Kind und sein Wohl wurde die Frau faktisch und moralisch ans Haus

¹⁷ Gestrinch, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 86f.; Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 484, 503.

¹⁸ Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 42, 86, 100f.; Aschwanden Nojima, Russi, Z’graggen, Weggefährten, S. 158-160.

¹⁹ Gugerli, Zwischen Pfrund und Predigt, S. 219.

²⁰ Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 565; Kortendiek, Beate, Familie. Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 384-394, hier S. 385-387.

²¹ Bollier, Bevölkerungswandel, S. 121-123.

²² Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 565-575; Badinter, Mutterliebe, S. 63-66; Kortendiek, Familie, S. 386.

gebunden.²³ In der Schweiz wurde das Stillen in den ersten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts von ärztlicher Seite stark gefördert.²⁴

Die Beziehungsarbeit der Frau innerhalb der Familie veränderte sich mit den heranwachsenden Kindern. Die Frau begleitete das Kind als Vertrauensperson, löste es aus der Mutter-Kind-Dyade und integrierte es in die Familie. Während der Pubertät und Adoleszenz musste die Frau vermehrt zwischen den Ansprüchen der werdenden Frau beziehungsweise des werdenden Manns und dem Vater vermitteln. Der Ablösungsprozess der Kinder verlangte von der Frau Leistungen, welche mit starken psychischen Konflikten verbunden sein konnten.²⁵

9.1 „So halbwegs hat man etwas gehört. Und dann ist man dann einfach so draufgekommen.“ – Sexualität und Schwangerschaft

Als ich Dora Bandtli fragte, wie sie aufgeklärt wurde, wies sie auf ihr Halbwissen und auf den Sachverhalt hin, dass sie sich ihre eigenen Gedanken machte und auch mit anderen Kindern darüber sprach und Wissen austauschte.²⁶ In der gleichen Gesprächssequenz hielt sie fest: „Ich weiss nicht wieso. Man hat einfach früher nicht so viel davon geredet.“²⁷ Diese Aussagen zeigen deutlich, dass sie es nicht gewohnt war, über Sexualität zu sprechen und dass ihr auch das Vokabular fehlte. Besonders interessant scheint mir hier die Bemerkung, 'sie wisse nicht wieso'. Darin spiegelt sich, dass Sexualität auch im bäuerlichen Umfeld tabuisiert war, obschon gerade Kinder bei Tieren oft werbende Praktiken sowie Kopulationen beobachteten, und dass Dora Bandtli diese Haltung im Rückblick nicht mehr verstand.

Ich wollte Sexualität beziehungsweise die Aufklärung über Sexualität ansprechen, wusste aber ich nicht, wie ich dies mit der nötigen Zurückhaltung machen konnte. Zu meinem Erstaunen und zur grossen Erleichterung musste ich keinen speziellen Erzählimpuls formulieren, denn jede Interviewpartnerin sprach das Thema von sich aus an, berichtete in offener Art und beantwortete meine Fragen. Hatten wir ein erstes Mal über Sexualität

²³ Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 574; Badinter; Mutterliebe, S. 160-162, 250-252.

²⁴ Brunold-Bigler, Ursula, Ruth-Nunzia Preisig (Hg.), Geburtszeiten. Geschichten vom Kinderkriegen in Graubünden 1950-2000, Chur 2006, S. 361; Schnyder, Hygiene, S. 14.

²⁵ Streckeisen, Statusübergänge, S. 48f.; Jungwirth, Sprache, Arbeit, S. 287-291.

²⁶ Dora Bandtli, II 25.

²⁷ Dora Bandtli, II 25.

gesprächen, konnte ich zu einem späteren Zeitpunkt problemlos wieder darauf zurückkommen. Besonders wichtig war mir dabei, dass ich die Intimsphäre der einzelnen Frau respektierte.

In schweigenden Verhältnissen und Misch-Milieus war Aufklärung über Sexualität und Geburt nicht üblich.²⁸ In katholischen Gebieten fand wenig bis keine Aufklärung statt; in protestantischen Regionen des Mittellands hielt die naturwissenschaftliche Botschaft Einzug und wurde vor allem im städtischen Bildungsmilieu aufgenommen und weiterverbreitet.²⁹ Ein allfällig zirkulierendes Aufklärungsbüchlein musste vor dem Pfarrer versteckt werden.³⁰ Anders als im bürgerlichen Umfeld, wo die Hochzeitsreise das Ehepaar mit ihrer Sexualität konfrontierte,³¹ fand dieser Prozess im bäuerlichen Bereich offenbar im ‚gewöhnlichen‘ Lebensalltag statt.³²

Als ich Leni Gantenbein fragte, wie gut sie aufgeklärt worden sei, sagte sie Folgendes: „Ja, das ist man schon ziemlich gewesen. Doch, doch, das hat eines, das hat eines die Mutter, sicher, doch, doch.“³³ Die Häufung von ‚doch‘ und die Betonung von ‚sicher‘ weisen darauf hin, dass Leni Gantenbein nicht ganz sicher war, ob sie genügend aufgeklärt worden war. Da sie 14 Jahre alt war, als ihre Mutter mit dem jüngsten Kind schwanger war, stellte dies eine gute Gelegenheit für Leni Gantenbein dar, um Fragen zu stellen und Kenntnisse zu erwerben. Sie selber hielt die Aufklärung ihrer Söhne primär als Aufgabe ihres Manns, sprach aber auch mit ihnen über Sexualität: „Man ist einfach nicht mehr so verklemmt gewesen, würde ich fast sagen, wie eben früher, dass man jetzt überhaupt nicht, nicht geredet hat, grundsätzlich nicht, das ist man schon nicht mehr gewesen.“³⁴ In dieser Hinsicht verhielt sich Leni Gantenbein bewusst anders als ihre Eltern. Dadurch bestätigte sie indirekt, dass sie mit ihrer Mutter zu wenig über Sexualität hatte sprechen können.

Elisabeth Heim hielt während ihrer Erzählung über das Kinderhüten als Jugendliche fest, dass sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, „dass es Kinder gibt“³⁵. Als ich sie fragte, wie und

²⁸ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 221; Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 172; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 194.

²⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 221; Perren, Rosenkranz, S. 52.

³⁰ Perren, Rosenkranz, S. 105.

³¹ Blosser, Gerster, Töchter, S. 282-292.

³² Dora Bandtli, 1/A 68-96; Leni Gantenbein, I 13; Elisabeth Heim, 3/A 357-378; Christina Vinzens, II 13.

³³ Leni Gantenbein, 2/A 72-95.

³⁴ Leni Gantenbein, 2/A 96-137.

³⁵ Elisabeth Heim, II 43.

wann sie dies denn erfahren habe, meinte sie: „Ja, das ist einmal so, bis in die, ja, so, bis man dann 16 gewesen ist, so... Doch, wir haben dann schon etwas herumgewundert, wir haben dann gehört. Eine und die andere haben dann das und das gewusst. Aber dann hat man dann wieder nachgefragt, man ist dann schon so gestiegen [darauf gekommen], aber man ist nicht auf dem Laufenden gewesen.“³⁶ Bis zur Konfirmation wusste Elisabeth Heim nicht, wie ein Mensch gezeugt wird, obwohl es sie interessierte und sie sich mit gleichaltrigen Mädchen austauschte. Diese Tatsache hielt auch Leni Gantenbein explizit fest.³⁷ Christina Vinzens drückte sich noch etwas pointierter aus: „[W]ir sind gewiss arme, dumme Geschöpfe gewesen, bis <lacht> bis man geheiratet hat.“³⁸ Damit drückte sie aus, dass sie nicht nur keine Kenntnisse, sondern vor der Hochzeit auch keine sexuellen Erfahrungen gesammelt und sich an den kirchlichen Verhaltenskodex gehalten hatte.

Zum Stellenwert und zur Bedeutung von Sexualität hielt Leni Gantenbein Folgendes fest: „Ich habe einfach die Idee, das hat auch damals sicher bei den Eltern nicht so eine Rolle gespielt wie heute. Aber eben, es ist, es wird dann damals vielleicht auch, ja, fast zu wenig gewesen sein, was jetzt zu viel ist. ‘Mh’. <lacht>“³⁹ Dass Leni Gantenbein über die sexuelle Praxis ihrer Eltern spekulierte, danach aber gleich den Bogen in die Gegenwart schlug, statt über ihr eigenes Verhalten zu erzählen, zeigte, dass nicht über sich selber reden wollte.

Beim Thema Freundschaft und Heirat fragte ich Elisabeth Heim, ob sie jemals befürchtete, keinen Ehepartner zu finden. Sie verneinte spontan und ergänzte: „Ja überhaupt, es ist nicht dieser Drang so gewesen. Ich weiss nicht, dass... Man hat gewusst, die Eltern wollten da dennoch etwas zu sagen haben.“⁴⁰ Dass Elisabeth Heim Sexualität als ‚Drang‘ bezeichnete, spiegelt die Konzeption von Sexualität als triebhafte Kraft. Und der Hinweis auf die Eltern zeigt, wie machtvoll die Eltern Elisabeth Heims Gefühlswelt und Verhaltensformen prägten. In der gleichen Sequenz sagte Elisabeth Heim über ihre sexuellen Erfahrungen als unverheiratete Frau: „Ich bin einfach noch nicht so in diesem Verstand gewesen, dass ich das wollte, einfach nicht.“⁴¹ Dass sie ihre strikte Ablehnung von vorehelichen Geschlechtsbeziehungen mit dem Argument ‚nicht im Verstand sein‘ begründete, verweist einerseits auf die fehlenden Kenntnisse, andererseits auf den rationalen Umgang mit Sexualität. Hier setzte sie dezidiert ihre Haltung durch und bezog in der Freundschaft mit

³⁶ Elisabeth Heim, II 43.

³⁷ Leni Gantenbein, 2/A 72-95.

³⁸ Christina Vinzens, 1/B 596-629.

³⁹ Leni Gantenbein, 2/A 96-137.

⁴⁰ Elisabeth Heim, 2/B 325-368.

⁴¹ Elisabeth Heim, 2/B 325-368.

ihrem zukünftigen Mann eine unverrückbare Position. Daran hielt sie auch während der Verlobungszeit fest, was sie dadurch ausdrückte, dass sie vor der Hochzeit nicht mit ihrem Verlobten zusammenwohnte.⁴² Sie begründete dies wie folgt: „Bei ihm sind auch die Eltern gewesen. Da wollte man nicht, dass sie sagen, wenn man nicht wisse, ob sie heiraten oder nicht... Das hätte man ihnen nicht antun wollen, dass sie da falsch verdächtigten, etwas.“⁴³ Handlungsleitend waren für Elisabeth Heim die elterlichen Moralvorstellungen, die sie peinlich genau einhielt. Sexuelle Abstinenz bot auch die Sicherheit, nicht vorehelich schwanger zu werden, was als Familienschande empfunden wurde.⁴⁴ Dies wollte sie der Elterngeneration ‚nicht antun‘. In ihrer Wortwahl spiegelt sich, dass eine uneheliche Schwangerschaft als eine Art Verbrechen wahrgenommen wurde.

Die Schwangerschaft erforderte von der künftigen Mutter, dass sie sich mit dem Kind auseinandersetzte und entsprechende Vorbereitungen traf.⁴⁵ Obwohl die Schwangerschaft als Schonzeit galt, empfanden Frauen in bäuerlich geprägten Gebieten fortgeschrittene Schwangerschaften während der Heuernte und vor allem die Zeit kurz vor der Geburt als doppelte Belastung.⁴⁶

Christina Vinzens bemerkte, während sie über ihre Blinddarmoperation berichtete, dass es dann „allerhöchste Zeit“⁴⁷ war. Auf meine etwas erstaunte Frage, ob sie dies selber bemerkt habe, antwortete sie: „Ich habe den Arzt gehabt und dann hat er nur so, hat er nur so gelächelt. Ja, das gäbe es eben manchmal. Wir sind erst zwei Monate verheiratet gewesen.“⁴⁸ Der Arzt teilte Christina Vinzens offensichtlich nur mit einer unklaren Andeutung mit, dass er sie für schwanger hielt. Der Arzt war Karl Schnyder, ein erfahrener und hoch geschätzter Mann, welcher im Mittelprättigau von 1918 bis 1950 als Landarzt wirkte. Zwischen 1901 und 1918 hatten drei verschiedene Ärzte – Jakob Hitz, Willi Wahnung und Herr Gaib – die Stelle inne.⁴⁹

⁴² Elisabeth Heim, 2/B 369-385.

⁴³ Elisabeth Heim, 2/B 369-385.

⁴⁴ Nydegger, Jolanda, Ledige Mütter – ausgegrenzt aus der Gesellschaft. Über Frauen in Chur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ein uneheliches Kind gebären, in: Bündner Monatsblatt, 2 (2009), S. 147-170, hier S. 150-152.

⁴⁵ Streckeisen, Statusübergänge, S. 48.

⁴⁶ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 210; Brunold-Bigler, Preisig, Geburtszeiten, S. 330-332.

⁴⁷ Christina Vinzens, 1/B 286-332; cf. ähnlich Schwager, Das volle Leben, S. 93-95.

⁴⁸ Christina Vinzens, 1/B 286-332.

⁴⁹ Hansemann, Kübliser Heimatbuch, S. 193-197.

Christina Vinzens wusste, dass sie nicht schwanger war, was sie wie folgt ausdrückte: „Ja, ja, das habe ich gewusst... Das sollte man dann doch schon wissen! Ja, wenn ich mein ‘Zeug’ bekommen habe. Dies habe ich gehabt, kurz vorher.“⁵⁰ Dass sie dem Arzt nicht mitteilte, dass sie nicht schwanger sein konnte, zeigt, wie mächtig das ärztliche Wort war, sodass nicht widersprochen wurde; ein Gespräch zwischen Arzt und Patientin fand nicht statt. Christina Vinzens bezeichnete die Menstruation mit ‚Zeug‘, was deutlich macht, wie ungeübt sie war, sich auszudrücken und wie sehr das ihr zur Verfügung stehende Vokabular diese biologischen Vorgänge verschleierte.⁵¹ Die Szene zeigt zudem die Auswirkungen der Akademisierung und auch der männlichen Macht in der Medizin beziehungsweise in den Bereichen von Schwangerschaft und Geburt.⁵²

Als ich Christina Vinzens noch einmal fragte, wie sie jeweils feststellte, dass sie schwanger war, sagte sie Folgendes: „Das habe ich ‘kant’ [rasch, gut] gemerkt. ‘Jess’, ist mir dann schlecht gewesen. Grausam erbrechen müssen. So drei Monate.“⁵³ Der zeitlich früheste Hinweis auf eine mögliche Schwangerschaft stellt(e) die ausbleibende Menstruation dar. Weitere nicht sichtbare Zeichen waren Übelkeit, Erbrechen, Schwindel, Schmerzen in den Schenkeln oder beim Wasserlassen sowie Kopfschmerzen, wobei auch junge Frauen bei diesen Zeichen nicht beziehungsweise nicht sofort auf eine Schwangerschaft schlossen.⁵⁴ Elisabeth Heim antwortete auf meine Frage, woran sie jeweils gemerkt hatte, dass sie schwanger war: „Ja, ja, das habe ich, das habe ich natürlich auch erst gemerkt, als ich es gewesen bin. <lacht> [...] Aber eben, je nachdem, gibt es schon Andeutungen, zum Beispiel, dass es sich in den Brüsten bemerkbar macht oder so.“⁵⁵ Die umständliche Formulierung zeigt, wie schwierig es für Elisabeth Heim war, die körperlichen Veränderungen sprachlich zu fassen.

Sichtbare Zeichen einer Schwangerschaft stellten die Veränderungen von Körper, Gesten und Bewegungen dar, welche von der dörflichen Gemeinschaft aufmerksam beobachtet und besprochen wurden.⁵⁶ Weil Leni Gantenbein während ihrer ersten Schwangerschaft „nicht dick“ war, suggerierten ihr die Frauen im Dorf, es sei ein Mädchen: „Da haben alle gesagt: ‚Ja, du hast dann ein Mädchen, das ist dann ganz sicher ein Mädchen.‘ Dann habe ich einfach

⁵⁰ Christina Vinzens, 1/B 286-332.

⁵¹ Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 557.

⁵² Gestrinch, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 559; Martin, Emily, Die Frau im Körper.

⁵³ Christina Vinzens, 1/B 630-641.

⁵⁴ Labouvie, Andere Umstände, S. 15-19.

⁵⁵ Elisabeth Heim, II 44.

⁵⁶ Labouvie, Andere Umstände, S. 24-26.

damit gerechnet.“⁵⁷ Die Aussage zeigt, wie genau Schwangere beobachtet wurden, wie rege Frauen sich untereinander austauschten und wie unerfahrene Frauen dem Wissen und der Erfahrung anderer Frauen absolut vertrauten, auch wenn es sich um reines Scheinwissen handelte. Während Leni Gantenbein durch die intensiven Blicke der Dorffrauen dauernd kontrolliert wurde, begab sie sich im Lauf der Schwangerschaft „vielleicht so ein Mal“ zum Arzt, wozu sie Folgendes festhielt: „Und wenn er gesagt hat, es sei alles in der Ordnung, ‘janu’, dann hat man das auch geglaubt und gehofft und hat da gewartet und... <lacht> Das ist so gewesen.“⁵⁸ In dieser Aussage spiegelt sich einerseits, dass Leni Gantenbein dem Arzt genauso vertraute wie den Dorffrauen, andererseits, dass sie das Kind mit guten Gefühlen werden liess.

Als wir darüber redeten, dass sie noch ziemlich jung war, als sie Mutter wurde, sprach Leni Gantenbein die Familienplanung an und hielt fest, dass der dritte Sohn “eigentlich nicht geplant“⁵⁹ war, und führte weiter aus: „Nein, nein, sonst natürlich so, so Verhütungsmittel wie jetzt hat man dann schon noch nicht gehabt, damals. *Ja*, ich weiss nicht, von der Pille nur gerade so etwas gehört hat man schon, also nicht, dass ich selber davon gebraucht hätte. Man hat etwas aufgepasst. <lacht>“⁶⁰ Leni Gantenbein hielt sich beim Thema Verhütung auf dem Laufenden, ohne dass dies dazu geführt hätte, dass sie ihre Verhütungspraxis änderte. Dass sie ‚aufpassten‘, macht deutlich, wie wichtig die Familienplanung für ihren Mann war, denn er war in einer kinderreichen Familie aufgewachsen, was er als Belastung erlebt hatte. Daher wollte er nicht viele Kinder. Der Ausdruck deutet aber auch an, dass das Paar wohl keine Kondome benutzte, welche damals bereits schon länger als Verhütungsmöglichkeiten vorhanden waren.⁶¹ Wie bereits bei den Mutmassungen über die Verhütungspraktiken ihrer Eltern festgestellt, fiel es Leni Gantenbein auch hier leichter, über Dinge wie die Pille zu sprechen, die sie nicht aus eigener Erfahrung kannte. Als diese Anfang der 1960er-Jahre auf den Markt kam, war Leni Gantenbein etwas über 40 Jahre alt und hätte durchaus davon Gebrauch machen können.

Christina Vincenz sprach die Pille als Verhütungsmethode an, nachdem sie festgehalten hatte, dass sie innerhalb eines Jahrs ihre Tochter und den nachfolgenden Sohn geboren hatte: „Man hat es eben noch nicht so bequem gehabt wie heute. Ja, mit diesen Mitteln, die sie da, die man hat... Sie können es richten, wie sie es wollen. Nicht? Das ist ja schon recht, gut... (...) Wir

⁵⁷ Leni Gantenbein, 2/A 594-612.

⁵⁸ Leni Gantenbein, I 3.

⁵⁹ Leni Gantenbein, 2/A 138-161.

⁶⁰ Leni Gantenbein, 2/A 138-161.

⁶¹ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 520-522.

sind eben noch zu dumm gewesen, meine ich... <lacht>“⁶² Im Gegensatz zu Leni Gantenbein konnte Christina Vinzens ‚die Pille‘ nicht benennen, sondern blieb im allgemeinen, verschleiernenden Sprachgebrauch. Es ist auch unklar, ob Christina Vinzens mit ‚sie‘ Frauen oder Paare meinte. Wie bei der fehlenden Aufklärung,⁶³ bezeichnete sie sich und ihre Generation als ‚dumm‘. Darin spiegelt sich, dass sie sich von jenen Instanzen bewusst in Unwissenheit gelassen fühlte, welche diese Kenntnisse hätten vermitteln können. Da sie beim Gespräch über die Aufklärung den Pfarrer genannt hatte, vermute ich, dass sie vor allem ihn und erst in zweiter Linie den Arzt meinte.

Während Dora Bandtli erzählte, welche Arbeiten sie regelmässig ausführte, hielt sie etwas unvermittelt und kommentarlos fest, dass der älteste Sohn schon fünf Jahre alt war, als sie den zweiten gebar, weil sie „zwei Verschüttungen gehabt [hatte] zwischendurch“. ⁶⁴ Diesen Erfahrungen mass sie keine weitere Bedeutung zu, sondern zählte zügig die Geburten der beiden anderen Söhne auf. In diesem Verhalten spiegelt sich, wie konsequent Dora Bandtli sich an die guten Erinnerungen hielt. In reformierten Gebieten, wo im Gegensatz zu katholischen keine Nottaufe und keine Trostrituale bestanden, mussten Frauen, welche eine Fehlgeburt erlitten, alleine mit der Situation zurechtkommen.⁶⁵

Der eine der beiden Aborte ereignete sich während der Heidelbeersuche, weshalb sie sich sofort auf den Heimweg begab. Über ihren Zwischenhalt bei einer Schwägerin berichtete Dora Bandtli Folgendes: „Und dann habe ich zu dem Mägdchen gesagt: ‚Ei‘, kannst du mir nicht eine Schürze geben?“ Eben von der Schwägerin, eben, um darüber anzuziehen. Der Rock ist blutig gewesen, bis hinunter... Da bin ich ganz da hinten herunter und... (...) Es hätte schon ‚feelä‘ [schlimm herauskommen] können.“⁶⁶ So wie sie ihre Begegnung mit der Magd inszenierte, mutete es sich eher an, als würde sie mit einem Neugeborenen sprechen: Ihr Tonfall war extrem erhöht, den Satz leitete sie mit dem lautmalerischen ‚ei‘ ein und ihre Schwägerin bezeichnete sie als Mädchen im Diminutiv. Alles deutet darauf hin, dass sie ihren Zustand um jeden Preis verbergen wollte. So ging sie nicht auf direktem Weg nach Hause, sondern auf Umwegen, um nicht gesehen zu werden. Ihr war bewusst, dass ein Abort nicht auf die leichte Schulter zu nehmen war. In dieser extremen Situation schützte sich Dora Bandtli vor den neugierigen Blicken und den Fragen der anderen Frauen.

⁶² Christina Vinzens, 1/B 71-95.

⁶³ Cf. Kapitel 9.1 Sexualität und Schwangerschaft.

⁶⁴ Dora Bandtli, 2/A 472-569.

⁶⁵ Brunold-Bigler, Preisig, Geburtszeiten, S. 353.

⁶⁶ Dora Bandtli, 2/A 57-67.

9.2 „Vielen werde dann noch fast übel, und dann ‚manglät‘ sie dann auch noch zu den Männern zu schauen, nicht nur zu den Frauen.“ – Geburt und Wochenbett

Leni Gantenbein stellte die Meinung ihrer Hebamme dar. Diese meinte, es sei ihr „fast lieber“, wenn der Ehemann bei der Geburt jeweils nicht dabei sei, weil sie dann noch eine Person mehr zu betreuen habe.⁶⁷ Dieser Haltung schloss sich Leni Gantenbein nach ihrer dritten Geburt an, als ihr Mann ihr „assistieren“ musste. Die Hebamme hatte sich nämlich wieder nach Hause begeben, nachdem sie fünf Tage anwesend war, ohne dass die Geburt einsetzte. Bevor sie ging, hatte sie Leni Gantenbein untersucht und alles für in Ordnung befunden. Ihre lange Anwesenheit war durch den starken Schneefall von Ende Januar 1951 begründet. Wie es ihrem Mann nach der Geburt erging, kommentierte Leni Gantenbein wie folgt: „Aber, er ist am nächsten Morgen viel ärmer dran gewesen als ich. <lacht>“⁶⁸ Er hatte seine Aufgabe erfolgreich erfüllt und Leni Gantenbein nahm ihn erschöpfter als sich selber wahr. Dass Leni Gantenbein nach ihrer Aussage lachen musste, deute ich als Ausdruck dafür, dass sich damit die grosse Anspannung löste, die sie damals während der Geburt empfand und während des Erzählens wieder spürte.

Obwohl meine Interviewpartnerinnen ihre Kinder zwischen 1930 und 1955 gebaren, spiegeln ihre Erfahrungen kulturelles Wissen, soziokulturelle Wahrnehmungsmuster und subjektive Empfindungen, welche sich nicht an medizinischen Massstäben oder technischen Vorgaben orientierten.⁶⁹ Bis ins 19. Jahrhundert war die Geburt eine Frauensache. Sie war auch ein öffentliches Ereignis, woran neben der Hebamme verheiratete und verwitwete verwandte Frauen sowie Nachbarinnen und Freundinnen teilnahmen. Dies veränderte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts dahingehend, dass nur noch die Hebamme und allenfalls der Arzt während der Geburt anwesend waren; der Ehemann dagegen war nur selten dabei.⁷⁰ Seine Aufgaben beschränkten sich darauf, die Hebamme zu benachrichtigen und diese auf den Hof zu begleiten. Auf dem Land war weibliche Geburtshilfe aber noch lange ein Dienst, der alle Möglichkeiten der Hilfeleistung und Betreuung bis zum guten oder schlechten Ende einer

⁶⁷ Leni Gantenbein, I 6.

⁶⁸ Leni Gantenbein, I 7.

⁶⁹ Labouvie, Andere Umstände, S. 9.

⁷⁰ Labouvie, Andere Umstände, S. 103-107; Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 210; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 560.

Geburt einschloss.⁷¹ Ärztliche Betreuung erhielten in erster Linie Mütter und Neugeborene der Mittel- und Oberschicht, während Frauen aus Arbeiter- und Gewerbekreisen auf die traditionellen Hebammendienste angewiesen blieben.⁷²

Nachdem sich im 19. Jahrhundert die Medikalisierung von Schwangerschaft und Geburt angebahnt hatte, veränderte sich die Situation im 20. Jahrhundert grundlegend: Die Spitalgeburt setzte sich bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts durch und die Geburtshilfe durchlief den Prozess einer Vermännlichung. Akademisch ausgebildete Ärzte drängten in die Wirkungsbereiche der Hebammen und der bei der Geburt anwesenden Frauen. Zeichneten sich Schwierigkeiten ab, wurde immer häufiger ein Arzt gerufen oder die Frauen begaben sich in ein Spital.⁷³ Ähnlich verhielt man sich auch in Graubünden,⁷⁴ obwohl die Frauen im bäuerlichen Umfeld die Kinder in der Regel zu Hause zur Welt brachten.⁷⁵ Im Mittleren Prättigau war, wie auch in Walliser Tälern, die Hausgeburt bis in die 1950er-Jahre üblich, was vor allem deshalb möglich war, weil in jedem Dorf eine Hebamme arbeitete.⁷⁶ Sie blieb in der Regel während und nach der Geburt bei der Gebärenden, während in Walliser Bergtälern die Hebamme nur sporadisch vorbeikam und mündliche Anweisungen erteilte.⁷⁷ Viele Ehemänner waren mit der Geburt überfordert.⁷⁸

Nach der Geburt des Kindes, vor allem des ersten, begann für die Frau eine Zeit, in welcher sie sich stark mit dem Neugeborenen beschäftigte; andere soziale Beziehungen traten in den Hintergrund.⁷⁹ Gleichzeitig wurde von den Frauen aber erwartet, dass sie so bald wie möglich ihre üblichen Arbeiten im gewohnten Umfang wieder ausführten, wobei die Männer ihnen die schweren Arbeiten abnahmen und sie entlasteten. Erwartet wurde auch, dass die Frauen den ehelichen Pflichten nachkamen.⁸⁰

⁷¹ Labouvie, Andere Umstände, S. 120f.; Schwager, Das volle Leben, S. 95; Dora Bandtli, 2/B 305-372, II7.

⁷² Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 209.

⁷³ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 559f.; Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 165; Kaestli, Mont Soleil, S. 95.

⁷⁴ Brunold-Bigler, Preisig, Geburtszeiten, S. 339-347.

⁷⁵ Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 72, 148; Schwager, Das volle Leben, S. 95-97.

⁷⁶ Schnyder, Arzt, S. 36; Enderlin, Im Dienste der Kinder, S. 20; Perren, Rosenkranz, S. 75, 125.

⁷⁷ Perren, Rosenkranz, S. 125.

⁷⁸ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 247.

⁷⁹ Streckeisen, Statusübergänge, S. 48.

⁸⁰ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 247; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 560.

Leni Gantenbein, Christina Vinzens und Elisabeth Heim brachten alle ihre Kinder zu Hause zur Welt, Dora Bandtli den ersten Sohn.⁸¹ Meine diesbezügliche Frage beantwortete Leni Gantenbein kurz und bündig mit „ja, da“⁸² und Elisabeth Heim betonte: „Zu meiner Zeit fast ausschliesslich“⁸³. Leni Gantenbein kommentierte, wie sich ihre Wahrnehmung veränderte: „Ja, also, jetzt denke ich natürlich manchmal, dass man das nur gewagt hat.“⁸⁴ Darin spiegelt sich, wie stark die modernen Geburtshilfetechniken das Vertrauen der Frauen in deren eigene Geburtskräfte verminderten.

Weshalb Dora Bandtli ihre beiden anderen Söhne im Spital zur Welt brachte, begründete sie so: „Ja, sie haben dann gemeint, ja in diesem Alter, es sei...“⁸⁵ Sie war bei der zweiten Geburt 43 und bei der dritten 45 Jahre alt. Dass Dora Bandtli das unbestimmte ‚sie‘ verwendete, zeigt, mit welcher Macht die medizinisch ausgebildeten Personen sprachen. Darauf weist auch die abgebrochene Begründung hin.

Zum Geburtsverlauf hielt Leni Gantenbein fest, dass es bei ihr jeweils „ziemlich rasant vorwärts“⁸⁶ ging, sobald die Wehen eingesetzt hatten, und bezeichnete dies als „Glück“⁸⁷. Dora Bandtli sagte über ihre Geburten, sie habe „auch nicht starke Schmerzen“ gehabt.⁸⁸ Im Gegensatz dazu erinnerte Christina Vinzens ihre erste Geburt als sehr anstrengend und sagte, sie habe „grausam durchgemacht“⁸⁹. In ländlichen Gesellschaften war das Sprechen über Geburtsschmerzen kein Tabu; es unterlag aber einem besonderen Code, der die Körpererfahrung der Frau einband und so nicht diffamierte.⁹⁰ Weshalb sie so heftige Schmerzen litt, erklärte sie wie folgt:

„Die Hebamme hat noch zu ihm [Arzt] gesagt, (...) er solle mir nicht eine Spritze machen, ich habe ja recht genug Schmerzen. Ja, er hat, er hat behauptet, es seien zwei. Und die Hebamme hat gesagt, nein es seien bestimmt nicht. Und dann hat er mir dann eine Spritze gegeben. Und darauf <lässt die Hände auf die Tischplatte fallen> habe ich eben, habe ich eben eine Wehe nach der anderen gehabt, bis dieses grosse Kind draussen gewesen ist.“⁹¹

⁸¹ Leni Gantenbein, I 3; Christina Vinzens, 1/B 71-95; Elisabeth Heim, I 53; Dora Bandtli, II 7.

⁸² Leni Gantenbein, I 3.

⁸³ Elisabeth Heim, I 53.

⁸⁴ Leni Gantenbein, I 3.

⁸⁵ Dora Bandtli, II 7.

⁸⁶ Leni Gantenbein, I 4.

⁸⁷ Leni Gantenbein, I 6.

⁸⁸ Dora Bandtli, II 7.

⁸⁹ Christina Vinzens, II 21.

⁹⁰ Labouvie, Andere Umstände, S. 141.

⁹¹ Christina Vinzens, II 21.

Die Erzählung von Christina Vinzens zeigt, wie das Erfahrungswissen der Hebamme auf das abstrakte Wissen des Arztes stiess, wobei er seine Einschätzung der Situation für richtig hielt und entsprechend handelte.⁹² Dabei kümmerte sich der Arzt kaum um das Befinden der gebärenden Frau. Dass sich seine Behauptung, es seien Zwillinge, als falsch erwies, – es war seine zweite Fehldiagnose bei Christina Vinzens – legte nicht nur seine mangelhafte vorgeburtliche Untersuchung offen, sondern zeigte auch die arrogante Art, wie er die Erfahrung und das Wissen der Hebamme übergab. Das Kind war nicht nur ‚gross‘, es war mit „elf Pfund“⁹³ auch sehr schwer, weshalb Christina Vinzens wohl einen entsprechend ausgedehnten Bauch hatte. Da in den Augen von Medizinern, nicht Landhebammen und helfende Frauen, sondern die richtigen und starken Wehen den Schlüssel zu einer guten Geburt darstellten,⁹⁴ spritzte er Christina Vinzens ein Wehen förderndes Mittel. Im Grundsatz hatten Ärzte und Ärztinnen ein ambivalentes Verhältnis zum Geburtsschmerz beziehungsweise zu seiner medikamentösen Behandlung.⁹⁵

Wie Christina Vinzens ihrer zweiten Geburt entgegensah, fügte sie unmittelbar an: „Sie haben dann gesagt: ‚Jesses‘, ersorgst du es nicht?“ Ich habe gesagt, nein, wenn ich das erste durchgemacht habe... Schlimmer könne es also nicht sein. Und das habe ich auch überlebt. <lacht>⁹⁶ Auch wenn nicht ganz klar wurde, wen Christina Vinzens mit ‚sie‘ bezeichnete, so wird doch deutlich, dass sie mit anderen Personen, wobei ich davon ausgehe, dass es ihre nächsten verwandten und befreundeten Frauen waren, über das Geburtsergebnis und den Geburtsverlauf sprach. Die letzten beiden Sätze sprach sie mit leicht ironischem Tonfall, worin ich die relative Gelassenheit ausgedrückt sehe, mit welcher sie diese Geburt erwartete. Gleichzeitig benannte sie die erste Geburt als Extremsituation. Die Aussage, dass sie diese überlebt hatte, erhält vor dem Hintergrund, dass ihr erstes Kind während der Geburt starb, eine existenzielle Bedeutung. Dies hielt Christina Vinzens während unseres zweiten Gesprächs fest, nachdem ich sie aufgefordert hatte, über die eigenen Kinder zu erzählen. Nachdem sie ihre Kinder als „liebe, brave“ beschrieben hatte, mit denen sie es „gut“ hatten, begann sie mit einer chronologischen Ereignisdarstellung: „Das erste ist ein Mädchen gewesen, also das erste ist bei der Geburt gestorben, (...) ein Knabe. Und danach ist ein Mädchen, habe ich ein Mädchen gehabt und dann noch zwei Knaben. Das Mädchen und, das Mädchen und der Knabe sind nicht einmal ein Jahr auseinander gewesen. <lacht> Da habe ich

⁹² Labouvie, Alltagswissen, S. 120-122, 126-128.

⁹³ Christina Vinzens, II 21.

⁹⁴ Labouvie, Andere Umstände, S. 116-118.

⁹⁵ Brunold-Bigler, Preisig, Geburtszeiten, S. 344-347; Labouvie, Andere Umstände, S. 117-119.

⁹⁶ Christina Vinzens, II 21.

zu tun gehabt.“⁹⁷ Christina Vinzens musste sich bei der Angabe des ersten Kindes korrigieren. Dies sehe ich als Ausdruck dafür, dass sie mit dem Schmerz über das tot geborene Kind leben gelernt hatte und sich auf die lebenden Kinder konzentrierte. Gleichzeitig blieb ihr keine Zeit, um in lethargische Trauer zu verfallen, da sie mit den beiden nachfolgenden Kindern voll und ganz gefordert war. Sprachlich ist dies so abgebildet, dass die Aussage über das tote Kind mit Aussagen über die lebenden umgeben ist.

Die protestantische Religion bot einer Familie beim Tod eines Neugeborenen und bei einer Totgeburt die Botschaft an, sich dem Willen Gottes zu ergeben und auf eine Wiedervereinigung im Jenseits zu hoffen.⁹⁸ Die Verantwortung für den Tod eines Neugeborenen wurde im Zuge der Medikalisierung von Schwangerschaft und Geburt bei den Ärzten und auch bei den Müttern gesucht und zunehmend als Versagen der Mutter beurteilt.⁹⁹ In unserem letzten Gespräch gab Christina Vinzens an, weshalb das Kind bei der Geburt starb: Die Nabelschnur war „vorgefallen“ und das Kind „erstickt“.¹⁰⁰ Ob Christina Vinzens sich manchmal fragte, wie viel Verantwortung der Arzt Karl Schnyder am Tod ihres Knaben trug, entzieht sich meiner Kenntnis, weil ich mich nicht zu fragen traute.

Elisabeth Heim hielt kommentarlos fest, dass die Hebamme sie bei allen Geburten begleitete und der Arzt bei der ersten Geburt nur deshalb anwesend war, weil es eine „Zangengeburt“ war.¹⁰¹ Ganz ähnlich verhielt es sich bei der Hausgeburt von Dora Bandtli. Die Hebamme war im Prinzip anwesend, besuchte aber „zwischendurch“ eine Wöchnerin. Der Arzt kam, weil sie „ein wenig gerissen“ war, um sie zu nähen.¹⁰² Leni Gantenbeins Hebamme war gleichzeitig ihre Schwägerin, welche im Frauenspital in Chur „die rechte Ausbildung genossen“ hatte. Sie wurde von Leni Gantenbein als eine „tüchtige“ und eine „tapfere“ Frau charakterisiert.¹⁰³ Die Hebamme unterstützte sie bei der ersten und dritten Geburt. Die zweite verlief so rasch, dass das Kind zur Welt kam, noch während ihr Mann zum Restaurant ging, um die Hebamme anzurufen. Doch war sie auch bei dieser Geburt nicht allein, denn ihre Schwester, welche sie dann im Wochenbett pflegte, war bereits da.¹⁰⁴ Schon bei der ersten Geburt war Leni

⁹⁷ Christina Vinzens, 1/B 71-95.

⁹⁸ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 208.

⁹⁹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 341.

¹⁰⁰ Christina Vinzens, II 20.

¹⁰¹ Elisabeth Heim, I 53.

¹⁰² Dora Bandtli, II 7.

¹⁰³ Leni Gantenbein, I 5.

¹⁰⁴ Leni Gantenbein, I 6.

Gantenbeins Mann nicht anwesend, weil er „dringend noch irgendwohin“ musste. Bei der dritten musste er dann, wie bereits dargestellt, als Geburtshelfer wirken.¹⁰⁵

Elisabeth Heim konnte sich nicht mehr genau erinnern, bei welcher Geburt ihr Mann anwesend und bei welcher er nicht dabei war. In einer Sequenz hielt sie fest, er sei „vielleicht zwei Mal“ bei der Geburt vor Ort und einmal „in einem Maiensäss“ gewesen;¹⁰⁶ in einer späteren sagte sie, dass er nur bei der ersten anwesend war.¹⁰⁷ Für sie war es offensichtlich nicht so wichtig, ob ihr Mann bei diesem Ereignis dabei war oder nicht, sonst hätte sie sich bestimmt daran erinnern können.¹⁰⁸ Sie empfand seine Anwesenheit als „Hilfe“, was sie wie folgt präziserte, „wenn jemand eines nur so hält, dass man weniger Anstrengung hat oder so.“¹⁰⁹

Der Ehemann von Dora Bandtli war bei ihren Spitalgeburten nicht dabei, weil er arbeitete.¹¹⁰ In welchem Raum er sich während der Hausgeburt aufhielt, wurde nicht ganz klar. Wie es ihm erging, schilderte Dora Bandtli so: „Er hat sowieso Angst gehabt, mehr als ich. <lacht> [...] Einfach so, eine Art... (...) [...] Ja, weil ich so ruhig gewesen sei, da habe er auch die Angst verloren. <lacht> Ich habe gesagt: ‚Ja, was nützt das.‘“¹¹¹ Dora Bandtli stellte ihren Mann als eher ängstlichen Menschen dar, wobei sie sich selber als Massstab nahm. Weil Dora Bandtli die Geburt mit grosser Gelassenheit geschehen liess, konnte er seine Angst überwinden. Dies zeigt, wie stark sie mit ihrem Verhalten den Ehemann beeinflusste. Dass sie gegebene Zustände vorbehaltlos akzeptieren konnte, formulierte sie in der ihr eigenen knappen Art, und zeigte so, wie souverän sie die Geburt meisterte.

Als ich Christina Vinzens fragte, ob ihr Ehemann bei den Geburten anwesend gewesen sei, antwortete sie: „Ja, dort ist er in der Küche draussen gesessen. <lacht> Nicht hineingekommen. Da hat der Arzt dann gesagt: ‚Warum kommt der Mann nicht hinein?‘ Ja und dann habe ich gesagt: ‚Ja, das weiss ich auch nicht.‘ Der hat, er konnte nicht, wenn jemand hat leiden müssen [...] Ja, er hätte auch nichts genützt.“¹¹² Dass Christina Vinzens dem Arzt sagte, sie wisse nicht, weshalb ihr Mann nicht ins Geburtszimmer komme, und anschliessend eine Begründung formulierte, verweist darauf, dass das Ehepaar Vinzens vor der Geburt weder über den Verlauf noch die Rolle des Ehemanns gesprochen hatte. Für

¹⁰⁵ Leni Gantenbein, I 6-I 7.

¹⁰⁶ Elisabeth Heim, I 53.

¹⁰⁷ Elisabeth Heim, II 47.

¹⁰⁸ Kotre, Weisse Handschuhe, S. 124-126.

¹⁰⁹ Elisabeth Heim, II 47.

¹¹⁰ Dora Bandtli, II 7.

¹¹¹ Dora Bandtli, II 7.

¹¹² Christina Vinzens, I 21.

Christina Vinzens war es offenbar nicht wichtig, ihren Mann bei der Geburt dabeizuhaben, was sie in der abschliessenden Bemerkung deutlich sagte. Christina Vinzens' Stimme klang während der Erklärung sehr einfühlsam und verständnisvoll, wodurch ich ausgedrückt sehe, dass sie keine Mühe mit dem Verhalten ihres Manns hatte.

Im neuzeitlichen Westeuropa gehörten Wochenbett- und Krankenpflege zu den Aufgaben der Frauen und erfolgte als verwandtschaftliche Hilfe informell und freiwillig.¹¹³ Während die Zeit des Wochenbetts in der Frühen Neuzeit je nach Zustand der Mutter vier bis sechs Wochen dauerte,¹¹⁴ betrug sie im 20. Jahrhundert je nach ärztlicher Anordnung acht bis zehn Tage.¹¹⁵ Diese Frist nannten Christina Vinzens¹¹⁶ und, mit besonderem Nachdruck, auch Elisabeth Heim: „Damals hat es geheissen: ‚Das verdient eine jede, acht Tage, acht bis zehn Tage im Bett zu bleiben.‘ Ja, das hat es damals geheissen.“¹¹⁷ Sowohl die Formulierung wie auch der befehlsartige Tonfall drücken aus, wie sehr Elisabeth Heim diese Frist als allgemeingültige Norm verstanden wissen wollte und dass sie fand, jede Frau habe sich daran zu halten. Die Zeiten vor und nach der Geburt waren Phasen der Schutz- und Hilfsbedürftigkeit.¹¹⁸

Leni Gantenbein gab an, sie habe jeweils vier bis fünf Tage im Bett verbracht. Sie begründete dies so: „Da musste man liegen, da hat man einfach... Das hätte die Hebamme nicht geschehen lassen. Da müssten sich diese Unterleibsorgane etwas zurückbilden, sonst dürfe man nicht aufstehen.“¹¹⁹ Deutlich wird hier, mit welcher Bestimmtheit und Autorität die Hebamme die Bettruhe verordnete und dass sie dies mit einem medizinisch-physiologischen Argument begründete. Auf diese Weise war es ihr möglich, Wöchnerinnen wirkungsvoll zu schützen. Leni Gantenbein erlebte dies wie folgt: „Also schwächer wurde man dann erst im Wochenbett, beim Liegen. Ich habe jedenfalls die Idee.“¹²⁰ Dass die zur Erholung gedachte Zeit bei ihr eher das Gegenteil bewirkte, zeigt auf, wie ungewohnt es für Leni Gantenbein war, nichts zu tun, und wie gross ihre Müdigkeit war, wenn sie sie zulassen konnte.

¹¹³ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 639-641; Labouvie, Andere Umstände, S. 236, 242; Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 80.

¹¹⁴ Labouvie, Andere Umstände, S. 238.

¹¹⁵ Brunold-Bigler, Preisig, Geburtszeiten, S. 356.

¹¹⁶ Christina Vinzens, 1/B 101-120.

¹¹⁷ Elisabeth Heim, II 45.

¹¹⁸ Labouvie, Andere Umstände, S. 235-237.

¹¹⁹ Leni Gantenbein, I 9.

¹²⁰ Leni Gantenbein, I 9.

Kommentarlos und in einer winzigen Zwischenbemerkung erwähnte Leni Gantenbein, dass ihre Schwester jeweils kam, um sie „zu pflegen“.¹²¹ Auch Christina Vinzens hielt in einem Nachsatz denselben Sachverhalt inhaltlich wie sprachlich fest.¹²² Danach, befand sie lachend, sei es „wiederum losgegangen“ und kommentierte dies so: „Ja, ja, es ist auch, es ist auch gegangen, man ist jung gewesen und hat, hat das, hat gemeint, das müsse sein.“¹²³ Christina Vinzens packte ihre Aufgaben mit ganzer Kraft an und meisterte sie, was sie mit hörbarer Genugtuung sagte. Nach der Geburt des dritten Kinds half ihr dann eine Schwägerin einen Sommer lang. Dies sagte sie gleich zwei Mal hintereinander „nur einen Sommer lang“¹²⁴ und berichtete gleich anschliessend über die strenge Arbeit während des Mehranbaus. Damit deutete sie an, dass sie die Unterstützung länger hätte brauchen können. Dora Bandtli hielt kommentarlos fest, dass ihre Mutter während ihrer Spitalaufenthalte jeweils den Haushalt führte.¹²⁵ In diesen kommentarlosen Angaben sehe ich gespiegelt, wie selbstverständlich die gegenseitige Hilfe und Unterstützung für die beteiligten Frauen war.

9.3 „Ja, natürlich, wenn Kinder sind, sollte eines vom Wichtigsten sein, dass man ihnen ein gutes Vorbild ist.“ – Erziehung und Nachahmung

Als ich mit Leni Gantenbein über Aufgaben von Frauen und Männern sprach, fragte ich sie, welche sie für wichtig halte. Nachdem sie zuerst festhielt, sie wisse es nicht, nannte sie nach einer kurzen Pause die Vorbildfunktion und fügte lachend an: „Und das ist eben auch nicht immer gerade, denkt man daran, <lacht> dass man jetzt Vorbild sein sollte.“¹²⁶ Leni Gantenbein mass dem eigenen Verhalten in der Kindererziehung sehr grosses Gewicht bei und drückte gleichzeitig aus, für wie schwierig sie es hielt, diesen hohen Anspruch immer zu erfüllen.

Weil Bäuerinnen grosse Arbeitspensen zu bewältigen hatten, blieb ihnen wenig Zeit für die Kinder und die eigene Bedürfnisse.¹²⁷ Die Erziehungspraxis innerhalb der Familie blieb bis in

¹²¹ Leni Gantenbein, I 6.

¹²² Christina Vinzens, 1/B 71-95.

¹²³ Christina Vinzens, 1/B 71-95.

¹²⁴ Christina Vinzens, 1/B 134-147.

¹²⁵ Dora Bandtli, 2/A 570-585.

¹²⁶ Leni Gantenbein, 3/A 27-45.

¹²⁷ Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 78.

die 1960er-Jahre hinein auf ‚Gehorsam und Unterordnung‘ sowie ‚Ordnungsliebe und Fleiss‘ ausgerichtet. Erst nach 1968 etablierten sich ‚Selbständigkeit und freier Wille‘ als Erziehungsziele.¹²⁸ Der Habitus, welcher als symbolisches Kapital über die Erziehung in der Familie weitergegeben wurde, wirkte als Mittel sozialer Distinktion. Es war entscheidend bei der Partnerwahl, der gesellschaftlichen Integration und damit verbunden auch mit dem Erhalt ökonomischer Macht.¹²⁹ Im bäuerlichen Umfeld bestand Erziehung vor allem darin, die Kinder zu landwirtschaftlichen und häuslichen Arbeiten anzuhalten.¹³⁰

Leni Gantenbein zog drei Söhne gross, wobei der zweite vier und der dritte dreizehn Jahre jünger als der erste war.¹³¹ Als ich sie fragte, wie sie damit umging, keine Tochter gehabt zu haben, antwortete sie spontan: „Also, das ist fast die grösste Enttäuschung gewesen in meinem Leben. Ja, ich weiss nicht warum, aber ich hätte einfach unheimlich gerne ein Töchterchen gehabt. <lacht> Ich habe die Knaben auch gerne gehabt, ich hätte jetzt nicht einen weniger gewollt, aber ein Töchterchen dazu. <lacht>“¹³² Leni Gantenbein äusserte sich nicht weiter dazu, sondern erzählte anschliessend, dass sie vor allem so enttäuscht gewesen sei, weil ihr während der Schwangerschaft ‚alle‘ gesagt hätten, es würde bestimmt ein Mädchen werden.¹³³ Damit zeigte sie, dass sie sich mit dieser Tatsache abgefunden hatte. Dora Bandtli zog ebenfalls drei Söhne auf, wobei der Altersunterschied zum ältesten fünf und sieben Jahre betrug.¹³⁴

Christina Vinzens hatte eine Tochter und zwei Söhne. Die Tochter und der ältere Sohn kamen innerhalb von einem Jahr zur Welt. Der jüngere und der ältere Sohn hatten einen Altersunterschied von zweieinhalb Jahren.¹³⁵

Elisabeth Heim gebär drei Kinder im Abstand von eineinhalb und acht Jahren. Die älteren, beide Töchter, erreichten das Erwachsenenalter; das jüngste Kind starb als Dreijähriges an einem Herzfehler.¹³⁶ In keiner Sequenz ihrer Ausführungen nannte Elisabeth dessen Name oder sein Geschlecht.¹³⁷ Dies halte ich für einen Ausdruck dafür, dass sie auch noch im hohen Alter nur in dieser anonymisierenden Distanz über ihre schmerzhaft Erfahrung berichten

¹²⁸ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 584; Blosser, Gerster, Töchter, S. 34-42.

¹²⁹ Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 71.

¹³⁰ Gerber, Wandel, S. 133; cf. auch Kapitel 4.3 dieser Arbeit.

¹³¹ Leni Gantenbein, 2/A 5-25.

¹³² Leni Gantenbein, 2/A 594-612.

¹³³ Cf. Kapitel 9.1 Sexualität und Schwangerschaft.

¹³⁴ Dora Bandtli, 1/A 68-96.

¹³⁵ Christina Vinzens, 1/B 71-95.

¹³⁶ Elisabeth Heim, 1/B 371-436.

¹³⁷ Elisabeth Heim, 1/B 371-436, I 13, I 15.

konnte beziehungsweise wollte. Über die eigenen verstorbenen Kinder zu sprechen, war mit Trauer und Schmerz verbunden, aber auch mit Zuversicht. Die Frauen nahmen ihr diesbezügliches Schicksal gottergeben an.¹³⁸

Als ich mit Leni Gantenbein über ihre Erziehungsgrundsätze sprach, hielt sie Folgendes fest:

„Ja, einmal schon, dass sie einigermassen gehorchen. Und das ist dann auch nicht immer gerade... Ja, doch, das Gröbste mussten sie. Ja, ich weiss eigentlich, ich habe mir da nicht gerade so gross Gedanken gemacht, dass ich das jetzt da einfach gerade ‘um ds Verrodä’ [um jeden Preis] wollte, dass sie jetzt so seien. Ich habe da sicher auch der Sache ein wenig den Lauf gelassen. Das habe ich mir immer so vorgenommen, so viel wie möglich einfach so mit ihnen.“¹³⁹

Gehorsam war zwar auch für Leni Gantenbein wichtig, aber sie war weit davon entfernt, ihre Söhne zu drillen. Sie liess sie sich entfalten und versuchte, über die gemeinsame Arbeit vorbildhaft zu wirken und sie zu lenken. Dazu hielt sie den Bauernbetrieb für besonders geeignet, wobei sie offen sagte, dass die Söhne helfen mussten.¹⁴⁰ Es war ihr aber auch wichtig, dass sie mit ihnen spielte. Dadurch verhielt sie sich bewusst anders als ihre Mutter und nutzte die Möglichkeit, ihren Handlungsraum selbstbestimmt gestalten zu können.

Als ich Leni Gantenbein darauf ansprach, wie sie ihre erzieherischen Massnahmen jeweils durchsetzte, erklärte sie, sie habe „einen Moment gewettert“ und anschliessend habe es ihr “dann fast leid“¹⁴¹ getan. Sie mass dem gemeinsamen Gespräch besondere Bedeutung zu und hielt abschliessend fest: „Ich meine, wenn sie einmal etwas älter gewesen sind, hat man sie nach Möglichkeit auch selber machen lassen, und gedacht, sie müssten eben auf diesem Weg ihre Erfahrungen sammeln. Das weiss ich auch von, auch von mir zu Hause.“¹⁴² Dass Leni Gantenbein ihren Söhnen Freiräume öffnete und sie eigenverantwortlich handeln liess, betrachte ich für die damalige Zeit als eine fortschrittliche Erziehungspraxis. Leni Gantenbein kannte dies aus ihrer eigenen Erfahrung, was zeigt, wie modern ihre Eltern waren und wie reflektiert sie selber die Erziehung gestaltete.

Dora Bandtli berichtete, wie der mittlere Sohn Kartoffelwürste aus dem Estrich stahl. Dabei zeigte sich exemplarisch die Art, wie sie ihre Söhne erzog: „Komisch ist das gewesen. Da sind überall angefangene Würste gewesen oder, vom Hang [hängendes Gestell, für Mäuse

¹³⁸ Schwager, Das volle Leben, S. 94-96.

¹³⁹ Leni Gantenbein, 2/A 200-263.

¹⁴⁰ Leni Gantenbein, 2/A 200-263.

¹⁴¹ Leni Gantenbein, 2/A 200-263.

¹⁴² Leni Gantenbein, 2/A 200-263.

nicht erreichbar]. <lacht> [...] Ja, diese Kartoffelwürste haben sie noch gerne gehabt.“¹⁴³ Dass Dora Bandtli die fehlenden Würste zwar bemerkte, aber nicht auf die Idee kam, ihre Söhne zu befragen, zeigt das grundsätzliche Vertrauen, welches sie ihnen entgegenbrachte, und auch das grosse Verständnis in dieser Situation. Dora Bandtli kam ihrem Sohn erst dann auf die Schliche, als eine Nachbarin ihn beobachtet und die Mutter informierte. Dora Bandtli verhielt sich deutlich anders als ihr autoritärer Vater; sie war nachsichtig und kümmerte sich mit viel Einfühlungsvermögen und um ihre Söhne.

Als ich versuchte, mit Christina Vinzens über Nachbarschaftsverhältnisse zu sprechen, hielt sie einen Grundsatz ihrer Erziehung fest: „[D]a hat man gesagt: ‚Tut recht, dann sind sie auch recht.‘ Oder, sie sollen sich eben wehren, wenn... Aber, da ist man nicht zu den Eltern zum Klagen, der hat das gemacht oder dies. Da hat man ‘bitteren’ [heftig schimpfen] lassen. Ja, sicher, es ist viel besser gewesen. Die Kinder werden sich sofort wieder einig.“¹⁴⁴ Christina Vinzens mischte sich bewusst nicht in die Angelegenheiten ihrer Kinder ein und praktizierte so genannte ‚sehende Nichtbeachtung‘. Sie vertraute der grundsätzlichen Fähigkeit von Kindern, Konflikte selber lösen zu können. Sie nahm damit in Kauf, dass eines einmal einen Hieb austeilte oder einstecken musste. Darin spiegelt sich ihre eigene Erfahrung, dass man sich im Leben behaupten muss.

Christina Vinzens beantwortete meine Frage, ob sie für Haushalt und Kinder allein verantwortlich gewesen sei, so: „Ja. Ja, für die Kinder hat der Mann auch mitgeredet. Ja, ja. Sonst, das andere musste ich schon alleine machen.“¹⁴⁵ Als ich nachfragte, wo in der Erziehung ihr Mann mitredete, sagte Christina Vinzens: „Ja, er hat es eigentlich schon mir überlassen. Aber danach, wenn sie in eine Lehre oder so mussten, dann hat er dann schon, hat er dann schon geschaut. Es ist ihm dann schon daran gelegen gewesen, dass es ihnen, dass es recht geht.“¹⁴⁶ Hier zeigt sich deutlich, wie weit die erwartete Erziehungsbeteiligung und die konkrete Erziehungsarbeit auseinanderlagen. Der hier von Christina Vinzens verwendete Begriff ‚überlassen‘ beschreibt den Sachverhalt besonders treffend. Im Wort schwingt die grosszügige Geste mit, jemandem etwas freiwillig abzugeben. Herr Vinzens setzte sich erst für seine Kinder ein, als sie ins Berufsleben eintraten, was sicher wichtig war, doch die Erziehung war zu diesem Zeitpunkt weitgehend abgeschlossen.

¹⁴³ Dora Bandtli, 2/B 86-95.

¹⁴⁴ Christina Vinzens, 1/B 262-277.

¹⁴⁵ Christina Vinzens, II 32.

¹⁴⁶ Christina Vinzens, II 33.

Als Dora Bandtli von einem Dorffest berichtete, bemerkte sie, dass ihr Mann die Kinder beaufsichtigte, während sie zu Hause noch etwas erledigen musste.¹⁴⁷ Hier zeigt sich, wie Herr Bandtli zwar nicht regelmässig, aber doch mit einer gewissen Selbstverständlichkeit seine Söhne betreute.

Meinen Erzählimpuls – Erinnerungen an die Zeit, als die Knaben noch klein waren – nahm Leni Gantenbein auf und erzählte spontan:

„Ja, also jetzt, denke ich, es sei eine hübsche Zeit gewesen. Und damals, damals hat man eben zu wenig Zeit gehabt, für sie, für die Kinder, das ist das Problem gewesen. [...] Unsere Kinder mussten schon manchmal selber, selber spielen und selber etwas anreisen und sind dadurch sicher auch so selbständig geworden. Und sobald sie dann konnten, mussten sie dann schon helfen. Und ein solcher Schaden, habe ich das Gefühl, ist das auch nicht gewesen. <lacht>“¹⁴⁸

Die ersten beiden Sätze zeigen sehr schön, wie Erinnerungen sich mit dem Verlauf der Zeit verändern und durch aktuelle Befindlichkeiten geprägt werden. Gleichzeitig machen sie deutlich, wie unterschiedliche Wahrnehmungen nebeneinander bestehen können. Dass Leni Gantenbein fand, sie hätte zu wenig Zeit für die Kinder gehabt, formulierte sie so, als hätte sie dies bereits in den 1940er- und 1950er-Jahren als Problem empfunden. Doch da im bäuerlichen Umfeld die Mitarbeit der Kinder und Jugendlichen weit verbreitet und selbstverständlich war,¹⁴⁹ entstand das Problem für sie erst Jahre später, und zwar durch den Vergleich mit den sich gewandelten Verhältnissen. Erst dieser spätere Vergleich verursachte bei ihr das Gefühl, sich nicht genügend um die eigenen Kinder gekümmert zu haben. Entsprechen rechtfertigend mutete denn auch Leni Gantenbein an, wenn sie festhielt, dass ihre Kinder selber spielen mussten. Gleichzeitig wies sie darauf hin, dass ihre Kinder auf diese Weise lernten, sich selber zu beschäftigen und selbständig zu werden, was sie für gut befand. Demselben Muster folgten die Aussagen über die Mithilfe. Eigene Handlungsräume zu haben und echte Verantwortung übernehmen zu müssen, stärkte die Kinder und liess sie früh eigene Fertigkeiten ausprägen und Fähigkeiten entdecken. Diesen Sachverhalt schilderte auch Dora Bandtli, wobei sie gleich wie Leni Gantenbein argumentierte. Sie nahm ihre Kinder jeweils mit, wenn sie auf dem Feld arbeiten musste, damit sie sie „bei sich“ hatte, und liess sie „mit dem Dreck spielen“, weil sie selber „sonst nicht arbeiten konnte“. Bevor sie am Abend zurück

¹⁴⁷ Dora Bandtli, 2/A 15-20.

¹⁴⁸ Leni Gantenbein, 2/A 5-25.

¹⁴⁹ Töngi, Um Leib und Leben, S. 290; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 205; Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 258.

ins Dorf gingen, wusch sie ihre Kinder „beim Tobel“.¹⁵⁰ Auch wenn Dora Bandtli ihre Kinder nicht ständig überwachte, so behielt sie sie doch im Blick, was zeigt, wie selbstverständlich sie unterschiedlichste Tätigkeiten gleichzeitig ausüben konnte beziehungsweise ‚Multitasking‘ praktizierte.¹⁵¹ Dass sie am Abend mit sauberen Kindern durchs Dorf gehen wollte, zeigt, wie von der äusseren Erscheinung der Kinder direkt auf die Tüchtigkeit der Mutter geschlossen wurde und wie viel Wert Dora Bandtli darauf legte, ihre Qualität als Mutter zu demonstrieren.

Dora Bandtli erzählte, dass sie ihren ältesten Sohn als Dreijährigen einmal zwei Tage allein mit dem Vater bei Verwandten liess, wo er, wie sie betonte „nichts gegessen und nicht recht geschlafen“ habe. Wie der Knabe reagierte, als er sie wieder sah, hielt sie so fest: „Und dann ist er so wieder ‘arläbeget’ [wieder munter werden]. Heimweh gehabt nach mir. Wenn der Mann schon auch gewesen ist, oben. [...] Er hat gefürchtet, die Mutter komme nicht mehr.“¹⁵² Dora Bandtli erzählte diese Episode mit einer feinen, brüchigen Stimme, worin ich gespiegelt sehe, wie stark dieses Erlebnis sie noch im hohen Alter aufwühlte. Dass der Kleine sich so verhalten könnte, hatte sie sich nicht vorstellen können, da sie der Ansicht war, der anwesende Vater genüge. Auf diese Weise erfuhr sie, wie wichtig sie für den Knaben war. Im letzten Satz drückte sie aus, wie sie sein Verhalten interpretierte. Die Episode zeigt, dass Dora Bandtli ihre Bedeutung als Mutter stark unterschätzte und sich selber in ihrer Rolle zu wenig wichtig nahm.

Über den ältesten Sohn berichtete Dora Bandtli weiter, dass er als „[F]ünfjährig[er]“ versuchte, Kartoffelrösti zu braten und den jüngeren Bruder ankleidete, wenn sie „nicht gerade da, genau da gewesen“ war, und fand, dass er „das gut“ konnte. Während die Knaben noch schliefen, hatte sie sich nämlich ins Nachbardorf begeben und dort unter anderem Butter eingekauft.¹⁵³ Dass ein Kind in einem so zarten Alter bereits kochen konnte, erstaunte mich sehr, weshalb ich nachfragte und sie sein Alter bestätigte. Aufgrund der Tatsache, dass der Altersunterschied zwischen den ersten beiden Söhnen fünf Jahre betrug, war er mit Sicherheit älter, wobei nicht mehr zu eruieren ist, wie alt er genau war. Um solche Fakten als harte Fakten zu generieren, eignet sich Oral History nicht, weil nur wenige biographische Daten und Zahlen verlässlich erinnert werden können. Die Szene zeigt, dass Dora Bandtli ihre Kinder öfters alleine zu Hause liess und sich darüber keine weiteren Gedanken machte. Sie

¹⁵⁰ Dora Bandtli, 2/A 89-108.

¹⁵¹ Töngi, *Um Leib und Leben*, S. 290; Vonarb, *Bäuerin als Landesnähmutter*, S. 258; Kaestli, *Mont Soleil*, S. 95.

¹⁵² Dora Bandtli, 2/B 184-208.

¹⁵³ Dora Bandtli, 2/A 651-676.

zeigt auch, dass sie ihrem ältesten Sohn grosses Vertrauen entgegenbrachte und ihm gleichzeitig viel Verantwortung zumutete. In einer anderen Sequenz berichtete sie, dass sie die beiden jüngeren Söhne jeweils ins Bett legte, wenn sie am Vormittag auf dem Acker arbeiten musste. Während der jüngste schlief oder sich im Bett „verweil[t]e“, stand der mittlere auf, sobald er erwachte, und Dora Bandtli „nie sicher“ war.¹⁵⁴ Sie charakterisierte ihn so: „Er ist eben einfach viel aufregender gewesen, auch nervöser, immer.“¹⁵⁵ Dass Dora Bandtli ihn als ‚aufregender‘ bezeichnete, halte ich für einen Freudschen Versprecher. Die Mutter selber regte sich auf, wenn sie ihn bei ihrer Rückkehr nicht im Bett vorfand. Die Tatsache, dass Dora Bandtli die Kinder allein zu Hause liess und die Gefahr bestand, dass der mittlere sich verletzte oder verunfallte, zeigt, welch hohes Risiko sie auf sich nahm, um die Feldarbeit, welche sie nicht beliebig verschieben konnte, termingerecht erledigen zu können. Dora Bandtli konnte ihre Kinder zu diesem Zeitpunkt nicht mehr ihrer Schwiegermutter geben, weil diese zu alt war, um Kinder zu beaufsichtigen.¹⁵⁶

Über die Zeit, als ihre Kinder noch klein waren, berichtete Elisabeth Heim lediglich, dass im Sommer jeweils eine „Kindermagd“¹⁵⁷ ihre beiden Töchter betreute – diesen Sachverhalt hielt auch Leni Gantenbein fest¹⁵⁸ – und dass sie selber die Kinder bevor sie zwei Jahre alt waren nicht ins Maiensäss mitnahm, sondern im Dorf „verg[a]b“¹⁵⁹. Weil sie diese Praxis ähnlich wie Dora Bandtli kommentarlos festhielt, lese ich sie als Ausdruck dafür, dass sie damals üblich und selbstverständlich war, und dass die Mütter deswegen nicht auf den Gedanken kamen, ihre Kinder unzureichend zu betreuen oder gar zu vernachlässigen.

Zu Leni Gantenbeins Aufgaben gehörte es, im Stall mitzuhelfen, wobei sie diese Arbeit nur solange ausführte, „bis dann die Knaben etwas nach gewesen sind“.¹⁶⁰ Während der Schulzeit mussten sie allerdings nur am Abend „noch eine Weile“ helfen, weil „man es ihnen dann auch nicht [hätte] zumuten können“.¹⁶¹ An den Einsatz ihrer Söhne im Stall erinnerte sie sich wie folgt: „Und eben, sie haben es dann auch nicht gerade gerne gemacht. Die sind eben von klein auf keine Bauern gewesen.“¹⁶² Leni Gantenbein beobachtete ihre Söhne und wusste schon bald, dass sich keiner zur Bauernarbeit berufen fühlte. Als es dann darum ging, den Hof

¹⁵⁴ Dora Bandtli, 2/A 472-569.

¹⁵⁵ Dora Bandtli, 2/A 472-569.

¹⁵⁶ Dora Bandtli, 2/A 472-569.

¹⁵⁷ Elisabeth Heim, 1/B 371-436; Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 20, 99, 110f.; Gestrich, Familie im 19. und 20. Jahrhundert, S. 26.

¹⁵⁸ Leni Gantenbein, 1/B 120-131.

¹⁵⁹ Elisabeth Heim, 1/B 371-436.

¹⁶⁰ Leni Gantenbein, 1/B 160-196.

¹⁶¹ Leni Gantenbein, 1/B 160-196.

¹⁶² Leni Gantenbein, 1/B 160-196.

weiterzugeben, wollte ihn keiner der Söhne übernehmen, was sie als „einschneidende Sache“ bezeichnete und andererseits „natürlich voll begriffen“ hatte.¹⁶³ Hier zeigt sich, dass Leni Gantenbein ihre Söhne selber entscheiden und deren Leben gestalten liess und sich aufgrund der eigenen Erfahrung bewusst anders als ihre Eltern verhielt.

Zur Jugendzeit ihrer Söhne hielt Dora Bandtli kommentarlos fest, dass sie während der Sommerferien „dann schon zu den Bauern“ gingen und mithalfen.¹⁶⁴ Diesen Sachverhalt beschrieb auch Christina Vinzens, wobei sie die Tätigkeiten jedes Kindes beschrieb. Ihre Tochter hütete bei einem ihrer Brüder die Zwillingssuben.¹⁶⁵ Wie es ihr dabei erging, fasste sie wie folgt zusammen: „Sie hat es nicht zum besten gehabt. Dort hat sie es streng gehabt, denk, so ein zehnjähriges Mädchen, zu solchen, musste zu solchen Knaben schauen. Und dann sind es dann elende Lümmel gewesen.“¹⁶⁶ Wie sie selber als Mädchen musste auch ihre Tochter streng arbeiten, allerdings nicht zu Hause, sondern auswärts. Dass diese Gegebenheit sie noch im hohen Alter aufwühlte, zeigt sich in der Duzform und der damit verbundenen Aufforderung, mir die Situation vorzustellen, sowie in der Bezeichnung ‚Lümmel‘ für die beiden Knaben. Die Szene verweist auch darauf, dass Christina Vinzens ihre Kinder nicht so hart arbeiten liess wie sie es als Kind hatte tun müssen, wodurch sie die Intensität der Kinderarbeit bewusst verminderte.

Vom älteren Sohn berichtete Christina Vinzens lediglich, dass er jeweils bei ihrer Mutter mitarbeitete,¹⁶⁷ den jüngeren bezeichnete sie als „ein wenig ein Heimweh-Knabe“¹⁶⁸. Er arbeitete in einer Gärtnerei, wo er vor allem Setzlinge austragen und jäten musste, was sie wie folgt kommentierte: „Das [Jäten] hat ihm nicht gepasst. Ja, er ist dort etwa sechs Wochen gewesen und danach ist er, hat er eben verdrossen. ‘Mh’. Und dann hat man, ja, da haben sie in der Gärtnerei auch nicht mehr so viel zu tun gehabt, als er, da ist er, konnte er nach Hause. Er ist froh gewesen.“¹⁶⁹ Interessant scheint mir hier, dass das Heimweh erst dann auftrat, als die Arbeitsbelastung nachliess, woraus ich schliesse, dass er so lange durchhielt, wie seine Arbeitskraft benötigt wurde. Dass Christina Vinzens sich noch an die Befindlichkeit ihres Sohne erinnerte, halte ich für einen Ausdruck dafür, dass auch sie erleichtert war, dass sie ihren Kindern mit viel Verständnis begegnete und dass sie sie in keiner Weise überfordern wollte – weder physisch noch psychisch.

¹⁶³ Leni Gantenbein, 1/B 8-26.

¹⁶⁴ Dora Bandtli, 2/B 184-208.

¹⁶⁵ Christina Vinzens, I 22; Töngi, Um Leib und Leben, S. 290.

¹⁶⁶ Christina Vinzens, I 22.

¹⁶⁷ Christina Vinzens, I 22.

¹⁶⁸ Christina Vinzens, I 22.

¹⁶⁹ Christina Vinzens, I 22.

Während der Schulzeit ihrer Söhne lasen sowohl Leni Gantenbein wie auch Dora Bandtli ihnen Bücher vor.¹⁷⁰ Leni Gantenbein erledigte mit ihnen die Hausaufgaben und vergrösserte auch ihr eigenes geographisches Wissen, weil zwei ihrer Söhne sich „ganz fanatisch“ Kenntnisse aneigneten.¹⁷¹ Hier zeigt sich, dass das Lernen in den Zuständigkeitsbereich von Leni Gantenbein gehörte, und wie gerne und intensiv sie sich dieser Aufgabe widmete. Sie berichtete auch, dass ihr Mann und die Söhne „manchen Abend hier musiziert[en]“, und dass der älteste im letzten Schuljahr oder im ersten Jahr nach der Schule in einer Blechmusik mitspielte.¹⁷² Was diese Freizeitbeschäftigung für Leni Gantenbein bedeutete, formulierte sie so: „Ja, eben, dann machen sie in dieser Zeit sicher nichts Dümmeres. <lacht>“¹⁷³ Ihr leicht ironischer Tonfall und das abschliessende Lachen zeigen, dass sie das Hobby ihres Sohnes für sinnvoll hielt und ihn in dieser Zeit gut aufgehoben wusste. Gleichzeitig deutete sie an, dass heranwachsende Männer gelegentlich Anlass zu Sorgen boten.

Christina Vinzens hielt ohne weitere Erläuterung fest, dass sie und ihr Mann jeweils am Samstagabend mit den beiden älteren Kindern jassten,¹⁷⁴ worüber auch Elisabeth Heim – allerdings noch weniger detailliert – berichtete.¹⁷⁵ Beide nahmen sich Zeit, um mit ihren Kindern unbeschwerte Stunden zu verbringen. Da sie dies in ihrer Jugend nicht erlebten, deute ich ihr Verhalten so, dass sie diese Zeiträume ganz bewusst gestalteten und die Beziehungen zu Mann und Kindern pflegten.

Elisabeth Heim berichtete, dass die ältere Tochter, als sie „grösser“ wurde, eine Handorgel wollte, weil die eine und andere Kollegin auch eine besass. Elisabeth Heim beschrieb die Situation folgendermassen: „Dann ist noch eine Weile eine Müderei gewesen. Ich habe gesagt, ja, es sei eigentlich nicht gerade etwas Nötiges oder so.“¹⁷⁶ Die Aussagen zeigen, dass Elisabeth Heim darauf ausgerichtet war, die menschlichen Grundbedürfnisse zu decken. Auslagen, welche darüber hinausgingen, stand sie ablehnend gegenüber. Dass sie nicht ganz dagegen war, eine Handorgel anzuschaffen, hielt sie im weiteren Verlauf fest. Als sich der Tochter nämlich eine Gelegenheit bot, „günstig“ ein Instrument zu erwerben, stimmte sie dem Kauf zu.¹⁷⁷ Unmittelbar danach hielt sie fest, dass beide Töchter ein Fahrrad haben wollten.

¹⁷⁰ Leni Gantenbein, 2/A 200-263, Dora Bandtli, 2/B 146-170.

¹⁷¹ Leni Gantenbein, 2/A 200-263.

¹⁷² Leni Gantenbein, 3/A 100-139.

¹⁷³ Leni Gantenbein, 3/A 100-139.

¹⁷⁴ Christina Vinzens, I 45.

¹⁷⁵ Elisabeth Heim, 4/A 59-70.

¹⁷⁶ Elisabeth Heim, 4/A 656-703.

¹⁷⁷ Elisabeth Heim, 4/A 656-703.

Den Wunsch erfüllte ihnen das Ehepaar, indem es noch ein Fahrrad kaufte, denn Herr Heim besass bereits eines, was Elisabeth Heim deutlich betonte. Wie sie dazu stand, formulierte sie so: „Ich habe nie keines gehabt. Ich probiere dann auch noch. <lacht> Dann nimmt es mich dann. Aber ich hätte nicht gekonnt.“¹⁷⁸ Die Aussagen zeigen, wie Elisabeth Heim schwankte zwischen dem Wunsch, sich eine neue Fertigkeit anzueignen, und der Befürchtung, dabei zu scheitern. Ihre anfängliche Weigerung den Töchtern den Wunsch zu erfüllen, sehe ich auch darin begründet, dass es Elisabeth Heim Mühe bereitete, wenn ihre Töchter eine Fertigkeit besaßen, über die sie nicht verfügte. Ähnlich äusserte sie sich nämlich, als sie darüber berichtete, wie sie für ihre Töchter Skier kaufte und wieder verkaufte, als diese zu kurz waren.¹⁷⁹ In Elisabeth Heims Verhalten sehe ich gespiegelt, dass sie Neuem gegenüber eine skeptische bis ablehnende Grundhaltung hatte.

9.4 Fazit: neugierig und verantwortungsbewusst

Obwohl die interviewten Frauen sagten, sie seien aufgeklärt gewesen, fehlten ihnen das vertrauliche Gespräch mit der Mutter und auch die biologischen Kenntnisse. Sehr sachte und indirekt kritisierten die Frauen diese Gegebenheit. Als Kinder und Jugendliche tauschten sie sich mit Gleichaltrigen aus, kombinierten die spärlichen Aussagen der Erwachsenen und zogen eigene Schlüsse. Nur Leni Gantenbein veränderte dieses Verhalten bewusst, wobei sie fand, ihr Mann müsse die Hauptverantwortung für die Aufklärung der Söhne tragen.

Voreheliche Sexualität lehnte vor allem Elisabeth Heim strikte ab. Leni Gantenbein fand, dass Sexualität im Beziehungsalltag eher eine untergeordnete Rolle spielte.

Die interviewten Frauen hatten wenig Übung, über sich als Schwangere zu erzählen. Leni Gantenbein vertraute sowohl den erfahrenen Dorffrauen wie dem Arzt, welcher sie einmal während der Schwangerschaft untersuchte. Christina Vinzens bezahlte den Sachverhalt, dass keine echte Kommunikation zwischen Arzt und Patientin existierte, beinahe mit dem Leben, denn der Arzt diagnostizierte eine Blinddarmentzündung als Schwangerschaft; Christina Vinzens teilte ihm nicht mit, dass sie nicht schwanger sein konnte, weil sie ihre Monatsblutung erst kürzlich gehabt hatte. Hier zeigte sich das machtvolle Gewicht ärztlicher Worte deutlich.

¹⁷⁸ Elisabeth Heim, 4/A 656-703.

¹⁷⁹ Elisabeth Heim, 4/B 1-36.

Sowohl Leni Gantenbein wie auch Christina Vinzens hielten ‚die Pille‘ – hormonelle Ovulationshemmer – als Instrument zur Familienplanung für vorteilhaft, auch wenn sie selber keinen Gebrauch davon machten.

Es war für alle interviewten Frauen üblich, die Kinder zu Hause zu gebären. Einzig Dora Bandtli brachte ihr zweites und drittes Kind wegen ihres fortgeschrittenen Alters im Spital zur Welt. Den Geburtsvorgang erlebten die interviewten Frauen ganz unterschiedlich. Dora Bandtli und Leni Gantenbein bezeichneten ihn als wenig schmerzhaft und teilweise als kurz. Christina Vinzens dagegen litt starke Schmerzen, weil der Arzt ihr ein Wehen förderndes Mittel gespritzt hatte. In der Regel begleitete die Hebamme die gebärenden Frauen, was in ihrer Erinnerung ausreichte. Der Arzt wurde nur bei Komplikationen – Zangengeburt von Elisabeth Heim – oder zum Nähen gerufen. Christina Vinzens erfuhr, wie selbstherrlich der Arzt sowohl ihre Wahrnehmungen wie auch diejenigen der Hebamme und deren Kenntnisse übergang und wie eigenmächtig er handelte. Seine Behauptung, Christina Vinzens würde Zwillinge gebären, stellte sich ebenfalls als falsch heraus.

Die Ehemänner waren in der Regel bei den Geburten nicht anwesend, was für die interviewten Frauen in Ordnung war. Leni Gantenbein schloss sich der Meinung ihrer Hebamme an und fand, Männer müssten sonst während der Geburt auch noch betreut werden. Die Männer erfüllten ihre Aufgabe, die Hebamme zu benachrichtigen und sie ins Haus zu begleiten. Christina Vinzens vermutete, ihr Mann habe nicht zusehen können, wie sie litt, weshalb er in der Küche wartete, bis das Kind geboren war. Leni Gantenbein war bei der dritten Geburt auf ihren Mann als Geburtshelfer angewiesen. Sie erinnerte sich, dass er danach erschöpfter als sie selber war. Den Ängsten und Unsicherheiten ihrer Ehemänner begegneten die interviewten Frauen mit grossem Verständnis. Sie empfanden und erlebten die Geburt noch weitgehend als Frauenraum.

Die Zeit als Wöchnerin, hauptsächlich die Bettruhe, erinnerte nur gerade Leni Gantenbein als nicht erholsam. Pflege, Unterstützung und Hilfe erfuhren sie durch verwandte Frauen – Schwester, Schwägerin, Mutter. Das zeigt, wie tragfähig und zuverlässig das verwandtschaftliche weibliche Beziehungsnetz war.

Die interviewten Frauen waren praktisch allein für die Erziehung ihrer Kinder verantwortlich. Christina Vinzens stellte dies besonders anschaulich dar, indem sie festhielt, dass ihr Mann bei der Erziehung zwar mitredete, sich aber erst bei der Lehrstellensuche stärker engagierte. Die Frauen waren bestrebt, dass ihre Kinder zwar gehorchten, aber nicht blind, sondern aus Einsicht. Insbesondere Leni Gantenbein erklärte ihren Söhnen, weshalb sie welches Verhalten verlangte. Alle brachten ihren Kindern viel Verständnis entgegen und öffneten ihnen eigene

Handlungsräume, wo sie ihre Erfahrungen sammeln konnten. Gleichzeitig hielten sie ihre Kinder auch zur Mitarbeit auf dem eigenen Hof an, was sie für gut und nützlich hielten. Ihre strukturelle Macht als Mütter gestalteten sie so, dass die Kinder sich entwickeln und entfalten konnten.

Vor allem die kleinen Kinder liessen die interviewten Frauen oft durch die Schwiegermutter oder ein Kindermädchen betreuen. Dora Bandtli verliess als einzige das Haus, um einzukaufen oder auf dem Feld zu arbeiten, während ihre Kinder schliefen. Dass sie damit ein beachtliches Risiko einging, befand sich ausserhalb ihres Denk- und vielmehr ihres Erinnerungshorizonts. Sie berichtete auch als einzige, dass ihr Mann die Kinder beaufsichtigte und er mit einem Sohn bei Verwandten übernachtete.

In den Erzählungen über die eigenen Kinder spiegelten sich die prägenden Erfahrungen der eigenen Kindheit. Leni Gantenbein ermöglichte ihren Söhnen die Entwicklung eines eigenen Wegs; so getrauten sie den Eltern zu sagen, dass sie den Bauernhof nicht übernehmen, sondern eine andere Tätigkeit ausüben wollten. Christina Vinzens achtete darauf, dass ihre Kinder zu Hause nicht so hart arbeiten mussten, was sie in den Erzählungen über die jeweiligen Sommerferientätigkeiten indirekt zum Ausdruck brachte.

Elisabeth Heim und Christina Vinzens jassten mit ihren Kindern. Leni Gantenbein spielte mit ihren Söhnen und freute sich darüber, dass der Mann mit ihnen musizierte. Anders als ihre Mütter gestalteten die interviewten Frauen bewusst bestimmte Zeiträume mit der Familie.

10. „Nichts, nichts, es war doch nichts anders!“ – Zweiter Weltkrieg und kein Krieg

Alles sei gleich geblieben, hielt Christina Vinzens zu meiner Frage fest, was sich denn für sie während der Zeit des Zweiten Weltkriegs verändert habe, und fügte hinzu: „Man hat eben selber sorgen müssen und schauen, wenn der Mann weg war. [...] Man hat schon das Beste gemacht. [...] Ich meine, wir hatten es hier ja gut. Nicht? Sicher, wenn man denkt. In der Schweiz.“¹ In Christina Vinzens’ Beurteilung des Zweiten Weltkriegs scheinen zwei für die rückblickende Bewertung dieses Zeitraums typische Sachverhalte auf: Zum einen erbrachten Frauen grosse zusätzliche Arbeitsleistungen, die im impliziten Vergleich mit den unermesslichen Leiden der vom Krieg direkt Betroffenen als gering eingestuft wurden; zum anderen kam deutlich zum Ausdruck, dass entscheidende Sachverhalte – die Abwesenheit des Mannes, Mehrarbeit – vor dem 1. September 1939 anders waren. Diese Ambivalenz kennzeichnet viele Aussagen von Christina Vinzens und spiegelt das Spannungsfeld ihrer Erinnerungen an eine vergangene Lebenswelt.

In Darstellungen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz fehlte lange die geschlechtergeschichtliche Dimension, was damit zusammenhing, dass der Zeitraum von 1939 bis 1945 primär durch einen militärischen Fokus als Kriegszeit analysiert und beschrieben wurde. Dabei wurde die Bedeutung des Militärs stark überhöht und die Wehrhaftigkeit mythologisiert. General Guisan verschaffte sich mit seinem Bericht ‚Über den Aktivdienst 1939-1945‘ grosses Gewicht für die Interpretation dieser Zeit und bereits kurz nach 1945 erschienen erste Erinnerungen zum Aktivdienst. In dieser Hinsicht wurde die Schweiz zu einem europäischen Spezialfall, denn der Krieg galt nicht als politische und humanitäre Katastrophe, sondern wurde als schwere, aber dennoch als schöne Zeit erinnert, in der nationale Solidarität und militärischer Widerstandswille spürbar waren. Die Zeit des Aktivdiensts war für die Selbstbeschreibung der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs von so grosser Bedeutung, dass sie ins kollektive Bewusstsein einging und die Generation, welche diese Zeit in militärdienstfähigem Alter miterlebte, als Aktivdienstgeneration bezeichnet wurde.² Ein anderer wesentlicher Grund für die Ausblendung der Situation der

¹ Christina Vinzens, 1/A 657-727; cf. ähnlich Leni Gantenbein, 3/A 323-337.

² Leimgruber, Walter, Gabriela Christen, Sonderfall? Die Schweiz zwischen Réduit und Europa. Begleitband zur Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich vom 19. August bis 15. November 1992, Zürich 1992; Dejung, Christof, Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur-

Frauen bestand im Réduitplan, welcher vorgesehen hatte, die Zivilbevölkerung den angreifenden Truppen zu überlassen, um die territoriale Unabhängigkeit im Alpenmassiv zu verteidigen.³

Erste Arbeiten über die Lebensbedingungen und die so genannten Kriegserfahrungen von Frauen sind der historische Essay *Les immobilisées* von Monique Pavillon und der von Mary Anna Barbey herausgegebene Band *Les femmes et la Mob*, welcher auf Oral History Interviews basiert.⁴ Die erste Publikation mit Erinnerungen von Frauen und Männern der so genannten Aktivdienstgeneration stellt der von Simone Chiquet herausgegebene Quellenband „*Es war halt Krieg. „Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939-1945*“ dar,⁵ dessen Anstoss von einem Aufruf im Schweizerischen Beobachter von Mitte Februar 1989 ausging. Im Buch *Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930-1945*⁶ sind kürzere und längere Portraits von Menschen versammelt, welche im Rahmen des bisher umfassendsten Oral History Projekts der Schweiz entstanden sind. Die Vielfältigkeit der ausgebreiteten Erinnerungen, welche mir verschiedene Bezugs- und Vergleichsmöglichkeiten bieten, zeigt, dass es ‚die Aktivdienstgeneration‘, welche sich während der grossen Debatte 1996/97 zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg verschiedentlich und scheinbar unisono zu Wort meldete, nicht gab.⁷ Zu diesem Zeitpunkt lagen erste wegweisende Publikationen und Forschungsarbeiten vor,⁸ deren Ergebnisse auch von einer breiten Bevölkerung rezipiert

und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939-1945, Zürich 2006, S. 12-15, 23; Maissen, Thomas, Geschichte der Schweiz, Baden 2010, S. 262f., 274.

³ Wecker, Regina, Es war nicht Krieg! Die Situation der Schweiz 1939-1945 und die Kategorie Geschlecht, in: Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.), Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945, Zürich 2003, S. 29-46, hier S. 29-32; Frei Berthoud, Annette, Fakten, Mythen, Erinnerungen. Die unterschiedliche Wahrnehmung und Beurteilung von Aktivdienst und Fraueneinsatz, in: Philipp Sarasin, Regina Wecker (Hg.), Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1998, S. 105-119, hier S. 106-108; Tanner, Jakob, „Réduit national“ und Aussenwirtschaft. Wechselwirkungen zwischen militärischer Dissuasion und ökonomischer Kooperation mit den Achsenmächten, in: Philipp Sarasin, Regina Wecker (Hg.), Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1998, S. 81-103, hier S. 94-98. Cf. auch Burghartz, Susanna, Blinde Flecken. Geschlechtergeschichtliche Anmerkungen zur aktuellen Diskussion um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, in: *traverse*, 5/2 (1998), S. 145-156; Tanner, Jakob, „Réduit national“ und Geschlechterordnung im Zweiten Weltkrieg. Kritische Anmerkungen zu einer Kritik, in: *traverse*, 5/3 (1998), S. 117-127; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 267.

⁴ Pavillon, Monique, *Les immobilisées. Les femmes suisses durant la Seconde Guerre mondiale*. Essai historique, Lausanne 1989; Barbey, Mary Anna (Ed.), 39-45: *Les femmes et la Mob*, Genève 1989.

⁵ Chiquet, Simone (Hg.), „Es war halt Krieg.“ *Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939-1945*, Zürich 1992.

⁶ Dejung, Christof, Thomas Gull, Tanja Wirz (Hg.), *Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930-1945*, Zürich 2002.

⁷ Dejung, Gull, Wirz, *Landigeist*, S. 9-13; Dejung, *Aktivdienst*, S. 396f.; cf. auch Gonseth, Frédéric, *L'histoire c'est moi. Mobilmachung. Geschichte und Erinnerung*.

⁸ Cf. Rings, Werner, *Schweiz im Krieg 1933-1945. Ein Bericht*, Zürich 1974; Häsler, Alfred A., *Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945. Mit einem Essay von Friedrich Dürrenmatt*,

worden waren.⁹ Die Forschungsergebnisse der Ende 1996 eingesetzten Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) liegen seit 2002 vor und decken die Bereiche der internationalen Beziehungen, der Finanz- und Kriegswirtschaftspolitik, der Fremden- und Flüchtlingspolitik sowie des kulturellen Gedächtnisses und der Vergangenheitspolitik weitgehend ab.¹⁰ Seither sind Forschungen entstanden, welche innenpolitische Themenfelder aufrollen, indem sie beispielsweise Aspekte der Geistigen Landesverteidigung¹¹, die Buchzensur¹² oder die Entwicklung des Sozialstaats behandeln¹³. Wichtige Arbeiten, welche von einem geschlechtergeschichtlichen Ansatz ausgehen, sind der Aufsatz von Regina Wecker *Es war nicht Krieg! Die Situation der Schweiz 1939-1945 und die Kategorie Geschlecht*¹⁴, die Dissertationen von Regula Stämpfli *Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914-1945*¹⁵ und Christof Dejung *Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939-1945*¹⁶. Neuere Arbeiten zum ländlichen Raum und mit geschlechtergeschichtlichem Ansatz gibt es nur wenige. Anderegg arbeitet in ihrer Untersuchung mit Oral History Quellen und Gemeindeprotokollen sowie Zeitungsartikeln, wobei sie die Aussagen der mündlichen Befragungen an den schriftlichen Quellen zu verifizieren versucht.¹⁷ Für die Erforschung der bäuerlichen Lebenswelt von Frauen sind

Zürich 1989 (1967); Lasserre, André, Schweiz: Die dunkeln Jahre. Öffentliche Meinung 1939-1945, Zürich 1992 (frz. Erstausgabe 1989); Haas, Gaston, „Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte...“ 1941-1943. Was man in der Schweiz von der Judenvernichtung wusste, Basel, Frankfurt/M 1994 (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz 4).

⁹ Altermatt, Urs, Verspätete Thematisierung des Holocaust in der Schweiz, in: Itinera, 25/2004 (Erinnern und Verarbeiten. Zur Schweiz in den Jahren 1933-1945, hg. v. Georg Kreis), S. 31-55, hier S. 43. Altermatt bietet einen detaillierten Überblick zu den verschiedenen Phasen der politischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung in der Schweiz mit der genannten Thematik.

¹⁰ Unabhängige Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg (Hg.), Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht, Zürich 2002; Rauh-Kühne, Cornelia, Sammelrezension: Wirtschaft und Politik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=5146>> [Stand 29.04.2004].

¹¹ Schnetzer, Dominik, Bergbild und Geistige Landesverteidigung. Die visuelle Inszenierung der Alpen im massenmedialen Ensemble der modernen Schweiz, Zürich 2009.

¹² Keller, Stefan A., Im Gebiet des Unneutralen. Schweizerische Buchzensur im Zweiten Weltkrieg zwischen Nationalsozialismus und Geistiger Landesverteidigung, Zürich 2009.

¹³ Leimgruber, Matthieu, Martin Lengwiler, Umbruch an der inneren Front. Krieg und Sozialpolitik in der Schweiz, 1938-1948, Zürich 2009.

¹⁴ Wecker, Es war nicht Krieg.

¹⁵ Stämpfli, Regula, Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914-1945, Zürich 2002.

¹⁶ Dejung, Aktivdienst.

¹⁷ Anderegg, Barbara, „... und dann waren wir plötzlich keine ‚Landtschumpel‘ mehr.“ Alltagsgeschichtliche Aspekte der Toggenburger Geschichte 1939-1945. Eine Oral-History Studie, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2007, S. 15.

weiterhin die Untersuchungen von Vonarb¹⁸ und Sidler¹⁹ grundlegend. Dies gilt ebenso für Maurers Darstellung des Mehranbaus und der schweizerischen Landwirtschaftspolitik.²⁰ Überblicksdarstellungen zur Rationierung stehen gleichermassen noch aus wie zur Geistigen Landesverteidigung.²¹

Im vierbändigen Werk zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens²² findet sich kein eigener Beitrag zum Zweiten Weltkrieg; der Zeitraum wird im Rahmen von Kurzportraits und biographischen Rekonstruktionen behandelt.²³ Im schmalen Bändchen *Bedrohung, Anpassung und Widerstand*²⁴ stellt Bundi die politischen und militärischen Akteure unter den im Titel benannten Koordinaten dar. Allerdings bleiben die Vertreter wichtiger Ämter, Behörden und der Verwaltung ebenso unberücksichtigt wie die so genannt kleinen Leute. Dass die Kategorien Anpassung und Widerstand zu kurz greifen beziehungsweise nur die beiden Extreme einer ganzen Bandbreite von möglichen Verhaltensweisen bezeichnen, um eine derart komplexe Situation, wie diejenige des Zweiten Weltkriegs zu interpretieren, stellt nach wie vor Gegenstand wissenschaftlicher Debatten dar.²⁵ In der *Geschichte des Kantons Graubünden*²⁶ wird der Zeitraum von 1939 bis 1947

¹⁸ Vonarb, Irene, „Mir si jede Dag unserer Arbet noh.“ Kriegesalltag eines Bauerndorfs an der Grenze, unveröff. Lizentiatsarbeit, Basel 1990; Vonarb, Irene, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg. Wie reflektieren diese Frauen ihr Leben gegen „aussen“. Methodische Überlegungen zu Oral History und Frauen, in: Mireille Othenin-Girard, Anna Gossenreiter, Sabine Trautweiler (Hg.), Frauen und Öffentlichkeit. Beiträge der 6. Schweizerischen Historikerinnentagung, Zürich 1991, S. 197-206; Vonarb, Irene, Die Bäuerin als Landesnähmutter. Alltagsleben und Rolle der Bäuerinnen zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, in: Albert Tanner, Anne-Lise Head-König (Hg.), Die Bauern in der Geschichte der Schweiz. Les paysans dans l'histoire de la Suisse, Zürich 1992, S. 253-262.

¹⁹ Sidler, Christian, „Wir haben es einfach gemacht. Wir wussten ja nichts anderes.“ Die Situation der Schweizer Bäuerinnen und Bauern zur Zeit des Zweiten Weltkrieges zwischen Mehranbau und Unabhängigkeit, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1995.

²⁰ Maurer, Peter, Anbauschlacht. Landwirtschaftspolitik, Plan Wahlen und Anbauwerk 1937-1945, Zürich 1985.

²¹ Degen, Bernhard, Rationierung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13782.php>> [Stand 27.7.2011]; Jorio, Marco, Geistige Landesverteidigung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17426.php>> [Stand 27.07.2011]; Kästli, Tobias, Selbstbezogenheit und Offenheit – Die Schweiz in der Welt des 20. Jahrhunderts. Zur politischen Geschichte eines neutralen Kleinstaats, Zürich 2005, S. 273-280.

²² Hofmann, Silvia, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, 4 Bde., Zürich 2003-2008.

²³ Cf. Conzett, Silvia, „Sie hatten eigentlich immer etwas zu tun.“ Arbeits- und Lebenswelt der Frauen in Hinterrhein, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 11-59, hier S. 37f.; Giovanoli, Paula, „Fu il 38mo anno che restai qui con 5 vacche.“ Aufzeichnungen der Bergeller Bergbäuerin Fiorentina Coretti-Pool von 1898-1948, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 61-103, hier S. 87.

²⁴ Bundi, Martin, Bedrohung, Anpassung, Widerstand. Die Grenzregion Graubünden 1933-1946, Chur 1996.

²⁵ Wecker, Es war nicht Krieg, S. 30-32; Tanner, „Réduit national“ und Aussenwirtschaft, S. 86-88.

²⁶ Metz, Peter sen., Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1914, Chur 1993.

unter militärischen, politischen und allenfalls wirtschaftlichen Gesichtspunkten abgehandelt und im *Handbuch der Bündner Geschichte*²⁷ ist die Zäsur 1945 gesetzt und damit der Beginn der Zeitgeschichte. Der Zeitraum von 1939 bis 1945 wird in verschiedenen Beiträgen abgedeckt: Frey zur Landwirtschaft, Collenberg zu Bewegungen und Parteiwesen, Gasser zu Kirchen, Staat und Gesellschaft sowie Jäger zur Integration Graubündens in die Schweiz. Cavelty belegt in seinem Aufsatz über antijüdische Stereotypen und Antisemitismus in Graubünden erstmals den sowohl latenten und als auch manifesten Antisemitismus in Bündner Amtsstuben²⁸ und wirft diesbezüglich kritische Fragen auf, deren Erforschung nach wie vor ein Desiderat darstellen. Zur militärischen Situation liegen zwei Publikationen vor, beide von hochrangigen Militärs beziehungsweise Berufsoffizieren verfasst, worin detaillierte Materialien zusammengetragen oder Erinnerungsberichte zur eigenen Dienstzeit zwischen 1939 und 1945 festgehalten sind.²⁹

Im Nachgang zu den Erinnerungsfeierlichkeiten von 1989 zum Beginn des Zweiten Weltkriegs, den Diamant-Feiern, welche von linker Seite und aus pazifistischen Kreisen scharf kritisiert wurden, erschienen verschiedene Publikationen, worin Angehörige der so genannten Aktivdienstgeneration ihre Erinnerungen veröffentlichten und den Männermythos von soldatischer Kameradschaft, gelohnter Mühe und geretteter Heimat beschworen und festigten.³⁰ In Graubünden gehören folgende Publikationen in diesen Kontext:

*Grenzbesetzung in Graubünden 1939-1945*³¹ enthält kurze Erinnerungstexte von hochrangigen Vertretern aus Militär und Politik sowie von Frauen, welche im Frauenhilfsdienst (FHD) aktiv waren. Dasselbe gilt für *Eingekreist. Bündnerinnen und Bündner erinnern sich der Dreissiger- und Vierzigerjahre*.³² Anders als die lange Jahre honorierten Verdienste der Militärdienstleistenden standen hingegen die Rolle der Frauen und

²⁷ Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), *Handbuch der Bündner Geschichte*, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Chur 2000.

²⁸ Cavelty, Gieri, Antijüdische Stereotypen und Antisemitismus in Graubünden, in: Bündner Monatsblatt, 4 (2001), S. 319-335.

²⁹ Baumgartner, Peter (Hg.), *Befestigtes Graubünden. Wölfe im Schafspelz*, Chur 2006; Rutschmann, Werner, *Die Verteidigung Graubündens im Kriegesfall 1939-1945. Truppen, Befestigungen, Operationsbefehle*, Zürich 1995.

³⁰ Dejung, Aktivdienst, S. 12; Frei Berthoud, Fakten, Mythen, Erinnerungen, S. 107f.; Schweizerisches Bundesarchiv (Hg.), „... denn es ist alles wahr.“ Erinnerung und Geschichte 1939-1999. „... car tout cela est vrai.“ Mémoire et histoire 1939-1999, Bern 1999; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 197; Dejung, Christof, „Wohlan mit Gott, zum Siege oder Tod!“ Zum Stellenwert der Religion in der militärischen Propaganda der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 55/3 (2005), S. 307-324, hier S. 322f.

³¹ Berger, Hansruedi (Hg.), *Grenzbesetzung in Graubünden 1939-1945*, Chur 1989.

³² Melchior, Andreas (Hg.), *Eingekreist. Bündnerinnen und Bündner erinnern sich der Dreissiger- und Vierzigerjahre*, Chur 2000 (Scala 1, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2001). Cf. Metz, Peter sen., Andreas Gadiant 1892-1976; Metz, Peter sen., Graubünden im ersten Kriegesjahr 1939/40. Rückblick auf ein erfülltes halbes Jahrhundert, 1. Teil, in: Bündner Jahrbuch, 32 (1990), S. 1-13.

ihr Einsatz weder auf der politischen noch der wissenschaftlichen Ebene zur Disposition. Leistungen und Engagement von Frauen fanden keine oder nur marginale Beachtung.

In diesem Kapitel stehen die Frauen beziehungsweise ihre Erzählungen und Sichtweisen im Zentrum der Untersuchung, wodurch ein Beitrag zum relativ friedlichen Leben in der Schweiz und zur diskursiven Durchdringung einer bäuerlich-ländlich strukturierten Gesellschaft geleistet werden soll.³³ Meinen Ausführungen liegen die folgenden Fragen zugrunde:

- Wie gingen die Frauen mit der Kriegssituation um?
- In welcher Art beschäftigten sich die Frauen mit dem Nationalsozialismus und der Geistigen Landesverteidigung und wie beeinflussten diese ideologischen Konzepte ihr Handeln?
- Wie veränderten sich die Handlungsräume der Frauen durch den Militärdienst der Ehemänner, den Mehranbau, die Lebensmittelrationierung und die veränderte Ernährungssituation?
- Wie gestalteten die Frauen ihre Beziehungsfelder innerhalb von Familie und Verwandtschaft, zu den zivilen wie militärischen Hilfskräften und Behördenvertretungen sowie in der Dorfgemeinschaft?

Obwohl das Wissen um die Shoa spätestens seit Mitte der 1990er-Jahre als wesentlicher Bestandteil auch zum kulturellen Gedächtnis des 20. Jahrhunderts in der Schweiz gehört,³⁴ nahm ich es ebenso wenig in den Themenkatalog auf wie die schweizerische Flüchtlingspolitik. Denn im Zentrum meiner Arbeit stehen die Erinnerungen an persönliche Erlebnisse und deren Erzählungen. Als einzige sprach Leni Gantenbein im Interview vom 17. April 1998 die Flüchtlingspolitik an, indem sie meinte, es werde ja noch heute vorgehalten, man hätte damals zu wenige Juden in die Schweiz hineingelassen, und liess die Aussage kommentarlos im Raum stehen.³⁵ Die fehlende Flüchtlingsdimension hängt hauptsächlich damit zusammen, dass es im mittleren Prättigau weder Arbeitslager noch Interniertenheime

³³ Ziegler, Béatrice, Claudia Schneider, Die Schweiz und die Shoa. Von Kontroversen zu neuen Fragen, 22.01.2011, Aarau, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3633>> [Stand 02.05.2011].

³⁴ Cf. Ziegler, Béatrice, Bernhard C. Schär, Peter Gautschi et al. (Hg.), Die Schweiz und die Shoa. Von Kontroversen zu neuen Fragen, Zürich 2012; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 114.

³⁵ Leni Gantenbein, 3/A 481-524.

gab³⁶ und dass die wenigen in Jenaz internierten Polen unter sehr straffer Führung lebten³⁷. Zur Shoa äusserten sich Leni Gantenbein und Christina Vinzens.³⁸ Das im Zusammenhang mit der Ermordung der jüdischen Bevölkerung häufig vorgebrachte Argument, man habe ja nicht wissen können, was in Deutschland vor sich gegangen sei,³⁹ wurde nicht vorgebracht; ich hätte es auch nicht gelten lassen. Die beiden wichtigen Aspekte – Shoa und Flüchtlingspolitik – wurden nicht ausgeblendet, sie zeigen im vorliegenden Forschungsprojekt deutliche Grenzen von Oral History.

Interviews über die Zeit des Zweiten Weltkriegs zu führen, gestaltete sich für mich herausfordernd, denn die ersten Gespräche fanden im Frühjahr und Sommer 1997 während der ausklingenden, heftig geführten öffentlichen Debatten zum Umgang der Schweiz mit den nachrichtenlosen Vermögen und eng damit verknüpft zur Rolle der Schweiz zwischen 1933 und 1945 statt.⁴⁰ An den Diskussionen beteiligten sich meine Interviewpartnerinnen zwar nicht direkt, aber sie verfolgten sie über die Lektüre ihrer Zeitung, der Prättigauer und Herrschäftler Zeitung. Die zumindest anfängliche Zurückhaltung sehe ich zum einen darin begründet, dass die öffentlichen Diskussionen über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg die Frauen verunsichert hatten, denn hinsichtlich der nachrichtenlosen Vermögen wurde wieder das pauschale Urteil vorgebracht, eine ganze Generation habe versagt und solle nun die Verantwortung für die verfehlte Politik tragen, wobei Frauen noch über kein politisches Mitspracherecht verfügten und sich somit – wenn überhaupt – lediglich

³⁶ Erlanger, Simon, „Nur ein Durchgangsland.“ Arbeitslager und Interniertenheime für Flüchtlinge und Emigranten in der Schweiz 1940-1949, Zürich 2006.

³⁷ Niggli, Tal im Wandel, S. 213.

³⁸ Leni Gantenbein, 3/A 481-524, Christina Vinzens, 2/B 28-56.

³⁹ UEK, Schlussbericht, S. 540-542.

⁴⁰ UEK, Schlussbericht, S. 441, 522; Altermatt, Holocaust in der Schweiz, S. 31-55; cf. Angst, Kenneth (Hg.), Der Zweite Weltkrieg und die Schweiz. Reden und Analysen, Zürich 1997; Sarasin, Philipp, Regina Wecker (Hg.), Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1998, S. 7-11; Tanner, Jakob, Die Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungspolitik. Zur Diskussion um das kollektive Gedächtnis und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, in: *traverse* 6/1 (1999), S. 16-38; Bourgeois, Daniel, Das Geschäft mit Hitlerdeutschland. Schweizer Wirtschaft und Drittes Reich, Zürich 2000 (frz. Erstausgabe 1998); Tanner, Jakob, Weigel, Sigrid (Hg.), Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges, Zürich 2002; Kreis, Georg, Zurück in die Zeit des Zweiten Weltkriegs (Teil II). Zur Bedeutung der 1990er Jahre für den Ausbau der schweizerischen Zeitgeschichte, in: Georg Kreis, Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze, Basel 2003, Bd. 1, S. 345-370 (Erstdruck in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 4 (2002), S. 494-517); Maissen, Thomas, Verweigerte Erinnerung. Nachrichtenlose Vermögen und Schweizer Weltkriegesdebatte 1989-2004, Zürich 2005² (2005); Weigel, Sigrid, Birgit R. Erdle (Hg.), Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus, Zürich 1996 (*Zürcher Hochschulforum* 23). Ein guter Überblick zur militärischen Landesverteidigung bietet nach wie vor: Jaun, Rudolf, Die militärische Landesverteidigung 1939-1945, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 47/4 (1997), S. 644-661.

unmittelbar verantwortlich fühlen mussten.⁴¹ Zum anderen drückt sich in der Zurückhaltung die gewissermassen in Fleisch und Blut übergegangene Maxime zu schweigen aus und lässt die nachhaltige Wirkung der Pressezensur während des Kriegs aufscheinen.⁴²

Ihre Unsicherheit über meine politische Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus drückte Christina Vinzens am 15. April 1998 wie folgt aus: „Ich rede jetzt so. Und vielleicht haben Sie ihn [Hitler] gerne gehabt.“⁴³ Diese Äusserung erstaunte mich sehr, denn ich hatte den Eindruck, wir hätten uns in der Zwischenzeit gut kennen gelernt und es bestehe ein gutes Vertrauensverhältnis. Sie zeigt, dass eine neutrale Haltung der Interviewerin gerade in heiklen Themenfeldern unter Umständen eine negative Auswirkung auf die Erinnerung, die Erzählbereitschaft und den Gesprächsverlauf haben kann. Nachdem ich meine Ablehnung von NS-Gedankengut und -Taten formuliert hatte, sprach Christina Vinzens die Judenvernichtung direkt an: „Der [Hitler] hat, der [Hitler] hat grausige Dinge gemacht, diese Juden und alles und diese Vergasungen und alles, das war ja entsetzlich.“⁴⁴ Auch sprach sie mit ihren Bekannten darüber, allerdings hatte sie nicht viele Gelegenheiten, denn „zu Hause ist man, hat man zu tun gehabt, sodass man nicht weit, nicht weit gekommen ist.“⁴⁵ Die Aussagen sind derart vage, dass ich nicht entscheiden kann, ob es sich um Informationen handelte, über welche Christina Vinzens bereits während des Kriegs verfügte oder erst danach. Wichtiger scheint mir, dass überhaupt ein Austausch stattfand, auch wenn er nur sehr sporadisch möglich war. Die grosse Arbeitsbelastung könnte aber auch ein Schutzargument sein, nicht informiert gewesen sein zu müssen.

Im Nachgespräch zu diesen Interviews thematisierte Christina Vinzens zudem meine Rolle als Historikerin, indem sie dezidiert die Meinung vertrat, ich müsse doch zum Zweiten Weltkrieg viel mehr wissen als sie.⁴⁶

Von ihren eigenen Erfahrungen, die zur Hauptsache die Bereiche Mehranbau und Rationierung sowie die durch den Militärdienst bedingte Abwesenheit des Mannes betrafen, berichteten die Frauen zuerst nur sehr zögernd und vorsichtig.⁴⁷

⁴¹ Haas, Judenvernichtung, S. 28.

⁴² Kreis, Georg, Zensur und Selbstzensur. Die schweizerische Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg, Frauenfeld 1973; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 264-269; Jost, Hans Ulrich, Politik und Wirtschaft im Krieg. Die Schweiz 1938-1948, Zürich 1998, S. 70f.; Haas, Judenvernichtung, S. 61; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 150, 329, 339, 463, 467.

⁴³ Christina Vinzens, 2/B 28-56.

⁴⁴ Christina Vinzens, 2/B 28-56.

⁴⁵ Christina Vinzens, 2/B 28-56; cf. auch Chiquet, Krieg, S. 24f.; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 150, 329, 339, 463, 467.

⁴⁶ Nydegger, Forschungstagebuch, S. 59.

⁴⁷ Dora Bandtli, 19.3.1997; Leni Gantenbein 8.7.1997; Elisabeth Heim 25.3.1997; Christina Vinzens 10.7.1997.

Die stereotypen Aussagen ‚viel Arbeit‘ und ‚keine Zeit‘ gehabt zu haben, zeigen einerseits, dass Frauen keinen Raum hatten, um sich mit sich selber und schon gar nicht mit der allgemeinen politischen Situation auseinandersetzen zu können,⁴⁸ gleichzeitig können sie auch Schutzargumente und Begründungen dafür sein, dass sie sich nicht mit den grauvollen Seiten des Kriegs beschäftigen wollten, weil sie nichts dagegen hätten tun können. Leni Gantenbein und Dora Bandtli hielten explizit und Christina Vinzens implizit fest, sie hätten damals kein eigentliches Interesse an der aktuellen Tagespolitik gehabt.⁴⁹ Elisabeth Heim beschrieb als einzige, wie die Bauern jeweils zusammenstanden und die in der Zeitung gelesenen Sachverhalte miteinander besprachen.⁵⁰ Hier hielt sie sich offensichtlich in einem männlichen Handlungsraum auf.

Die Zeit des Zweiten Weltkriegs stellte die schweizerische Bevölkerung, obwohl sie selber nie direkt in kriegerische Handlungen verwickelt war,⁵¹ vor unterschiedliche Herausforderungen.

In Graubünden bestand insofern eine besondere Situation, als der Kanton, welcher bereits seit 1922 eine direkte Grenze zum faschistischen Italien hatte, seit März 1938 nach der Einverleibung Österreichs auch direkt an NS-Deutschland grenzte und insbesondere das Prättigau somit im Norden unmittelbar an NS-Deutschland stiess. Entsprechend war die Bedeutung als Grenzkanton gross, denn obwohl Graubünden als Nebenkriegsschauplatz und Durchmarschland eingestuft worden war, hatten die Schweizer Truppen den Auftrag, sich bei einem allfälligen Angriff nicht kampflös aus Süd- und Mittelbünden zurückzuziehen.⁵² Bereits in den 1930er-Jahren war der Grenzschutz ausgebaut und verschiedene Barrikaden, mehrheitlich Passsperrern, waren errichtet worden. Die Talsperre in der Prättigauer Klus entstand im Rahmen der Befestigung des Talkessels Sargans, wodurch der feindliche Einbruch aus dem Prättigau in den Raum von Landquart hätte verhindert werden sollen. Die wichtigste Sperre im mittleren Prättigau befand sich bei St. Antönien und deckte auch den

⁴⁸ Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 199, 204; Dora Bandtli, 1/B 403-418, 3/B 452-476, 3/B 508-531, 3/B 570-597; Elisabeth Heim; I 3; Christina Vinzens, 1/A 413-437.

⁴⁹ Leni Gantenbein, 3/A 561-584; Dora Bandtli, 3/B 452-476, 3/B 570-597; Christina Vinzens, 2/B 3-27.

⁵⁰ Elisabeth Heim, I 7.

⁵¹ Wegmüller, Hans, Brot oder Waffen. Der Konflikt zwischen Volkswirtschaft und Armee in der Schweiz 1939-1945, Zürich 1998, S. 12-14.

⁵² Bundi, Bedrohung, S. 11f.; Jäger, Georg, Graubündens Integration in die Schweiz, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 311-329, hier S. 324f.; Rutschmann, Verteidigung, S. 8, 41f., 71-76, 89; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 259.

Raum Stelserberg-Gadenstätt ab, wodurch die Fusswege an der Grenze zu Vorarlberg unterbrochen werden sollten.⁵³

Für breite Kreise der Schweizer Bevölkerung schien die Bedrohung von aussen sowohl in militärischen Belangen als auch hinsichtlich möglicher Einschränkungen der Nahrungsmittelversorgung und anderer lebenswichtiger Güter ebenso real wie die Gefahren im Inneren durch Inflation oder soziale Konflikte.⁵⁴ Das Prättigau und insbesondere der mittlere Talabschnitt hatte jedoch aufgrund der starken Holzwirtschaft bereits während der 1930er-Jahre an Bedeutung gewonnen, die während des Zweiten Weltkriegs noch stieg.⁵⁵ Auch die Einkommenssituation der Bauern verbesserte sich mit dem Beginn des Kriegs schlagartig.⁵⁶

Hinsichtlich der ideologischen Strömungen bestanden in weiten Teilen der Bevölkerung und bei einer grossen Mehrheit der Soldaten weder für den Nationalsozialismus noch den Faschismus Sympathien. Aufgrund der Pressezensur gelangte die anpasserische Haltung einiger einflussreicher Offiziere und Politiker erst nach dem Krieg an die Öffentlichkeit.⁵⁷

Die interviewten Frauen befanden sich zu Beginn des Kriegs alle in einer ähnlichen Familienkonstellation: Sie hatten kleine Kinder zu betreuen und trugen die Verantwortung für Hof oder Gewerbebetrieb, sobald der Mann in den Militärdienst einrücken musste.⁵⁸

Dora Bandtli war Mutter eines zweijährigen Knaben und gebar bis 1945 zwei weitere Knaben. Da ihr Mann wegen einer Gehbehinderung keinen Militärdienst leisten konnte und weiterhin als Zimmermann erwerbstätig war⁵⁹ veränderte sich ihre Situation in diesem Punkt nicht.

Elisabeth Heim hatte zu Kriegsbeginn ein dreijähriges Kind und einen Säugling zu versorgen und gebar gegen Ende des Kriegs das dritte Kind. Ihr Mann musste dreizehn Mal in den

⁵³ Rutschmann, Verteidigung, S. 16-39, 79-83; Mani, Carlo, Festungswachtkorps – Garant für die Einsatzbereitschaft der Festungen, in: Baumgartner, Befestigtes Graubünden, S. 85-95, hier S. 85f.; Baumgartner, Peter, Carlo Mani, Hans Stäbler, Sperrstellenkonzept Graubündens im 2. Weltkrieg, in: Baumgartner, Befestigtes Graubünden, S. 96-101, hier S. 96-99; Bardill, Luzein, S. 283; Niggli, Tal im Wandel, S. 194-196.

⁵⁴ UEK, Schlussbericht, S. 540; Jäger, Graubündens Integration, S. 327. Der Zeitraum des Zweiten Weltkrieges ist in Jägers Darstellung von marginaler Bedeutung, eine neuere, allgemeine Untersuchung stellt ein Desiderat dar.

⁵⁵ UEK, Schlussbericht, S. 56.

⁵⁶ Tanner, Jakob, Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft. Eine finanzsoziologische Analyse der Schweiz zwischen 1938 und 1953, Zürich 1986, S. 147; Brugger, Hans, Die Ertragslage der schweizerischen Landwirtschaft 1914 bis 1980, Frauenfeld 1987, S. 41-44.

⁵⁷ Jäger, Graubündens Integration, S. 325; Bundi, Bedrohung, S. 56-65; Metz, Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1914, S. 257-260.

⁵⁸ Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 255; Vonarb, Kriegesalltag, S. 36.

⁵⁹ Dora Bandtli, 1/A 68-96, 3/B 415-438.

Militärdienst einrücken, wobei sie jeweils rasch jemanden fand, der ihr half, oder ihr die Gemeinde jemanden zur Unterstützung schickte.⁶⁰

Christina Vinzens war 1939 bereits dreifache Mutter, ihre Kinder waren fünf, vier und zwei Jahre alt.⁶¹ Als Sägereibesitzer war ihr Mann zwar nicht vom Militärdienst befreit, aber er erhielt als wichtiger Holzverarbeiter vom Militär immer wieder grössere Aufträge für Verbauungen und Unterstände und hatte deshalb öfters Urlaub als seine Dienstkollegen. Obwohl sie neben ihren eigenen Aufgaben auch in der Sägerei mithelfen musste, lohnte sich ihr Einsatz. Fast etwas beschämt hielt sie nämlich fest: „Das war das Gute daran. Man konnte auch <lacht> verdienen.“⁶² Christina Vinzens war sich bewusst, dass sie zu denjenigen gehörte, welche finanziell und materiell privilegiert waren.

Leni Gantenbein war für ihren zwei Monate alten Säugling zuständig und brachte bis 1945 ein weiteres Kind zur Welt.⁶³ Zum Stichwort Zweiter Weltkrieg erinnerte sie Folgendes:

„Ja, ‚jee‘. Ja, ich kann mich an diesen Morgen [1.9.1939] schon noch erinnern. <lacht> Gegen den Morgen hat es da gerufen, vor dem Haus. Also jetzt heisse es, einrücken. Es ist natürlich noch Nacht gewesen, und... ‚Janu‘, da ist nicht... Also der Mann ist nur HD [Hilfsdienstleistender] gewesen. Er ist eigentlich sonst nicht ins Militär. Aber da musste alles gehen. Und es wäre gleich gewesen, wenn sie nicht... Sie haben dann eigentlich fast nicht gewusst, was mit diesen HD anzufangen wäre. Bis dann alles einigermaßen geregelt war. ‚Janu‘, der ist dann da gegangen. Und der älteste Knabe ist ein zwei Monate altes ‚Pöppali‘ [Baby] gewesen. <lacht> Und dann hätte man emden sollen und alles mögliche, aber... <lacht> Ja, dann einfach eine gewisse Zeit gar... Ja, was wollte man? Die Frauen haben da nicht... Ich jedenfalls konnte nicht, auch tragen konnte ich nie. Ein wenig mähen schon noch, aber sonst...“⁶⁴

Leni Gantenbein thematisierte ihr eigenes Erinnerungsvermögen nur hier und an der Stelle, wo sie sagte, sie hätte sich nicht zu viele Gedanken zum Krieg und zum Nationalsozialismus gemacht.⁶⁵ Obwohl sie an besagtem Morgen noch nicht wusste, was auf sie zukommen würde, wusste sie, dass einschneidende Veränderungen bevorstanden und dass sie – wie viele andere Frauen auch – von nun an auf sich gestellt war.⁶⁶ Die aussergewöhnlich vielen abgebrochenen Sätze weisen darauf hin, dass Leni Gantenbein viele unterschiedliche Gedanken durch den Kopf gingen, wobei sie gewissermassen während des Sprechens entscheiden musste, welche sie ausführen und welche sie weglassen wollte. Zuerst sprach sie über ihren Mann, welcher einrücken musste, und brachte recht offen Kritik am militärischen

⁶⁰ Elisabeth Heim, 1/B 371-436, 1/B 437-488, I 3, I 4.

⁶¹ Christina Vinzens, 1/B 71-95; Schreiben von Christina Vinzens' Enkelin vom 20.7.2011.

⁶² Christina Vinzens, 2/A 572-604, auch 1/A 371-382, 1/A 657-727.

⁶³ Leni Gantenbein, 2/A 5-25.

⁶⁴ Leni Gantenbein, 3/A 202-228.

⁶⁵ Leni Gantenbein, 3/A 447-465.

⁶⁶ Vonarb, Kriegesalltag, S. 37-39.

Vorgehen an. Während die Männer nicht sinnvoll beschäftigt werden konnten, blieb auf dem Hof wichtige Arbeit unerledigt.⁶⁷ Zudem gehörte Leni Gantenbein nicht zu jenen Bäuerinnen, welche Männerarbeit übernehmen konnten.⁶⁸ Das hier angedeutete Tragen, womit der Transport der voll bepackten Heutücher von der Wiese in den Stall gemeint war, stellte auch für Elisabeth Heim ausdrücklich einen Arbeitsgang des Manns dar.⁶⁹

Den Gedanken über mögliche andere Verhaltensweisen von Frauen führte sie zwar nicht aus, deutete aber zumindest an, dass sie einerseits nicht die einzige Frau war, welche den fehlenden Mann auf dem Hof nicht ersetzen konnte, und andererseits, dass es Frauen gab, welche auch die Arbeiten des abwesenden Bauern verrichteten.⁷⁰ Die Spannung zwischen Nichtkönnen und doch Sollen wurde durch den zu versorgenden Säugling noch verstärkt. Es gehörte zudem nicht zu ihrem Erfahrungsschatz, allein auf dem Hof zu sein und die Verantwortung zu tragen.⁷¹ Die mit ‚Janu‘ beginnenden Sätze, die Satzfragmente und Fragen spiegeln Leni Gantenbeins Ringen um Worte und ihr Bemühen, sich in die damalige Situation zu schicken.

10.1 „Er war nicht unser Mann.“ – Nationalsozialismus und Geistige Landesverteidigung

Auf meine Frage, was sie von Hitler gehört hatte, meinte Christina Vinzens ohne überlegen zu müssen und leicht entrüstet: „Ja, lieber nichts. Er war nicht unser Mann.“⁷² Die präzisierende Nachfrage, ob sie Hitler am Radio habe sprechen gehört, beantwortete sie wie folgt: „Dann haben wir abgestellt, wenn wir diese Stimme gehört haben. <lacht> Der hat so viel Leid, Leid über alle gebracht.“⁷³ Mit ihrem Verhalten reihte sich Christina Vinzens in jene Gruppe ein, welche zwar regelmässig deutsches Radio hörte, aber nur selektiv.⁷⁴ Damit sie Hitlers Stimme

⁶⁷ Cf. Anderegg, „Landtschumpel“, S. 83.

⁶⁸ Leni Gantenbein, 3/A 229-265; cf. Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 76-78.

⁶⁹ Elisabeth Heim, I 17.

⁷⁰ Cf. Leni Gantenbein, 3/A 229-265 über eine ältere ledige Nachbarin.

⁷¹ Cf. Ausführungen von Elise Scherer-Leu, in: Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 255f.

⁷² Christina Vinzens, 2/B 3-27.

⁷³ Christina Vinzens, 2/B 3-27.

⁷⁴ Niggli, Tal im Wandel, S. 188; Mäusli, Theo, Radiohören, in: Markus T. Drack (Hg.), Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft SRG bis 1958, Baden 2000, S. 195-224, hier S. 209-211, 217; Halter-Schmid, Ruth, Schweizer Radio 1939-1945. Die Organisation des Radiokommunikators durch Bundesrat und Armee, Bern 1979, S. 175-184; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 134.

sofort erkannte, musste sie den einen oder anderen Redeteil gehört haben. Wie andere Schweizerinnen und Schweizer empfand auch sie das Gesagte als abstossend,⁷⁵ was sich einerseits in Christina Vinzens' angewidertem Tonfall manifestierte und andererseits darin, dass sie die direkte Benennung von Hitler vermied, indem sie ihn über die rhetorische Figur der Synekdoche bezeichnete. Das Abschalten des Radios begründete sie auf der Sachebene mit dem Hinweis auf das Leid; auf der Beziehungsebene damit, dass sie Hitler als Person nicht mochte.

Dass Christina Vinzens das Radio jeweils aus- und nicht beispielsweise auf den Schweizer Sender umschaltete, ist damit zu erklären, dass der Empfang der Mittelwellenfrequenz in den Bergtälern schlecht war, erst nach 1950 wurde die Empfangsqualität durch die UKW-Frequenz deutlich besser.⁷⁶

Für die alten Frontisten wie die neuen Faschisten und Nationalsozialisten schien nach Frankreichs Kapitulation am 25. Juni 1940 die Stunde zur konservativen Wende auch in der Schweiz gekommen zu sein. Dass es nicht dazu kam, hing sowohl mit einer gewissen Trägheit des politischen Systems und den persönlichen Animositäten der wichtigsten politischen Akteure als auch mit dem – wenn auch nur latent vorhandenen – Widerstandsgeist in der Bevölkerung zusammen.⁷⁷

Während der Zwischenkriegszeit verbanden sich die langjährigen Probleme auf dem Arbeitsmarkt – wovon die landwirtschaftliche Bevölkerung im Prättigau kaum betroffen war – und die anhaltende Angst vor dem Bolschewismus mit einer wachsenden Fremdenfeindlichkeit, welche zum Teil mit starken antisemitischen Tendenzen einherging.⁷⁸ Graubünden sollte zum Zentrum nationalsozialistischer Aktivitäten werden: Der seit 1917 in Davos wohnhafte Deutsche Wilhelm Gustloff hatte 1931 den Auftrag erhalten, die Gründung der ‚Landesgruppe Schweiz‘ vorzubereiten. Der Kurort blieb auch nach der Ermordung von Gustloff Anfang Februar 1936 das Zentrum der Nationalsozialisten in der Region. Die Ortsgruppe der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) führte zahlreiche Veranstaltungen durch, wobei sich sowohl die Behörden vor Ort wie auch diejenigen des Kantons passiv verhielten und die Nationalsozialisten gewähren liessen.⁷⁹ In vielen Bündner

⁷⁵ Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 17, 21f., 24f., 38, 114, 253; Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 209.

⁷⁶ Gredig, Willi, Unter Strom, S. 156-158; Mäusli, Radiohören, S. 199-201.

⁷⁷ Jost, Politik, S. 84-98; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 264-266.

⁷⁸ UEK, Schlussbericht, S. 72; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 252-256.

⁷⁹ Bundi, Bedrohung, S. 12-36, 56-65, 80-88; Maier, Marcella, Der Alltag wir immer enger, in: Andreas Melchior (Hg.), Eingekreist. Bündnerinnen und Bündner erinnern sich der Dreissiger- und

Amtsstubten herrschte eine hohe Toleranz gegenüber fremdenfeindlicher Agitation und eine zumindest latente antisemitische Grundhaltung. Dagegen wandten sich verschiedene sozialdemokratische Politiker, doch mit mässigem Erfolg. Auf kantonaler wie auch auf nationaler Seite wurde die Situation für nicht so dramatisch eingeschätzt. Es kam sogar vor, dass den Sozialdemokraten selber demagogische Absichten unterstellt wurden.⁸⁰ Obwohl der Bundesrat nach Gustloffs Ermordung die NS-Landes- und Kreisleitungen verboten hatte, wirkten die Exponenten unter dem Schutz der deutschen Botschaft weiter.⁸¹

Meine Fragen zu ideologischen Aspekten des Nationalsozialismus – im Gespräch fragte ich jeweils nach Hitlers Ideen – blieben praktisch unbeantwortet im Raum stehen. Was folgte, waren kurze Ausführungen zu Hitler als Person. Dora Bandtli gab an, sie habe keine Zeit gehabt, um „diesem nachzugehen“, sie habe erst „nach und nach [...] empfunden [...] was für einer dieser [Hitler] war“, und präziserte darauf wie folgt: „Ein schlechter Mensch! [...] Er hat sich schon immer gedrückt, er ist schon immer davon gekommen, aber einfach die, hartherzig, irgendwie, so war er [...] Einfach... (...) Eine Art: Ich und ich und ich.“⁸² Deutlich wird in dieser Sequenz, dass sich Dora Bandtli nicht zu Ideologie und Politik äussern konnte. Sehr wohl aber verfügte sie über eine dezidierte Meinung zu Hitler. Die egomanischen Züge seiner Persönlichkeit stellte für sie, welche im Dasein für andere ihren Lebenssinn sah, eine nicht nachvollziehbare, abstossende Tatsache dar.

Christina Vinzens sagte nach kurzem Überlegen, sie hätte nicht viel gewusst, ausser dass „es (...) ein S“ war, wobei sie mit Kopfnicken meine Ergänzung „Spinner“ bestätigte, und anfügte, er hätte doch nicht „solche Dinge“ gemacht und „ganz Europa zusammenpacken wollen“⁸³, wäre er kein Spinner gewesen.

Auch Leni Gantenbein ging nicht auf die ideologische Ebene ein, sondern hielt fest, Hitler sei ein „unheimlich schlechter Mensch“ gewesen und führte dann aus, man habe damals noch „nicht alles“ von den Konzentrationslagern gewusst und „wie sie mit den Juden damals verfahren“ seien, sondern erst gegen Ende des Kriegs davon erfahren.⁸⁴ Die

Vierzigerjahre, Chur 2000 (Scala 1, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2001), S. 80-87, hier S. 82; Cavelti, Antijüdische Stereotypen, S. 321-331; Metz sen., Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1914, S. 259. Zur Aufarbeitung der Zeit von 1930 bis 1945 in Davos cf. Davoser Revue. Zeitschrift für Freunde von Davos und Graubünden, 3 (2002); Niggli, Tal im Wandel, S. 185-187.

⁸⁰ Cavelti, Antijüdische Stereotypen, S. 325-327; Bundi, Bedrohung, S. 32f., 70f., 89-91.

⁸¹ Niggli, Tal im Wandel, S. 186; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 259.

⁸² Dora Bandtli, 3/B 508-531.

⁸³ Christina Vinzens, 2/B 3-27.

⁸⁴ Leni Gantenbein, 3/A 481-524; cf. Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 150, 329, 339, 463, 467.

Zensurvorschriften, für deren Umsetzung in Graubünden der Chef der Prättigauer Zeitung, Mathias Thöny,⁸⁵ stand, waren im Bereich der Berichterstattung über die Shoa besonders streng, denn es bestand eine gewisse Angst vor repressiven Massnahmen seitens NS-Deutschland.⁸⁶ Ob die Massenermordung bereits während des Kriegs bekannt war und auch über breitenwirksame Kanäle wie Presse und Radio der Bevölkerung zugänglich gemacht wurde,⁸⁷ darüber besteht in der Forschung keine einheitliche Meinung.⁸⁸ Seit dem Sommer 1942 wurde in der Schweizer Presse über die Deportationen der Juden aus Frankreich berichtet und die Flüchtlingstragik deutlich gemacht.⁸⁹

Auf meine Frage nach ihrem Wissen über Hitler führte Elisabeth Heim aus, er sei als „Krieger“ dargestellt worden und „wohl angesehen“ gewesen bei „seinen Kriegern“⁹⁰ und habe die Schweiz einnehmen wollen.⁹¹ In einer anderen Sequenz hielt sie fest, dass es Personen gab, welche Hitlers Ansichten nicht teilten, und fügte dann an: „Aber übers Ganze haben die Leute sich dann doch in Acht nehmen müssen, was sie sagen. Ich weiss nicht, sie haben gesagt, man dürfe nichts wissen und nicht zu viel sagen.“⁹² Zur nationalsozialistischen Ideologie wusste Elisabeth Heim nichts zu sagen und berichtete deshalb von ihren eigenen Erfahrungen. Diese spiegeln zum einen die verbreitete Maxime ‚wer redet, schadet der Heimat‘,⁹³ zum anderen die Pressezensur, welche seit September 1939 militärisch geführt und über welche zu ‚Mässigung‘ und ‚Zurückhaltung‘ wie auch ‚Objektivität‘ und ‚Sachlichkeit‘ aufgerufen wurde.⁹⁴

⁸⁵ Metz, Peter sen., Historische Einleitung. Zwölf Jahre der Bedrohung und Bewährung, in: Andreas Melchior (Hg.), Eingekreist. Bündnerinnen und Bündner erinnern sich der Dreissiger- und Vierzigerjahre, Chur 2000 (Scala 1, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2001), S. 7-15, hier S. 14.

⁸⁶ Niggli, Tal im Wandel, S. 187; Jost, Politik, S. 70f.; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 264f.; Keller, Im Gebiet des Unneutralen, S. 23, 80f., 167.

⁸⁷ Haas, Judenvernichtung, S. 242-258, 264-269; Chiquet, Krieg, S. 22; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 269.

⁸⁸ Bourgeois, Geschäft mit Hitlerdeutschland, S. 143-175. Er kommt zum Schluss, die Selbstzensur der Journalisten habe zur Folge gehabt, dass wichtige Informationen nicht veröffentlicht worden waren.

⁸⁹ Haas, Judenvernichtung, S. 268; UEK, Schlussbericht, S. 123; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 269; Keller, Im Gebiet des Unneutralen, S. 167-169, 183; Dejung, Gull, Wirz, Landgeist, S. 33-35, 66-68, 81, 149f., 329, 339-341, 454, 463, 467.

⁹⁰ Elisabeth Heim, I 9.

⁹¹ Elisabeth Heim, I 20.

⁹² Elisabeth Heim, I 12.

⁹³ Schweizerischer Ziviler Frauenhilfsdienst (Hg.), Treu der Heimat. Dienstbüchlein für den Alltag der Schweizerin, Zürich 1941, S. 8-10.

⁹⁴ Keller, Im Gebiet des Unneutralen, S. 23, 80f., 167-169, 183; Haas, Judenvernichtung, S. 242-258, 264-269; Bourgeois, Geschäft mit Hitlerdeutschland, S. 143-175.

In den Aussagen meiner Interviewpartnerinnen wird deutlich, dass die Frauen sich mit nationalsozialistischem Gedankengut nicht auseinandergesetzt hatten. Es fehlte ihnen nicht nur an Informationen, sondern auch an Übung, mit abstraktem Gedankenmaterial umzugehen. Gleichzeitig spiegeln die Aussagen über Hitler ihr hauptsächliches Wahrnehmungsfeld – handelnde Menschen – und sie zeigen, welche grosse Bedeutung für sie die Beziehungsebene hatte. Dass die Frauen in ihrer Beurteilung Hitlers übereinstimmten, erachte ich aus dieser Perspektive als einen stimmigen Sachverhalt.

Die Frage nach nationalsozialistisch eingestellten Personen im Prättigau brachte weder einzelne Namen noch detaillierte Berichte hervor. Christina Vinzens antwortete auf meine diesbezügliche Frage: „Das weiss ich nicht. *Das weiss ich nicht*. Vielleicht in den Städten irgendwo, vielleicht. Aber im Grossen und Ganzen schon nicht.“ Die Frage nach Hitleranhängern in ihrem Bekanntenkreis beantwortete sie mit: „Nicht dass ich wüsste!“⁹⁵ Mit diesen Leuten wollte sie – damals wie während der Interviews – nichts zu tun haben. Dass es weit weg, was sie in der Chiffre ‚Stadt‘ ausdrückte, möglicherweise NS-Anhänger und Anhängerinnen gab, drückte auch Leni Gantenbein während ihrer Schilderung über einen Bombenabwurf auf eine Waffenfabrik in Oerlikon aus, worin sie ausführte, es habe schon Leute gegeben, welche Hakenkreuzfahnen auf dem Estrich gehabt hätten, damit sie im Fall einer deutschen Besetzung „gerüstet“ gewesen wären.⁹⁶ Wie Leni Gantenbein zu ihrer Geschichte kam – Bomben der Alliierten gingen jedenfalls 1943 in Oerlikon nieder⁹⁷ –, muss offen bleiben, entscheidend scheint mir hier, dass sie überhaupt eine Aussage machte.⁹⁸ Die Erzählung über die Hakenkreuzfahnen gehört in die Kategorie der ‚urban legend‘. Meine Frage, ob in ihrem Bekanntenkreis jemand gewesen sei, der Hitlers Ideen gut fand, beantwortete Leni Gantenbein wie folgt: „*Ja, also dies*, jedenfalls gerade offensichtlich, wüsste ich schon niemanden. Hier jedenfalls nicht. [...] Nein, also, das glaube ich nicht.“⁹⁹ Der zögernde Beginn, die Betonung von offensichtlich und glauben, lese ich als Zeichen

⁹⁵ Christina Vinzens, 2/B 28-56.

⁹⁶ Leni Gantenbein, 3/A 409-446.

⁹⁷ Gmür, Thomas, Oerlikon-Bührle, in: Historisches Lexikon der Schweiz, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D41808.php>> [Stand 19.09.2011]; Heller, Daniel, Zwischen Unternehmertum, Politik und Überleben. Emil G. Bührle und die Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon, Bührle & Co. 1924 bis 1945, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2002; Hug, Peter, Schweizer Rüstungsindustrie und Kriegsmaterialhandel zur Zeit des Nationalsozialismus. Unternehmensstrategien – Marktentwicklung – politische Überwachung, Teil 1, hg. v. der Unabhängigen Kommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Zürich 2002 (Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg 11).

⁹⁸ Cf. Anderegg, „Landtschumpel“, S. 99-101, 105-109; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 20-25, 114f., 139.

⁹⁹ Leni Gantenbein, 3/A 525-560.

dafür, dass Leni Gantenbein sich zu erinnern bemühte, unsicher war und an bestimmte Menschen dachte, auch wenn sie diese nicht in ihrem Dorf verorten wollte.

Dora Bandtli führte zur Frage nach Bekannten mit NS-Affinitäten Folgendes aus: „Ja, ich glaube gewiss, im Grossen und Ganzen nicht. Man war hier eben so etwas daneben, würde ich gerne sagen. [...] Und dann hat man einfach nicht so (...) nachstudiert. Oder einfach nicht Zeit gehabt. Als die Kinder noch klein waren, hat man schon Ablenkung gehabt.“¹⁰⁰ Ähnlich wie die Aussage von Leni Gantenbein blieb auch Dora Bandtli unverbindlich und allgemein und hob die geographische Lage als Grund für nicht vorhandenes NS-Gedankengut hervor, was als Grund nicht gelten kann, da sich in Davos auch nach der Ermordung von Gustloff eine aktive NS-Gruppe befand. Mit ihrer Argumentation – nicht nachstudieren, keine Zeit haben, Ablenkung durch Kinder – versuchte Dora Bandtli die Plausibilität zu steigern, weshalb sie sich weder mit dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt hatte noch politische und ideologische Haltungen der Menschen in ihrem eigenen Umfeld kannte oder kennen wollte. Deutlich wird zudem, dass Dora Bandtli mit der Haus- und Feldarbeit sowie der Kinderbetreuung vollständig ausgelastet war.

Dora Bandtli wie Leni Gantenbein orientierten sich am Argumentationsstrang der Geistigen Landesverteidigung, welcher der landwirtschaftlichen und bergbäuerlichen Lebenswelt einen hohen Stellenwert zuordnete, Bauern und Bäuerinnen als traditionsbewusste und unverdorbene Naturmenschen darstellte und ihre Lebensart für vorbildlich und nachahmenswert hielt.¹⁰¹ Bereits in den 1930er-Jahren war die von Bauernführer Ernst Laur (1871–1964) entwickelte Bauernstandsideologie, welche ein durch die romantischen und idealisierenden Darstellungen der letzten Jahrhunderte geprägtes mythisches Bauernbild beinhaltete und den Bauernstand zum Inbegriff von Freiheit, direkter Demokratie und unversehrter Natürlichkeit hatte werden lassen, stark in den Vordergrund gerückt worden.¹⁰²

¹⁰⁰ Dora Bandtli, 3/B 570-597.

¹⁰¹ Baumann, Moser, Bauern im Industriestaat, S. 7, 36; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 81-87; Vonarb, Kriegesalltag, S. 54; Wecker, Es war nicht Krieg, S. 34; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 80; Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 256; Stämpfli, Triumph, S. 214. Den gleichen Sachverhalt stellte sie bereits für den Ersten Weltkrieg fest.

¹⁰² Meyer, Leo, Esther Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik im Wandel der Zeit, in: Paul Hugger (Hg.), Handbuch der schweizerischen Volkskultur, Bd. 3, Zürich 1992, S. 975-1002, hier S. 990; Baumann, Werner, Bauernstandsideologie und Rolle der Bauern in der Schweizer Politik nach der Jahrhundertwende, in: Albert Tanner, Anne-Lise Head-König (Hg.), Die Bauern in der Geschichte der Schweiz. Les paysans dans l'histoire de la Suisse, Zürich 1992, S. 207-217, hier S. 207-211; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 251; Hitz, Benjamin, Der Plan Wahlen im Kanton Uri, unveröff. Lizentiatsarbeit, Lausanne 2006, S. 6-8; Moser, Peter, Am Konsum orientiert, über die Produktion thematisiert. Schweizer Agrarpolitik als Ernährungspolitik 1914/18-1960, in: Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), Reguliertes Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930-1960. Ernst Bruckmüller zum 60. Geburtstag. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2005,

Seit Ende der 1930er-Jahre wurde der neue nationale Konsens – der Bürgerblock und die Linksparteien hatten unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Machtergreifung und der Angst vor einem weiteren Krieg einen politischen Ausgleich gefunden – mit dem Schlagwort ‚Geistige Landesverteidigung‘ versehen und über verschiedene private und öffentliche Kanäle verbreitet. Die sowohl aus integrierenden Aspekten – Widerstand gegen autoritäre Regime beziehungsweise Distanz zu autoritären Regimen, Erhaltung des unabhängigen Bundesstaats, Willensnation – als auch aus exkludierenden Elementen – gegen fremdes Gedankengut, gegen ‚Überfremdung‘ durch Juden und Kommunisten, Abwehr von nationalsozialistischem Gedankengut – bestehende Botschaft kam bei der Bevölkerung gut an. Es entstand ein Grundgefühl, welches von einer Mehrheit der Bevölkerung geteilt wurde. Der Begriff ‚Geistige Landesverteidigung‘ selber wurde zwar nicht oft verwendet; Begriffe wie ‚Heimatliebe‘, ‚Widerstandswille‘ oder ‚Zusammenstehen‘ verkörperten die diesbezügliche Haltung. Als Gegenstück zum ‚Aktivdienst‘ des Manns und Soldaten wurde der ‚Opferwille‘ der Frau und Mutter konstruiert und über vielfältige Propaganda vermittelt.¹⁰³ Dazu gehörte sowohl die Verbreitung von technischem Wissen über Acker- und Gartenbau wie auch von Sparmöglichkeiten beim Kochen.¹⁰⁴ Die Bäuerin wurde zur idealen Schweizerfrau emporstilisiert, welche als Trägerin von ‚echtem Schweizertum‘ die Einheit von Arbeit und Familie verkörperte, in der Folge der Rationierung zur Haushälterin der Nation und in derjenigen der ‚Anbauschlacht‘ zur Landesnährmutter gemacht wurde.¹⁰⁵ Sichtbarer Ausdruck davon war die Verdoppelung der Portraitdarstellungen von Bäuerinnen in der schweizerischen Presse während des Zweiten Weltkriegs.¹⁰⁶

Innsbruck, Wien, Bozen 2005, S. 192-203, hier S. 195; Maurer, Anbauschlacht, S. 12, 156, 175f.; Tanner, Albert, Einleitung. Die Bauern in der Schweizer Geschichte, in: Albert Tanner, Anne-Lise Head-König (Hg.), Die Bauern in der Geschichte der Schweiz. Les paysans dans l'histoire de la Suisse, Zürich 1992, S. 9-21, hier S. 10-13; Moser, Stand der Bauern, S. 163-172.

¹⁰³ Baumann, Bauernstandsideologie, S. 208-210; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 260-262; Keller, Im Gebiet des Unneutralen, S. 51-57; Maurer, Anbauschlacht, S. 156-160; Dejung, Aktivdienst, S. 21f.; Joris, Elisabeth, Krieg, Propaganda und Geschlecht, in: Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.), Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945, Zürich 2003, S. 229-248, hier S. 244.

¹⁰⁴ Maurer, Anbauschlacht, S. 163.

¹⁰⁵ Stämpfli, Regula, Kriegswirtschaft, Militär und Geschlecht. Der Réduitentscheid in geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: *traverse*, 1 (1999), S. 118-130, hier S. 119f.; Stämpfli, Regula, Grenzziehungen. Strategie, Armee und Geschlecht im Zweiten Weltkrieg, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 1 (2002), S. 28-50; Vonarb, Kriegesalltag, S. 70f.; Frei Berthoud, Fakten, Mythen, Erinnerungen, S. 110; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 204; Vonarb, Bäuerin als Landesnährmutter, S. 254-257.

¹⁰⁶ Pavillon, Les immobilisées, S. 49f.; Vonarb, Kriegesalltag, S. 70.

Die Geistige Landesverteidigung stellte in meinem Gesprächsleitfaden deshalb keinen explizit angesprochenen Themenbereich dar, weil sie einerseits als Begriff in der breiten Bevölkerung nicht etabliert worden war und weil meine Interviewpartnerinnen andererseits nicht gewohnt waren, ideologische Konzepte zu reflektieren und zu analysieren. Indessen spiegeln sich in ihren unterschiedlichen Erzählungen einzelne oder mehrere Aspekte der Geistigen Landesverteidigung deutlich, worauf ich in den folgenden Abschnitten an den entsprechenden Stellen eintreten werde.

10.2 „Da musste er die Sense lassen und einrücken.“ – Militärdienst und Zivilcourage

Elisabeth Heim hielt fest, wie sich ihr Mann gewissermassen von der Wiese weg in die Uniform stürzte und zum Militärdienst aufbrechen musste.¹⁰⁷ Auch wenn aus dem weiteren Verlauf der Erzählung nicht eindeutig hervorgeht, dass sie die erste Generalmobilmachung vom 1. September 1939 meinte, denn im Herbst stand das Emden an und nicht – wie Elisabeth Heim sagte – das Heuen, so ändert es nichts an der Tatsache, dass sie die Arbeiten ihres Manns nicht übernehmen konnte und auf Helfer angewiesen war. Ihr pathetischer Tonfall werte ich als Ausdruck davon, dass sie die Notwendigkeit der militärischen Aktivität eingesehen hatte und auf die Leistung der Männer stolz war, auch wenn ihre eigene Situation sich dadurch erschwerte.

Die Schweiz hatte ohne schwere oder offene Krise am 1. September 1939 mobilisiert und den Kriegsalltag organisiert.¹⁰⁸

In der Eröffnungsansprache zur Herbstsession des Bündner Grossen Rats vom 20. November 1939 hielt der Landespräsident Rudolf Toggenburg unter anderem fest, dass die Mobilmachung ohne Probleme verlaufen sei und die Schweiz Vertrauen in die Armee haben dürfe. Gleichzeitig rief er zur Opferbereitschaft für die Landesverteidigung auf, wodurch er einen Appell wiederholte, den viele damalige Reden beinhalteten.¹⁰⁹ Dass in erster Linie Frauen und insbesondere die Bäuerinnen während der allgemeinen Mobilmachungen grosse zusätzliche Arbeit geleistet hatten, war den politischen Akteuren durchaus bewusst. In der

¹⁰⁷ Elisabeth Heim, 1/B 437-488.

¹⁰⁸ Jost, Politik, S. 63.

¹⁰⁹ Bundi, Bedrohung, S. 48f.; Dejung, „Wohlan mit Gott“, S. 312.

Eröffnungsansprache zur Frühjahrssession 1940, welche erst am 5. August begann, bezeichnete der Bündner Regierungspräsident Sebastian Capaul die Bäuerinnen denn auch als „Heldinnen des Alltags“¹¹⁰. Auf der einen Seite wurde der Einsatz von Frauen heroisiert, auf der anderen – vor allem in Industrie und dem Dienstleistungsbereich – nicht als ‚Arbeit‘, sondern als ‚Hilfe‘ eingestuft.¹¹¹

Für meine Interviewpartnerinnen war das militärische Dispensationswesen von grosser Bedeutung, denn davon hing wesentlich ab, wie die anstehenden Arbeiten erledigt werden konnten. Die Urlaubspraxis stand im Spannungsfeld von gegenläufigen Interessen: Den Befürchtungen, die Kampfkraft würde ausgehöhlt, stand die Annahme entgegen, das wirtschaftliche und auch das landwirtschaftliche Leben würde erlahmen.¹¹² Im Frühjahr 1939 stellte das Eidgenössische Kriegsernährungsamt die Sicherung der militärischen Schlagkraft der Armee vor die Aufrechterhaltung des Anbaus und erklärte, Dispensationsgesuche nicht in grossem Umfang bewilligen zu wollen.¹¹³ Die erste Mobilmachung zeigte bereits diesen Kampf um die Männer, welche – ebenso wie die Pferde – für die anstehenden Erntearbeiten fehlten.¹¹⁴

Oberstkorpskommandant Renzo Lardelli hielt nach der Mobilmachung von 1939 fest, dass das Urlaubswesen „viel Arbeit und Umtriebe“ gebracht habe und die vollständig eingerückten Wehrmänner und die von der Armee beanspruchten Hilfsdienstleistenden zu Hause an „allen Ecken und Enden“ fehlen würden. Obwohl er sich bemühte, Härtefälle zu vermeiden, konnte er unmöglich alle Urlaubsgesuche bewilligen. Für Melker und Drescher sowie die anstehenden Feldarbeiten wurden Urlaube in grossem Umfang gewährt, denn die personellen Engpässe sollten so gut wie möglich behoben werden, wobei sich die Lage erst Ende November 1939 entspannte.¹¹⁵ Zu diesem Zeitpunkt waren die landwirtschaftlichen Arbeiten weitgehend bereits abgeschlossen.

Um bei der Urlaubsbeurteilung den Bedürfnissen der Landwirtschaft gerecht zu werden, bestand seit Ende Februar 1940 eine Verfügung, wonach Bauern in der Regel für mindestens

¹¹⁰ Sebastian Capaul, Ansprache zur Eröffnung der Frühjahrssession am 5. August 1940, zit. in: Bundi, *Bedrohung*, S. 50.

¹¹¹ Wecker, *Es war nicht Krieg*, S. 38.

¹¹² UEK, *Schlussbericht*, S. 67; Wegmüller, *Brot und Waffen*, S. 133; Tanner, „Réduit national“ und *Aussenwirtschaft*, S. 90-93.

¹¹³ Maurer, *Anbauschlacht*, S. 41.

¹¹⁴ Baumann, Moser, *Bauern im Industriestaat*, S. 85; Dejung, Gull, Wirz, *Landgeist*, S. 100.

¹¹⁵ Lardelli, Renzo, *Die Mobilmachung* 39, in: Hansruedi Berger (Hg.), *Grenzbesetzung in Graubünden 1939-1945*, Chur 1989, S. 45-48, hier S. 46; Maurer, *Anbauschlacht*, S. 41f., 124-128; Wegmüller, *Brot und Waffen*, S. 124-127.

drei Wochen vom Dienst freizustellen waren. Argumentativ wurde die relative Passivität der Soldaten im Rahmen der Grenzbewachung gegen die Notwendigkeit der Arbeitstätigkeit auf dem bäuerlichen Betrieb aufgewogen, wobei die enorme Mehrbelastung von Frauen, Kindern und allgemein weiblichen Verwandten betont wurde. Rechtzeitig vor der Ernte wurde ein Teil der Truppen demobilisiert und viele Bauern konnten auf ihre Betriebe zurückkehren. Als im Frühjahr 1941 aufgrund des Armeebefehls 172 alle Bauern Urlaub für die Ackerarbeiten erhielten, wodurch die erste Anbauetappe erreicht werden konnte, löste dies Protest in den nicht landwirtschaftlichen Kreisen aus. Darauf wurde die Urlaubsquote für Bauern bei 15 Prozent festgelegt, wodurch die Bewilligung von der Einstellung des Einheitskommandanten zur Landwirtschaft abhängig wurde, denn er allein war für das Gewähren von Urlaub zuständig. 1942 erhielten Einheiten mit hohem Bauernanteil während der Anbau- und Erntezeit kein Aufgebot.¹¹⁶ Insgesamt blieb die Beurlaubungspraxis während der ganzen Dauer des Kriegs für die Landwirtschaft unbefriedigend;¹¹⁷ die Frauen bildeten die Manövriermasse – nicht nur auf dem Feld, sondern ebenso in der Armee und in den Fabriken.¹¹⁸

Als ich Leni Gantenbein mit der Absicht ansprechen wollte, etwas über ihre Befindlichkeit während der militärbedingten Abwesenheit ihres Manns zu erfahren, liess sie mich meinen Erzählimpuls nicht ausformulieren, sondern hielt unmittelbar nach meiner einführenden Bemerkung zum Militärdienst fest, dass die Hilfsdienstleistenden „mindere Arbeit“ und oft „auch nichts“ zu tun hatten, und die Vorgesetzten nicht wussten, „was sie mit ihnen anfangen sollten“.¹¹⁹ Sie fuhr wie folgt weiter:

„Und dann, ja, sie haben sie dann auch wieder nach Hause gelassen. Doch, danach ist es dann so gewesen: Dann mussten sie dann hier helfen, eine Art auch, ja, bei anderen Familien, bei welchen die Männer dann eben wirklich oft im Dienst gewesen sind. Wie jetzt beim Heuen und Emden und so. Da haben sie dann, haben dann eben die HD [Hilfsdienstleistenden] manchmal helfen müssen. Und das ist ja auch recht gewesen, die

¹¹⁶ Wegmüller, Brot und Waffen, S. 14, 105-110, 123-128; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 106-108; Vonarb, Kriegesalltag, S. 83f.; Feisst, Ernst, Tätigkeitsbericht der Leitung des eidg. Krieges-Ernährungs-Amtes 1939-1947, Bern 1948, S. 7; Wecker, Es war nicht Krieg, S. 34; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 262; Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 74-77; Maurer, Anbauschlacht, S. 43f., 69, 174f.; Eidgenössisches Statistisches Amt, Bureau fédéral de statistique, Der schweizerische Ackerbau in der Kriegszeit. Eidgenössische Anbauerhebungen 1939-1947, La culture des champs en Suisse pendant la guerre. Recensements fédéraux des cultures 1939-1947, Bern 1949 (Statistische Quellenwerke der Schweiz 217, Statistiques de la Suisse 217), S. 34; Metz, Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. III: seit 1914, S. 316.

¹¹⁷ Maurer, Anbauschlacht, S. 104-117.

¹¹⁸ Stämpfli, Triumph, S. 222-225.

¹¹⁹ Leni Gantenbein, 3/A 338-363; cf. Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 137.; Vonarb, Kriegesalltag, S. 84, Wegmüller, Brot und Waffen, S. 118-123.

mussten ja nicht so oft an der Grenze sein, wie, wie diejenigen, welche dann aktiv gewesen sind.“¹²⁰

Leni Gantenbeins Entrüstung über den inhaltslosen Militärdienst ihres Manns zeigte einerseits, wie dringend die Arbeitskraft der Männer benötigt wurden, und andererseits, dass die militärischen Vorgesetzten diese Dringlichkeit erst spät erkannten und die entsprechenden Schritte einleiteten. Dass ihr Mann auf anderen Betrieben seinen Dienst leisten musste, beurteilte Leni Gantenbein als richtig. Für sie bedeutete diese Form des Militärdienstes zudem, dass sie nicht mehr ganz allein auf dem Hof war.

Nach dem Dienstantritt ihres Manns hatte sich Elisabeth Heim bereits mit dem Gedanken abgefunden, dass ihre Wiesen nicht mehr gemäht würden und sie im Winter kein Heu hätten:

„Und am nächsten Tag [...] Als ich hinauf [auf ihre Wiese oberhalb des Dorfs] gekommen bin, sind schon drei Männer beim Mähen gewesen. Das ist mir so ko, komisch vorgekommen. Ich habe nicht gerufen, nichts gesagt, aber da haben andere rings herum schon geschaut. Und so hat man dann eben rasch Hilfe erhalten. [...] Soldaten haben sie, nicht Soldaten, solche Heimweher [Männer der Heimwehr] haben sie einem dann einfach vermittelt, damit man immer jemanden gehabt hat. [...] Diese Leute sind einfach so eingestellt gewesen, überall diesen Leuten zu helfen, die es nötig hatten.“¹²¹

Nicht nur in der Dramaturgie der Erzählung, welche ich etwas gestraft habe, wird die Überraschung und die Dankbarkeit über die Hilfe sichtbar, sondern auch ganz explizit. Dass die Helfer nicht von Zauberhand kamen, auch wenn Elisabeth Heim sie ohne ihren persönlichen Antrag vorgefunden hatte, sondern von der Gemeinde beziehungsweise einer öffentlichen Stelle zugeteilt worden waren, spielte für Elisabeth Heim eine untergeordnete Rolle. Entscheidend war, dass überhaupt jemand kam. Sie fühlte sich in ihrer Notlage ernst genommen und aufgehoben. Gleichzeitig hatte sie die Möglichkeit, die Gemeinde über allfällig notwendige Hilfe zu informieren, worauf die Angestellten eine Person rekrutierten. Dass die Helfer bisweilen über wenig oder keine Übung und Erfahrung in landwirtschaftlichen Tätigkeiten verfügten, hielt Elisabeth Heim zwar explizit fest, wichtig aber war ihr die folgende Feststellung: „Aber die haben sich ingesetzt und wollten helfen. Das ist dann eben hübsch gewesen.“¹²² Dass sie den guten Willen höher wertete als die effektive Arbeitsleistung, zeigt meines Erachtens, wie wichtig die Unterstützung der Bäuerinnen war. Sie hatte zur Folge, dass die zum grossen Teil getrennten Arbeitsbereiche von Bauer und Bäuerin unangetastet blieben: Frauen waren weiterhin für Haushalt und Garten und auf dem Feld zum Spaten, Säen, Hacken und Ernten zuständig, Männer führten Mist und

¹²⁰ Leni Gantenbein, 3/A 338-363.

¹²¹ Elisabeth Heim, I 4.

¹²² Elisabeth Heim, I 17.

Gülle aus, pflügten, mähten und hielten die landwirtschaftlichen Geräte in Stand. Für Leni Gantenbein wie auch für Elisabeth Heim bestand denn auch kein Anlass, etwas an der männlichen Produktions- und der weiblichen Subsistenzleistung ändern zu wollen.¹²³

Sowohl Leni Gantenbein, welche berichtete, ihr Mann sei, nachdem er ein Gesuch gestellt hatte, „normalerweise rasch“ wieder zu Hause gewesen, wie auch Elisabeth Heim, welche festhielt, ihr Mann habe „oft frei“ erhalten, waren mit der militärischen Urlaubspraxis zufrieden. Dem stimmte auch Christina Vinzens zu, deren Mann zwar nicht Bauer, sondern Sägereibesitzer war, indem sie feststellte: „Ja er hat eben oft Urlaub gehabt, wenn andere nicht hatten.“¹²⁴ Dass ihr Mann von besonderen Dispensationen Gebrauch machen konnte, lag daran, dass er mit der Holzverarbeitung vertraut war und einen wesentlichen Beitrag zur Steigerung der Holznutzung leisten konnte.¹²⁵ Auch wenn er offiziell nicht im Dienst war, so war er direkt für militärische Belange tätig, denn er lieferte das Holz für diverse Verbauungen und Unterstände. Christina Vinzens profitierte in doppelter Weise von der Situation: Zum einen hatte sie nicht die alleinige Verantwortung für Familie und Betrieb, zum anderen florierte das Geschäft besser als vor dem Krieg.

Dass es unter den Soldaten wegen der häufigeren Urlaubsbewilligungen für Bauern zu Reibereien kam oder Bestechungsversuche unternommen wurden, war genauso ausserhalb ihres Wissenshorizonts wie das Einquartieren von Soldaten, welche nichts zu tun hatten, während die Bäuerinnen sich abrackerten, ausserhalb ihrer Erfahrungsbereiche lag. Das Dispensationswesen konnte für beide Seiten – Frauen und Männer – zu unangenehmen Situationen führen und Spannungen wie Misstrauen hervorrufen, wobei die diesbezügliche Lage im mittleren Prättigau nicht so prekär war wie in anderen Gebieten.¹²⁶

Den Sachverhalt, dass das Prättigau ausserhalb des Réduits lag, und die Frage, welche Folgen ein allfälliger Rückzug der Armee ins Réduit für die Zivilbevölkerung gehabt hätte, sprachen meine interviewten Frauen ebenso wenig an, wie sie sich zum Réduitplan äusserten.¹²⁷

Während der Gespräche ging es mir denn auch nicht darum, Zusammenhänge zwischen der Réduitstrategie und den Wirtschaftsverflechtungen mit NS-Deutschland zu diskutieren oder

¹²³ Chiquet, Krieg, S. 18f.; Baumann, Moser, Bauern im Industriestaat, S. 277f.; Stämpfli, Triumph, S. 217; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 124.

¹²⁴ Christina Vinzens, 2/A 572-604.

¹²⁵ Wegmüller, Brot und Waffen, S. 137-139.

¹²⁶ Dejung, Gull, Wirz, Landgeist, S. 121f., 255; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 90; Chiquet, Krieg, S.16; Dejung, Aktivdienst, S. 83-85.

¹²⁷ Niggli, Tal im Wandel, S. 194-196; cf. Dejung, Aktivdienst, S. 339-350; Joris, Krieg, S. 235.

die Frage zu erörtern, inwiefern der allfällige Rückzug ins Réduit als Demutsgeste gegenüber der NS-Wirtschaft hätte verstanden werden können.¹²⁸ Ich wollte vielmehr etwas darüber erfahren, wie die interviewten Frauen ihre persönlichen Befindlichkeiten in einer politischen Situation erinnerten, welche Verunsicherung und Ängste auslöste. Dabei stand hauptsächlich die Schweiz, aber auch die aggressive Kriegsführung von NS-Deutschland im Fokus.

Im Rahmen der ideologischen Konstruktion des Réduits verkörperten die Alpen den schweizerischen Selbstbehauptungswillen schlechthin, weshalb die Prättigauer Berge den interviewten Frauen ein Gefühl von Sicherheit und Schutz zu vermitteln vermochten. Sich selber nahmen die Frauen als Alpenbewohnerinnen wahr und verstanden sich als Bergbäuerinnen, wobei sie die im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung erfolgte Idealisierung der bäuerlichen Lebensweise nicht aktiv förderten, sondern sich durch diese Konzeption in ihrem Tun bestärkt sahen.¹²⁹ Gleichzeitig erhöhten Bedrohungsszenarien, wie NS-Deutschland sie ausgelöst hatte, das Bedürfnis nach göttlichem Beistand, was Dejung nicht nur für die Militär-, sondern auch die Zivilgesellschaft supponierte,¹³⁰ wobei sich die genannten Kategorien für die Analyse religiöser Praktiken nur bedingt eignen. Aufschlussreicher erscheint mir der Zugang über Faktoren wie Bildung, soziale, wirtschaftliche und politische Haltungen, welche den Säkularisationsgrad einzelner gesellschaftlicher Gruppen reflektieren. Die religiösen Bedürfnisse meiner Interviewpartnerinnen veränderten sich während der Kriegsjahre nicht.

Nachdem Elisabeth Heim ihre Erfahrungen mit den freiwilligen Helfern während der Dienstzeit ihres Manns ausgeführt hatte, bezeichnete sie die damaligen Verhältnisse als „unsichere Zeit“, in welche sie sich „hineingeschickt“ hatte, und berichtete dann die folgende Begebenheit:

„Ich weiss noch, an einem Hang oben haben wir etwas gearbeitet und dann heisst es, man sehe Soldaten. Dann bin ich rasch hinter einen Baum, um mich zu verstecken. Dann würden die dann vorbeigehen. Ich selber habe gemeint, das genüge. Aber die sind nicht vorbei. Andere haben schon gesagt, diese könnten schon kommen. Aber, man hat sich nicht vorgestellt, was die machen. [...] Es waren Soldaten von den Schweizern. Aber ich

¹²⁸ Tanner, „Réduit national“ und Aussenwirtschaft, S. 86.

¹²⁹ Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 257; Maurer, Anbauschlacht, S. 12, 156f., 175f.; Dejung, Aktivdienst, S. 351f.; Meyer, Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik, S. 990; Baumann, Bauernstandsideologie, S. 207-211; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 251; Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 6-8; Moser, Am Konsum orientiert, S. 195; Tanner, Einleitung, S. 10-13.

¹³⁰ Dejung, „Wohlan mit Gott“, S. 315-317.

habe gesagt, wenn es heisse, Soldaten kämen, dann seien das fremde, habe ich gedacht. Deshalb habe ich mich versteckt.“¹³¹

Der Umstand, dass sich eine erwachsene Frau bei einer vermeintlichen Bedrohung, welche offensichtlich von den Soldaten ausging, hinter einem Baum versteckte, zeigt zum einen eine recht naive Vorstellung von Schutz, zum anderen, wie wenig es brauchte, damit Elisabeth Heim sich wieder in Sicherheit wähnte. Dass sie sich nicht einmal Zeit nahm, um genau hinzuschauen und selber zu erkennen, dass diese Soldaten ungefährlich waren, werde ich als Ausdruck einer allgemeinen Verunsicherung und diffusen Verängstigung, welche die fast schon panische Aktion ausgelöst hatte. Frauen in der Zentralschweiz hatten zur Vermeidung von direktem Kontakt mit feindlichen Soldaten einen konkreten Plan ausgearbeitet: Sie wären in eine Berghöhle geflohen.¹³²

Aus der zeitlichen Distanz schien Elisabeth Heim ihr Verhalten nicht mehr ganz nachvollziehen zu können, was ihre reflektierenden und rechtfertigenden Aussagen belegen. Obwohl ihr die Chiffre Soldat nicht ganz geheuer war, hielt Elisabeth Heim die schweizerischen Truppen für wehrfähig und sprach ihnen ihr volles Vertrauen aus: „Ja, es hat dann eben geheissen, unsere Soldaten seien an der Grenze. Diese würden Wache stehen, damit die anderen nicht hinein können. Das hat man dann schon verstanden und gemeint, es sei ja gut, wenn sie das können.“¹³³ Der Grenzschutz vermittelte der Bevölkerung Sicherheit und stand für den Widerstandswillen des ganzen Landes, was von Politikern immer wieder betont und wiederholt wurde.¹³⁴

Während der Gesprächssequenz über Ängste vor einer Besetzung der Schweiz durch deutsche Truppen hielten alle Interviewpartnerinnen für den Zeitraum der zweiten Generalmobilmachung fest, dass besagte Gefühle vorhanden gewesen seien, wobei Elisabeth Heim, Leni Gantenbein und Christina Vinzens dieselbe Wendung – es sei „auf dem Äussersten“¹³⁵ gewesen – gebrauchten, während Dora Bandtli bemerkte, die Österreicher hätten „dann eben noch ein wenig aufgehalten“¹³⁶. Die sehr allgemein gehaltenen Aussagen reflektieren ihre Grundstimmung und zeigen die emotionale Verknüpfung mit dem militärischen Grossereignis. Elisabeth Heim bezeichnete die Tatsache, dass die Schweiz nicht

¹³¹ Elisabeth Heim, I 5.

¹³² Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 137.

¹³³ Elisabeth Heim, I 10.

¹³⁴ Jäger, Graubündens Integration, S. 325; Bundi, Bedrohung, S. 49; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 130f., 134-137, 145.

¹³⁵ Elisabeth Heim, I 19; Leni Gantenbein, 3/A 288-408; Christina Vinzens, 2/B 1-2.

¹³⁶ Dora Bandtli, 3/B 532-569.

unmittelbar in den Krieg involviert worden war als „grosses Glück“¹³⁷, was ich als Ausdruck grosser Erleichterung werte.

Den Auftrag, einen Angriffsplan auf die Schweiz auszuarbeiten, hatte Hitler im Juni 1940 – nach den schweizerisch-deutschen Fliegerzwischenfällen – erteilt und gleichzeitig deutsche Einheiten an der Juragrenze aufstellen lassen. Er beabsichtigte im gemeinsamen Vorgehen mit Italien, welchem bei einer Besetzung die Gebiete bis Chur und Davos überlassen worden wären, die Schweiz völlig durch die Achsenmächte einzuschliessen und so auch ohne Besetzung gefügig zu machen.¹³⁸ Da Ende Juni 1940 feststand, dass die vollständige Einschliessung nicht gelungen war, denn bei Genf verfügte die Schweiz nach wie vor über einen Grenzabschnitt zu Vichy-Frankreich und damit über eine Eisenbahnlinie durch das Rhône-tal, welche die Deutschen nicht kontrollieren konnten, zog Hitler kurzzeitig auch einen Überraschungsangriff in Betracht. Er liess bis Ende Juli Truppenverbände mit einem grossen Offensivpotential an der südlichen Juragrenze aufstellen.¹³⁹ Als sich im Verlauf des Jahrs zeigte, dass der Waffenstillstand mit Vichy-Frankreich erhalten blieb, verringerte sich einerseits das deutsche Bestreben, die Schweiz als Durchgangsgebiet nach Südfrankreich zu besetzen, andererseits wurde aufgrund der veränderten Kriegssituation eine funktionsfähige Schweiz für vorteilhaft eingestuft. Von Ende September 1940 bis April 1941 wurden wesentliche Truppenverbände nach Osten verlegt. Damit entschärfte sich die militärische Bedrohungslage für die Schweiz entscheidend.¹⁴⁰

Wie die Prättigauerinnen mit ihrer Angst vor einer möglichen Besetzung umgingen und welche Erinnerungen sie prägten, zeichne ich im Folgenden nach.

Nachdem Leni Gantenbein über die zweite Generalmobilmachung gesprochen und gemutmasst hatte, Hitler sei wohl der Ansicht gewesen, er würde auf dem Westfeldzug bei einem Durchmarsch durch die Schweiz mehr verlieren als bei einem durch Holland,¹⁴¹ fragte ich sie nach ihrer Angst vor einer Besetzung der Schweiz durch Hitler. Darauf antwortete sie, von einer Besetzung habe man „schon manchmal“ reden gehört, fügte den bekannten Ausspruch von der Schweiz als Stachelschwein an und liess sich erst zu einer etwas persönlicheren Aussage bewegen, nachdem ich die Frage nochmals entsprechend

¹³⁷ Elisabeth Heim, 1/B 437-488.

¹³⁸ Urner, Klaus, „Die Schweiz muss noch geschluckt werden!“ Hitlers Aktionspläne gegen die Schweiz, überarb. u. aktual. Neuausgabe, Zürich 1998 (1990), S. 13-35.

¹³⁹ Urner, Hitlers Aktionspläne, S. 57-73; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 264.

¹⁴⁰ Urner, Hitlers Aktionspläne, S. 74-84; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 265.

¹⁴¹ Leni Gantenbein, 3/A 388-408; cf. Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 230.

umformuliert gestellt hatte. Hörbar nach Worten ringend beschrieb Leni Gantenbein, dass man sich nicht vorstellen konnte, was geschehen würde, mutmasste, dass wohl alles „drunter und drüber“ gegangen wäre, und hielt dann fest: „Und eben, ein wenig, ein wenig hat man sich dann eben schon noch an den Bergen getröstet. Dass hier eben, wo so viele Berge seien, dass es nicht gerade so einfach sei, einfach nur gerade hindurch. [...] Und dass überall alles besetzt gewesen, und, und die Berge ausgehöhlt, <lacht> viele, und Militär drin.“¹⁴² Mit der poetisch anmutenden Wendung ‚sich an den Bergen trösten‘ machte Leni Gantenbein die mächtige und durchaus auch machtvollen Gesteinswelt zu einem vertrauten und vertrauensvollen Gegenüber, worin sich ein konzeptioneller Strang der Geistigen Landesverteidigung manifestierte.¹⁴³ In der nächsten Aussage stand sie dann wieder auf dem harten Boden militärstrategischer Befunde und stuft die Berge als schwer einzunehmendes Gebiet ein, was dem Grundgedanken des Réduitplans entsprach. Mit der abschliessenden Bemerkung ging sie augenzwinkernd und lachend etwas auf Distanz zur ideologischen Überhöhung der Berge. Dass das Prättigau ausserhalb des Réduits lag und im Fall eines Angriffs keine oder nur geringe Abwehr aus den steinigen Hohlräumen erfolgt wäre, spielte in diesem Moment eine untergeordnete Rolle. Das über den Naturraum vermittelte Sicherheitsgefühl reichte einerseits aus, um nicht in dauernder Panik vor einem Angriff zu leben; andererseits war sich Leni Gantenbein durchaus im Klaren, dass hinter den Bergen der gegenüberliegenden Talseite Krieg herrschte. Zudem war sie der Ansicht, dass „im schlimmsten Fall“ die Grenzgebiete, wozu das Prättigau auch gehörte, evakuiert worden wären, wobei hier die strategischen Überlegungen hinter die praktischen rückten. Ihre Grossmutter war bettlägerig und stark pflegebedürftig, weshalb sich Leni Gantenbeins Mutter immer wieder gefragt hatte, wohin man die alte Frau denn hätte in Sicherheit bringen wollen.¹⁴⁴ Die Aussagen Leni Gantenbeins zeigen, dass Gefühle von Unsicherheit und Angst zwar vorhanden waren, sie aber nicht eine so umfassende Wirkung hatten, dass sie die Handlungsfähigkeit verminderten. Gleichzeitig standen Überlegungen zur Absicherung der eigenen Familie und nächsten Verwandtschaft im Zentrum von Besetzungsszenarien.

Leni Gantenbein drückte die Sorge um ihren Bruder, welcher in ihrer Wahrnehmung lange Zeit Militärdienst zu leisten hatte, wie folgt aus: „Man konnte irgendwie schon denken, sie würden wieder zurückkommen. Nicht, [...] wie diejenigen, welche an die Fronten

¹⁴² Leni Gantenbein, 3/A 409-446.

¹⁴³ Cf. Schnetzer, Bergbild, S. 7-9, 13, 23, 26-28.

¹⁴⁴ Leni Gantenbein, 3/A 585-646.

mussten.“¹⁴⁵ Zum einen wurde hier ihre zuversichtliche Grundhaltung ausgedrückt, zum anderen das Wissen, sich nicht an einer stark umkämpften Grenze befinden zu haben, was vorhandener Angst zusätzlichen Boden nahm.

Zum Militärdienst ihres Manns meinte Christina Vinzens, sie habe ihn „schon mit gemischten Gefühlen“ gehen lassen, und fügte sofort erklärend an, dass er nicht ins Unterland musste, sondern im Gebirgsdienst war, wo er „aufpassen [musste], dass niemand hineingekommen ist.“¹⁴⁶ Für Christina Vinzens vermittelte sowohl die geringe geographische Distanz zum militärischen Einsatzort ihres Manns wie auch die Tatsache, dass er im Gebirge Dienst tat, emotionale Nähe und Sicherheit. Dadurch war es ihr möglich, eigene Ängste zu beschwichtigen.

Verunsicherung löste bei Leni Gantenbein nicht nur die Vorstellung einer militärischen Besetzung aus, welche im Prättigau nicht durch deutsche, sondern italienische Truppen erfolgt wäre, sondern auch die plötzliche Anwesenheit von Menschen aus dem so genannten Unterland. Nachdem sie die zweite Mobilmachung und, ganz ähnlich wie Christina Vinzens, den Kriegsverlauf seit Jahresbeginn 1940, wobei sie nicht mehr sicher war, ob es sich um das Jahr 1940 oder 1941 handelte, rekapituliert hatte, hielt sie fest: „Und eben damals ist es schon so ein wenig (...) eine ‚seeri‘ [schmerzempfindliche] Sache gewesen. <lacht> [...] Ich weiss, da sind von Zürich und so, sind viele Leute hier hinauf gekommen, die hier Ferienhäuser gehabt haben. [...] Ja, ja. Also damals ist es schon ein wenig, [...] auf dem Äussersten gewesen.“¹⁴⁷ Das kommentarlose Festhalten der Flucht vermögender Unterländer in die scheinbare Sicherheit der Berge bettete Leni Gantenbein in zwei Aussagen über Unsicherheit und Bedrohung ein, wodurch die Unterländer zu einem Bestandteil dieser Gefühlslage wurden. Die physische Präsenz unbekannter und fremder Landsleute fügte den bereits durch Mehranbau und Rationierung veränderten Bedingungen des ländlichen Zusammenlebens eine weitere Dimension hinzu. So genannte ‚Unterländer‘ begaben sich auch in die Zentralschweiz, wo sie nicht nur Freude, sondern auch Verärgerung und ungute Gefühle auslösten.¹⁴⁸

Der grossen Verunsicherung und teilweisen Panik, welche nach der Kapitulation von Frankreich am 25. Juni 1940 und der fast vollständigen Umschliessung der Schweiz durch die Achsenmächte in der Bevölkerung herrschte, versuchte General Guisan entgegenzuwirken,

¹⁴⁵ Leni Gantenbein, 3/A 338-363.

¹⁴⁶ Christina Vinzens, 2/A 572-604.

¹⁴⁷ Leni Gantenbein, 3/A 388-408; Christina Vinzens, 2/B 3-27; cf. Haas, Judenvernichtung, S. 28.

¹⁴⁸ Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 135-137.

indem er in seinen Reden den Rütlimythos argumentativ mit der Vorstellung eines beschützenden Gottes verband.¹⁴⁹

Elisabeth Heim erzählte im Zusammenhang einer möglichen Besetzung der Schweiz durch deutsche Truppen nicht von ihren Gefühlen, sondern in den zwei diesbezüglichen Gesprächssequenzen vom Fahneneid, welchen ihr Mann ablegen musste, wobei sie beide Male angab, durch einen Brief ihres Manns davon in Kenntnis gesetzt worden zu sein.¹⁵⁰ Den Eid stellte sie nicht in einen Zusammenhang mit dem sagenhaften Schwur von 1291, wodurch das Bild des militärisch-männlichen Schweizers gestärkt wurde,¹⁵¹ sondern erwähnte ihn als Tatsache, die sie nicht weiter kommentierte. Den Umstand, dass sie ihn in einer für die Schweiz bedrohlichen Situation erwähnte, werde ich als Ausdruck sowohl einer allgemeinen Verunsicherung als auch einer diffusen und nicht verbalisierbaren Angst um das Leben ihres Manns. Der Fahneneid stellte eine konkrete Handlung dar, über welche sie ihre Gefühle rationalisieren konnte. Gleichzeitig verlieh Elisabeth Heim ihm als Symbol grosses Gewicht – der Mann kannte seinen Auftrag genau und erfuhr gesellschaftliche Wertschätzung – sie dagegen musste trotz Helfern mit den zusätzlichen Belastungen auf dem Hof fertigwerden und spürte die Wertschätzung weniger. Die grosse Gewichtung des Fahneneids verstehe ich als ein Versuch Elisabeth Heims, sich als ebenbürtig und gleichwertig zu beschreiben. Auch wenn sie nicht angab, ob sie ihrem Mann auch schrieb, deute ich die Erwähnung als Zeichen dafür, dass er im Gegensatz zu ihr Zeit zum Schreiben hatte.

Für Christina Vinzens gehörten zwei Dinge zu den Besonderheiten der Zeit des Zweiten Weltkriegs, wobei ich explizit danach gefragt hatte:

„Ja, zuerst, als sie einrücken mussten. Wenn man nicht gewusst hat, wa, was auf einen zukommt. Nicht? Und danach (...) Ja. Als dieser Bomber... Es ist ein Bomber heruntergefallen. Gerade, gerade ober, oberhalb von Strahlegg auf der, auf der Alp. Ich habe gerade das Gefühl gehabt, der komme auf mich. Und ich bin nur ins Haus gerannt. Aber er ist dann eben weit oben, zum Glück. Aber die Richtung hätte gerade gestimmt, um nach T. hinab...“¹⁵²

Die Reihenfolge – zuerst der Militärdienst des Manns, dann der Bomberabsturz – spiegelt ein allgemeines Wahrnehmungs- und Erinnerungsmuster von Christina Vinzens: Zuerst dachte sie an die anderen und erst dann kümmerte sie sich um sich selber. Der Militärdienst des

¹⁴⁹ Jost, Politik, S. 68; Haas, Judenvernichtung, S. 60; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 131; Dejung, „Wohlan mit Gott“, S. 311-314.

¹⁵⁰ Elisabeth Heim, I 8, I 19.

¹⁵¹ Dejung, „Wohlan mit Gott“, S. 319-321.

¹⁵² Christina Vinzens, 1/A 657-727.

Manns löste bei Christina Vinzens grosse Unsicherheit aus, was sie zum einen direkt explizierte, zum anderen über das fragende Nicht artikulierte und so nach einer Zustimmung meinerseits verlangte. Erst während der anschliessenden Pause (...) und in gedanklicher Nachwirkung der Wendung ‚was auf einen zukommt‘ kam ihr die Episode des abgestürzten Bombers wieder in den Sinn, wobei die sprachliche Fassung diesen Erinnerungsprozess anschaulich spiegelt. Um die Geschichte erzählen zu können, benötigte Christina Vinzens zwei Anläufe, denn im ersten abgebrochenen Satz war sie bereits mitten im Geschehen, das erst über die erklärenden Aussagen der folgenden Sätze verständlich wurde. Das Gefühl existenzieller Bedrohung wurde über die Betonung, das raschere Redetempo und die grössere Lautstärke ihrer Fluchtbeschreibung physisch spürbar und löste sich mit der Benennung ‚Glück‘ gehabt zu haben zwar auf, hallte aber nach, denn der Bomber flog genau in Christina Vinzens’ Richtung.

Leni Gantenbein kam während unseres Gesprächs über die geographische Nähe zu NS-Deutschland auf die Bomberüberflüge und Bombenabwürfe zu sprechen, welche über benachbarten Maiensässen erfolgten. Dabei wurde der Boden „zerlöchert“ und in der Folge musste jeweils viel Vieh geschlachtet werden.¹⁵³ Bedroht fühlte sie sich selber nicht, ihr Fokus war vollständig auf die Schäden gerichtet.

Mit der sich abzeichnenden Niederlage von NS-Deutschland rückte der Krieg wieder näher an die Schweiz, wobei der Luftkrieg die Schweiz in Mitleidenschaft zog. Grenzverletzungen auch durch alliierte Verbände waren zu befürchten,¹⁵⁴ welche im Prättigau zu den so genannten Kriegserfahrungen der Bevölkerung gehörten, denn es ereigneten sich in diesem Gebiet immer wieder Vorfälle,¹⁵⁵ wie Christina Vinzens und Leni Gantenbein sie beschrieben hatten.

Über ihre Ängste vor dem Krieg sprach Elisabeth Heim nicht ausführlich. Sie erinnerte sich an ihr Vertrauen in die Wehrfähigkeit der Schweizer Truppen und fügte folgende Bemerkung an: „Aber, ich weiss nicht, ich bin nicht so ängstlich gewesen damals während des Kriegs.“¹⁵⁶ Die allgemeine Kriegssituation und der Militärdienst des Manns brachten zwar Veränderungen, doch sie konnte ihren emotionalen Haushalt im Gleichgewicht behalten.

¹⁵³ Leni Gantenbein, 3/A 585-646.

¹⁵⁴ UEK, Schlussbericht, S. 95.

¹⁵⁵ Haas, Theo, US-Bomber „Liberator“ abgestürzt, in: Hansruedi Berger (Hg.), Grenzbesetzung in Graubünden 1939-1945, Chur 1989, S. 131-134, hier S. 131-133; Bühler-Danuser, Cilly, Solidarität war mehr als ein Schlagwort, in: Andreas Melchior (Hg.), Einkreist. Bündnerinnen und Bündner erinnern sich der Dreissiger- und Vierzigerjahre, Chur 2000 (Scala 1, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2001), S. 94-97, S. 96f.; Schwager, Das volle Leben, S. 98f.; Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 232-234; Niggli, Tal im Wandel, S. 196-199.

¹⁵⁶ Elisabeth Heim, I 4.

Ähnlich äusserte sich auch Leni Gantenbein, welche angab, so veranlagt gewesen zu sein, „nicht gerade sofort das Schlimmste zu denken“¹⁵⁷. Während bei Elisabeth Heim die äusseren Gegebenheiten ausschlaggebend waren – die umsichtige Hilfe der Gemeinde bot ihr gute Unterstützung –, beschrieb Leni Gantenbein ihre allgemeine Gemütsverfassung als einen ihr persönlichen Wesenszug.

Meine Interviewpartnerinnen setzten sich im Gegensatz zu den Resultaten verschiedener anderer Untersuchungen mit ihren Ängsten vor dem Krieg auseinander, auch wenn die zusätzliche und strenge Arbeit die Wahrnehmung der Kriegsjahre entscheidend prägte.¹⁵⁸

Dass die zeitliche Beanspruchung der Frauen gross war, spiegelt Christina Vinzens' Erzählung über ihren Samariterkurs. An die durch den Arzt vermittelten Inhalte erinnerte sie sich nicht mehr und zu meiner Frage, ob sie nach dem Kurs noch ein wenig mit den anderen Frauen zusammengesessen sei, liess sie die Hände auf die Oberschenkel fallen und sagte: „Ja, also gewiss nicht oft. Da ist jede wieder nach Hause, wenn es fertig war. <lacht>“¹⁵⁹ Zwar bot der Kurs die Gelegenheit zu ausserhäuslichen Kontakten zwischen den Frauen,¹⁶⁰ aber Christina Vinzens nutzte sie selten, denn die Präsenz in der eigenen Familie hatte Vorrang. Ihr Lachen am Satzende halte ich für einen Ausdruck von sich entladender Anspannung einerseits und andererseits eines gewissen Unverständnisses dem eigenen Verhalten gegenüber.

10.3 „Über den Krieg musste man dann eben grausam viel anpflanzen.“ – Mehranbau und Mehrarbeit

Christina Vinzens' Feststellung grausam viel angepflanzt zu haben, steht im Zentrum einer Gesprächssequenz über ihre verschiedenen Tätigkeiten.¹⁶¹ Nachdem sie festgehalten hatte, die Arbeit im gepachteten Gasthof hätte ihr nicht zugesagt, fragte ich, was sie denn lieber getan hätte. Indem sie die Hände auf die Oberschenkel fallen liess, antwortete sie, sie wisse es nicht, überlegte dann kurz und führte Folgendes aus:

„Ja, wie wir es zu Hause gehabt haben, auf T., da haben wir es ja recht, hübsch und recht gehabt und... Man hat es schon streng gehabt. Dort, über den Krieg musste man dann eben

¹⁵⁷ Leni Gantenbein, 3/A 447-465.

¹⁵⁸ Cf. Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 255; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 204.

¹⁵⁹ Christina Vinzens, 2/B 57-87.

¹⁶⁰ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 145.

¹⁶¹ Christina Vinzens, 1/A 413-437.

grausam viel, man musste viel anpflanzen. Da habe ich es streng gehabt, auf den Äckern. Dann hat man dann selber geschaut, dass man genug, für die Leute und die Tiere genug, Kartoffeln gehabt hat.“¹⁶²

T. – Christina Vinzens hatte dort lange Jahre mit ihrem Mann und den Kindern gelebt – bedeutete für sie jener Ort, wo sie sich richtig wohl gefühlt hatte. Die Erinnerung an ihre guten Gefühle und die schönen Zeiten verband sie gleichzeitig mit der hohen Arbeitsintensität während der Kriegsjahre. Dies verstehe ich als Ausdruck davon, dass ihr die gemeisterte Herausforderung des Mehranbaus und die übernommene Verantwortung für die Ernährung von Familie und Angestellten nachhaltig Bestätigung und Selbstsicherheit gaben. Dass sie streng arbeiten konnte, wusste sie bereits seit ihrer Kindheit;¹⁶³ nun hatte sie selber die bestehenden Handlungsräume genutzt, um die Versorgung ihres persönlichen Umfelds zu gewährleisten.

Die Hauptlast des Mehranbaus trugen denn auch die Bäuerinnen und Kleinpflanznerinnen, sowie die alten Männer und die Kinder, wobei Bäuerinnen in Kleinbetrieben ohne Knecht am meisten Männerarbeit übernehmen mussten.¹⁶⁴ Die Mehrarbeit wurde im Vergleich zum Grasbau für eine Hektare Kartoffeln mit etwa 700 zusätzlichen Stunden Handarbeit pro Jahr und für Gemüse mit 1'400 Stunden beziffert. Sie wurde von vielen Frauen als belastend empfunden; manchen wuchs die Mehrarbeit über den Kopf.¹⁶⁵

Landwirtschaftspolitisch ist der Zweite Weltkrieg kein isoliert zu betrachtender Zeitraum, denn die seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts vorhandenen Konflikte und Probleme – Modernisierungsdebatte und Verschuldung der Bauern – blieben bestehen.¹⁶⁶ Aufgrund der Ausdehnung der landwirtschaftlichen Anbaufläche einerseits, wobei die kriegswirtschaftlichen Anstrengungen hauptsächlich darauf ausgerichtet waren, die Landesversorgung sicher zu stellen, und der Lebensmittelrationierung andererseits konnte

¹⁶² Christina Vinzens, 1/A 413-437.

¹⁶³ Christina Vinzens, 2/A 2-73; cf. Kapitel 4.3 Kinderarbeit.

¹⁶⁴ Baumann, Moser, Bauern im Industriestaat, S. 85; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 119-126, 129-139; Bühler-Danuser, Solidarität, S. 95; Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 17; Wecker, Es war nicht Krieg, S. 33f.; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 82; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 205; Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 81; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 37; Maurer, Anbauschlacht, S. 108; Konzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 29; Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 32, 173.

¹⁶⁵ Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 34; Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 73; Chiquet, Krieg, S. 13; Bardill, Luzein, S. 212.

¹⁶⁶ Maurer, Anbauschlacht, S. 9-19.

sich die Bevölkerung in der Schweiz vergleichsweise gut ernähren; es bestand zu keinem Zeitpunkt eine wirkliche Versorgungsnotlage.¹⁶⁷

Bereits in den 1930er-Jahren wurde eine Neuorientierung der Landwirtschaft geprüft und eine Expertenkommission kam 1937 zum Schluss, dass der Ackerbau gefördert und die Selbstversorgung der Bauernbetriebe angestrebt werden musste. Mit dem Bundesgesetz von Anfang April 1938 über die Sicherstellung der Landesversorgung konnte der Bundesrat unter anderem bestimmen, in welchem Ausmass der einzelne Bauernbetrieb seine Produktion verändern musste, was als starker Eingriff in die bäuerliche Betriebsführung verstanden wurde.¹⁶⁸ Ebenfalls bereits 1938 baute man eine kriegswirtschaftliche „Schattenorganisation“ auf, welche im Kriegsfall ihre Tätigkeit sofort aufnehmen konnte.¹⁶⁹

1939 und 1940 wurden die beiden ersten Mehranbauetappen umgesetzt, welche in der Bevölkerung ein positives Echo hervorriefen und als Ausdruck von Widerstandswillen gegen NS-Deutschland, den Faschismus und das schweizerische Rechtsbürgertum verstanden wurden.¹⁷⁰ Mit seinem Mitte November 1940 in der Öffentlichkeit vorgestellten Plan für einen landwirtschaftlichen Mehranbau verfolgte Friedrich Traugott Wahlen das Ziel, den Selbstversorgungsgrad in der Schweiz entschieden zu steigern, indem eine Umstellung auf Ackerbau und eine Vergrösserung der Ackerbaufläche um rund 150'000 Hektaren auf insgesamt 500'000 Hektaren erfolgen sollte.¹⁷¹ In NS-Deutschland wurde der Plan Wahlen entsprechend der Agrarideologie und Autarkievorstellungen als Schritt in die richtige Richtung beurteilt.¹⁷² Die anfängliche Bezeichnung ‚Anbauschlacht‘ wurde seit Kriegsmitte durch ‚Mehranbau‘ oder ‚Plan Wahlen‘ ersetzt und mit grossem propagandistischem Aufwand inszeniert.¹⁷³

Wahlen beabsichtigte mit seiner ‚neuen Agrarpolitik‘ die bisherige Produktionsstruktur zu verändern, indem mehr pflanzliche Produkte erzeugt werden sollten, insbesondere Brot- und Futtergetreide sowie Kartoffeln. Dazu lud er den Ackerbau ideologisch auf, indem er ihm

¹⁶⁷ UEK, Schlussbericht, S. 129; Tanner, Bundeshaushalt, S. 293; Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 8-13.

¹⁶⁸ Feisst, Ernst, Wie hat die Schweiz ihr Kriegsernährungsproblem gelöst?, Bern 1945, S. 11f.; Moser, Am Konsum orientiert, S. 198f.; Maurer, Anbauschlacht, S. 24-28; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 23; Moser, Peter, züchten, säen, ernten. Agrarpolitik, Pflanzenzucht und Saatgutwesen in der Schweiz 1860-202, Baden 2003, S. 54.

¹⁶⁹ Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 20-22; Maurer, Anbauschlacht, S. 24.

¹⁷⁰ Maurer, Anbauschlacht, S. 56-59, 65, 70-73, 162-165, 171; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 88; Tanner, „Réduit national“ und Aussenwirtschaft, S. 87; Tanner, Jakob, Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950, Zürich 1999, S. 407-409.

¹⁷¹ Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 11f.; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 30-49; Stämpfli, Mit der Schürze, S. 132; Maurer, Anbauschlacht, S. 60-67.

¹⁷² Tanner, „Réduit national“ und Aussenwirtschaft, S. 87.

¹⁷³ Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 83; Wecker, Es war nicht Krieg, S. 34.

hohen ethischen und kulturellen Wert zuschrieb.¹⁷⁴ So war es auch möglich, den Verzicht, die Anpassungen und Umstellungen im Bereich der Ernährung über die landwirtschaftlichen Produktionserfolge positiv zu besetzen.¹⁷⁵ Wahlen verkaufte seine Pläne zwar als neue Agrarpolitik, er konkretisierte darin aber lediglich die bisherige Praxis, welche ausgehend von den Erfahrungen im Ersten Weltkrieg Krisenbewältigung und Kriegsvorsorge eng miteinander verknüpfte.¹⁷⁶

Die Anbaufläche konnte gemäss Feisst von rund 187'000 Hektaren, gemäss Meyer und Bräm von 210'000 Hektaren auf 355'000 Hektaren in den Jahren 1944 und 1945 vergrössert werden, sodass gegen Ende des Kriegs rund 366'000 Hektaren gemäss Feisst – die Zahl beinhaltet die von Kleinpflanzern/Kleinpflanzerinnen bebaute Fläche von etwa 11'000 Hektaren, was den Unterschied zur Angabe von Meyer und Bräm erklärt – beziehungsweise 355'000 Hektaren gemäss Meyer und Bräm offenes Ackerland bebaut wurde. Auch wenn unterschiedliche Zahlen vorliegen, zeigen sie, dass die Ackerfläche beträchtlich vergrössert worden war. Im Rahmen des Mehranbaus wurden zudem bis 1946 rund 67'000 Hektaren Land entwässert,¹⁷⁷ da sich die Landbeschaffung schwierig gestaltete.¹⁷⁸ Eine vollständige Selbstversorgung mit Lebensmitteln konnte aber in der Schweiz bei weitem nicht erreicht werden.¹⁷⁹

Auch in Graubünden nahm der Anteil an offenem Kulturland zu, denn die meisten Bauern betrieben bis 1939 Graswirtschaft.¹⁸⁰ 1939 betrug das offene Ackerland 2'987 Hektaren, 1945 auf dem Höhepunkt des Mehranbaus 6'978 und 1947 noch 5'786 Hektaren.¹⁸¹ In Luzein wurde 1942 auf 39 Aren Körnermais angebaut, in Jenaz auf 33 Aren.¹⁸² Mais wurde zudem in vielen Hausgärten gezogen, da schon wenige Pflanzen ein beträchtliches Mass an Mehl lieferten und das knappe Weizenmehl ersetzen konnten.¹⁸³ Auch wenn die mit Getreide bebaute Fläche 1939 1,2 Prozent und 1945 1,8 Prozent der in der Schweiz bebauten Fläche betrug und im schweizerischen Vergleich eine geringe Zunahme bedeutete, so wuchs die

¹⁷⁴ Baumann, Moser, Bauern im Industriestaat, S. 143-149; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 404-410; Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 10f, 24; Moser, Anbauschlacht, S. 32, 156-158.

¹⁷⁵ Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 409f.; Maurer, Anbauschlacht, S. 158.

¹⁷⁶ Moser, Am Konsum orientiert, S. 192-194; Maurer, Anbauschlacht, S. 9; Moser, züchten, S. 47-49.

¹⁷⁷ Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 22; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 47.

¹⁷⁸ Maurer, Anbauschlacht, S. 76.

¹⁷⁹ Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 18; Meyer, Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik, S. 978; Maissen, Geschichte der Schweiz, S. 263; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 41; Maurer, Anbauschlacht, S. 50f., 101, 172, 175; UEK, Schlussbericht, S. 85-87.

¹⁸⁰ Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 59; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 50-52; Maurer, Anbauschlacht, S. 12.

¹⁸¹ Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 52*.

¹⁸² Eidgenössisches Statistisches Amt, Bodenbenützung 1939 und Ackerbau 1940/43 in der Schweiz. Ergebnisse der Eidgenössischen Betriebszählung 1939 und der Anbauerhebungen 1940, 1941, 1942 und 1943, Bern 1943 (Statistische Quellenwerke der Schweiz 134), S. 111 Tab. 7.

¹⁸³ Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 109-112.

Fläche doch um das Eineinhalbfache von 1'575 Hektaren 1939 auf 3'825 Hektaren im Jahr 1945.¹⁸⁴ Der Anteil an Kartoffeläckern verdoppelte sich zwischen 1939 und 1945 von 1'253 auf 2'532 Hektaren.¹⁸⁵ In Hinterrhein, wo Kartoffeln nur in geringem Mass angebaut wurden, musste die Fläche nach 1939 vergrössert werden.¹⁸⁶ Im Bezirk Oberlandquart wurden während des Mehranbaus neben Kartoffeln, Gerste und Sommerweizen – allerdings in weit geringerem Ausmass – auch Runkel- und Kohlrüben sowie Hafer angebaut.¹⁸⁷ Für die Umsetzung des Mehranbaus war die Schweiz auf den Import von Dünger und Sämereien angewiesen, wobei diese Güter vor allem aus Deutschland kamen. Über den Mehranbau konnte man ein gutes Einvernehmen zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsschichten herstellen und den sozialen Frieden erhalten.¹⁸⁸ Gleichzeitig stellte er sowohl in ideologischer als auch in praktischer Hinsicht einen Hauptpfeiler der Geistigen Landesverteidigung dar.¹⁸⁹

Die unentgeltlich arbeitenden Frauen waren eine wichtige Voraussetzung dafür, dass der Mehranbau überhaupt durchgeführt werden konnte.¹⁹⁰ Wahlen sprach denn auch konsequent vom ‚Haushalt‘ und nicht von der ‚Feldarbeit‘, wenn er über die Aufgaben der Bäuerinnen redete. Die Arbeiterinnen, welche für die Arbeitseinsätze in der Landwirtschaft angeworben wurden, erhielten einen geringen Lohn. Zudem war landwirtschaftliche Arbeit, welche in Konkurrenz zu Industrie, Gewerbe und Armee stand, für Erwerbstätige nicht besonders attraktiv. Gleichzeitig wurden in der Landwirtschaft verglichen mit Industrie und Gewerbe überproportional viele Arbeitskräfte mobilisiert, was einen deutlichen Gegentrend zum statistisch festgehaltenen allgemeinen Rückgang der weiblichen Erwerbsarbeit darstellte, wobei Wecker aufzeigt, dass die Schweizer Erwerbsstatistik das Ausmass der weiblichen Erwerbstätigkeit während der Kriegsjahre nicht abbildet. Die unzähligen und verschiedenartigen Einsätze von Frauen in Handwerk und Industrie wurden nicht erfasst, da nur langfristige Arbeitsverhältnisse aufgenommen wurden. Deshalb spiegelt die Statistik eher die traditionelle Geschlechterordnung. Der hohe Frauenanteil am Mehranbau stellte denn

¹⁸⁴ Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 67-69.

¹⁸⁵ Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 116; cf. auch Moser, züchten, S. 57-59.

¹⁸⁶ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 21.

¹⁸⁷ Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 213f.; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 154 Tab. 8.

¹⁸⁸ Tanner, Bundeshaushalt, S. 285-291, 298; Jost, Politik, S. 71-77; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 63-65; Stämpfli, Mit der Schürze, S. 133; Maurer, Anbauschlacht, S. 31, 172; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 25-27.

¹⁸⁹ Maurer, Anbauschlacht, S. 77, 158-160.

¹⁹⁰ Vonarb, Kriegsalltag, S. 35; Stämpfli, Kriegswirtschaft, S. 121; Wecker, Es war nicht Krieg, S. 37, Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 214.

auch keinen Widerspruch zu geltenden Frauenklischees dar.¹⁹¹ Die unzähligen Aufklärungsschriften des Bundes liessen altgediente Werte wie Ordnung, Sparsamkeit, Sorgfalt und Bescheidenheit wieder hochleben.¹⁹² Der 1932 gegründete Schweizerische Landfrauenverband propagierte die Selbstversorgung, wozu er die Bäuerinnen unter dem Vorwand der Kriegsvorsorge mit Flugblättern, Broschüren und Kursen zu vermehrter Subsistenzwirtschaft anhielt. Gleichzeitig wollte er die Zusammenarbeit zwischen Stadt und Land fördern, wobei die Bäuerin zur Lehrmeisterin und zum Vorbild der Städterin avancierte.¹⁹³ Die ebenfalls 1932 gegründete Kantonale Bäuerinnenvereinigung verfolgte ähnliche Ziele: Treue zur Scholle und bäuerliches Brauchtum erhalten.¹⁹⁴

Dora Bandtli hielt fest, dass sie es während des Kriegs wegen den „Anpflanzungen“ „strenger“ gehabt hatte, und fügte an: „Da hat man einander geholfen.“¹⁹⁵ Die gegenseitige Hilfe beziehungsweise die Gemeinschaftsarbeit prägte ihre Erinnerung an den Mehranbau so sehr, dass sie die Wendung schon fast stereotyp zu Beginn oder als Abschluss ihrer Erzählungen wiederholte.¹⁹⁶ Die gemeinsame Feldarbeit bezeichnete sie zudem als „noch hübsch“¹⁹⁷, an einer anderen Stelle als „kurzweilig“¹⁹⁸ und fügte auf mein erstaunt fragendes Ja erklärend hinzu: „Ja, ja. Wenn es ja alle gleich gehabt haben.“¹⁹⁹ Damit sind zwei wesentliche Faktoren benannt, weshalb der Mehranbau von vielen Beteiligten als positiv besetztes Erlebnis²⁰⁰ erinnert wurde: die gemeinsame Arbeit und die, wenn auch nur zeitweilige, soziale Gleichheit. Dabei wurde der Umstand ausgeblendet, dass es sich nicht um ein freiwilliges, sondern um ein von staatlicher Seite verordnetes Miteinander handelte. Die Möglichkeit, aus der strukturellen Isolation der täglichen Einsamkeit auszubrechen und sich unter Gleichen aufgehoben zu fühlen, wog die durch den Mehranbau verursachte höhere Arbeitsbelastung auf.

¹⁹¹ Wecker, Es war nicht Krieg, S. 34-40; Stämpfli, Mit der Schürze, S. 132, 136-138, 140-143; Frei Berthoud, Fakten, Mythen, Erinnerungen, S. 110.

¹⁹² Vonarb, Kriegsalltag, S. 54; Baumann, Moser, Bauern im Industriestaat, S. 273f.; Joris, Krieg, S. 239-241.

¹⁹³ Moser, Stand der Bauern, S. 157-163; Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 255f.; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 124; Gadiant, Bevölkerung, S. 21-23.

¹⁹⁴ Jörger, Paula, Graubündens Frauenorganisationen, in: Terra Grischuna, 21/1 (1962), S. 11-15, hier S. 14.

¹⁹⁵ Dora Bandtli, 1/B 403-418.

¹⁹⁶ Dora Bandtli, 2/A 275-471, 3/B 395-403, 3/B 477-507; cf. Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 158-160.

¹⁹⁷ Dora Bandtli, 2/A 118-149.

¹⁹⁸ Dora Bandtli, 3/B 395-403.

¹⁹⁹ Dora Bandtli, 3/B 395-403.

²⁰⁰ Cf. Anderegg, „Landtschumpel“, S. 94.

Auf meine Frage, ob es denn nie zu Reibereien zwischen den Frauen gekommen sei, ging Dora Bandtli nicht ein. Sie verwies auf das Land, welches – wie sie betonte – die Gemeinde zur Verfügung stellte, und präzisierte, dass „ein bestimmtes Stück [Boden], pro Person“²⁰¹ bebaut werden musste. An einer anderen Stelle hielt sie fest, dass man „einfach sein Quantum“²⁰² anbauen musste. Deutlich wird einerseits, dass die Pflichterfüllung für Dora Bandtli wichtiger war als etwaige Unstimmigkeiten zwischen den Frauen, andererseits, dass ihre Angaben zur bebauten Fläche sehr vage blieben. Dies hing damit zusammen, dass Anbauerhebungen selten aufgrund von genauen Messungen, sondern von Schätzungen erfolgten. Diese waren im Einzelfall zwar fehlerhaft und mit handfesten Interessen – Anbauprämien und Produktionskontingenten – verbunden, wurden aber gesamthaft wieder einigermassen ausgeglichen.²⁰³ Gleichzeitig wird deutlich, dass Oral History sich nicht eignet, um derartige Daten zu erheben.

In städtischen Gebieten wurde immer wieder darauf hingewiesen, dass ‚jedes Fleckchen‘ bebaut werden müsse.²⁰⁴ Für meine Interviewpartnerinnen hatte dieser Aspekt keine zentrale Bedeutung, auch wenn die Schweiz im Verhältnis zur Einwohnerzahl so wenig fruchtbares Kulturland wie kein anderes europäisches Land besass.²⁰⁵ Elisabeth Heim bemerkte ohne jeden weiteren Kommentar, dass sie und ihr Mann Wiesen für den Ackerbau zur Verfügung stellen mussten.²⁰⁶ Die verordnete zeitweilige Landabgabe für Kleinpflanzler bereitete ihr als Bäuerin keine Mühe.

Die Antwort auf meine Frage nach gemeinsamem Mittagessen auf dem Feld fiel äusserst knapp aus. Dora Bandtli hielt fest, dass dies „manchmal“²⁰⁷ vorgekommen sei, eine der Frauen warmen Kaffee gebracht, „einmal dies und ein andermal etwas anderes“²⁰⁸, und man am Mittag „kurz“²⁰⁹ gegessen habe. Es bestand also keine Zeit zum Reden und Austauschen,

²⁰¹ Dora Bandtli, 2/A 275-471; ähnlich Leni Gantenbein, 3/A 292-322.

²⁰² Dora Bandtli, 1/B 403-418.

²⁰³ Eidg. Stat. Amt, Bodenbenützung, S. 4*-6*.

²⁰⁴ Dejung, Gull, Wirz, Landgeist, S. 150, 250, 263.

²⁰⁵ Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 26.

²⁰⁶ Elisabeth Heim, I 24; cf. dazu Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 213; Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 51f.; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 39.

²⁰⁷ Dora Bandtli, 3/B 395-403.

²⁰⁸ Dora Bandtli, 3/B 395-403.

²⁰⁹ Dora Bandtli, 3/B 395-403.

obwohl dies für Dora Bandtli sehr wichtig war.²¹⁰ Priorität hatte das rasche Erledigen der Feldarbeiten.

Nachdem Dora Bandtli festgehalten hatte, dass sie oft bei Verwandten aushalf, erzählte sie folgende Begebenheit:

„Der Mann, er ist dann am Morgen gegangen. Das habe ich dann geschaut, dass ihm am Abend das Nachtessen gerüstet war. Es hat einmal eine gesagt: ‚Dass du schon aus dem Garten, Acker gehst.‘ Da sage ich: ‚Ja, weißt du, G. hat nur ‚Spiis‘ [kalte Verpflegung auf dem Feld] zum Mittagessen.‘ Und dann, wenn er kommt, hat er gerne das Nachtessen. [...] Und dann musste die Suppe dann schon kühl sein, nicht heiss. Die hat er nicht gerne heiss gegessen. Und dann, wenn man es gewusst hat, hat man es dann einfach gemacht. Das hat ja keinen Wert, wenn eines arbeiten geht. Er hat dann normalerweise Durst gehabt, wenn er gekommen ist. Er ist eben ziemlich beleibt gewesen. Und dann hat er dann Durst gehabt. Er musste dann doch etwas Rechtes haben.“²¹¹

Die Erzählung gibt Einblick in zwei unterschiedliche Beziehungsfelder: Zum einen spiegelt sie die soziale Kontrolle innerhalb der dörflichen Gemeinschaft, zum anderen die genau definierten Handlungsräume des Ehepaars.

Dass die Frauen, welche gemeinsam draussen arbeiteten, registrierten, wann welche nach Hause ging, werte ich als üblichen Ausdruck von sozialer Kontrolle. Dora Bandtlis Inszenierung der Begebenheit mittels direkter Rede weist aber darauf hin, dass sie die Bemerkung über ihr scheinbar vorzeitiges Nachhausegehen, welche Dora Bandtli in aggressivem Tonfall sprach, geärgert und getroffen hatte. Die Antwort tönte nämlich nicht nur entrüstet, sondern vielmehr hilflos. Die nachfolgenden Ausführungen zeigen denn auch, dass ein wichtiger Mechanismus in der Beziehung zwischen Dora Bandtli und ihrem Mann angesprochen war: Der Mann hatte sehr genaue Vorstellungen von seinem Nachtessen und er duldete keine Verspätung. Dora Bandtli erfüllte seine Ansprüche zuverlässig und begründete ihr Verhalten, indem sie festhielt, ‚es habe keinen Wert‘. Hier deutete Dora Bandtli an, dass ihr Mann, vor allem wenn er müde war, unangenehm laut oder gar handgreiflich werden konnte, wenn seine Suppe noch nicht bereit war. Deswegen eine Auseinandersetzung zu riskieren, hatte für Dora Bandtli also keinen Wert. Sie war sogar bereit, früher nach Hause zu gehen, was von den anderen Frauen mit den Attributen nicht genug arbeitsam, tüchtig und ausdauernd belegt werden konnte. Die Bedürfnisse ihres Manns zu befriedigen, hatte vor ihren eigenen Aufgaben und Verpflichtungen Priorität.

²¹⁰ Cf. Kapitel 4.1 Mütter und Väter.

²¹¹ Dora Bandtli, 2/A 118-149.

Ehekonflikte entzündeten sich häufig daran, dass das Essen noch nicht auf dem Tisch stand, wenn der Mann von der Arbeit nach Hause kam.²¹²

Die geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung bestand auch in der Feldarbeit. Die so genannt schweren Arbeiten, das Umbrechen des Bodens und das Pflügen, verrichteten Männer, oftmals mit Pferden. Um beide Ressourcen wurde sowohl von militärischer als auch landwirtschaftlicher Seite gerungen. In der Berglandwirtschaft kam es aufgrund der relativ kleinen Anbauflächen zu keinen ernsthaften Schwierigkeiten; das Pferd konnte durch Kuh, Ochs oder Rind ersetzt werden. Die Aufgabe der Frauen und der arbeitsfähigen Kinder bestand darin, die entstandenen Erdschollen zu zerschlagen, die Furten auszugleichen und das Unkraut aufzulesen.²¹³

Leni Gantenbein wurde einmal im Frühling von einem Knecht unterstützt, als ihr Mann drei Wochen im Hilfsdienst war. Die Aufgabe des Knechts bestand darin, das Vieh auf dem Maiensäss zu füttern und die Kühe zu melken. Leni Gantenbein übernahm das Besorgen des Pferds. Abschliessend hielt sie Folgendes fest: „[...] die Leute haben einander dann wirklich geholfen, wo man konnte. Das hat dann eigentlich auch wiederum etwas Gutes gehabt. <lacht>“²¹⁴ In dieser verallgemeinernden Aussage wird deutlich, dass die soziale Kontrolle von dörflicher Gesellschaft zu breiter gegenseitiger Unterstützung führte und die Menschen nicht nur über die Hilfeleistungen, sondern auch aufgrund der häufigeren Kontakte und Gesprächsmöglichkeiten einander näherbrachte.

Elisabeth Heim erinnerte sich gut an diejenigen Arbeiter, welche von der „Gemeinde“ zur Hilfe auf dem Hof geschickt wurden, wobei sie festhielt, dass sie wenig Ahnung und Übung in landwirtschaftlichen Arbeiten besaßen.²¹⁵ Den grössten Teil der zivilen Arbeitskräfte bildeten Frauen, Studenten, Jugendliche; denn das Anbauwerk genoss eine hohe Akzeptanz in der Bevölkerung.²¹⁶ Studenten beklagten sich jedoch, nicht überall akzeptiert zu sein, da sie bei den Bauern als arrogant gälten, was sich aber in den beginnenden 1940er-Jahren

²¹² Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 607.

²¹³ Dora Bandtli, 1/B 403-418, 2/A 275-471; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 111-115; Melchior, Eingekreist, Titelbild; Vonarb, Kriegesalltag, S. 36, 84; Wecker, Es war nicht Krieg, S. 34; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 61; Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 530.

²¹⁴ Leni Gantenbein, 3/A 364-387.

²¹⁵ Elisabeth Heim, I 17; cf. Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 149-153; Baumann, Moser, Bauern im Industriestaat, S. 85; Maurer, Anbauschlacht, S. 121; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 37.

²¹⁶ Maurer, Anbauschlacht, S. 175.

änderte.²¹⁷ Männer halfen mit, wenn sie nicht mehr dienstpflichtig waren oder im Rahmen des militärischen Hilfsdiensts aufgeboden wurden.²¹⁸ In besonders arbeitsintensiven Phasen, wie beispielsweise während der Heuernte, waren die Helfenden besonders willkommen.²¹⁹

Meine Frage, ob sie die Kinder jeweils mit aufs Feld nahm, bejahte Dora Bandtli und präzisierte sogleich, indem sie festhielt, dass die Schwiegermutter, welche ganz in der Nähe wohnte, die Kinder hütete, wobei ihr die Aufgabe vor allem wegen der grösseren Kinder zu streng wurde:

„Ja, da ist dann, hat der Schwager aus E. gesagt, ja, das könne man nicht, der Frau... Da habe ich gesagt, ja meine hätten ihr noch nichts getan. <lacht> [...] Sie waren ja noch im Wägeli, aber die grösseren... [...] Da hat dann die Schwägerin drüben, das war dann schon eine abgeschmackte, diese, diese grossen... Sonst haben wir sie eben mitgenommen, einfach. [...] Sie wurden dann schon schmutzig und... <lacht> Aber ich habe gesagt: ‚Das musste man.‘ Sonst konnte man ja nicht arbeiten. [...] Man hat es auch wieder gewaschen [...] <lacht>“²²⁰

Die Erzählung benennt eine Aufgabe alter Menschen,²²¹ spiegelt eine innerfamiliäre Konfliktsituation und zeigt, wie Dora Bandtli sich darin verhielt. Auch wenn sie die Vorhaltungen des Schwagers nicht explizierte, machte doch ihre Rechtfertigung deutlich, dass sie der Ansicht war, ihre Knaben hätten keinen oder nur in sehr geringem Ausmass Anteil an der Überforderung der Schwiegermutter. Der Schwägerin wollte Dora Bandtli die Knaben nicht anvertrauen, weil sie sie für unerzogen hielt. Dora Bandtli übernahm die zusätzliche Arbeit, welche ihr die Reinigung von Kindern und Kleidern brachte, ohne zu hadern. So demonstrierte sie ihre Handlungsmacht und bewies den Familienangehörigen ihre Tüchtigkeit, wobei es sich hier ausschliesslich um die Verwandtschaft ihres Manns handelte. Die kleineren Kinder waren sich selber überlassen, wenn Dora Bandtli und Christina Vinzens auf dem Feld arbeiten mussten. Erstere hielt dazu Folgendes fest: „Damals konnten sie eben noch spielen mit Dreck oder Steinen und solchem oder Schneckenhäusern oder Tannenzapfen.“²²² Die Aussage ist in der Form einer typischen nostalgischen Rückblende – sie wird durch eine ähnliche Äusserung von Leni Gantenbein über die Spielsachen ihrer

²¹⁷ Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 78; Maurer, Anbauschlacht, S. 120.

²¹⁸ Vonarb, Kriegsalltag, S. 36.

²¹⁹ Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 80; Maurer, Anbauschlacht, S. 118.

²²⁰ Dora Bandtli, 2/A 275-471.

²²¹ Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 281; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 30; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 198.

²²² Dora Bandtli, 2/A 275-471; Christina Vinzens, 1/B 134-147.

eigenen Kindheit und die damit einhergehende Spielfähigkeit noch verstärkt wird –²²³ sowohl eine kritische Bemerkung zu den aktuellen Verhältnissen als auch eine Überbewertung der Spielfertigkeiten ihrer eigenen Kinder. Dora Bandtli kompensierte auf diese Weise die Vernachlässigung ihrer mütterlichen Aufsichtspflicht geschickt mit einem normalen und gewöhnlichen Verhalten von Kindern, sich mit den Dingen zu verweilen, die vorhanden sind. Gleichzeitig verhielten die beiden Frauen sich so, wie viele andere auch.²²⁴

Für die Betreuung ihrer Kinder stand lediglich Elisabeth Heim eine junge Frau zur Verfügung, was sie als „gut“ bezeichnete.²²⁵ Im Rahmen des Mehranbaus wurden beispielsweise während der Schulferien Mädchen zur Mithilfe und zum Kinderhüten in Bauernbetriebe vermittelt. Damit wurde nicht nur die unmittelbare praktische Hilfestellung der Bäuerin angestrebt, sondern auch versucht, dem supponierten Stadt-Land-Konflikt entgegenzuwirken und junge Menschen ‚der Scholle‘ wieder näherzubringen.²²⁶ Das Kindermädchen von Elisabeth Heim kam zwar nicht aus der Stadt, sondern nur aus dem Nachbardorf, damit verbundene Wahrnehmungsmuster ‚fremd-bekannt‘ oder ‚modern-traditionell‘ spielten dennoch zumindest teilweise.

Sobald die Kinder grösser waren, mussten sie beim Kartoffelstecken mitarbeiten, wodurch sie etwas Geld, den so genannten „Bsatzigrappen“²²⁷ – traditionelle politische Veranstaltung ähnlich der Landsgemeinde – verdienen konnten. Dora Bandtli empfand die Mitarbeit der Kinder zeitweilig als „mühsam“²²⁸, nämlich dann, wenn die Kinder dem von den Erwachsenen angesprochenen Arbeitstempo beim Einlegen der Saatkartoffeln nicht zu folgen vermochten und wenn Wartezeiten entstanden, weil die Kinder nur kleine, mit Saatkartoffeln gefüllte Kessel tragen konnten, die dann häufiger wieder aufgefüllt werden mussten. Dass für Dora Bandtli die kurzen Pausen unangenehm waren, zeigt einerseits, dass sie flink war und zu stetem Vorwärtsarbeiten drängte, und andererseits, dass sie hohe Ansprüche an die eigene Arbeitsleistung und diejenige der Kinder stellte. Dies barg die Gefahr der Überforderung und von Missstimmung zwischen Müttern und Kindern in sich.

Die Mithilfe der grösseren Kinder wurde seit den 1930er-Jahren mit der so genannten ‚rationalen Selbstversorgung‘ propagiert, wobei vor allem Familienbetriebe im Fokus

²²³ Leni Gantenbein, 1/A 127-147.

²²⁴ Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 30.

²²⁵ Elisabeth Heim, I 4.

²²⁶ Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 19; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 83; Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 256; Maurer, Anbauschlacht, S. 117-119.

²²⁷ Dora Bandtli, 2/A 275-471.

²²⁸ Dora Bandtli, 2/A 275-471.

standen und sich gemäss Plan Wahlen Bergbauern weitgehend selber mit Nahrungsmitteln versorgen sollten. Diesem traditionellen auf Selbstversorgung und Bedarfsorientierung ausgerichteten Denken standen moderne Vorstellungen gegenüber, welche Produktion für den Markt, Kommerzialisierung und Rentabilität beinhalteten.²²⁹

Während ihrer Schilderung der Ackerarbeit hielt Dora Bandtli auch fest, dass sie den Verwandten oft beim Heuen half, wobei sie die Art der Verwandtschaft nicht näher spezifizierte.²³⁰ Später erzählte sie, dass sie bei ihren Schwägern „oben in R. und D.“, welche Militärdienst leisten mussten, Acker- und allgemeine Hofarbeit verrichtete. Über ihre Befindlichkeit sagte sie: „Man hat einfach einander so geholfen. [...] Dann am Abend war ich so müde in den Beinen. Da hat man dann so, war dann diese Strasse noch nicht, hier hinab, dieses Fussweglein. Das hat es einem dann in die Beine genommen, <lacht> am Abend, gerade das letzte Stücklein hinab. [...] Viel lieber hinauf [...] man war dann froh, wenn man hier war.“²³¹ Auch wenn ihr Einsatz für die Verwandtschaft nicht nur altruistische Gründe, sondern auch wegen handfestem Arbeitskräftemangel geschah, so stellte er für Dora Bandtli doch eine Selbstverständlichkeit dar. Ihre Arbeitsfähigkeit und Tüchtigkeit unterstrich sie dadurch, dass sie ohne besonderen Hinweis Männerarbeit erledigte, was ihr diesbezügliches Selbstbewusstsein zeigte. Dass sie die Grenzen ihrer Arbeitsbelastung anschliessend so deutlich benannte, war die Ausnahme und deutet ihre Überforderung und Erschöpfung an.

Christina Vinzens erinnerte sich an das „grosse Gut“, welches ihr Mann bereits vor dem Krieg erworben hatte und welches sie bewirtschaftete.²³² Den Kauf sehe ich auch als Ausdruck dafür, dass die Geistige Landesverteidigung – antimodernistisch, konservatives Frauenbild, Orientierung an traditionellen Werten – in der breiten Bevölkerung gut verankert war und die beabsichtigte „Selbstmobilisation“²³³ der Bevölkerung funktionierte. Wie gross dieses Landstück war, konnte Christina Vinzens nicht angeben, weil die Erinnerung an solche Daten in der Regel nicht vorhanden ist. Christina Vinzens war aber in jedem Fall den so genannten Kleinpflanznerinnen zuzurechnen, welche von Beginn weg in die „staatliche Produktionslenkung“ eingespannt wurden und einen beträchtlichen Teil des Eigenbedarfs an

²²⁹ Baumann, Moser, Bauern im Industriestaat, S. 144-146, 264-273; Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 66-69.

²³⁰ Dora Bandtli, 2/A 118-149.

²³¹ Dora Bandtli, 2/A 118-149.

²³² Christina Vinzens, 2/A 605-689.

²³³ UEK, Schlussbericht, S. 76.

Gemüse und Kartoffeln produzieren konnten.²³⁴ Gleichzeitig erscheinen diese Flächen in den offiziellen Statistiken nicht. Die Anbauflächen der Kleinpflanzer – Hausgärten und Pflanzland von weniger als acht Aren – wurden nämlich nicht als landwirtschaftlich und gartenbaulich genutztes Kulturland erfasst, nach 1940 lediglich als Schätzwert.²³⁵ Nachdem die Selbstversorgungspflicht eingeführt worden war, stieg die Anzahl an Gemüsepflanzenden von 1939 bis 1940 stark an und der Gemüseanbau deckte im Jahr 1942 die Selbstversorgung ab.²³⁶

Im Gespräch über den Mehranbau hielt Elisabeth Heim fest: „Sie haben schon auch mit Getreide versucht. Aber das hat wenig abgetragen.“²³⁷ Mit ‚sie‘ sind nicht diejenigen gemeint, welche das Getreide anbauten, sondern die Angestellten der Sektion für landwirtschaftliche Produktion und Hauswirtschaft des Kriegs- und Ernährungsamts. Die unpersönliche Formulierung zeigt, dass Elisabeth Heim die Distanz zwischen sich und den Beamten für ziemlich gross hielt. Gleichzeitig gehörte es zum Erzählstil von Elisabeth Heim die anderen Akteure anonym zu belassen.

Als Ursache für die geringen Erträge des Getreideanbaus nannte Dora Bandtli zum einen Mäuse und Vögel, zum anderen die Nähe der Äcker zum Wald: „Die Mäuse sind dann [...] hinauf und haben die Körnchen gefressen“.²³⁸ Dass sie Zeit hatte, um die Tiere zu beobachten, deute ich als kurzen Moment der Entspannung.

Im alpinen Mehranbau wurden, anders als beispielsweise im Toggenburg, wo man Weizen, Gerste und Kartoffeln mit guten Erträgen anbaute, bis zu 80 Prozent der Flächen mit Kartoffeln bebaut.²³⁹ Für meine Interviewpartnerinnen stellte das Anbauen von Kartoffeln, anders als in anderen Bergregionen,²⁴⁰ keine fachliche Herausforderung dar, da sie alle auf einem landwirtschaftlichen Betrieb aufgewachsen waren. Obwohl die Umstellung auf Ackerbau für die einzelnen Betriebe mit beträchtlichen Änderungen verbunden war – das Bestellen der Äcker und die Ernte waren an bestimmte Termine gebunden, zweckmässige Arbeitsgeräte mussten angeschafft und Lagerungsmöglichkeiten eingerichtet werden –, wurde

²³⁴ Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 46f.; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 140.

²³⁵ Eidg. Stat. Amt, Bodenbenützung, S. III, 2*.

²³⁶ Eidg. Stat. Amt, Bodenbenützung, S. 47*-49*.

²³⁷ Elisabeth Heim, I 24.

²³⁸ Dora Bandtli, 2/A 275-471, ähnlich 3/B 598-633; cf. Truog, Jenazer Heimatbuch 1982, S. 214.

²³⁹ Eidg. Stat. Amt, Bodenbenützung, S. 37*; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 82, 86; Brugger, Ertragslage, S. 14; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 113.

²⁴⁰ Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 56.

sie von den Bergbauern gut gemeistert, auch wenn anfänglich gerade in diesen Kreisen grosse Bedenken gegen die Durchführbarkeit geäussert worden waren.²⁴¹

Für Christina Vinzens, welche vor dem Krieg Äcker bebaut und den Garten bewirtschaftet hatte, vergrösserte sich während des Kriegs lediglich die Anzahl der zu bearbeitenden Äcker, wo sie auch ein wenig Gerste und Mais anpflanzte.²⁴² Zum oft knappen Zucker fügte sie mit Augenzwinkern an: „Den konnte man eben nicht selber anpflanzen.“²⁴³ Wäre es möglich gewesen, hätte sie dies bestimmt gemacht. Es zeigt, mit welchem Engagement sie sich für die Lebensmittelversorgung ihrer Familie einsetzte und dass sie keine Mühen scheute, um die Entbehrungen so gering und die Versorgungslage so nahe wie möglich am Vorkriegszustand zu halten.

10.4 „Also Mangel gelitten hat wirklich niemand.“ – Selbstversorgung und Schwarzhandel

Nachdem Leni Gantenbein die Kriegsjahre angesprochen hatte, hielt sie mit Entschiedenheit fest: „Also Mangel gelitten hat wirklich niemand. Das glaube ich: Da sind eben die Bauern dennoch etwas an längeren Hebel gewesen, weil man zum Teil noch Selbstversorger gewesen ist.“²⁴⁴ Die Aussage, dass niemand zu wenig gehabt hatte, relativierte sie gleich in zweifacher Weise: zum einen mit der Bemerkung, sie glaube dies, zum anderen mit derjenigen zur besonderen Situation des Bauernstands. Für Leni Gantenbein war klar, dass sie als Bäuerin eine Sonderstellung gegenüber der nichtbäuerlichen Bevölkerung hatte. An zwei weiteren Stellen sagte Leni Gantenbein ebenfalls, es habe keinen Mangel gegeben, wobei sie vorgängig jedes Mal beschrieb, dass sie zur sicheren Versorgung mit Lebensmitteln Gemüse und Kartoffeln angebaut, Sauerkraut eingelegt und – wie Elisabeth Heim und Dora Bandtli – eigene Tiere gemästet hätte.²⁴⁵ Nach der zweiten Erwähnung erfolgte wiederum eine Relativierung, diesmal über ein konkretes Beispiel: „Man hat nicht immer genau das gehabt,

²⁴¹ Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 92f., 141; Meyer, Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik, S. 979; Moser, Am Konsum orientiert, S. 196; Maurer, Anbauschlacht, S. 45-47, 67-69, 73; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 41.

²⁴² Christina Vinzens, 1/B 121-128.

²⁴³ Christina Vinzens, 1/A 611-656.

²⁴⁴ Leni Gantenbein, 1/A 47-68; cf. Elisabeth Heim, 1/A 570-576, 1/B 100-110.

²⁴⁵ Leni Gantenbein, 3/A 229-265, 3/A 292-322; Elisabeth Heim, I 26; Dora Bandtli, 2/A 275-471.

was man gerne gehabt hätte. Weissmehl hat es natürlich nie mehr gegeben.“²⁴⁶ Sie beschrieb anschliessend, wie sie Ruchmehl aussiebte und so zu feinerem Mehl gelangte, mit dem sie Kuchen backen konnte. Dieses Verhalten zeigt, wie selbstverständlich sie mit der Situation umging und sich zu helfen wusste, ohne den Mehraufwand zu beklagen. Gleichzeitig wird deutlich, dass sie es sich leisten konnte, die gröberen Bestandteile des Mehls nicht zu verwenden. Für sich und ihren Mann konnte Leni Gantenbein ihre Normalität, worunter ich hier die Ernährungsgewohnheiten vor der Rationierungszeit verstehe, weitgehend erhalten. Mehl musste seit September 1939 besser ausgemahlen werden, was zur Folge hatte, dass das Brot dunkler wurde.²⁴⁷ Dennoch war es möglich, während der Adventszeit ‚Guetzli‘ zu backen, wobei nur solche hergestellt werden konnten, welche keine besonderen Zutaten benötigten; fehlende Milch wurde durch Kondensmilch ersetzt.²⁴⁸ Für meine Interviewpartnerinnen stand die Selbstversorgung im Zentrum ihrer Bemühungen, wobei sie direkt oder indirekt auf den relativen Vorteil des Bauerndaseins hinwiesen.²⁴⁹

Die interviewten Frauen waren sich auch darin einig, dass niemand an Hunger leiden musste, was dadurch verstärkt wird, dass Leni Gantenbein und Christina Vinzens in ihren Erzählungen den Begriff ‚Mangel‘ verwendeten.²⁵⁰ Der Sachverhalt wurde verschiedentlich auch von anderen Zeitzeugen und Zeitzeuginnen geäussert;²⁵¹ nur vereinzelt erinnerten Männer, dass sie in jungen Jahren zu wenig zu essen hatten.²⁵²

Im Lebensmittelbereich veränderte sich die Situation während der 1930er-Jahre dahingehend, dass die Importe aus europäischen Ländern laufend abnahmen und durch solche aus Übersee ersetzt werden mussten. Daher wurde bereits vor Kriegsausbruch die Rationierung verschiedener Güter in die Wege geleitet. Gleichzeitig sollte die Bevölkerung vermehrt mit

²⁴⁶ Leni Gantenbein, 3/A 229-265.

²⁴⁷ Anderegg, „Landtschumpel“, S. 58.

²⁴⁸ Vonarb, Kriegsalltag, S. 56; Chiquet, Krieg, S. 14; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 61.

²⁴⁹ Dora Bandtli, 2/A 275-471; Leni Gantenbein, 1/A 47-68, 3/A 229-265, 3/A 292-322; Elisabeth Heim, I 24, I 26; Christina Vinzens, 1/A 413-437, 2/A 605-689.

²⁵⁰ Die Definition von Hunger übernehme ich von Dora Schmidt, Mitarbeiterin des Eidgenössischen Kriegsernährungsamts (KEA), in: Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 390; Dora Bandtli, 2/A 275-471; Leni Gantenbein, 1/A 47-68, 3/A 229-265; Elisabeth Heim, I 22; Christina Vinzens, 2/A 605-589; cf. Niggli, Tal im Wandel, S. 204.

²⁵¹ Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 250-256, 262f., 339; Vonarb, Kriegsalltag, S. 46, 55; Perren, Rosenkranz, S. 101.

²⁵² Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 262; Zu der Diskussion um den täglichen Kalorienbedarf cf. Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 385f., 392-404, 417-424.

Ackerbauprodukten aus der schweizerischen Landwirtschaft versorgt werden.²⁵³ Zur Vermeidung von Unterernährung leitete man folgende drei Massnahmen ein: 1. die Lebensmittelrationierung, 2. der landwirtschaftliche Mehranbau und 3. die ausgedehnte Vorratshaltung auf lange Sicht. Die Eidgenössische Kommission für Kriegsernährung (EKKE) strebte über die Ergänzung von Rationierung und Mehranbau eine möglichst optimale Ernährung trotz zunehmender Knappheit an. Dies hatte zur Folge, dass seit 1940 die Massnahmen in beiden Bereiche aufeinander abgestimmt wurden.²⁵⁴ Gleichzeitig erfolgte eine Veränderung der Ernährungsgewohnheiten: Auf den Tisch gelangte, etwas vereinfachend dargestellt, weniger Fleisch und mehr Gemüse,²⁵⁵ wobei die wichtigsten Nahrungsmittel Kartoffeln und Gemüse aus der Subsistenzproduktion waren.²⁵⁶ Die vom EKKE vorgeschlagenen zwei bis drei fleischlosen Tage²⁵⁷ stellten für meine Interviewpartnerinnen keine Veränderung ihrer Ernährungsgewohnheiten dar.²⁵⁸

Der Hausgarten diente unabhängig von der allgemeinen Wirtschaftslage zur Selbstversorgung des Haushalts mit Gemüse. Traditionelle Tätigkeiten wie Brot backen, Butter herstellen oder Sauerkraut einlegen, gehörten ebenfalls zu den selbstverständlichen Aufgaben der Bäuerin. Zudem hielten die Bäuerinnen wenn immer möglich Kleintiere wie beispielsweise Kaninchen, damit kein Fleisch gekauft werden musste.²⁵⁹

Über die von staatlicher Seite organisierten Kochkurse, Vortragsreihen, Wanderausstellungen oder herausgegeben Broschüren und Rezeptsammlungen zur optimalen Verwertung der rationierten Produkte,²⁶⁰ sprachen meine Interviewpartnerinnen nicht. Sie pflegten einen einfachen Ernährungsstil und kannten die empfohlenen Techniken, wie Obst dörren, Gemüse

²⁵³ Anderegg, „Landschumpel“, S. 51f.; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 404; Maurer, Anbauschlacht, S. 31f., 38-40, 50-52.

²⁵⁴ Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 406-408; Meyer, Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik, S. 978; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 23-32; Schneebeli, Paul, Die Lebensmittel-Versorgung der Schweiz während des Krieges 1939-1945, Zug 1948, S. 96-98.

²⁵⁵ Schneebeli, Lebensmittel-Versorgung, S. 110; Tanner, Bundeshaushalt, S. 296f; Wecker, Es war nicht Krieg, S. 34; Maurer, Anbauschlacht, S. 102.

²⁵⁶ Vonarb, Kriegsalltag, S. 56; Furrer, Meade, Studer, Sozusagen, S. 124.

²⁵⁷ Schneebeli, Lebensmittel-Versorgung, S. 106-108.

²⁵⁸ Cf. Kapitel 8.2 Paarbeziehung und Kommunikationskultur.

²⁵⁹ Leni Gantenbein, 3/A 292-322 (Butter, Sauerkraut); Christina Vinzens, 1/A 611-656, 2/A 605-689 (Butter); Brunner-Danuser, Fida, Den Alltag meistern. Eine Grossmutter erzählt ihrer Enkelin von den Ängsten und Bedrängnissen während der Kriegsjahre 1939-1945, in: Bündner Jahrbuch, 37 (1995), S. 10-21, hier S. 16; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 26-31; Eidg. Stat. Amt, Bodenbenützung, S. 92*; Vonarb, Kriegsalltag, S. 54, 57; Wecker, Es war nicht Krieg, S. 34; Stämpfli, Mit der Schürze, S. 137; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 387; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 92-94; Anderegg, „Landschumpel“, S. 64f.; Chiquet, Krieg, S. 18; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 22, 27; Conzett, Bergdorf Hinterrhein, S. 73f.; Stiftung Freulerpalast, Föhngeflüster, S. 197-199.

²⁶⁰ Anderegg, „Landschumpel“, S. 61f.; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 435; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 34-37.

oder Fleisch sterilisieren,²⁶¹ bestens; bereits vor der Rationierung gehörten diese Arbeiten zu ihrem selbstverständlich praktizierten Repertoire.²⁶² Dora Bandtli berichtete, dass während des Kriegs viele helfende Hände aus den umliegenden Dörfern zur Kirschenernte kamen und die Früchte anschliessend – wie im Spätsommer auch die Birnen – zum Dörren verschickt wurden.²⁶³

Im Bereich der Ernährung verwalteten die Frauen den kriegsbedingten Mangel, wobei hier die eingeschränkte Zugänglichkeit zu bestimmten Produkten als Mangel bezeichnet ist.²⁶⁴

Die allgemeine Versorgungslage war in der Schweiz in den ersten Kriegsjahren zufriedenstellend. Deshalb gingen die Planungsverantwortlichen davon aus, dass die Rationierung einiger knapper Lebensmittel ausreichen würde, und richteten sich ganz auf die Umsetzung des Mehranbauplans aus.²⁶⁵ Je länger der Krieg dauerte, desto kleiner wurden die Rationen, bis 1942/43 alles ausser Kartoffeln, Gemüse, Früchte, Geflügel, Fisch und einige weniger wichtige Lebensmittel rationiert waren.²⁶⁶ Fehlte zum Beispiel Brot, wurden vermehrt Kartoffeln konsumiert oder es wurde durch Birnbrot ersetzt.²⁶⁷ Die Aufhebung der Rationierung erfolgte nach dem Kriegesende nicht sofort, sondern wurde bis Ende 1947 schrittweise abgebaut.²⁶⁸

Die sichere Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln wurde einerseits über die Zuteilung von Rationen pro Kopf erreicht und andererseits über die Subventionierung von verschiedenen Gütern des täglichen Bedarfs, die dadurch erschwinglich blieben. Auf diese

²⁶¹ Cf. beispielsweise Cathomas, Johann B., Billige Kriegsernährung. Wie können wir uns bei der jetzigen Teuerung billig und zweckmässig ernähren?, St. Gallen, Leipzig 1916, S. 14-16; Die Schweizer Frau im Dienste der Landesversorgung, hg. im Auftrag des eidgenössischen Kriegsernährungsamtes, Sektion für landwirtschaftliche Produktion und Hauswirtschaft von folgenden Frauenorganisationen: Bund Schweizerischer Frauenvereine, Frauenzentrale Graubünden et. al., Bern 1940, S. 16-23, 33-37; Guggenbühl, Helene, Haushalten in der Kriegszeit, Zürich 1942, S. 23-35, 39-47; Conzett, Arbeits- und Lebenswelt, S. 22; Niggli, Tal im Wandel, S. 205; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 65.

²⁶² Christina Vinzens, 1/A 438-610 (Fleisch sterilisieren); Dora Bandtli, 2/A 70-83 (Obst dörren).

²⁶³ Dora Bandtli, 2/A 70-83; cf. Bardill, Luzein, S. 212, 220; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 55.

²⁶⁴ Vonarb, Kriegsalltag, S. 45; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 61; Kreis, Georg, Zwischen Mangel und Überfluss. Das Versorgungsproblem der Jahre 1939-1942 aus Sicht des „Nebelspalters“, in: Itinera, 25/2004 (Erinnern und Verarbeiten. Zur Schweiz in den Jahren 1933-1945, hg. v. Georg Kreis), S. 119-140, hier S. 126-129.

²⁶⁵ Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 390.

²⁶⁶ Maier, Alltag, S. 83; Schneebeli, Lebensmittel-Versorgung, S. 106; Chiquet, Krieg, S. 66f., 236f., Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 17-20; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 392; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 37, 39f.; Eidg. Stat. Amt, Ackerbau in der Kriegszeit, S. 113, 122.

²⁶⁷ Anderegg, „Landtschumpel“, S. 59-62.

²⁶⁸ Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 28; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 392.

Weise wurde dem Schwarzmarkt die wichtigste Grundlage entzogen,²⁶⁹ auch wenn nicht ganz verhindert werden konnte, dass Schwarzhandel betrieben wurde.²⁷⁰

Die Rationierung erfolgte schrittweise und wurde zunehmend ausgebaut, sodass ab 1942 abgestufte Rationen je nach Alter und Beruf zugeteilt wurden. Dabei erhielten Männer, welche körperlich schwer arbeiteten, ab Herbst 1941 zusätzliche Käse-, ab 1942 Fleisch- und Fett- oder Ölrationen, Frauen und Kinder blieben bei vorwiegend vegetarischer Kost. Diese Verteilung war kein kriegsspezifisches Charakteristikum,²⁷¹ sondern stand für die unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Ernährungsgewohnheiten, welche über die vermeintlich höhere Energiezufuhr aus dem Verzehr vor allem von Fleisch gesellschaftliche Geschlechterwertigkeiten reproduzierten.²⁷² Nicht bedacht wurde bei diesen Zuteilungen und Konstruktionen nämlich, dass Frauen während des Mehranbaus ähnlich intensiv wie die Männer arbeiteten.

Auch schwangere und stillende Frauen erhielten zusätzliche Ernährungseinheiten. Sie konnten vier Kinderlebensmittelkarten ohne Milchkoupons beziehen, Schwangere ab dem fünften Schwangerschaftsmonat (Woche 22) während zehn Monaten je drei Zusatz-Milchkarten, was neun Litern Milch pro Monat entsprach. Für Neugeborene gab es zusätzliche Zuckermengen.²⁷³

Für Selbstversorgende existierten besondere Lebensmittelcoupons, wodurch doppelter Warenbezug verhindert werden sollte. Obwohl diese Regelungen die Gemeindestellen für Kriegswirtschaft beträchtlich belasteten, waren sie nicht zu umgehen, denn die bereits privilegierten Bäuerinnen und Bauern sollten nicht besser gestellt sein.²⁷⁴ Gleichzeitig wurde der Anteil, welchen die Selbstversorgenden behalten konnten, höher als die normale Zuteilung auf der Lebensmittelkarte angesetzt. Der sich daraus ergebende Zusatz stellte eine

²⁶⁹ Tanner, Bundeshaushalt, S. 294; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 62f.; Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 11; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 386-388; Kalt, Robert, Rationierung der Nahrungsmittel und Schwarzer Markt in der Kriegswirtschaft, Singen 1951, S. 122; Eidg. Zentralstelle für Kriegswirtschaft (Hg.), Die schweizerische Kriegswirtschaft 1939/1948. Bericht des eidg. Volkswirtschafts-Departementes, Bern 1950, S. 424; Maurer, Anbauschlacht, S. 175.

²⁷⁰ Anderegg, „Landtschumpel“, S. 66-69; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 387-390.

²⁷¹ Cf. Kapitel 5.1 Sonntag und Feiertag.

²⁷² Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 422; Töngi, Um Leib und Leben, S. 244.

²⁷³ Schneebeli, Lebensmittel-Versorgung, S. 110; Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 440; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 53f.; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 392, 404, 421-423; Hitz, Plan Wahlen im Kanton Uri, S. 26-28.

²⁷⁴ Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 429, 444f.; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 27-29.

Anerkennung für die Mehrarbeit dar, sollte als Anreiz zur Produktionssteigerung dienen und dazu beitragen, dass die Ablieferungspflicht „williger und reibungsloser“ erfolgte.²⁷⁵

Die am 20. Dezember 1940 in Kraft getretene Milchkontingentierung,²⁷⁶ wobei die zugeteilten Rationen in der Schweiz bei sinkender Milchproduktion so hoch wie in keinem anderen europäischen Land waren,²⁷⁷ betraf das bäuerliche Umfeld wenig. Nachdem Elisabeth Heim festgehalten hatte, dass es den Bauern „schon gut“ ergangen sei, weil sie eigene Milch hatten, fügte sie an: „... dort hat man sogar irgendwie sagen müssen, wie viel die Kühe geben, dass man dann noch irgendetwas abgeben könne. Das hat man dann auch. Was man konnte, hat man dann auch abgegeben.“²⁷⁸ Sie stellte dies ohne Bitterkeit oder negative Gefühle fest, war gelenkt von der allgemeinen Solidarität, dem Gehorsam den Behörden gegenüber und froh, zur allgemeinen Versorgung einen Beitrag zu leisten.

Die Produktionsmengen der landwirtschaftlich Produzierenden, welche rationierte Waren sowohl für den Eigenbedarf wie auch den Verkauf herstellten, waren rationierungstechnisch schwer zu erfassen, denn die verschiedenen naturräumlichen Faktoren – Boden, Klima, Witterungsverhältnisse, Produktionsmethoden – verunmöglichten eine einheitliche und zuverlässige Produktionserfassung, was für den Erfolg der Rationierung aber entscheidend war. Die kriegswirtschaftlichen Erfassungsstellen blieben deshalb auf den guten Willen der Produzierenden angewiesen.²⁷⁹

Es gab Bauern, welche den Kontrolleuren korrekte Angaben lieferten oder höchstens die Anzahl ihrer Hühner etwas reduzierten, und solche, welche die Kontrolleure nicht gerne auf dem Hof hatten.²⁸⁰ Elisabeth Heim gehörte eindeutig zur ersten Gruppe.

Nachdem Leni Gantenbein festgehalten hatte, dass sie als selbstversorgende Bauern nie Marken für den Bezug von Fleisch erhalten hatten, fügte sie mit hörbarer Entrüstung an: „Man hat nicht einmal unbegrenzt metzgen dürfen. Nein, das durfte man dann auch nicht. Dann hätte man dann müssen... Wenn man jetzt mehr gehabt hätte, hätte man es, nehme ich an, dem Metzger geben müssen und dann wäre es dann weiter, weiterverkauft worden an jene, die dann kein Fleisch [...] gehabt haben, selber.“²⁸¹ Für Leni Gantenbein war nicht die Tatsache problematisch, dass sie keine Fleischmarken erhalten hatte, sondern dass mit dem

²⁷⁵ Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 28.

²⁷⁶ Schneebeli, Lebensmittel-Versorgung, S. 107-109.

²⁷⁷ Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 43.

²⁷⁸ Elisabeth Heim, I 24; cf. Niggli, Tal im Wandel, S. 205.

²⁷⁹ Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 454-456.

²⁸⁰ Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 256; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 67; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 78.

²⁸¹ Leni Gantenbein, 1/A 47-68.

Schlachtverbot ihre selbstbestimmte Handlungsfreiheit eingeschränkt wurde und sie lediglich einen Teil des Fleisches behalten durfte.

Anfang April 1939 rief das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement dazu auf, einen Vorrat an wichtigen Lebensmitteln für zwei Monate anzulegen, und teilte gleichzeitig mit, dass im Fall eines Kriegsausbruchs eine Bezugssperre für zwei Monate verhängt würde.²⁸²

Leni Gantenbein hielt diesen Sachverhalt fest, erzählte, wie eine Nachbarin, welche allein einen Bauernhof bewirtschaftete, auf die Mitteilung reagierte, es gäbe im Laden zwei Monate lange nichts zu kaufen: „Und dann hat sie laut, <lacht> laut gerufen: ‚Ja, auch keinen Kaffee?‘ <lacht> Sie ist wahrscheinlich mit dem Kaffee etwas knapp gewesen und, oder hat gerne Kaffee gehabt.“²⁸³ Dass Leni Gantenbein die Episode als direkte Rede inszenierte, bringt zum Ausdruck, wie sehr sie das Verhalten ihrer Nachbarin beeindruckte. Laut und in aller Öffentlichkeit zuzugeben, dass sie die Vorratsempfehlung zu wenig ernst genommen hatte, gehörte jedenfalls nicht zum Verhaltensrepertoire von Leni Gantenbein. Da sie zwei unterschiedliche Gründe für die Frage der Nachbarin nannte, schliesse ich, dass die beiden Frauen zwar nebeneinander wohnten und arbeiteten, sich aber kein näherer Kontakt entwickelt hatte. Denn sonst hätte Leni Gantenbein den Grund mit Sicherheit angeben können. Sie selber hatte sich vorgesehen, was sie für eine einfache Verhaltensweise hielt, denn es war üblich, Mehl und auch Zucker sackweise einzukaufen.

Ausreichende Vorräte waren auch für die Dienstpflichtigen von Bedeutung, denn der Aufbruch zum Dienst fiel ihnen einfacher, wenn sie wussten, dass die Ernährung von Frau und Kindern gesichert war.²⁸⁴ Das richtige Mass in der Vorratshaltung zu finden war nicht ganz einfach, denn zu umfangreiche Vorräte bargen eine latente Gefahr zu Schwarzhandel. So konnten beispielsweise nicht verbrauchte Vorräte schwarz verkauft oder übergrosse Handelslager verheimlicht werden; diese gelangten dann später auf den Schwarzmarkt. Zu geringe Vorräte wiederum führten bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zu Hamsterkäufen, wie beispielsweise von Butter im Herbst 1940 oder Brot zu Beginn des Jahres 1941.²⁸⁵ Hamsterei war schwierig zu bekämpfen, denn sie konnte sich dem „Auge des Gesetzes“ meistens entziehen.²⁸⁶

²⁸² Schneebeli, Lebensmittel-Versorgung, S. 94-96; Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 458; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 10.

²⁸³ Leni Gantenbein, 3/A 229-265.

²⁸⁴ Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 9-10; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 433-436.

²⁸⁵ Anderegg, „Landtschumpel“, S. 55; Schneebeli, Lebensmittel-Versorgung, S. 99; Kalt, Rationierung, S. 112.

²⁸⁶ Kalt, Rationierung, S. 113.

Damit die Bevölkerung bei der staatlichen Organisation der Rationierung konstruktiv mitwirkte, war für die Planungsstellen neben der als selbstverständlich betrachteten gerechten Verteilung der Waren ausreichendes Vertrauen in die ausführenden Organe wichtigste Voraussetzung dafür, dass die Verteilung so gelang, dass die An- und Verordnungen als sinnvoll eingestuft und akzeptiert wurden.²⁸⁷ Denn für die allgemeine Stimmung in der Bevölkerung wurden die Gefühle, satt zu sein beziehungsweise Hunger zu haben, als sehr wichtig eingestuft. Genug zu essen zu haben wurde gleichzeitig direkt an den Durchhaltewillen und die Disziplin der Bevölkerung gekoppelt.²⁸⁸ Um dies zu erreichen wurden alle diesbezüglichen Massnahmen – im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg – zentral vom Bund vorbereitet und geplant.²⁸⁹ In Graubünden war es zudem möglich, mittels Wechselcoupons statt Mehl und Milch Mais zu beziehen, sodass die Ernährungsgewohnheiten beibehalten werden konnten.²⁹⁰

Im Zusammenhang mit ihrer Erzählung über den Bezug von Lebensmittelkarten berichtete Leni Gantenbein, dass sie für ihren Säugling „schon irgendetwas“²⁹¹ erhalten habe, wobei sie sich genauso wenig an das konkret Zugeteilte erinnerte wie an die zusätzlichen Abgaben für Schwangere. Sie hielt lediglich fest, dass es „etwas mehr“²⁹² gegeben habe, und beschrieb die Reaktion eines Manns: „Und dann hat einmal ein Mann gemeint, ob die dann so essen mögen. <lacht> [...] Dass die jetzt da mehr erhalten.“²⁹³ Die Aussagen zeigen einerseits, dass sehr genaue Kenntnisse über die Rationen und Mengen vorhanden waren, und andererseits die starke soziale Kontrolle, welche sich im Umfeld der Ausgabestelle manifestierte. Hinter dem saloppen Ausspruch, welchen ich als Ausdruck männlicher Belustigung über so genannte Schwangerschaftslüste lese, versteckte sich möglicherweise auch eine Art Futterneid. Der Ort der Kartenausgabe war ein Platz, wo sich die Dorfbewohner und Dorfbewohnerinnen begegnen mussten und latente Spannungen zwischen Frauen und Männern oder innerhalb der Dorfgemeinschaft sichtbar wurden.

²⁸⁷ Anderegg, „Landtschumpel“, S. 52f.; Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 424-426; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 412; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 24-27.

²⁸⁸ Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 410-413; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 53.

²⁸⁹ Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 425; Feisst, Kriegsernährungsproblem, 9-12.

²⁹⁰ Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 440; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 430.

²⁹¹ Leni Gantenbein, 3/A 266-291.

²⁹² Leni Gantenbein, 3/A 266-291.

²⁹³ Leni Gantenbein, 3/A 266-291.

Um grobe Auseinandersetzungen zu vermeiden, organisierten die Behörden die Abgabe der Rationierungsmarken so, dass möglichst keine Wartezeiten entstanden, und die Beziehenden für einen allfälligen Umtausch nicht nochmals erscheinen mussten.²⁹⁴ An die konkreten Personen, welche jeweils die Karten ausgaben, erinnerte sich Leni Gantenbein nur sehr vage: „Es sind zwei Männer, oder ich glaube, nein, vielleicht ist auch eine Frau gewesen, sind dann dort gewesen und haben dann diese Karten ausgeteilt.“²⁹⁵ Diese Aussage macht deutlich, dass Leni Gantenbein keinen persönlichen Kontakt zu den Kartenausgebenden aufbaute, und die Menschen hinter ihrer offiziellen, staatlichen Funktion ganz verschwanden.

Dass verschiedene Rationen nicht gross waren²⁹⁶ und die Marken für Fett, Kaffee und Zucker gut eingeteilt werden mussten, hielten auch meine Interviewpartnerinnen fest.²⁹⁷ Gleichzeitig mussten die Frauen bei jenen Lebensmitteln, die einzukaufen waren, immer gut rechnen,²⁹⁸ grundsätzlich gut haushalten und ohne grosse Ansprüche leben.²⁹⁹

Der durchschnittliche Verbrauch an Fett war in der Schweiz hoch; vom schweizerischen Bauernsekretariat wurde er 1939 auf eine täglich konsumierte Menge von 100 Gramm geschätzt. Er sank bis 1942 auf 35 und 1943/44 auf 30 Gramm.³⁰⁰ Vor allem zum Kochen fehlte Christina Vinzens und Leni Gantenbein das Fett. Leni Gantenbein fand, dass es für sie mit einer kleinen Familie „fast schwieriger“³⁰¹ war mit dem abgegebenen Fett auszukommen als für grosse Familien, und begründete dies wie folgt: „Ich meine, zum Kochen nimmt man da ein wenig Fett in die Pfanne. [...] Ob da eine Person oder zwei mehr oder weniger sind, spielt dann keine Rolle.“³⁰² Argumentierte sie mit der kleinen Familie, begründete Christina Vinzens ihren Anspruch auf mehr Fettmarken gerade damit, dass sie viele zu verköstigen hatte.³⁰³ Beiden war wichtig, dass sie für ihre Familien und die zusätzlichen Kostgänger die Speisen in der gewohnten Art zubereiten konnten.

²⁹⁴ Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 426f.; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 57; Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 87.

²⁹⁵ Leni Gantenbein, 3/A 266-291.

²⁹⁶ Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 150, 250, 267.

²⁹⁷ Christina Vinzens, 1/A 611-656 (Fett, Kaffee, Zucker); Leni Gantenbein, 3/A 229-265 (Fett).

²⁹⁸ Vonarb, Kriegsalltag, S. 46-48.

²⁹⁹ Christina Vinzens, 1/A 611-656; Elisabeth Heim, I 24; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 69.

³⁰⁰ Schneebeli, Lebensmittel-Versorgung, S. 108-110.

³⁰¹ Leni Gantenbein, 3/A 229-265.

³⁰² Leni Gantenbein, 3/A 229-265.

³⁰³ Christina Vinzens, 2/A 605-689.

Der Handel mit den Rationierungsmarken, welcher von staatlicher Seite toleriert wurde, blühte. Dabei wurden nicht nur Lebensmittel wie Fett-, Fleisch- oder Schokolademarken, sondern auch Textil- und Schuhmarken getauscht.³⁰⁴

Leni Gantenbein hielt an zwei Stellen fest, dass man Rationierungsmarken tauschte,³⁰⁵ was erlaubt gewesen sei. Sie begründete dieses Verhalten beide Male gleich, in der ersten Fassung etwas allgemeiner, in der zweiten konkret: „Wenn man jetzt von etwas ziemlich genug gehabt hatte, und eine andere Familie vielleicht weniger und das, das hat man dann schon gemacht.“³⁰⁶ Diese Form der nachbarschaftlichen Hilfe war für Leni Gantenbein selbstverständlich, weshalb sie dieses Verhalten auch nicht weiter erklärte oder begründete.

Dora Bandtli hielt fest, dass man für die Kinder mehr Reiskarten erhalten hatte, und erzählte dann zwei Mal folgende Begebenheit, wobei sie bei der ersten Erwähnung wegen einer das Gespräch in eine andere Richtung lenkenden Zwischenfrage meinerseits nur die erste Hälfte berichten konnte:

„Es ist da einmal eine gekommen und hat gesagt, ja, sie habe Tagelöhner und ich hätte ja mehr Reiskarten. Jetzt hätte sie gerne einmal Reis. Ich habe gesagt, das könne ich nicht. Wenn man da drei Kinder hat und den Reis braucht. Und überhaupt, sie hätte auch niemandem gegeben. <lacht> Mehr noch deswegen. Deswegen.“³⁰⁷

Die Schilderung steht im Gegensatz zu der beschriebenen positiven Beurteilung der Kriegszeit und legt ein angespanntes Nachbarschaftsverhältnis offen. Dora Bandtli begründete ihre Weigerung auf der sachlichen Ebene mit den Bedürfnissen ihrer Kinder und auf der Beziehungsebene mit ihrer Einschätzung der anfragenden Frau. Sie machte mit ihrer Weigerung von der Möglichkeit Gebrauch, Hilfe an erwartete Reziprozität zu koppeln und in diesem Fall eine abschlägige Antwort zu erteilen.³⁰⁸ Der zunehmend härter werdende Tonfall, das fast schadenfreudige Lachen und die sprachlich immer knappere, inhaltlich dichtere Wiederholung der Begründung, halte ich für deutliche Zeichen, dass Dora Bandtli eine gewisse Genugtuung empfand, über die Entscheidungsmacht zu verfügen und sich so zu verhalten, wie die Anfragende sich ihr gegenüber früher, wobei der Zeitpunkt nicht näher zu spezifizieren ist, verhalten hatte. Die Episode macht deutlich, dass die immer wieder als

³⁰⁴ Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 252, 260-262; Bühler-Danuser, Solidarität, S. 95; Anderegg, „Landschumpel“, S. 64; Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 426f.; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 390; Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 174.

³⁰⁵ Leni Gantenbein, 1/A 47-68, 3/A 266-291.

³⁰⁶ Leni Gantenbein, 3/A 266-291, auch 1/A 47-68.

³⁰⁷ Dora Bandtli, 3/B 598-663, erste Erzählung 2/B 128-145.

³⁰⁸ Joris, Witzig, Brave Frauen, S. 262-264.

selbstverständlich bezeichnete Nachbarschaftshilfe³⁰⁹ nicht durchwegs bestand und Gelegenheit bot, alte Rechnungen zu begleichen, obwohl Nachbarschaftshilfe in der Regel nicht schriftlich fixiert war, aber stark normiert und kaum verweigert werden konnte.³¹⁰ Auch Elisabeth Heim hielt fest, dass sie für ihre Kinder Reis erhalten hatte,³¹¹ was über die seit November 1940 für Kinder bis zu sechs Jahren ausgestellten Kinderkarten bezogen werden konnte.³¹² Anschliessend erzählte sie, dass sie einem kranken Tier Reis fütterte und einer Nachbarin, welche ebenfalls ein krankes Tier im Stall hatte, mit Reis aushalf: „Aber dann hat es dann bei einer geheissen, sie habe keinen [Reis]. Und dann haben sie gefragt, ob wir hätten. Wir haben dann, weil wir Kinder gehabt haben, Reis erhalten. Da hat der Viehdoktor gesagt, das dürften wir schon. Und, und dann wollte man aushelfen. Aber ich kann nicht sagen, ob es genützt hat oder... Man hat jedenfalls ausgeholfen.“³¹³ Den Ausschlag, dass Elisabeth Heim ihrer Nachbarin Reis zur Verfügung stellte, gab offensichtlich der Tierarzt. Darin spiegelt sich einerseits die Unsicherheit darüber, was erlaubt und was verboten war, andererseits die Wahrnehmung des Tierarztes als Autoritätsperson. Die Nachbarschaftshilfe an sich war für Elisabeth Heim selbstverständlich, wobei die Bittstellerin eigenartig anonym blieb und die Wirkung des Reises nicht erinnert wurde. Diese Haltung sehe ich nicht als Ausdruck von Gleichgültigkeit, sondern von eigener grosser Beanspruchung, welche es nicht erlaubte, nachbarschaftliche Kontakte zu pflegen.

Um zu so genannt schwarzen Lebensmitteln zu gelangen, gab es verschiedene Wege: Naturaltausch, Handel mit Rationierungsmarken, Barzahlung. Dabei war ein guter Kontakt zu der jeweiligen Bäuerin von entscheidender Wichtigkeit.³¹⁴ Nicht selten intensivierten Stadtbewohner und Stadtbewohnerinnen ihre Beziehungen zu den Verwandten auf dem Land mit der Absicht, zusätzliche Lebensmittel zu erhalten.³¹⁵

Leni Gantenbein hielt, nachdem sie angedeutet hatte, dass es in städtischen Gebieten, wo die Leute „wirklich nur gerade von den Rationen leben mussten“, Lebensmittelknappheit gab, fest: „Man hat dann schon auch manchmal Butter oder etwas, hat man dann auch noch unter

³⁰⁹ Anderegg, „Landtschumpel“, S. 65; Töngi, Um Leib und Leben, S. 111.

³¹⁰ Gestrich, Krause, Mitterauer, Geschichte der Familie, S. 643.

³¹¹ Elisabeth Heim, I 22; cf. Vonarb, Kriegsalltag, S. 56; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 266.

³¹² Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 433.

³¹³ Elisabeth Heim, I 22.

³¹⁴ Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 92; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 387, 390; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 68, 72.

³¹⁵ Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 122; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 69; Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 387; Cathomas, Fischbacher, Schmid, Das Erzählen geht weiter, S. 210.

der Hand... Man hätte nicht dürfen, man hätte es dann abgeben sollen.“³¹⁶ Offensichtlich betrieb Leni Gantenbein, wie auch Elisabeth Heim,³¹⁷ Schwarzhandel, indem sie Butter und andere nicht benannte Dinge im Bewusstsein verkaufte, unrecht zu handeln, wobei sie darüber von sich aus und genau so offen sprach, wie sie über ihre Motive schwieg. Es macht den Anschein, als wäre Schwarzhandel eine ganz normale Tätigkeit gewesen.³¹⁸ Leni Gantenbeins Aussage zeigt, dass sie ihr Verhalten nach so vielen Jahren nicht mehr mit moralisch-ethischen Bedenken belegte. Elisabeth Heim fügte ihren Ausführungen zu den zeitweise etwas knappen Lebensmitteln hinzu: „Doch, dort haben die Bauern, einige haben dann genügend gehabt, für den eigenen Gebrauch, und sind dann so froh gewesen, wenn sie den anderen verkaufen konnten. Und die anderen sind eben auch froh gewesen, dass sie es erhalten haben. Dort konnte man einander aushelfen.“³¹⁹ Bei Elisabeth Heim, welche sich stets bemühte, ihr Verhalten genau nach den Angaben der normativen Autoritäten zu richten, war der Schwarzhandel gar mit positiven Emotionen besetzt. Paradoxerweise argumentierte sie mit der Notwendigkeit der gegenseitigen Hilfe und wandelte ihre illegale Handlung in einen Akt menschlichen Tuns um.³²⁰

Die offizielle Schweiz verurteilte den Schwarzhandel, da er auf Kosten der Allgemeinheit Gewinne ermöglichte, die in keinem Verhältnis zur erbrachten Leistung stand. Gleichzeitig entgingen die Gewinne dem Fiskus und verzerrten eine gerechte Lastenverteilung, wodurch die Rationierungsdisziplin untergraben und die Massstäbe für Recht und Unrecht verschoben wurden. Kalt unterscheidet zwischen gelegentlichen und berufsmässigen Schwarzhändlern: Zu letzteren gehörten Hausfrauen, welche für ihre Familien rationierte Lebensmittel kauften, Landwirtinnen und Landwirte, welche ihre Erzeugnisse ohne Karte abgaben und Gastwirte, die ihre Gäste bevorzugt bedienten. Dabei stellten Menschen aller sozialen Schichten potenzielle Schwarzhändler und Schwarzhändlerinnen dar. Als Mittel gegen den Schwarzhandel wurde die Bevölkerung in der Presse über die Notwendigkeit der Güterbewirtschaftung im Krieg aufgeklärt.³²¹

Um genügend Butter für die Verköstigung von Mann und Kindern sowie drei Angestellten zu haben – die über die Rationierungskarten erhaltenen Mengen reichten ihr jeweils nicht –,

³¹⁶ Leni Gantenbein, 3/A 292-322.

³¹⁷ Elisabeth Heim, I 24.

³¹⁸ Cf. Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 250, 258-260; Niederer, Spring, Vogel, Der Rede wert, S. 78.

³¹⁹ Elisabeth Heim, I 24.

³²⁰ Cf. dazu Kalt, Rationierung, S. 94, S. 117.

³²¹ Kalt, Rationierung, S. 107f., 116f.; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 263; Kreis, Zwischen Mangel und Überfluss, S. 126-128.

stellte Christina Vinzens einerseits selber Butter her, andererseits fuhr ihr Mann nach St. Antönien, wo es „immer noch etwas“ hatte. Der Preis für ein Kilogramm Butter betrug zehn Franken, was sie als „nicht billig“ bezeichnete und anfügte: „Aber man war still, man war froh, wenn man erhalten hatte.“³²² Um die gewohnte Zubereitung der Speisen zu erreichen, war sie einerseits zu Mehrarbeit und andererseits zum Gebrauch illegal erworbener Butter bereit. Dass sie diesen Tatbestand – im Gegensatz zur illegalen Schlachtung eines Kalbs – ohne Ängste beschrieb, hat meines Erachtens weniger mit dem Sachverhalt an sich als viel mehr damit zu tun, dass nicht sie, sondern ihr Mann jeweils die Einkäufe tätigte. Über die zusätzlich zu ernährenden Arbeiter konnte Christina Vinzens ihren Buttermangel ohne weitere Argumente begründen und gleichzeitig zeigen, dass sie die Verantwortung im Nahrungsmittelbereich trug.³²³ Dies wurde von ihr als legitime Ursache für das illegale Handeln betrachtet. Sie zog nicht in Betracht, dass die Arbeiter selber auch über Lebensmittelkarten mit entsprechender Butterzuteilung verfügten, welche sie hätten abgeben können. Hinter ihrem Verhalten stand nicht reine Profitgier, sondern der subjektive Sicherungsreflex, die Familie gut zu ernähren. Gleichzeitig stufte sie das Risiko, bestraft zu werden, als tragbar ein und verfügte über die notwendigen Geldmittel.³²⁴ Auch wenn Christina Vinzens den Schwarzmarktpreis für ein Kilogramm Butter als hoch bezeichnete – in den 1930er-Jahren hatte sich der Butterpreis pro Kilogramm bei etwa vier Franken eingependelt –³²⁵, so war er doch im internationalen Vergleich geradezu mässig: In Berlin kostete dieselbe Menge nach dem offiziellen Kurs in Schweizer Franken umgerechnet 282, in Mailand 150 und in Paris 80 Franken.³²⁶

Christina Vinzens' Angaben machten deutlich, dass sie nicht auf einem Bauernbetrieb tätig war, denn die Rationierung von Milch, Butter und Rahm bedeutete für Bäuerinnen in der Regel keine Veränderung weder der Verfügbarkeiten noch der Essgewohnheiten.³²⁷ Sie ging lediglich denjenigen Tätigkeiten nach, welche zum Aufgabenfeld einer Bäuerin gehörten.

Während unseres ersten Gesprächs überkam Christina Vinzens eine Erinnerung, die sie mir nur unter der Bedingung erzählte, dass ich das Tonbandgerät ausschaltete. Nachdem ich etwas zähneknirschend auf die Stopptaste gedrückt hatte, berichtete sie von ihrer illegalen

³²² Christina Vinzens, 2/A 605-689; Dejung, Gull, Wirz, Landigeist, S. 251f., 264; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 69.

³²³ Cf. Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie, S. 99.

³²⁴ Cf. Kalt, Rationierung, S. 93-95.

³²⁵ Giovanoli, Bergeller Bergbäuerin, S. 82.

³²⁶ Kalt, Rationierung, S. 105.

³²⁷ Vonarb, Kriegsaltag, S. 56, 58.

Schlachtung eines Kalbs und bemerkte, dass sich alle so verhalten hätten.³²⁸ Als ich sie viel später fragte, welche Erinnerungen sie zum Zweiten Weltkrieg habe, antwortete Christina Vinzens, es komme ihr „wie ein Traum“ vor, wobei sie rasch konkretisierte: „... wir haben dann selber... er hat ein Gut [Stück Boden] gekauft, ein grosses Gut, hier oben. Und dann haben wir einen Knecht gehabt und drei, vier Stück Vieh angeschafft, damit wir selber Milch hatten und, und irgendwie ein Kalb metzgen konnten, was niemand gewusst hat. <lacht> Es war eben rationiert, alles.“³²⁹

Die Kernaussage ist gut in die Benennung unspektakulärer Sachverhalte eingebettet und erhält dadurch eine gewisse Beiläufigkeit. Erst das unmittelbar folgende Lachen, welches gleichzeitig Verlegenheit und Erleichterung ausdrückte, verschaffte dem Sachverhalt über die emotionale Ebene das angemessene Gewicht. Beide vorgebrachten Rechtfertigungen – alle hätten illegal geschlachtet und alles sei rationiert gewesen – vermochten den Tatbestand zwar verständlich, aber nicht ungeschehen zu machen. Dass Christina Vinzens die Kriegszeit im Rückblick wie ein ‚Traum‘ vorkam, drückt meines Erachtens zwei unterschiedliche Erinnerungsmechanismen aus. Zum einen waren die Erfahrungen und Handlungsweisen sehr weit weg gerückt, hatten sich beinahe schon verflüchtigt; zum anderen rückte das verbotene Tun plötzlich wieder ins Bewusstsein und die Vorstellung, für die Tat mehr als 50 Jahre später noch zur Rechenschaft gezogen zu werden, nahm nicht gerade alpträumhafte Dimensionen an, aber beschäftigte sie dennoch stark. Darin lag wohl auch der Grund, weshalb sie nicht wie während des Kriegs, als das Schweigen zu einer existenziellen Bürgerpflicht erklärt worden war,³³⁰ einfach keine Aussage machte,³³¹ sondern darüber sprach. Hausschlachtungen für den Eigenbedarf und gelegentliche Schlachtungen mit beschränktem Fleischverkauf waren seit Oktober 1940 nach einer Verfügung des Kriegsernährungsamts bewilligungspflichtig.³³² Obwohl illegale Schlachtungen Misstrauen zwischen der bäuerlichen Bevölkerung und den Aufsichtsbehörden weckten,³³³ wurden sie in weiten Bevölkerungskreisen nicht als ehrenrührig empfunden, auch wenn vereinzelt hartes Durchgreifen und Strafen gefordert wurden.³³⁴

³²⁸ Christina Vinzens, 1/A 606-610; Nydegger, Forschungstagebuch, S. 41; cf. Perren, Rosenkranz, S. 101.

³²⁹ Christina Vinzens, 2/A 605-689.

³³⁰ Dejung, Aktivdienst, S. 395; Schweizerischer Ziviler Frauenhilfsdienst, Treu der Heimat, S. 8-10.

³³¹ Vonarb, Kriegsalltag, S. 91-93; Bühler-Danuser, Solidarität, S. 95; Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 254.

³³² Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 254.

³³³ Dejung, Gull, Wirz, Landigesit, S. 257.

³³⁴ Zentralstelle für Kriegswirtschaft, Schweizerische Kriegswirtschaft, S. 122-124.

10.5 Fazit: anders und doch nicht

Der Zweite Weltkrieg veränderte das tägliche Leben der Bäuerinnen nicht grundsätzlich.³³⁵ Frauen erfüllten ihre Aufgaben grösstenteils ohne zu klagen. Sie schätzten ihre eigenen Leistungen oft als gering ein und beurteilten die Zeit zusammenfassend als „hart und entbehrungsreich“³³⁶, wobei sie nicht viel Anderes als vor dem Krieg taten: arbeiten.³³⁷

Die Kriegssituation allgemein und besonders die Mobilmachungen verunsicherten die interviewten Frauen und lösten Ängste um das Leben ihrer Militärdienst leistenden Männer oder Brüder aus, wobei dies bei keiner der Frauen zu Handlungsunfähigkeit führte. Geradezu symbolisch dafür und die allgemeine Unsicherheit steht Elisabeth Heims Reaktion auf das Erscheinen von Soldaten, indem sie sich hinter einem Baum versteckte. Dabei nahm sie sich weder die Zeit, genau hinzuschauen, noch erkannte sie auf einen Blick, dass es sich um Schweizer Soldaten handelte.

Dadurch, dass ihren Männern häufig Urlaub gewährt wurde, waren die interviewten Frauen nicht über lange Zeiträume allein für den Hof beziehungsweise Handwerksbetrieb zuständig. Vor einer deutschen beziehungsweise italienischen Besetzung der Schweiz fürchteten sich die vier Frauen, wobei Überlegungen oder Fragen nach im militärischen Sinn realistischen Verteidigungsmöglichkeiten ausserhalb ihrer Perspektiven waren. Sie fühlten sich in ihrer Bergwelt geborgen und fanden, wie Leni Gantenbein es formulierte, „Trost an den Bergen“. Die Überflüge beziehungsweise Abstürze alliierter Bomber gehörten für die Frauen zu den direkten Kriegserfahrungen, wobei Christina Vinzens sich ein Mal existenziell bedroht fühlte und Leni Gantenbein die angerichteten Schäden vor allem innerhalb der Viehbestände als gross einstufte.

Die Handlungsräume der interviewten Frauen veränderten sich während der Zeit des Zweiten Weltkriegs in mehrfacher Hinsicht.

Während des jeweiligen Militärdiensts ihres Manns übernahmen sie auch in dessen Tätigkeitsbereich Verantwortung. Christina Vinzens vertrat ihren Mann in der Sägerei, Leni Gantenbein und Elisabeth Heim leiteten die Landwirtschaftsbetriebe, auch wenn sie die

³³⁵ Vonarb, Bäuerin als Landesnähmutter, S. 258; Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 105.

³³⁶ Chiquet, Krieg, S. 13.

³³⁷ Chiquet, Krieg, S. 12-14; Frei Berthoud, Fakten, Mythen, Erinnerungen, S. 116-118; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 203f.; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 73.

Grenzen ihrer Einsatzfähigkeit deutlich erfahren – beide konnten die Hof- und Feldarbeiten des Ehemanns nicht ausführen.

Dora Bandtlis Mann musste wegen einer Knieverletzung keinen Militärdienst leisten, weshalb sie keine zusätzlichen Arbeiten ausführen musste. Sie beteiligte sich im Rahmen des Mehranbaus an den anfallenden Arbeiten.

Alle waren sich ihrer grundsätzlichen Tüchtigkeit bewusst, wobei sie daraus weder die Forderung nach Gleichstellung mit dem männlichen Familienoberhaupt noch politisches Stimm- und Wahlrecht für Frauen ableiteten.³³⁸

Der Mehranbau war für die interviewten Frauen mit grossem Mehraufwand verbunden,³³⁹ wobei die geleisteten Arbeitsstunden und -tage zwar streng, aber insgesamt nicht so bedeutungsvoll waren – an harte und strenge Arbeit waren sie seit Kindsbeinen gewohnt –, viel mehr empörten sie sich über die Anbauvorschriften und stellten mit einer gewissen Genugtuung fest, dass nach mageren Getreideerträgen Kartoffeln mit gutem Ergebnis angebaut werden konnten. So hatten sich ihre landwirtschaftlichen Kenntnisse durchgesetzt. Durch die Gemeinschaftsarbeit eröffneten sich zwar neue Begegnungsräume innerhalb der weiblichen Dorfgemeinschaft, es fehlte aber wegen der intensiven Feld- und Gartenarbeit sowie der auch zu erledigenden Hausarbeit weitgehend die Zeit Beziehungen, welche über die gemeinsame Arbeit hinausgingen, zu pflegen. Dora Bandtli, welche die gemeinschaftliche Ackerarbeit im Frühling als besonders schön erinnerte, musste gleichzeitig tiefen Einblick in die Beziehungsmechanismen ihrer Ehe gewähren, indem sie ihr frühzeitiges Nachhausegehen damit rechtfertigen musste, ihr Mann wolle die Suppe essbereit vorfinden, wenn er am Abend zu Hause eintraf.

Durch die Lebensmittelrationierung wurden die Handlungsräume der interviewten Frauen in mehrfacher Hinsicht erweitert. Beim Bezug der Rationierungskarten ergaben sich Begegnung mit anderen Dorfbewohnern und Dorfbewohnerinnen, wobei sich die Anzahl der Kontakte zwar erhöhte, die Qualität sich aber nicht nennenswert veränderte. Der Tausch von Rationierungsmarken gehörte ebenso zu ihren Aktivitäten wie der Schwarzhandel, welchen die beiden Bäuerinnen ohne grössere Skrupel und mit dem Wissen der Dorfbevölkerung betrieben. Dabei wussten alle Beteiligten über die Vertrauenswürdigkeit der einzelnen Akteure und Akteurinnen Bescheid. Die im Frühsommer 1940 angereisten Unterländer und

³³⁸ Cf. Vonarb, Kriegsalltag, S. 103; Tanner, „Réduit national“ und Aussenwirtschaft, S. 100; Frei Berthoud, Fakten, Mythen, Erinnerungen, S. 118; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 73; Vonarb, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg, S. 205; Vonarb, Bäuerin als Landesnährmutter, S. 259.

³³⁹ Cf. Sidler, Schweizer Bäuerinnen und Bauern, S. 103f.; Chiquet, Krieg, S. 13; Anderegg, „Landtschumpel“, S. 90-92.

Unterländerinnen störten die etablierten Handlungsräume und eingespielten Abläufe und sie brachten Unsicherheit in eine bereits veränderte Dorfgemeinschaft.

Elisabeth Heim, welche sich stets bemühte, die Vorschriften der normativen Autoritäten zu erfüllen, setzte sich wie auch Leni Gantenbein über die Verkaufsverbote hinweg. Beide beurteilten ihr Handeln als Akt menschlicher Notwendigkeit. Christina Vinzens' Mann beschaffte die zusätzliche Butter. Die Frauen bewegten sich nicht aus Profitgier im Schwarzmarkt, sondern weil sie ihre Familien und die Arbeiter möglichst im gewohnten Rahmen ernähren wollten. Von diesem Bestreben war auch die illegale Schlachtung eines Kalbs angetrieben, welche Christina Vinzens auch über 50 Jahre nach Kriegsende mit Scham und Angst vor behördlicher Belangung belegte.

Am stärksten betroffen waren die Frauen von den kriegswirtschaftlichen Massnahmen und Einschränkungen, wobei sie sich den neuen Verhältnissen gut anzupassen wussten.³⁴⁰

Gleichzeitig empfanden sie den Speisezettel im Vergleich zu demjenigen kriegsführender Staaten nicht als besonders eingeschränkt. Auch der zusätzliche Arbeitsaufwand durch die Verarbeitung von Kartoffeln und Gemüse fiel für sie nicht ins Gewicht.³⁴¹ Am meisten störte sie die „offizielle Reglementierung“³⁴². Leni Gantenbein stiess sich vor allem daran, nicht selber nach eigenem Gutdünken schlachten können, was für sie grösseres Gewicht hatte als die Tatsache, weniger Fleisch konsumieren zu können. Auch wenn sie deren Sinn nachvollziehen konnte, nahmen die Frauen die behördlichen Massnahmen als Eingriff in ihre Handlungsfreiheit wahr. Elisabeth Heim gehörte zu jenen Bäuerinnen, welche die Milch, die über das Mass der Selbstversorgung produzierte wurde, ohne Widerstände an der entsprechenden Stelle abgab. So konnte sie einen bescheidenen Beitrag zur allgemeinen Ernährungssicherheit leisten.

Die Beziehungsfelder der interviewten Frauen wurden in den Kriegsjahren noch entscheidender durch den Faktor Arbeit geprägt.

Frauen leisteten innerhalb der Familie grosse Mehrarbeit, wobei sie nicht bloss Lücken ausfüllten.³⁴³ Während der Feldarbeiten waren die eigenen Kinder in der Regel dabei, wodurch zur Arbeitstätigkeit die Aufsichtspflicht hinzukam und Konzentration in zwei unterschiedlichen Gebieten verlangte. Die kleinen Kinder spielten jeweils mit den

³⁴⁰ Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 16; Feisst, Kriegsernährungsproblem, S. 33.

³⁴¹ Kreis, Zwischen Mangel und Überfluss, S. 129f.; Dörr, Margarete, „Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...“ Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, Bd. 2: Kriegsalltag, Frankfurt/M, New York 1998, S. 11-34.

³⁴² Kreis, Zwischen Mangel und Überfluss, S. 123.

³⁴³ Cf. Chiquet, Krieg, S. 19.

vorhandenen Naturalien, die grösseren halfen beispielsweise beim Einlegen der Kartoffeln, was Dora Bandtli nicht immer als spannungsfrei empfand, denn sie wurde ungeduldig, wenn die Kinder zu langsam arbeiteten.

Dora Bandtli half tatkräftig auf den Bauernbetrieben von Verwandten mit, wobei es sich um Brüder ihres Manns handelte. Dabei brachten sie nicht so sehr die einzelnen Arbeiten an die Grenzen ihrer Kräfte als vielmehr die langen und steilen Wege. Der Einsatz ermöglichte ihr aber, die eigene Tüchtigkeit zu demonstrieren und selber anzuerkennen.

Bevor Dora Bandtli ihre kleinen Söhne auf das Feld mitnahm, wurden sie von der Schwiegermutter gehütet, wobei sie betonte, es hätten nicht ihre eigenen Kinder, sondern verschiedene andere Enkel zur Überforderung der alten Frau beigetragen. Nachdem diese Betreuungsmöglichkeit weggefallen war, organisierte sie sich selber. Damit bewies sie der gesamten Verwandtschaft ihre Selbständigkeit und Handlungsmacht.

Elisabeth Heim war zwar richtig dankbar über die ihr während der Dienstzeit ihres Manns zugeteilten Helfer, das Verhältnis zu den jeweils auf ihrem Betrieb Arbeitenden blieb allerdings schemenhaft und anonym.

Dasselbe gilt auch für die Beamten, mit welchen die interviewten Frauen sowohl im Rahmen des Mehranbaus wie auch der Lebensmittelrationierung in Kontakt standen. Es entwickelten sich keine persönlichen Beziehungen, obwohl die Anstrengungen der Frauen von behördlicher Seite anerkannt wurden.³⁴⁴

Auch wenn nachbarschaftliche Hilfe zum allgemeinen Verhaltenskodex gehörte, so stellte sie keine unbedingte Norm dar und führte auch nicht automatisch zu intensiveren Beziehungen innerhalb der Dorfgemeinschaft. Dora Bandtli zeigte mit ihrer Reisgeschichte anschaulich, welches Gewicht Sympathien und Antipathien haben konnten und weshalb sie die moralisch-ethisch hoch bewertete Hilfeleistung bewusst verweigerte. Elisabeth Heim half ihrer Nachbarin mit Reis für ein krankes Tier aus, nachdem der Tierarzt sie dazu bestärkt hatte.

Obwohl meine Interviewpartnerinnen dem Nationalsozialismus nicht gleichgültig gegenüberstanden, beschäftigten sie sich nicht mit den ideologischen Aspekten und verfolgten den Kriegsverlauf nur am Rand. Interessant scheint mir hier die Tatsache, dass sie Hitler ausschliesslich als Person und nicht als Politiker in einer bestimmten Funktion oder Rolle wahrnahmen. Darin wird deutlich, dass ihre Wahrnehmung primär über die Beziehungsebene lief.

³⁴⁴ Feisst, Tätigkeitsbericht, S. 18.

Dass es auch in der Schweiz Anhänger und Anhängerinnen des Nationalsozialismus gab, deuteten die befragten Frauen zwar an, verorteten sie aber dezidiert nicht in ihrem persönlichen Umfeld oder Dorf, sondern weit weg im Unterland. Leni Gantenbein erzählte in diesem Zusammenhang die ‚urban legend‘ von Hakenkreuzfahnen, welche auf dem Estrich für den Fall einer deutschen Besetzung bereitlagen.

Auch mit der Geistigen Landesverteidigung setzten sich die interviewten Frauen kaum auseinander. Sie nahmen einzelne Aspekte wie die mythologische Aufladung der Berge, die Überhöhung der bäuerlichen Lebensweise und die verbale Zurückhaltung auf und verinnerlichten sie stark. Die ideologische Aufwertung der weiblichen Tätigkeitsfelder und der traditionellen Geschlechterrollenvorstellungen, wodurch der Haushalt zu einem weiblichen Bewährungsfeld an der inneren Front und ‚Hausfrau‘ und ‚Mutter‘ zu einem dichten nationalen Stereotyp verschmolzen wurden, entsprachen ihren persönlichen Erlebniswelten nur teilweise, bestärkten sie aber dennoch in ihren Verhaltensweisen. Die über das Rationierungssystem und die Ernährungspropaganda verstärkte Zuschreibung von Frau mit Haushalt, Kochen und Kinderbetreuung blieb weit über die Kriegszeit hinaus wirksam und schwächte sich erst während der Hochkonjunktur etwas ab.³⁴⁵ Obwohl meine Interviewpartnerinnen nie ausschliesslich Hausfrauen und Köchinnen waren, hatte für sie die traditionelle Aufteilung der Handlungsräume ihre Richtigkeit. Darüber begannen sie aber erst im hohen Alter zu reflektieren.³⁴⁶

³⁴⁵ Tanner, Fabrikmahlzeit, S. 435-437.

³⁴⁶ Dora Bandlti, 4/A 170-234; Leni Gantenbein, II 11; Elisabeth Heim, II 49; Christina Vinzens, II 34-II 36.

11. „50 Jahre ist es sicher immer mehr oder weniger bergauf gegangen.“ – leichtere Arbeit und abnehmende Begegnungsräume

Dass es ein halbes Jahrhundert lang aufwärts ging, stellte Leni Gantenbein während der Gesprächssequenz über die Veränderungen in der Landwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg fest. Den Beginn dieses 50-jährigen Aufstiegs setzte sie Mitte der 1930er-Jahre an und präzisierte meine Frage, ob dies auch auf die Kriegszeit zutreffe, mit der Aussage „hauptsächlich nach dem Krieg“¹. Diese Sichtweise vertrat auch Elisabeth Heim, obwohl ihr Zeithorizont eine weniger lange Spanne umfasste und sie sich am biblischen Referenzrahmen orientierte: „Es hat dann geheissen, jetzt würden dann vielleicht sieben gute Jahre kommen.“² Damit ordneten sich beide Bäuerinnen in jenes Wahrnehmungsmuster ein, welches das optimistische Lebensgefühl der 1950er- und 1960er-Jahre und die Aussicht auf bessere Lebensbedingungen spiegelte.³

Das Referenzwerk für die agrarpolitischen Entwicklungen in der Schweiz in den ersten beiden Dritteln des 20. Jahrhunderts ist die umfassende Studie von Baumann und Moser *Bauern im Industriestaat*.⁴ In neuen Forschungen zur Schweiz der 1950er- und 1960er-Jahre wird auf Themen wie Kalter Krieg, Konsum, wirtschaftliche, gesellschaftliche und technische Umwälzungen fokussiert.⁵ Wegweisende Erkenntnisse zu den gesellschaftlichen Umbrüchen und Prozessen liefern die Aufsätze von Tanner und Siegenthaler.⁶

Bereits in den 1920er-Jahren setzte mit der Entwicklung und Verbreitung einzelner Apparate wie dem Bügeleisen oder Radio der Technisierungsprozess ein, welcher sich dann in den 1950er-Jahren verstärkte und allmählich alle Lebensbereiche durchdrang. Mit der

¹ Leni Gantenbein, 1/B 282-292.

² Elisabeth Heim, I 32.

³ Tanner, Schweiz in den 1950er Jahren, S. 19.

⁴ Baumann, Werner, Peter, Moser, Bauern im Industriestaat. Agrarpolitische Konzeptionen und bäuerliche Bewegungen in der Schweiz 1918-1968, Zürich 1999.

⁵ Albrecht, Jürg, Georg Kohler, Bruno Maurer (Hg.), Expansion der Moderne. Wirtschaftswunder – Kalter Krieg – Avantgarde – Populärkultur, Chur 2010 (outlines, 5); Buomberger, Thomas, Peter Pfrunder (Hg.), Schöner leben, mehr haben. Die 50er Jahre in der Schweiz im Geiste des Konsums, Zürich 2012.

⁶ Tanner, Jakob, Die Schweiz in den 1950er Jahren. Prozesse, Brüche, Widersprüche, Ungleichzeitigkeiten, in: Jean-Daniel Blanc, Christine Luchsinger (Hg.), achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit, Zürich 1994 (Prozesse und Strukturen 1), S. 19-50; Siegenthaler, Hansjörg, Strukturen und Prozesse in der Schweizergeschichte der Nachkriegszeit, in: Jean-Daniel Blanc, Christine Luchsinger (Hg.), achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit, Zürich 1994 (Prozesse und Strukturen 1), S. 11-17.

Technisierung von Haus und Hof wurden Annehmlichkeiten und ein ‚besseres Leben‘ versprochen, welches als effizient, rational, sparsam und gleichzeitig genussvoll und ästhetisch beworben und imaginiert wurde.⁷

In diesem Kapitel formuliere ich Antworten auf folgende Fragen:

- Wie veränderte die Technisierung in der Landwirtschaft und im Haushalt die Handlungsräume und Arten der Beziehungspflege?
- Wie gingen die interviewten Frauen damit um, dass ihre Arbeiten weniger streng und teilweise auch weniger zeitintensiv wurden?

Von Bedeutung ist hier, dass ich keine linearen Fortschrittsperspektiven entwickeln möchte, sondern die vielfältigen Formen der Aneignung und des Umgangs mit Erneuerungen betrachte.⁸

Die Nachkriegsperiode der 1950er- und frühen 1960er-Jahre zeichnete sich dadurch aus, dass der überwiegenden Anzahl der Akteurinnen und Akteure die Welt trotz periodisch wiederkehrender Zuspitzungen des Kalten Kriegs als stabil und berechenbar erschien.⁹

Die Bevölkerung in den ländlichen Alpengegenden eignete sich nach und nach Elemente des modernen Lebensstils an. Die technischen Umwälzungen setzten in der Landwirtschaft in den 1950er-Jahren ein; die Strukturveränderung erreichte in den 1960er-Jahren ihren Höhepunkt.¹⁰ In Gebieten, welche sich in den 1950er-Jahren nicht als Tourismusorte etablieren konnten, veralteten die Landwirtschaftsstrukturen zunehmend; und viele innovationsunfähige Industriebetriebe mussten in den 1960er-Jahren schliessen. Obwohl das Berggebiet nach dem Zweiten Weltkrieg einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte, vergrösserten sich die Unterschiede zwischen den Gemeinden, welche am Aufschwung teilhatten und jenen ohne Aufschwung.¹¹ In den Bergregionen war die Mechanisierung allerdings wegen der Oberflächengestaltung – steile Hänge, unebenes Gelände – nur eingeschränkt möglich.¹² In vielen solchen Gebieten erreichte die Marginalisierung ihren Höhepunkt Ende der 1950er-Jahre. Der Symbolcharakter des Alpenraums als nationaler

⁷ Schuhmacher, Coolness, S. 80.

⁸ Baumann, Moser, Bauern, S. 28-29; Lehm Brock, Verena, Zugänge zur ländlichen Gesellschaft, 30.04.2011, St. Gallen, in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3661> [Stand 24.05.2011].

⁹ Siegenthaler, Strukturen und Prozesse, S. 12-14; Baumann, Moser, Bauern, S. 10-13; König, Kreis, Meister, Romano, Dynamisierung, S. 14.

¹⁰ Kruker, Alpine Kultur, S. 1008; König, Kreis, Meister, Romano, Einleitung, S. 16-17.

¹¹ Kruker, Alpine Kultur, S. 1007, 1027.

¹² Meyer, Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik, S. 982-983.

Identifikationsraum verstärkte sich in dieser Zeit. Er wurde nicht nur touristisch benutzt, sondern manifestierte sich auch in einer politisch und verbandsmässig gut organisierten Lobby.¹³

Für Frauen verlief die Modernisierung in den 1950er-Jahren sehr zögerlich.¹⁴ Die Mechanisierung der Berglandwirtschaft wurde nicht durchwegs als positiv empfunden. Obwohl die Arbeit erleichtert wurde, bestanden in der Zeit vor der Modernisierung mehr Gelegenheiten für zwischenmenschliche Kontakte, beispielsweise bei gemeinsamen Mahlzeiten. Anspannung und Einsamkeit nahmen mit der Mechanisierung zu. Die Arbeitszeiten der Bauern, womit ausschliesslich die Männer gemeint sind, stiegen stark an und viele wurden öfter krank.¹⁵

11.1 „Wir hatten eigentlich in einer günstigen Zeit einen Bauernhof.“ – Agrarpolitik und Mechanisierung

Leni Gantenbein beurteilte ihre aktive Zeit als Bäuerin positiv und machte dies sowohl an den steigenden Viehpreisen wie auch an der Tatsache fest, dass „man eben doch etwas Rappen“ hatte.¹⁶ Nach der Einführung der Viehhalterbeiträge – Direktzahlung für Kuhhaltung ohne Milchabgabe – gegen Ende der 1950er-Jahre verbesserten sich die bäuerlichen Lebensverhältnisse stark.¹⁷ Und die in den 1960er-Jahren etablierte Vertragsaufzucht, welche dem Bergbauern einen geregelten Verkaufspreis für die Aufzucht von Kälbern garantierte, bedeutete ein kalkulierbares bäuerliches Einkommen.¹⁸ Im Nahrungsmittelbereich förderte und regulierte die Politik nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur die Produktion und Verarbeitung, sondern auch die Verwertung von strukturell wie auch naturbedingten punktuellen Überschüssen. Damit einher ging eine Homogenisierung der Landwirtschaft in sozialer wie auch produktionstechnischer Hinsicht.¹⁹ Diese ‚Industrialisierung der Ernährungswirtschaft‘ wird auch als dritte agrarische Revolution bezeichnet, obwohl die Produktionsprozesse weit weniger industrialisiert wurden als die Verarbeitung der

¹³ Kruker, Alpine Kultur, S. 1008; König, Kreis, Meister, Romano, Einleitung, S. 16-17.

¹⁴ König, Kreis, Meister, Romano, Dynamisierung, S. 18.

¹⁵ Kruker, Alpine Kultur, S. 1034-1035; Meyer, Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik, S. 993.

¹⁶ Leni Gantenbein, 1/B 296-310.

¹⁷ Kruker, Alpine Kultur, S. 1034.

¹⁸ Huber, Landwirtschaft im Prättigau, S. 68.

¹⁹ Moser, Neue Perspektiven, S. 64-65.

Agrarerzeugnisse. Wegen der Zyklizität der Produktionsprozesse stellte sich der bäuerliche Familienbetrieb als die geeignetste Form heraus, weshalb die Politik primär aus ökonomischen, nicht aus ideologischen Gründen auf Familienbetriebe setzte.²⁰ Gleichzeitig bewegte sich die Ernährung der westlichen Welt in den 1950er-Jahren immer mehr von ihrer erneuerbaren Bodengrundlage weg, allerdings zum Preis zunehmender Abhängigkeit von nur begrenzt vorhandenen mineralischen Ressourcen und einer „neuen Landnahme“ in den Ländern des Südens.²¹

Mit dem Motormäher, der die Sense ablöste, setzte Mitte der 1940er-Jahre die Mechanisierung der Landwirtschaft ein. Der Mäher stellte die erste einschneidende Änderung in der Berglandwirtschaft dar.²² Als Transportfahrzeuge wurden zunächst einachsige, später zweiachsige geländegängige Gefährte benutzt. In der Berglandwirtschaft konnte wegen des schwierigen Geländes die Technisierung nicht im gleichen Mass vorangetrieben werden wie im Flachland, was die Marginalisierung der Berglandwirtschaft noch verstärkte.²³

Dass Elisabeth Heim die Handhabung des Motormähers nicht lernen wollte, habe ich in Kapitel 8 dargestellt. Der Mechanisierung stand sie ambivalent gegenüber. Dies zeigte sich einerseits darin, dass sie die Traktoren sowohl als „Hilfsmittel“ wie auch als „solches Zeug“²⁴ bezeichnete und sich zu jenen Personen zählte, für die Traktoren „zu viel Spektakel [...], zu viel Lärm“²⁵ verursachten. Andererseits erzählte sie mit hörbarer Befriedigung, dass eine Base ihres Manns die Traktoren für „Unfug“ hielt und fügte an: „Danach hatte ihr Enkel auch sofort einen angeschafft. Das dann schon. Danach ertrugen sie es dann. <lacht> Den anderen zu sagen, was sie tun müssen, ja.“²⁶ Hier positionierte sich Elisabeth Heim als Befürworterin der ‚Motoren‘. Der abschliessende Satz zeigt deutlich, dass diesbezügliche Diskussionen mit einer gewissen Vehemenz geführt wurden und als Handlungsanweisungen konkretisiert worden waren.

Leni Gantenbein kam auf die Mechanisierung ihres Bauernbetriebs zu sprechen, als sie von den Berufsfindungsprozessen ihrer Söhne erzählte, wobei die wichtigste Frage war, ob und welcher Sohn den Hof übernehmen würde. Der älteste arbeitete bis ungefähr 20 auf dem Hof mit. Leni Gantenbein hielt fest: „Einen Transporter haben wir ihm dann gekauft, einen

²⁰ Moser, Neue Perspektiven, S. 67; Baumann, Moser, Bauern, S. 375-380.

²¹ Moser, Neue Perspektiven, S. 71.

²² Kruker, Alpine Kultur, S. 1023.

²³ Kruker, Alpine Kultur, S. 1025; Moser, Staatliche Agrarpolitik, S. 57-58.

²⁴ Elisabeth Heim, I 32.

²⁵ Elisabeth Heim, I 40.

²⁶ Elisabeth Heim, I 40.

Mistzetter ... Einen Mähmotor hat man natürlich schon lange vorher gehabt.“²⁷ Die Aussage, dass die Maschinen für den Sohn angeschafft wurden, verweist darauf, dass die Eltern sich bemühten, attraktive und moderne Bauernarbeit zu ermöglichen. An einer anderen Stelle hielt Leni Gantenbein zudem fest, dass sie und ihr Mann „schon ziemlich bei den ersten“ waren, welche die Maschinen anschafften, und begründete dies so: „Die Knaben sind dann eben gekommen und dann musste zuerst ein Mähmotor gekauft werden, danach auch ein Transporter und eine Heubelüftung.“²⁸ Die Verwendung von ‚müssen‘ und der Anstoss durch die Söhne zeigen, dass diese einen gewissen Druck auf die Eltern ausübten und sie zu den Anschaffungen drängten. Das Spannungsfeld bestand für Leni Gantenbein zwischen den Söhnen, die sie als „fortschrittlicher gesinnt“ beschrieb, und ihrem Mann, welchen sie lachend als „Konservativen“ bezeichnete.²⁹ Dass sie oftmals zwischen den beiden Parteien stand, sich aber bemühte, ihren Mann zu verstehen, zeigt die folgende Aussage: „Ich habe mir dann schon auch überlegt, er musste oft nachgeben. Er war für das Alte und dennoch machte er das Neue oft auch mit.“³⁰ In einer späteren Sequenz betonte Leni Gantenbein zudem, dass ihr Mann „sehr“ für die Heubelüftung war und erklärte dies wie folgt: „Er hatte nämlich im Winter fast Asthma vom Heustaub. Mit der Heubelüftung war diesem dann ‚abbekommen‘, das Heu stieb dann nicht mehr so sehr. Ja, in dieser Hinsicht war er dann noch grosszügig <lacht>.“³¹ Hier manifestiert sich der Nutzen, den Herr Gantenbein persönlich von der Heubelüftung hatte. Gleichzeitig weist die Qualifizierung ‚grosszügig‘ auf einen durchaus selbstbezogenen und eigennützigen Entscheid.

Dass diese Investitionen die Söhne nicht zur Übernahmen des Bauernbetriebs motivieren konnten, was vor allem ihr Mann erhoffte,³² hielt Leni Gantenbein kurz und bündig fest: „Und schliesslich gingen sie dann eben doch <lacht>.“³³ Die günstige Wirtschaftslage bot ausserhalb der Landwirtschaft bessere Einkommen, weshalb in den 1950er- und 1960er-Jahren vor allem viele Männer aus der Landwirtschaft abwanderten oder sich nicht mehr hauptberuflich in der Landwirtschaft betätigen wollten.³⁴

Leni Gantenbein und ihr Mann führten den Hof einige Jahre allein weiter, wobei sie beim Heuen auf die Hilfe ihrer Söhne zählen konnten. Dann verkauften und verpachteten sie das

²⁷ Leni Gantenbein, 1/B 213-236.

²⁸ Leni Gantenbein, I 36; cf. dazu Gredig, Willi, Unter Strom, S. 161-162.

²⁹ Leni Gantenbein, 2/B 401-426.

³⁰ Leni Gantenbein, 2/B 401-426.

³¹ Leni Gantenbein, I 36.

³² Leni Gantenbein, 1/B 8-26.

³³ Leni Gantenbein, I 36.

³⁴ Meyer, Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik, S. 979-982; König, Kreis, Meister, Romano, Dynamisierung, S. 14-15.

Land.³⁵ Mit der Abwanderung und der Aufgabe von vorwiegend kleinen Betrieben veränderte sich zwar die Nutzung der Flächen nicht grundlegend, aber sie konzentrierte sich auf weniger Bauern, die zusätzlich zu ihrem eigenen Boden Pachtland bewirtschafteten. Zudem konnte die technische Ausrüstung besser genutzt werden. Mit der Betriebsvergrößerung nahmen auch die Viehbestände zu. Damit konnte man nicht mehr alle Tiere im Winter in den verschiedenen Ställen der Vorwinterung und im Maiensäss auszufüttern. In der Folge baute man Erschliessungsstrassen, um das Heu ins Tal zu transportieren, wo es im Winter verfüttert werden konnte.³⁶ Der technische Aufschwung fiel in eine Zeit des Arbeitskräftemangels, weshalb die fehlenden Arbeitskräfte durch Maschinen ersetzt wurden.³⁷

Zu den Veränderungen in der Landwirtschaft hielt Leni Gantenbein ganz allgemein fest: „Wer einfach noch am Alten hing, hatte es in den letzten 50 Jahren nicht einfach, bei diesem Umsturz, den es gegeben hat. Das war, glaube ich, vorher in 100 Jahren und noch länger keine solche Wandlung wie jetzt.“³⁸ Damit zeigte sie, die selber Neuerungen positiv gegenüber stand, Verständnis für ihren Mann und ‚die Konservativen‘. Gleichzeitig nahm sie eine historische Einschätzung vor, welche zumindest für die Berglandwirtschaft zutrifft.

11.2 „Das waren schon gute Erneuerungen.“ – Haushalttechnik

Mit dieser allgemeinen Bewertung schloss Christina Vinzens eine Gesprächssequenz über elektrische Geräte im Haushalt ab. Während ihrer Ausführungen hielt sie fest, dass die Arbeiten „etwas angenehmer“ waren, ihr aber „nicht viel freie Zeit“ bescherten.³⁹

Die Haushalttechnik führte nicht zur ‚Befreiung der Frau‘ von ihren Aufgaben als Hausfrau. Die vielen Haushaltgeräte – Bügeleisen, Waschmaschine, Staubsauger, Kühlschrank und so weiter – trugen zwar zur Erleichterung der Hausarbeit bei und machten das Leben bequemer, Mühelosigkeit, Individualität und Unabhängigkeit wurden mit ihnen in Verbindung gesetzt,

³⁵ Leni Gantenbein, 1/B 8-26.

³⁶ Huber, Landwirtschaft im Prättigau, S. 70; Casal, Wandlungen, S. 86; Meyer, Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik, S. 981.

³⁷ Meyer, Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik, S. 982.

³⁸ Leni Gantenbein, 2/B 401-426.

³⁹ Christina Vinzens, I 37.

sie verringerten jedoch den Zeitaufwand kaum, denn parallel dazu stiegen die hygienischen Standards sowie die kulinarischen und ästhetischen Ansprüche.⁴⁰

Die Voraussetzung für die elektrischen Geräte inklusive der Waschmaschine stellten die Anschlüsse von Strom und Wasser in den Häusern dar. 1960 floss in ländlich-bäuerlichen Gebieten bei rund zwei Dritteln der Haushaltungen in Küche und Bad warmes Wasser aus dem Hahn. Dadurch wurde Zeit für die Heisswasseraufbereitung auf dem Herd gespart. Das Wasser wurde mit einem Elektroboiler oder Gasdurchlauferhitzer erwärmt.⁴¹

Elisabeth Heim sagte über die Anlage des Wasserleitungsnetzes in ihrem Dorf Folgendes: „So nach und nach hat es sich dann schon eingelebt, dass die Leute sich daran gewöhnt haben.“⁴²

„Einleben“ und „gewöhnen“ zeigen, wie stark das fliessende Wasser im eigenen Haus das Leben der Menschen veränderte. Sie selber, die das Wasser „ziemlich weit“ tragen musste, bezeichnete diese Neuerung als „kommod“ [bequem].⁴³ In diesem Zusammenhang erzählte sie, wie sie einem älteren Mann, welcher ein Stück Land verkauft hatte und das Wasser am gleichen Brunnen wie sie schöpfte, aber eine viel grössere Distanz zu seinem Haus zurücklegen musste, folgenden Rat gab: „Du, jetzt müsstest du nicht mehr Wasser tragen. Jetzt könntest du auch eine Leitung machen lassen. Dann sagte er zu mir: ‚Ja, hör zu, da musst du mich nicht belehren. Ich hätte schon Rappen, um eine Leitung machen zu lassen. Aber dies kann ich tragen und die Jungen helfen mir, das Wasser zu tragen.‘ [...] Er wollte selber noch nicht. <lacht> Ja. Ja, so hat man dann manchmal beobachtet.“⁴⁴ Diese Begebenheit spiegelt, dass die Arbeitserleichterung für Elisabeth Heim so gross war, dass sie mit einer gewissen Nachdrücklichkeit auch ihren Brunnennachbarn davon überzeugen wollte. Gleichzeitig realisierte sie, dass der Entscheid für die Einrichtung zu unterschiedlichen Zeitpunkten erfolgte, nämlich dann, wenn die Bereitschaft unabhängig von den finanziellen Aufwendungen vorhanden war.

Sowohl Leni Gantenbein wie auch Elisabeth Heim bezeichneten ‚das Elektrische‘ als wichtige Veränderung nach dem Zweiten Weltkrieg.⁴⁵ Einer von Leni Gantenbeins Söhnen war gelernter Elektriker und „wusste, was man alles konnte <lacht>“⁴⁶. Seit Mitte der 1960er-

⁴⁰ Schumacher, Coolness, S. 80-81, Tanner Schweiz in den 1950er Jahren, S. 38; Gredig, Willi, Unter Strom, S. 150.

⁴¹ Schumacher, Coolness, S. 76; Tanner, Schweiz in den 1950er Jahren, S. 32.

⁴² Elisabeth Heim, I 42.

⁴³ Elisabeth Heim, I 38.

⁴⁴ Elisabeth Heim, I 43.

⁴⁵ Leni Gantenbein, 3/B 5-18; Elisabeth Heim, I 38.

⁴⁶ Leni Gantenbein, 3/B 40-100.

Jahre – das Dorf wurde zu Weihnachten 1968 ans Stromnetz angeschlossen⁴⁷ – besaßen die Gantenbeins einen Benzinmotor und konnten so eine Batterie aufladen, mit der sie an einem Abend oder auch zwei Abenden Licht herstellen konnten.⁴⁸ Damit die Neonröhre über dem Küchentisch oder das Bügeleisen funktionierten, musste Leni Gantenbein „den Motor laufen“⁴⁹ lassen. Im Weiteren hielt sie fest, dass an ihrem Wohnort „alles zusammen kam“, was für viele einen „rechten Kostenpunkt“ darstellte, und dass die Waschmaschine und Kühltruhe zuerst angeschafft wurden, erst danach Badezimmer und Boiler sowie eine Zentralheizung.⁵⁰

Elisabeth Heim hielt zum Strom im eigenen Haushalt abschliessend fest, den „gebe man nicht mehr [her]“. ⁵¹

Damit eine Waschmaschine benutzt werden konnte, war der Anschluss an das kommunale Wasserleitungs- und Stromnetz notwendig. Dadurch stiegen die Wasserkosten, denn das Leitungswasser kostete Geld.⁵² Nachdem Elisabeth Heim ausgeführt hatte, dass nach dem Strom die Waschmaschinen in die Häuser kamen,⁵³ verblüffte mich ihre Antwort auf meine Frage, wann sie denn eine Waschmaschine gekauft habe: „Ich habe nie keine gehabt. Nein.“⁵⁴ Sie erklärte, dass sie „ein eigenes Wasser“ besaßen, welches aber „für eine Waschmaschine zu wenig [Wasser] lieferte“⁵⁵ und führte weiter aus, dass „es immer so blieb“, weil sie ihr eigenes Wasser „gratis“ hatten und „diese [Leute] so viel bezahlen müssen für das Wasser der Gemeinde.“⁵⁶ Abschliessend fügte sie an, dass „[es] auch in der anderen Gegend des Dorfs dasselbe Problem gab: eigenes Wasser, aber zu wenig geliefert.“⁵⁷ Hier zeigt sich, wie Elisabeth Heim mit den Faktoren Zeit und Geld rechnete. Ihren Zeitaufwand für die Handwäsche den Wasserkosten für die Waschmaschine als Frankenbetrag gegenüberzustellen, kam ihr gar nicht in den Sinn. Das ist typisch für das bäuerliche Umfeld, wo die Umrechnung von Zeitaufwand in Geldwert nicht üblich war. Dass sie erwähnte, nicht die einzige ohne Waschmaschine gewesen zu sein, zeigt, wie gut die Dorfbewohnerinnen über die Ausstattungen anderer Bescheid wussten.

⁴⁷ Gredig, Willi, Unter Strom, S. 142.

⁴⁸ Leni Gantenbein, 3/B 5-18.

⁴⁹ Leni Gantenbein, 3/B 33-40.

⁵⁰ Leni Gantenbein, 3/B 33-40.

⁵¹ Elisabeth Heim, I 39.

⁵² Gredig, Willi, Unter Strom, S. 145-147; Kurz, Wäschepflege, S. 34.

⁵³ Elisabeth Heim, I 40.

⁵⁴ Elisabeth Heim, I 44.

⁵⁵ Elisabeth Heim, I 44.

⁵⁶ Elisabeth Heim, I 44.

⁵⁷ Elisabeth Heim, I 44.

Die Zahl der Haushalte, welche über eine Waschmaschine verfügte, verdoppelte sich in der Schweiz im Verlauf der 1950er-Jahre auf über 70 Prozent, wobei die halb- oder vollautomatischen Modelle einen Drittel der installierten Geräte ausmachten.⁵⁸ Der erste Vollwaschautomat kam 1946 in den USA, 1951 in Deutschland auf den Markt. Die Geräte waren sehr teuer, weshalb sie in der Anfangsphase tageweise an Haushalte vermietet wurden.⁵⁹ Gemeinschaftswaschanlagen etablierten sich im Prättigau wegen der Siedlungsstruktur – Streusiedlung, Einzelhöfe – nur vereinzelt.⁶⁰

Die Tatsache, dass Elisabeth Heim keine Waschmaschine besass, zeigt zudem, dass die Verallgemeinerung, wonach in den 1950er-Jahren der Washtag zur lästigen Pflicht wurde und die Frauen bestrebt gewesen seien, möglichst viel durch mechanische Hilfe zu ersetzen,⁶¹ auf bäuerliche Verhältnisse nicht flächendeckend zutraf.

Christina Vinzens erinnerte sich beim Stichwort ‚Waschmaschine‘ zuerst an die Waschküche, welche ihr Mann in ihrem Haus einbaute, beschrieb die Einrichtung und hielt dann fest: „Mit der Zeit schaffte er mir dann eine Waschmaschine an. [...] Es war schon auch eine Erleichterung.“⁶² Anschliessend erzählte sie, wie ihre Mutter die Wäsche für die ganze Familie in der Küche in einem grossen Hafen kochen und sowohl im Sommer als auch im Winter am Brunnentrog ausspülen musste. Dazu hielt sie fest: „Das war eine Arbeit. Ja, ja. (...) Sie hatten es schon nicht leicht, die Frauen damals. (...) Ich denke jetzt manchmal, wenn ich die Waschmaschine fülle: ‚Wenn das Mami dies auch hätte tun können‘.“⁶³

Der technische Fortschritt stimmte Christina Vinzens, obwohl sie die Annehmlichkeiten schätzte, im direkten Vergleich mit der Generation ihrer Mutter nachdenklich.

Leni Gantenbein wusch, auch als sie noch keine Waschmaschine besass, ein Mal pro Woche jeweils am Montag. Dies deshalb, weil sie die Arbeit lieber in kleineren Portionen erledigen wollte. Beim Vergleich von Hand- und Maschinenwäsche hielt sie fest: „Ich möchte jetzt behaupten, dass es genauso sauber wurde, wie jetzt mit der Maschine, aber mehr Mühe war dahinter. <lacht> [...] Ja, ja, man kann es sich schon fast nicht mehr vorstellen, wie man es machen würde.“⁶⁴ Interessant ist hier, dass Leni Gantenbein davon ausging, die Maschine würde sauberer waschen. Stellte doch gerade dies eine Herausforderung in der Entwicklung

⁵⁸ Schumacher, Coolness, S. 77; Tanner, Schweiz in den 1950er Jahren, S. 30.

⁵⁹ Schmitz, Erfindungen, S. 122-123.

⁶⁰ Gredig, Willi, Unter Strom, S. 147.

⁶¹ Kurz, Wäschepflege, S. 15.

⁶² Christina Vinzens, I 28.

⁶³ Christina Vinzens, I 29.

⁶⁴ Leni Gantenbein, 2/B 586-618.

der Geräte dar.⁶⁵ Gleichzeitig spiegelt sich in dieser Aussage, wie nachhaltig das Marketing mit der Bewerbung der Waschmaschine mit den Stichworten ‚sauber‘ und ‚leichter‘ war.

Das elektrische Bügeleisen stellte jenen elektrothermischen Apparat dar, welcher von Beginn weg grosse Verbreitung in der Schweiz fand. Bügeleisen waren seit etwa 1910 verfügbar, wurden aber zuerst in den Hotels verwendet und erst seit den 1920er-Jahren zunehmend auch in den Privathaushalten. Es war mit 25 bis 35 Franken Anschaffungskosten und 12 bis 25 Franken Pauschalkosten pro Jahr ein relativ billiges Gerät. Bei einem einem Tagesverdienst von 2.50 Franken musste man dafür zu Beginn der 1930er-Jahre 10 bis 14 Tage arbeiten.⁶⁶ Alle interviewten Frauen verwendeten etliche Jahre Kohleeisen, bevor sie ein elektrisches Gerät kauften.⁶⁷ Leni Gantenbin hielt das Bügeleisen für „etwas vom Besten“⁶⁸, Christina Vinzens fand es „herrlich“⁶⁹ und Elisabeth Heim bezeichnete es als „Kommodität“ sowie als „Geschenk“⁷⁰. Auch wenn das Bügeln mit dem elektrischen Eisen ähnlich viel Zeit in Anspruch nahm wie mit dem Kohleeisen, schätzten die Frauen, dass sie jederzeit bügeln konnten und keine Vorbereitung des Eisens nötig war.⁷¹ Elisabeth Heim hielt fest, dass sie 25 Jahre dasselbe elektrische Bügeleisen benutzte, bis „die Jungen“ es fürs Bügeln der Skier benötigten und ihr ein neues schenkten.⁷²

Die Aussagen zum Staubsauger fielen noch karger aus als diejenigen zum Bügeleisen. Auf meine Frage, welches Haushaltgerät für sie das wichtigste war, nannte Christina Vinzens den Staubsauger zwar an erster Stelle, verlor aber kein Wort mehr dazu.⁷³ Elisabeth Heim sagte, dass sie „erst später einmal“ einen kaufte und meinte, „man [habe] schon mitgemacht.“⁷⁴ Leni Gantenbein sagte, sie sei für den Staubsauger „eigentlich schon“⁷⁵ offen gewesen, und hielt fest, dass die Reinigung rascher und weniger mühsam als das Fegen des Bodens war.⁷⁶ Dieselbe Erfahrung beschrieb auch Dora Bandtli. Sie bezeichnete die Möglichkeit, mit dem

⁶⁵ Kurz, Wäschepflege, S. 15.

⁶⁶ Gredig, Willi, Unter Strom, S. 142; Kurz, Wäschepflege, S. 221-223; Baumann, Moser, Bauern, S. 79.

⁶⁷ Christina Vinzens, I 25; Leni Gantenbein, 3/B 40-100; Elisabeth Heim, I 42.

⁶⁸ Leni Gantenbein, 3/B 40-100.

⁶⁹ Christina Vinzens, I 37.

⁷⁰ Elisabeth Heim, I 42.

⁷¹ Leni Gantenbein, 3/B 114-157; Christina Vinzens, I 26.

⁷² Elisabeth Heim, I 49.

⁷³ Christina Vinzens, I 25.

⁷⁴ Elisabeth Heim, I 49.

⁷⁵ Leni Gantenbein, 3/B 40-100.

⁷⁶ Leni Gantenbein, 3/B 114-157.

Staubsauger zu reinigen als „herrlich“⁷⁷ und fand: „Mit dem Flaumer hat man den Staub mehr aufgewirbelt.“⁷⁸

Der Staubsauger galt seit den 1950er-Jahren als Selbstverständlichkeit und war in zwei Dritteln der Schweizer Haushaltungen vorhanden.⁷⁹

Der Kühlschrank wurde in den 1950er-Jahren zu einem Symbol „gut gelingender Durchschnittlichkeit“⁸⁰, und gehörte seit den 1960er-Jahren zum „lebensnotwendigen Standard“⁸¹. Er wurde in dieser Zeit in Schweizer Küchen eingebaut und befand sich in den 1960er-Jahren bereits in über der Hälfte aller Haushaltungen.⁸² In der Schweiz kamen die ersten Sibir-Kühlschränke, welche Ingenieur Hans Stierlin entwickelt hatte, 1944 auf den Markt. Zu Beginn der 1950er-Jahre verfügte Sibir dank des guten Absatzes bereits über ein kleines Monopol.⁸³ Steigende Reallöhne und sinkende Gerätepreise machten den Kühlschrank ab Mitte der 1950er-Jahre auch für niedrigere Einkommen erschwinglich.⁸⁴ Der Kühlschrank bot zwar neue Möglichkeiten der Konservierung von Esswaren und Getränken, was mit Geld- und Zeitsparen beworben wurde, verursachte aber auch neue Arbeit durch den wöchentlichen Putzbedarf sowie durch die Propagierung von aufwendigen Speisen, deren Lagerung im Kühlschrank notwendig war.⁸⁵

Für Bäuerinnen stellte vor allem die Kühltruhe, die lange eine marginale Bedeutung hatte,⁸⁶ eine wichtige Konservierungshilfe dar. Hier konnten sie an den allgemeinen Komfortversprechungen der florierenden Marktwirtschaft teilnehmen.⁸⁷

Leni Gantenbein bezeichnete – wie bereits das elektrische Bügeleisen – auch die Kühltruhe als „etwas vom Besten“⁸⁸, führte aber nicht näher aus, was sie darunter verstand. Christina Vinzens erwähnte die Tiefkühltruhe in zwei Sequenzen, wobei sie einmal festhielt: „Aber wenn ich jetzt denke, wie gut man es hat, dass man es nur in die Tiefkühltruhe legen kann.“⁸⁹

⁷⁷ Dora Bandtli, 2/B 372-438.

⁷⁸ Dora Bandtli, 4/A 1-29.

⁷⁹ Schumacher, Coolness, S. 77; Tanner, Schweiz in den 1950er Jahren, S. 30; Gredig, Willi, Unter Strom, S. 143-144.

⁸⁰ Kohler, Konsumglück, S. 8.

⁸¹ Schumacher, Coolness, S. 69.

⁸² Schumacher, Coolness, S. 69; Tanner, Schweiz in den 1950er Jahren, S. 30.

⁸³ Schumacher, Coolness, S. 71.

⁸⁴ Schumacher, Coolness, S. 72.

⁸⁵ Schumacher, Coolness, S. 74; Gredig, Willi, Unter Strom, S. 144-145.

⁸⁶ Schumacher, Coolness, S. 76.

⁸⁷ Kohler, Konsumglück, S. 8; Schumacher, Coolness, S. 73-74.

⁸⁸ Leni Gantenbein, 3/B 40-100.

⁸⁹ Christina Vinzens, 1/A 438-610.

Mit ‚es‘ bezeichnete sie einerseits das Hirschfleisch und andererseits Beeren und Früchte.⁹⁰ In beiden Sequenzen beschrieb sie, wie arbeitsaufwendig der Prozess war, die Lebensmittel haltbar zu machen. Mit der Gefriermöglichkeit fiel diese Arbeit weg, was für Christina Vinzens, die sich über ihre geleistete Arbeit definierte, positiv besetzt war. Dies halte ich für einen Ausdruck dafür, dass sie sich ihre eigene Tüchtigkeit nicht immer wieder neu beweisen musste, sondern ein stabiles Selbstbewusstsein erreicht hatte.

Mit meinen Fragen zu den technischen Erneuerungen im Haushaltsbereich wollte ich einerseits Erfahrungen mit diesen Umbrüchen sichtbar machen und andererseits erkunden, wie die Frauen mit der eingesparten Zeit umgingen und wofür sie diese nutzten. Dazu erhielt ich aber nur wenig substantielle Auskünfte. Sowohl Dora Bandtli wie Elisabeth Heim bejahten meine Frage, ob sie wegen der Haushaltstechnik mehr Zeit zur Verfügung hatten, konnten aber nicht benennen, was sie in der ‚neuen freien Zeit‘ machten.⁹¹ Dora Bandtli wechselte das Thema und Elisabeth Heim wiederholte, dass das Putzen bequemer wurde. Leni Gantenbein hielt fest, dass nur die Waschmaschine Zeitersparnis bedeutete, und betonte, dass sie aber deswegen nicht „etwas anderes“ habe machen können. Als Beispiel erwähnte sie, dass sie nicht ins Dorf einkaufen gehen konnte, weil der Weg zu weit war beziehungsweise sie die Strecke nicht innerhalb der Laufzeit eines Waschmaschinengangs bewältigen konnte.⁹² Hier zeigt sich, dass Leni Gantenbein ihre Zeit als Fussgängerin bemass und einteilte. Dass sie auch mit dem Fahrrad oder dem Moped ins Dorf hätte fahren können, lag ausserhalb ihrer Erfahrungen, was deutlich macht, dass die Technisierung nicht alle ihre Lebensbereiche gleichermassen erfasste.

11.3 „Früher musste man schreiben und heute ruft man dann an.“ – Kommunikation und Information

Diese Antwort gab Leni Gantenbein auf meine Frage, was sich mit der Installation des Telefons im Haus veränderte.⁹³ Besonders interessant scheint mir hier, dass ‚heute‘ in seiner ganzen Relativität zum Ausdruck kommt, hat doch seit Mitte der 1990-er Jahre das Schreiben

⁹⁰ Christina Vinzens, 1/A 438-610 und I 17.

⁹¹ Dora Bandtli, II 20; Elisabeth Heim, II 39.

⁹² Leni Gantenbein, 3/B 114-157.

⁹³ Leni Gantenbein, 3/B 240-298.

aufgrund der neuen Kommunikationsmöglichkeiten wie E-Mail und SMS deutlich zugenommen. Im Blick und in der Erfahrung von Leni Gantenbein spielen diese neuen digitalen Formen aber keine Rolle.

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts verbreitete sich das Telefon kontinuierlich. Erste Telefonnetze entstanden bereits vor 1880, ab 1881 übernahm der Bund deren Bau. Innerhalb von zehn Jahren entstanden über 100 Ortsnetze, welche zu einem nationalen Netz zusammengelegt wurden. Bis weit ins 20. Jahrhundert wurden Gespräche über längere Distanzen über mehrere Zentralen vermittelt, was manuell geschah. Ab 1923 fand eine schrittweise Automatisierung der Zentralen statt.⁹⁴

Leni Gantenbein führte aus, dass mit der Möglichkeit zu telefonieren, die persönlichen Begegnungen und Treffen mit ihren Geschwistern wie beispielsweise beim Einkaufen oder am Sonntag nach dem Gottesdienst deutlich abnahmen. Sie telefonierte regelmässig – ein Mal pro Woche – mit ihnen, wobei wichtig war, dass dies zu Zeiten geschah, die „etwas billiger“ sind, „zwischen fünf und sieben [Uhr], [...] oder am Wochenende“.⁹⁵ Ganz allgemein hielt sie fest: „Mit den Angehörigen hat man mehr Kontakt, das schon.“⁹⁶ Dazu führte sie aus, dass, wenn nichts Aussergewöhnliches sei, ihre Söhne sie ein Mal pro Woche anrufen würden und sie dazwischen ein Mal anrufe: „Das ist jetzt bei uns jetzt einfach so.“⁹⁷ Dieser Anrufrhythmus hat sich deshalb etabliert, weil Leni Gantenbein nicht möchte, dass ihre Söhne „immer das Telefon bezahlen müssen.“⁹⁸ Während Leni Gantenbein die persönlichen Begegnungen und den damit verbundenen Zeitaufwand nicht in Geldwert aufrechnete, war dieser Faktor, gewissermassen im Telefonapparat verkörpert, stets präsent. Diese enge Kopplung macht meines Erachtens auch deutlich, wie viel Wert ihr der regelmässige Kontakt mit ihrer engsten Verwandtschaft war und immer noch ist.

Auch Christina Vinzens fand, dass sie über das Telefon mehr Kontakt mit ihren Verwandten habe, und bezeichnete diese Möglichkeit als „herrlich“.⁹⁹

Sowohl Elisabeth Heim wie auch Christina Vinzens beschrieben in verschiedenen Sequenzen, dass es in ihrem Dorf lange Zeit nur einen einzigen Telefonanschluss gab, und zwar im Hotel Post. Beide hielten fest, dass die Distanz von ihrem damaligen Wohnort zum Telefon

⁹⁴ Telefon, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D27832.php> [Stand 05.08.2014]

⁹⁵ Leni Gantenbein, 3/B 240-298.

⁹⁶ Leni Gantenbein, 3/B 240-298.

⁹⁷ Leni Gantenbein, 3/B 240-298.

⁹⁸ Leni Gantenbein, 3/B 240-298.

⁹⁹ Christina Vinzens, I 41.

ziemlich gross war und man das Telefon nur benutzte, wenn man einen Arzt benötigte.¹⁰⁰ Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts waren die Telefonanschlüsse noch sehr teuer.

Gewerbetreibende und Hotels sowie die Gemeindeverwaltung, der Arzt und Pfarrer verfügten über einen Anschluss. Diese Anschlüsse stellten eine ‚inoffizielle Sprechstelle‘ dar.¹⁰¹ Mit der zunehmenden Installation der Telefone in Privathaushalten veränderte sich auch deren Nutzung. Elisabeth Heim beschrieb dies so: Sie schrieb „schon nicht mehr so viel“, sie benutzte das Telefon „rasch“, hielt es für „kommod“ und „eine Art nicht für zu teuer.“¹⁰² In dieser Aussage verdichtet sich der Wandel exemplarisch, welcher die Telefonie bewirkte.

Eine ähnliche Entwicklung wie beim Telefon zeigte sich bei der Verbreitung der Radioapparate.¹⁰³ Elisabeth Heim berichtete, dass es zuerst nur ein einziges Radio im Dorf gab und die Leute „von weither aus dem Dorf zum Zuhören“ kamen oder dass jemand zuhörte und das Gehörte anschliessend weitererzählte.¹⁰⁴ In der Schweiz wurden seit 1923 unterhaltsame und informative Radiosendungen ausgestrahlt.¹⁰⁵

In den 1930er-Jahren erlebte das Radio trotz Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit einen richtigen Aufschwung. Die Konzessionen nahmen dauernd zu: Im Telefonamt Chur stieg die Zahl zwischen 1932 und 1950 von 5'400 auf 27'000. Dennoch war die Empfangsqualität lange Zeit durch Summen, Kratzen, Pfeifen oder Schweigen beeinträchtigt. Der hohe Anschaffungspreis, die Konzessionsgebühren und Stromkosten wirkten zudem hemmend.¹⁰⁶ Elisabeth Heim wie auch Dora Bandtli vermerkten, dass sie einen Radioapparat geschenkt erhielten. Erstere bezeichnete ihn als „eine gute Besserung“¹⁰⁷ und Dora Bandtli berichtete mit hörbarem Stolz in der Stimme, dass ein Feriengast aus Zürich, welchen „man gut gekannt hat“, ihnen das Gerät schenkte. Es war „fast das erste hier“. Nur die Nachbarn besaßen noch vorher eines.¹⁰⁸

Christina Vinzens erwähnte im Gespräch über den Zweiten Weltkrieg, dass sie das Radio jeweils abgestellt habe, wenn sie Hitler habe sprechen hören.¹⁰⁹ Auf meine Frage, wie oft sie Radio hörte, sagte sie: „Ja, man hat nicht so viel Zeit zum Hören gehabt. Am Abend schon, ja,

¹⁰⁰ Elisabeth Heim, 1/B 278-319, 4/A 233-241, I 33, II 28; Christina Vinzens, I 41.

¹⁰¹ Gredig, Willi, Unter Strom, S. 153-155.

¹⁰² Elisabeth Heim, II 28.

¹⁰³ Gredig, Willi, Unter Strom, S. 158.

¹⁰⁴ Elisabeth Heim, 1/B 320-339.

¹⁰⁵ Treichler, 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 16; Gredig, Willi, Unter Strom, S. 154.

¹⁰⁶ Gredig, Willi, Unter Strom, S. 158.

¹⁰⁷ Elisabeth Heim, I 55.

¹⁰⁸ Dora Bandtli, 4/A 97-126.

¹⁰⁹ Christina Vinzens, 2/B 3-27; cf. dazu Kap. 10.1 in dieser Arbeit.

ja, aber sonst weniger, nein, nein. Man hat bestimmt andere Dinge zu tun gehabt als Radiohören. <lacht>“¹¹⁰ Mit dieser Aussage entsprach sie den damaligen gesellschaftlichen beziehungsweise geschlechtsspezifischen Vorstellungen von Radiohören. In einer anderen Gesprächssequenz hielt sie zudem fest, dass sie hauptsächlich Nachrichten hörte, weil es sie „schon interessierte, was so läuft in der Welt“¹¹¹.

Leni Gantenbein konnte gut rekonstruieren, wann die Familie das erste Radio gekauft hatte: „Ja, als der erste Sohn aus der Schule gekommen ist, das ist 1955 gewesen. [...] Seither hatten wir immer eines.“¹¹² Diese Aussage zeigt exemplarisch, dass die Jahreszahl nur über die Kopplung an ein emotionales und für das eigene oder Familienleben bedeutsames Ereignis erinnert werden konnte.

Wie Christina Vinzens hörte auch Leni Gantenbein vorwiegend Nachrichtensendungen, meistens diejenigen am Mittag, und sonst nur ausgewählte Sendungen, von denen sie dachte, sie würden interessant sein.¹¹³ Allgemein hielt Leni Gantenbein fest, dass sie nicht den ganzen Tag das Radio laufen habe, auch nicht jeden „Mist“ hören wolle und am Abend lieber den Fernseher einschalte.¹¹⁴

Das Fernsehen fasste in Graubünden aus topografisch-empfangstechnischen Gründen erst 1962 Fuss, nämlich als die ersten Sendeanlagen in Betrieb genommen wurden.¹¹⁵ Das Schweizer Fernsehen hatte erste Probesendungen bereits im Sommer 1953 aus der umgebauten Tennishalle des Zürcher Bellerive Hotels gesendet; ab November folgten dann regelmässige Sendungen. 1958 begann der definitive dreisprachige Sendebetrieb und im Frühjahr 1960 waren 100'000 Konzessionen erreicht, was einem theoretischen Anteil von 80 Prozent aller Haushalte entsprach.¹¹⁶ Fernsehapparate stellten in den 1950er-Jahren teure Luxusgeräte dar.¹¹⁷ Ein günstiges Standardgerät kostete rund 1'200 Franken, was zwei bis drei Monatslöhnen einer Stadtzürcher Sekretärin entsprach.¹¹⁸ Viele Fernsehapparate lieferten ein schummriges und wenig kontrastreiches Bild und bei ungünstigen Wetterlagen fiel das Programm oftmals ganz aus.¹¹⁹

¹¹⁰ Christina Vinzens, I 38.

¹¹¹ Christina Vinzens, II 24.

¹¹² Leni Gantenbein, 3/B 298-344.

¹¹³ Leni Gantenbein, 3/B 298-344.

¹¹⁴ Leni Gantenbein, 3/B 298-344.

¹¹⁵ Gredig, Willi, Unter Strom, S. 160.

¹¹⁶ Treichler, 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 16.

¹¹⁷ Schmitz, Erfindungen, S. 107; Tanner, Schweiz in den 1950er Jahren, S. 33-34.

¹¹⁸ Treichler, 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 14.

¹¹⁹ Treichler, 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 14.

Kritische Stimmen sahen wegen des Fernsehers das Familienleben und die Tatkraft des Menschen bedroht. Zudem betrachteten sie diese Art der Unterhaltung und Information als ungeeignet.¹²⁰

Für die interviewten Frauen hatte das Fernsehen in den 1960er- und 1970er-Jahren eine untergeordnete Bedeutung, denn „man drehte nicht wegen allem an“¹²¹, wie Elisabeth Heim dies kurz und bündig ausdrückte. Auch ihre Konsumgewohnheiten veränderten sich im Verlauf der Jahre nur wenig. Elisabeth Heim bevorzugte volkstümliche Sendungen und sah regelmässig die Wetterprognose.¹²² Christina Vinzens wählte gezielt ihr zusagende Sendungen aus und schaute jeden Tag die Vorabend- und Abendnachrichten.¹²³ Lediglich Leni Gantenbein stellte fest, dass sie den Fernseher „vermissen“ würde, und erklärte, dass sie viel allein sei: „Es redet dann doch jemand <lacht>.“¹²⁴ Hier zeigt sich, dass der TV-Apparat kein Ersatz für den fehlenden (Gesprächs-)Partner sein kann.

11.4 Fazit: leichtere Arbeit – weniger direkte Begegnungen

Die Technisierung der Landwirtschaft tangierte die Bäuerinnen nicht stark. Elisabeth Heim lernte den Umgang mit dem Motormäher nicht und stand den Neuerungen ambivalent gegenüber; Leni Gantenbein wiederum war fortschrittlich eingestellt.

Einig waren sich die interviewten Frauen darin, dass ihnen die technischen Haushaltgeräte die Arbeit erleichterten. Obwohl sie angaben, Zeit gewonnen zu haben, konnte keine der Frauen darüber berichten, was sie in dieser ‚freien‘ Zeit jeweils machten. Christina Vinzens hielt die Gefriertruhe für eine grosse Erleichterung, doch weil sie sich stark über ihre Arbeitsleistung identifizierte, war die Truhe für sie nicht der ausführlichen Rede wert. Die schlichten Feststellungen und die fehlenden persönlichen Beschreibungen stehen dafür, dass die Erinnerungen an die neuen Geräte nicht mit starken Emotionen und prägenden Ersterfahrungen verknüpft waren.

Das Telefon ermöglichte in der Einschätzung der interviewten Frauen den Kontakt zur Verwandtschaft in einem dichterem Rhythmus als über persönliche Begegnungen. Gleichzeitig trug es dazu bei, dass die direkten Begegnungen abnahmen.

¹²⁰ Treichler, 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 13; Gredig, Willi, Unter Strom, S. 160.

¹²¹ Elisabeth Heim, II 29; ähnlich auch Leni Gantenbein, 3/B 298-344 und Christina Vinzens, I 39.

¹²² Elisabeth Heim, I 56.

¹²³ Christina Vinzens, I 39.

¹²⁴ Leni Gantenbein, 3/B 298-344.

Radio und Fernseher dienten hauptsächlich als Informationsmedien; sie stellten keinen Ersatz für die vor allem im fortgeschrittenen Alter fehlenden Gesprächsmöglichkeiten dar.

12. Schluss

Ergebnisse

Herkunft

Die interviewten Frauen bewunderten ihre Mütter und die Art, wie sie ihre grossen Arbeitspensen bewältigten, wodurch sie selber entscheidend geprägt wurden. Die Väter hatten Zeit, um mit ihnen zu spielen, was sie sehr schätzten. Leni Gantenbein als ältestes Kind sowie Dora Bandtli und Christina Vinzens als älteste Mädchen übernahmen früh Verantwortung im Haushalt und für ihre Geschwister. Ihre Mitarbeit empfanden sie als selbstverständlich und normal, was Christina Vinzens treffend zusammenfasste, indem sie sagte, sobald ein Kind ein Werkzeug in die Hand nehmen konnte, habe es mitarbeiten müssen. Als Mädchen hatten die befragten Frauen wenig Zeit zum Spielen, wobei sie dies erst in der rückblickenden Perspektive als Manko empfanden. Ihre Spielsachen bestanden hauptsächlich aus Naturprodukten, mit welchen sie sehr kreativ umzugehen wussten. In ihren Rollenspielen reproduzierten sie traditionelle Verhaltensmuster. Bereits als Kinder bewegten sich die interviewten Frauen mit zunehmender Übung in weiblichen Handlungsräumen, worin sie während ihres ganzen Lebens eingebettet und auch eingeschlossen blieben.

Bildung

Die interviewten Frauen wuchsen in einer Umgebung mit wenig Bildungsanregung auf, wobei alle vier daran interessiert waren, sich neue Kenntnisse anzueignen. Lehrer und Lehrerinnen stellten für sie zwar Respektspersonen dar, sie hatten aber keine Angst vor ihnen. Alle Frauen besuchten den Handarbeitsunterricht gerne; sie empfanden ihn nicht als Belastung, auch wenn die Knaben in dieser Zeit frei hatten. Im Unterricht eigneten sie sich Kenntnisse und Fertigkeiten an, welche sie im Verlauf ihres Lebens gut gebrauchen konnten. Leni Gantenbein und Christina Vinzens stuften Häkeln und Stricken als erholsame Tätigkeiten ein.

Die Frauen konnten nie wirklich akzeptieren, dass sie keinen Beruf erlernen konnten, doch sie lernten mit dieser Tatsache zu leben. Mit Argumenten wie, der organisatorische und finanzielle Aufwand sei zu gross, und mit Aussagen wie, einen Beruf würden sie nicht brauchen, sie müssten sowieso zu Hause mitarbeiten, wurden die Berufsbildung der jungen Frauen verhindert. Ihr Ohnmachtsgefühl drückten sie durch einen emotionalen Tonfall und durch bildhafte, ausdrucksstarke Wendungen aus; auch das Verstummen sehe als Zeichen der Enttäuschung. In diesem Lebensbereich empfanden sie ihren Handlungsraum als sehr

begrenzt und beengend. Die Beziehungen zu den Eltern und ihren Brüdern wurden dadurch zum Teil stark belastet. Ein Beleg dafür ist die Aussage von Leni Gantenbein, ihre Eltern wären ‚in die Luft‘ gegangen, wenn sie den Wunsch ausgesprochen hätte, studieren zu dürfen. Als Mütter unterstützen die interviewten Frauen die eignen Söhne und Töchter bei der Berufswahl dergestalt, dass diese selber entscheiden konnten, wo sie arbeiten und welchen Beruf sie ergreifen wollten. Leni Gantenbein brachte ihren Söhnen grosses Verständnis entgegen, als diese sich gegen die Übernahme des Bauernhofs entschieden.

Religion und Kirche

Den Sonntag erinnerten die interviewten Frauen als besonderen Tag. Als Kinder erfüllten sie mit dem Besuch des Gottesdiensts eine Pflicht, als Erwachsene stellte der Kirchengang für Dora Bandtli und Elisabeth Heim ein Bedürfnis dar. Zum Sonntag gehörte für die Mädchen die weisse Schürze; als Erwachsene reinigten sie die Wohnung am Freitag oder Samstag, damit sie am Sonntag sauber war. Christina Vinzens hielt als Besonderheit des Sonntags fest, dass ihr Mann jeweils kochte, während sie den Gottesdienst besuchte.

Für Elisabeth Heim stellte der Pfarrer eine autoritäre Instanz dar, welcher unbedingter Gehorsam zu leisten war. Sie erinnerte sich, wie er beispielsweise auf einer Schulreise jenen, die entgegen seinen Anweisungen in einem Geschäft etwas einkauften, eine Ohrfeige erteilte. Für Dora Bandtli war der Pfarrer jene Persönlichkeit, mit der sie reden konnte; er war ihre einzige echte Anlaufstelle bei Problemen. Leni Gantenbein wiederum erlebte die Pfarrerin als vorbildhafte Persönlichkeit, die ihr neue Erfahrungshorizonte eröffnete. Die Pfarrerin führte die Skihose für Mädchen ein, welche Leni Gantenbein aber nicht zum Skifahren, sondern zum Viehtreiben benützte. Hosen erleichterten das Ausführen von Arbeiten, so durfte Christina Vinzens beispielsweise jeweils Hosen anziehen, wenn sie zum Aussortieren von Dörrobst in den Ofen kriechen musste. Das Tragen der Hosen erweiterte die Handlungsräume der interviewten Frauen aber nur begrenzt und sporadisch.

Lohnarbeit

Leni Gantenbein arbeitete bis zu ihrer Hochzeit mehrheitlich auf dem elterlichen Bauernhof und half unregelmässig als Tagelöhnerin bei einem anderen Bauern mit. Die anderen drei Frauen waren während zehn bis zwanzig Jahren als Angestellte tätig und verdienten ihren eigenen Lohn. Diesen gaben sie, zumindest in den ersten Jahren ihrer Erwerbstätigkeit, zu Hause ab, was alle als selbstverständlich betrachteten. Christina Vinzens kaufte ihrer Mutter

später einen ‚Waschhafen‘, um ihr die Arbeit zu erleichtern. Für sich selber schaffte sie einen Webstuhl an.

Dora Bandtli, Elisabeth Heim und Christina Vinzens führten als Haus- und Hotelangestellte im Wesentlichen jene Arbeiten aus, welche sie schon als Mädchen eingeübt hatten. Dies traf teilweise auch auf die Tätigkeit im Gastgewerbe zu. Sie lernten also kaum Neues hinzu.

Einzig Christina Vinzens konnte sich während ihrer Zusammenarbeit mit der Krankenschwester neue Kenntnisse und Fähigkeiten aneignen.

Wie die Beziehungen zu den Arbeitgeberinnen, Arbeitgebern und Arbeitgeberpaaren sich aus gestalteten, hing entscheidend von den jeweiligen Persönlichkeiten ab. Indikatoren für ein gutes Verhältnis und Wertschätzung stellten ausreichendes Essen, ein Geschenk zu Weihnachten und Interesse an der Arbeitnehmerin als Mensch dar. Alle drei Frauen erlebten sowohl gute als auch schlechte Verhältnisse. Dora Bandtli empfand es als besonders stossend, dass die St. Galler Pfarrwitwe und die anwesenden ‚Damen‘ während deren Kaffeewisiten in ihrer Anwesenheit über die Hausangestellten herzogen.

Da die interviewten Frauen meistens die einzigen Angestellten waren, konnten sie nur selten Erfahrungen mit Arbeitskolleginnen austauschen. Elisabeth Heim, welche als einzige während ihrer Zeit als Hotelangestellter mit Gleichgestellten zusammenarbeitete, fühlte sich in der Gruppe der Prättigauerinnen wohl und aufgehoben. Kontakte zu jungen Frauen aus dem Unterland mied sie, weil diese Frauen sich ihrer Meinung nach anders verhielten. Sie tanzten beispielsweise mit nackten Armen, was Elisabeth Heim als anstössig empfand.

Ferien waren den interviewten Frauen weitgehend unbekannt; sie stellten auch kein Bedürfnis dar. Leni Gantenbein fand, Heuen auf dem Maiensäss sei wie Ferien gewesen, denn sie musste nicht so streng wie im Tal arbeiten. Dora Bandtli verbrachte ihre freien Tage regelmässig zu Hause, wo sie Wäsche flickte.

Neue Familie

Zu heiraten und eine eigene Familie zu gründen war für alle interviewten Frauen ein integraler Bestandteil ihres Lebensplans. Vor allem Leni Gantenbein war der Ansicht, dass es für ledige Frauen sehr schwer sei, sich ein Auskommen zu verdienen. Zudem war der gesellschaftliche Status von ledigen Frauen niedriger als jener von verheirateten Frauen.

Gleichzeitig kannten die interviewten Frauen keine alternativen Lebenskonzepte.

Jede der interviewten Frauen heiratete einen Mann aus dem bäuerlich-handwerklichen Umfeld, in welchem sie selber aufgewachsen waren. Dora Bandtli hätte sich hinausgewagt

und verlobte sich mit einem Mann aus dem Unterland. Er löste aber die Verlobung auf. Die Gründe dafür wollte Dora Bandtli nicht erzählen.

Die Hochzeit erlebten die Frauen als persönliche Zäsur. Leni Gantenbein erinnerte sich an den schmerzhaften Abschied von ihren Schwestern, besonders von der jüngsten, mit welcher sie ein inniges Verhältnis hatte. Der neue Lebensabschnitt beinhaltete für sie Spannungsfelder: Sie freuten sich, gleichzeitig hatten sie vor den neuen Aufgaben Respekt. Sie waren bereit, sich für die eigene Familie einzusetzen, gleichzeitig befürchteten sie, den Anforderungen nicht gerecht werden zu können.

Die Ehepaare gestalteten die Beziehungen ganz unterschiedlich aus. Über den Umgang mit spannungsvollen Situationen und Konflikten wollte ich Strategien und Prozesse erfahren. Leni Gantenbein focht ‚richtige‘ Streite mit ihrem Mann aus, was sie für beide Seiten als gut empfand. Christina Vinzens beschrieb ihren Mann als denjenigen, welcher Streit vermied. Das Paar tauschte sich über ihre jeweiligen Befindlichkeiten aus, wobei Christina Vinzens dem Wort ihres Mannes mehr Gewicht zumass als ihrem eigenen. Auf der Handlungsebene betonte sie das gemeinsame Miteinander. Dora Bandtli versuchte das Schweigen, welches sie in ihrem Elternhaus als dominierend erlebt hatte, aufzubrechen, was ihr aber nur teilweise gelang. Um dauernde und heftige Auseinandersetzungen zu vermeiden, schwieg sie. Oder sie verlagerte den latenten Streit auf die Handlungsebene, indem ihr Mann Lebensmittel selber einkaufen musste, um so seine eigenen Erfahrungen mit den Kosten sammeln zu können. Auf diese Weise konnte Dora Bandtli ihn zur Einsicht führen, dass sie das Haushaltsgeld nicht verschleuderte.

Elisabeth Heim beschrieb als einzige echte Aushandlungsprozesse, beispielsweise darüber, wer welche Arbeiten ausführen sollte und wie man sich gegenseitig abgrenzte.

Die Aufgaben in ihren eigenen Handlungsräumen erledigten die interviewten Frauen zuverlässig mit grossem Einsatz und hohem Pflichtbewusstsein. Am liebsten hatten sie sich mit den Kindern abgegeben. Das zeigt, wie wichtig ihnen die Kinder waren und wie vergleichsweise wenig Bedeutung die Hausarbeit hatte. Dennoch führten sie auch weniger bevorzugte Arbeiten regelmässig und zuverlässig aus. Beim Putzen motivierte sich Leni Gantenbein damit, dass sie es gerne sauber hatte; Dora Bandtli wartete einfach, bis sie jeweils Lust zum Reinigen verspürte. Beide Frauen eigneten sich zudem Fertigkeiten an, welche traditionellerweise dem männlichen Handlungsfeld zugeordnet waren: Dora Bandtli lernte mit der Sense mähen, Leni Gantenbein Kühe melken. Dadurch stiegen die Anforderungen und Erwartungen ihrer Ehemänner. Ihrerseits die Männer zur Mithilfe im Haushalt zu bitten oder

anzuhalten, getrauten sich die interviewten Frauen nicht; dieses Ansinnen lag ausserhalb ihres Denkhorizonts.

Die Arbeitsleistungen ihrer Ehemänner stuften alle vier Frauen als wertvoll und wichtig ein; ihren eigenen Einsatz beurteilten sie im Allgemeinen kritischer.

Viele Erzählungen kreisten um die Heuernte, eine vergleichsweise kurze aber arbeitsintensive Zeit im bäuerlichen Arbeitsjahr. Sie zeigten exemplarisch, nach welchen Mechanismen die Aufgaben erledigt wurden: Die Männer ruhten sich an Schlechtwettertagen aus, die Frauen erledigten an solchen Tagen Arbeiten im Haus und machten die Wäsche.

Das Geld verwaltete bei den beiden Bauernpaaren die Frau, wobei Elisabeth Heim dies seit Beginn ihrer Ehe tat, Leni Gantenbein erst nach etwa zehn Ehejahren. Herr Gantenbein durchlief einen Veränderungsprozess und realisierte, dass das vorhandene Geld ausreichte.

Dora Bandtli dagegen musste das Haushaltungsgeld immer wieder erbitten. Ihre Schwiegermutter unterstützte sie bei diesem Problem, indem sie regelmässig mit ihrem Sohn über das Thema redete.

Das Verhältnis zu den Schwiegermüttern war unterschiedlich. Während Dora Bandtli ein ausgesprochen herzliches und inniges Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter hatte, war dasjenige von Christina Vinzens eher distanziert. Erst nach beharrlichem Nachfragen erzählte sie die Episode mit dem schmutzigen Milchkrug. Gerade weil sie eine Bagatelle darstellt, verweist sie darauf, dass latente Spannungen zwischen Christina Vinzens und der Schwiegermutter bestanden. Darüber aber wollte Christina Vinzens nicht ausführlich sprechen.

Eigene Kinder

Die interviewten Frauen sagten, sie seien aufgeklärt gewesen. Doch im Verlauf der Gespräche zeigte sich, dass sie wenig Übung darin hatten, über Sexualität zu sprechen und dass ihre Mütter sie nicht in das Thema eingeführt hatten. Was sie wissen wollten, reimten sich die jungen Frauen aus eigenen Beobachtungen und dem Austausch mit anderen Kindern und Mädchen zusammen. Als Mutter änderte Leni Gantenbein dann dieses Verhalten des Nichtaufklärens, indem sie ihre Söhne aufklärte beziehungsweise die Hauptaufgabe ihrem Mann übertrug, weil sie der Ansicht war, das Gespräch von Mann zu Mann sei in diesem Punkt besser.

Die interviewten Frauen erlebten, dass die Frauen des Dorfs sie als Schwangere genau beobachteten. Leni Gantenbein stellte sich aufgrund der Aussagen der Dorffrauen bei ihrer ersten Schwangerschaft darauf ein, ein Mädchen zu gebären. Sie hatte nämlich keinen allzu

dicken Bauch, was als Indiz für ein Mädchen betrachtet wurden. Als sie dann einen Knaben zur Welt brachte, war sie anfänglich ein wenig enttäuscht.

Die interviewten Frauen brachten ihre Kinder zu Hause zur Welt, was für sie selbstverständlich war. Einzig Dora Bandtli begab sich für die zweite und dritte Geburt ins Spital, da sie bereits etwas älter – 43 und 45 Jahre – war. Die Geburt begleitete die Hebamme; der Ehemann war in der Regel nicht dabei, was für die Frauen nicht aussergewöhnlich war. Der Ehemann von Leni Gantenbein musste bei der dritten Geburt die Hebamme ersetzen, weil diese nicht rechtzeitig zur Gebärenden gelangen konnte. In Leni Gantenbeins Erinnerung war ihr Mann am nächsten Tag erschöpfter als sie, die gerade ein Kind zur Welt gebracht hatte. Christina Vinzens vermutete, dass ihr Mann nicht zusehen konnte, wie sie litt, weshalb er jeweils in der Küche wartete, bis das Kind geboren war. Dass die Ehepaare offensichtlich die Geburt im Voraus nicht miteinander besprachen, zeigt, wie stark das Geburtsergebnis als Frauenraum wahrgenommen und gelebt wurde.

In der Zeit als Wöchnerinnen standen Frauen aus dem nächsten verwandtschaftlichen Beziehungsnetz beiseite: Schwestern, Schwägerinnen oder die Mutter. Die noch kleinen Kinder wurden hauptsächlich von den Grossmüttern betreut, wenn die Mutter auf dem Feld arbeiten musste oder mit Heuen beschäftigt war. Während des Sommers war es auch üblich, dass ein Mädchen, welches nicht mit der Familie verwandt war, die Kinder beaufsichtigte und im Haushalt mitarbeitete.

Für die Erziehung der Kinder waren die interviewten Frauen praktisch allein zuständig. Wichtig war ihnen, den Kindern Gehorsam zu lehren, wobei das Gehorchen vor allem aufgrund von Einsicht erfolgen sollte. Insbesondere Leni Gantenbein erachtete das Reden mit den Kindern als wichtig. Alle vier Frauen begegneten ihren Kindern sehr verständnisvoll und öffneten ihnen Freiräume, in denen sie eigene Erfahrungen sammeln konnten. Gleichzeitig übernahmen sie die Tradition, dass Kinder auf dem Bauernhof mithelfen mussten, wobei sie darauf achteten, die Kinder nicht zu überfordern. Die Erziehung gestalteten die Frauen in ihrer Wahrnehmung so, dass sich die Kinder entwickeln und entfalten konnten. Anders als sie es in ihrer Kindheit erfahren hatten, verbrachten die interviewten Frauen vergleichsweise viel Zeit mit ihren Kindern, indem sie zusammen spielten und später jassten.

Zweiter Weltkrieg

Die interviewten Frauen erinnerten die Zeit des Zweiten Weltkriegs als besondere und dennoch gewöhnliche Zeit. Die Kriegssituation und die erste Generalmobilmachung lösten Ängste und Verunsicherung aus, wobei die Frauen dadurch ihre Handlungsfähigkeit nicht

verloren. Sie leiteten den Landwirtschafts- und Handwerksbetrieb und waren über jede Hilfe dankbar, denn sie hätten die Arbeiten nicht selber bewältigen können. Die grosszügige militärische Urlaubspraxis für ihre Männer bewirkte, dass die Frauen nicht allzu lange über ihre Kräfte arbeiten mussten.

Obwohl die Frauen sich vor einer deutschen Besetzung der Schweiz beziehungsweise einer italienischen des Prättigaus fürchteten, dachten sie wenig über die Verteidigungsdispositive der Schweizer Armee nach. Sie fühlten sich in den Bergen geborgen und fanden, wie es Leni Gantenbein formulierte, an ihnen ‚Trost‘. Überflüge und Abstürze alliierter Bomber gehörten zu ihren konkreten Kriegserfahrungen, wobei sie nie existenziell bedroht waren.

Der Mehranbau bedeutete für die interviewten Frauen Zusatzarbeit, die sie zwar als streng, aber durchaus als sinnvoll erinnerten. Über die Anbauvorschriften ärgerten sie sich, weil sie Getreide anpflanzen mussten, von dem sie wussten, dass die Erträge den Aufwand nicht rechtfertigten. Als sie dann hauptsächlich Kartoffeln anbauen konnten, waren sie zufrieden. Über die Gemeinschaftsarbeit eröffneten sich zwar Begegnungsräume, um mit den anderen Frauen des Dorfs in intensiveren Kontakt zu treten, aber die grosse zeitliche Beanspruchung durch Feld-, Garten- und Hausarbeit verhinderte den Aufbau und die Pflege von Beziehungen, welche über die gemeinsame Arbeit hinausgingen.

Die Lebensmittelrationierung erweiterte in ähnlicher Weise wie der Mehranbau die Begegnungsräume der interviewten Frauen. Der Tausch von Rationierungsmarken gehörte ebenso wie der Schwarzhandel zu den Aktivitäten in der Bevölkerung, wobei sich die beiden Bäuerinnen ohne Bedenken am Schwarzhandel beteiligten. Sie beurteilten ihr Tun als Akt menschlicher Notwendigkeit. Die Frauen bewegten sich nicht aus Profitgier auf dem Schwarzmarkt, sondern weil sie ihre Familien im gewohnten Rahmen ernähren wollten. Um dies gewährleisten zu können, schlachtete die Familie Vinzens illegal ein Kalb. Auch nach über 50 Jahren hatte Christina Vinzens Angst, sie könnte bestraft werden, wenn sie darüber spricht.

Obwohl während der Kriegsjahre die nachbarschaftliche Hilfe noch wichtiger wurde, stellte sie keine Selbstverständlichkeit dar. So weigerte sich Dora Bandtli, einer Nachbarin mit Reis auszuweichen; sie demonstrierte damit ihre Handlungsmacht und Entscheidungsgewalt.

Elisabeth Heim gab einer Nachbarin erst nach einem Gespräch mit dem Tierarzt Reis für ein krankes Tier.

Die interviewten Frauen standen dem Nationalsozialismus zwar nicht gleichgültig gegenüber, aber sie beschäftigten sich auch nicht eingehend damit. Hitler nahmen sie ausschliesslich als Person wahr, worin sich zeigt, dass die Beziehungsebene für sie von zentraler Bedeutung war.

Auch mit der Geistigen Landesverteidigung setzten sie sich kaum auseinander. Sie verinnerlichten die Mythisierung der Berge und die Überhöhung der bäuerlichen Arbeits- und Lebensweise und erkannten sich in den weiblichen Tätigkeitsfeldern ‚Haushalt‘ und ‚Mutter‘ wieder. Die traditionelle Zuteilung weiblicher und männlicher Handlungsräume empfanden sie als richtig und begannen erst im hohen Alter darüber zu reflektieren.

Dora Bandtli

Dora Bandtli erhob als Folge ihrer erfolgreichen Intervention bei der gewalttätigen Auseinandersetzung als ihr Vater die Mutter beinahe mit der Axt erschlagen hätte, den Grundsatz ‚Miteinander-Reden‘ zu ihrer Lebensmaxime. Doch ausgerechnet in ihrer Ehe konnte sie diesen Grundsatz nicht umsetzen. In spannungsvollen Situationen zog sie es vor, zu schweigen und zu handeln, weil sie dadurch bei ihrem Ehemann die grösste Wirkung erzielen und so die Ehe zerrüttenden Streit vermeiden konnte. Auch mit ihrer Schwiegermutter, mit welcher sie ein inniges Verhältnis hatte, tauschte sie sich nicht ausführlich aus. Oftmals fehlte ihr die Zeit zum Reden, da die Arbeit drängte. Einzig mit dem Pfarrer konnte sie sprechen und über ihre Sorgen reden. Er stellte in seiner Funktion eine wichtige Vertrauensperson für Dora Bandtli dar. Die Intervention des Pfarrers bei ihrem alkoholkranken Bruder war – zumindest eine gewisse Zeit – wirksam, was ihr Vertrauen in den Pfarrer als handelnde gesellschaftliche Instanz stärkte.

Dora Bandtli schrieb sich die Eigenschaft zu, sich in und mit allen Situationen arrangieren zu können. Sie übte dieses Verhalten schon in jungen Jahren ein, beispielsweise als sie in St. Gallen als Hausangestellte arbeitete und keine Kontakte zu anderen Hausangestellten knüpfen konnte und wollte. Dazu hob sie stolz hervor, dass sie sich in der Stadt gut auskannte, weil sie immer allein spazieren ging. Dieses Aushalten- und Ausharren-Können zeigte sich in ihrer Ehe besonders eindrücklich. Sie stellte ihrem Mann das Nachtessen immer pünktlich bereit, liess ihn ab und zu einkaufen, damit er sah, wie viel die Lebensmittel kosteten, und schwieg, um Streit zu vermeiden.

Leni Gantenbein

Beim Rückblick auf ihr Leben hielt Leni Gantenbein fest, sie hätte vieles anders gemacht, hätte sie dazu die Möglichkeit gehabt.¹ Sie bedauerte ohne Verbitterung, dass sie keinen Beruf lernen konnte und es für sie deshalb keine Alternative zur Heirat gab. In belastenden Situationen – die Trennung von den Schwestern und insbesondere von ihrer jüngsten

¹ Leni Gantenbein, 1/A 24-29.

Schwester durch die Heirat oder wenn ihr Mann ihr Vorwürfe wegen der Erziehung ihrer Söhne machte – ordnete sich Leni Gantenbein jeweils in ein Frauenkollektiv ein, dem es gleich erging. Dadurch hatte sie das Gefühl, nicht allein zu sein und konnte die Situation so besser ertragen.

Leni Gantenbein zeichnete eine allgemeine Offenheit und Unvoreingenommenheit gegenüber Neuem aus. Freudig lernte sie ihr Unbekanntes kennen und bildete sich anschliessend eine eigene Meinung. Besonders deutlich kam dies während ihrer Erzählungen über die Schulreisen zum Ausdruck.

„Ihre Pfarrerin“, Margreth Caprez-Roffler, sowie eine Lehrerin beeindruckten und prägten sie tief. Letztere weckte den Wunsch, denselben Beruf zu lernen, was aber für die Eltern nicht in Frage kam. Den Vorschlag, Theologie zu studieren, lehnte Leni Gantenbein mit der Begründung ab, sie hätte sich nicht auf einer Kanzel vorstellen können. Gleichzeitig wären die Eltern bei einem solchen Wunsch „in die Luft“. Leni Gantenbein gab ihre Erfahrungen mit der Lehrerin und der Pfarrerin beziehungsweise mit dem Thema Berufswunsch an die nächste Generation weiter, indem sie ihre Söhne den Beruf frei wählen liess und sie nicht drängte, den Bauernbetrieb zu übernehmen.

Der Erziehungsstil von Leni Gantenbein war geprägt durch das Gespräch. Sie versuchte bereits den kleinen Knaben zu erläutern, weshalb ein bestimmtes Verhalten falsch oder unangebracht war, statt einfach zu schimpfen und Gehorsam zu verlangen. Hier erbrachte sie echte Beziehungsarbeit und schuf sich einen neuen Handlungsraum, worin sie ihren Einfluss als Mutter massvoll und mit Bedacht geltend machte. Die Gespräche mit ihrem Vater bildeten dabei den positiven Erfahrungshintergrund.

Obwohl ihre drei Söhne nicht gerne auf dem Hof arbeiteten, hielt sie Leni Gantenbein dazu an, weil sie diese Betätigung als sinnvoll erachtete. Zugleich schaute sie darauf, dass sie ihre Söhne nicht überforderte.

Leni Gantenbein lernte von ihrer Mutter, welche gelernte Schneiderin war, das Schneiderhandwerk, nahm aber keine Aufträge an, obwohl sie immer wieder angefragt wurde, sondern schneiderte ausschliesslich für ihre Familie. Auf diese Weise erreichte sie eine ausgeglichene Work-Life-Balance.

Elisabeth Heim

Elisabeth Heim orientierte sich stark an gesellschaftlichen Autoritäten wie dem Pfarrer und dem Lehrer, wobei der Lehrer für sie weniger Gewicht als der Pfarrer hatte. Zentral war für sie der Gehorsam den Eltern und dem Pfarrer gegenüber, weshalb sie sich oft zurückhaltend

bis ängstlich verhielt. Als einzige berichtete sie darüber, wie sie als Hotelangestellte Dessertstückli und Früchte stahl, was auf ein spezifisches Verhaltensmuster verweist: Sobald die starke soziale Kontrolle wegfiel, übertrat Elisabeth Heim jene Regeln, auf deren Einhaltung der Pfarrer ständig hingewiesen hatte.

Elisabeth Heim vertrat mit Überzeugung traditionelle Werte und stemmte sich gegen Veränderungen und Anschaffungen, die in ihren Augen wenig unmittelbaren Nutzen hatten. So stimmte sie erst nach langem Bitten ihrer Tochter zu, ihr eine Handorgel zu kaufen; dasselbe galt für Skier und ein Fahrrad.

Christina Vinzens

Wenn Christina Vinzens an die Grenzen ihrer körperlichen Belastbarkeit stiess, drückte sie es sprachlich mit dem Begriff ‚grausam‘ aus. So bezeichnete sie beispielsweise ihre erste Geburt und die Arbeitsbelastung während des Mehranbaus. Beide Male meisterte sie die Situation und verwies damit auf ihre Zähigkeit sowie auf ihre physische, psychische und mentale Stärke.

Christina Vinzens wäre beinahe an einer Blinddarmentzündung gestorben, weil der Arzt eine Schwangerschaft diagnostiziert und sie ihm nicht mitteilte, dass sie nicht schwanger sein könne, weil sie ihre Monatsblutung erst kürzlich hatte. Auch während ihrer ersten Geburt übergang er sowohl ihre Wahrnehmungen wie auch die Befunde der Hebamme. Weil er der Ansicht war, Christina Vinzens würde Zwillinge gebären, spritzte er ihr ein Wehen förderndes Mittel, worauf sie enorme Schmerzen litt, bis der elf Pfund schwere Junge geboren war. Hier zeigte sich deutlich, wie eigenmächtig und unsensibel der Arzt handelte.

Christina Vinzens duzte mich jeweils, wenn sie von Erlebnissen berichtete, die mit intensiven Gefühlen verbunden waren. Es waren dies der Selbstmord ihres Ehemanns, das angenommene Verunglücken des Sohns, die Totgeburt ihres ersten Kinds und das Hosentragen zum Aussortieren von Dörrobst. Dass sie mich mit Du ansprach, war ihr in diesen Situationen nicht bewusst, sie war zu sehr mit sich und ihren Erinnerungen und Gefühlen beschäftigt. Für mich brachte diese Form zum Ausdruck, dass eine vertrauensvolle Nähe entstanden war, die es ihr ermöglichte, über diese Erfahrungen zu sprechen.

Ergiebigkeit der Fragestellung

Die Arbeitstätigkeit bestimmte das Leben der interviewten Frauen in ihrer ersten Lebenshälfte existenziell und umfassend. Über die Arbeit generierten sie Lebenssinn und entwickelten als Tätige sehr guten Selbstwert. Die Frauen wussten, dass sie als Bäuerinnen einen wesentlichen

und wertvollen Beitrag dazu leisteten, dass der Bauernbetrieb funktionierte. Dies war für die Handwerkerkattinnen nicht anders, denn sie nahmen ihre Tätigkeit nicht als ergänzend zu jener des Ehemanns wahr, sondern als gleichgestellt und -wertig. Ihre Handlungsräume und Aktionsradien waren zwar eng, doch sie empfanden sie, mit Ausnahmen im Zusammenhang mit ihren Berufswünschen, nicht als einengend. Nachdem sie sich mit dieser Tatsache abgefunden hatten, richteten sie sich in jenem Handlungsraum ein, den sie bereits kannten, und wollten ihn weder verändern noch verlassen. Am deutlichsten spiegelte dies Dora Bandlti, wenn sie während ihrer feien Tage nach Hause ging, um dort zu flicken.

Beziehungspflege war den interviewten Frauen lediglich im Kreis der Familie und engsten Verwandtschaft möglich, da ihnen die Zeit für ausgedehnte Besuche sowie für regelmässige Treffen fehlte. Die Beziehungen innerhalb der Familie gestalteten die Frauen aktiv mit und beeinflussten ihre Kinder als praktisch Alleinerziehende willentlich und über ihre vorbildhafte Wirkung wesentlich. Die Art, wie sie ihre Kinder erzogen, unterschied sich am deutlichsten von ihren eigenen Erfahrungen. So legten sie Grundlagen für weitergehende gesellschaftliche Veränderungen.

Methode

Mit der vorliegenden Oral History Arbeit eröffne ich einen Zugang zum bäuerlich-handwerklichen Lebensumfeld, mache Stimmen hörbar und Lebenserfahrungen zugänglich, welche ohne dieses Forschungsprojekt weder aufgezeichnet noch aufgeschrieben worden wären. Die lebensgeschichtlichen Erzählungen der interviewten Frauen ermöglichen einen mikroskopischen Blick auf individuelle Lebenspraktiken und Verhaltensmuster. In ihren Handlungs- und Interpretationsmustern wird gleichzeitig gesellschaftlicher und kultureller Wandel rekonstruierbar.

Als besondere Herausforderung stellte sich die sozialisationstheoretische Herangehensweise dar. Mich in den Forschungsdiskursen von Sozialisations- und historischer Familienforschung sowie von Religions- und Erziehungswissenschaft und den entsprechenden Vokabularen zurechtzufinden und gleichzeitig den historischen Blick zu schärfen, verlangte einige Balancearbeit. Gleichzeitig blieb eine leichte Unsicherheit in den fachfremden Bereichen bestehen.

Um die Frauen zur Mitarbeit zu gewinnen, sicherte ich ihnen umfassende Anonymität zu, denn sie scheuten sich vor allfälliger öffentlicher Präsenz. Deshalb kann ich weder die Orte noch die Jahreszahlen klar bezeichnen, was zu einer gewissen Schwammigkeit der so genannten harten Fakten führt. Das den Frauen zugeordnete Pseudonym verwende ich

durchgehend und vernachlässige bewusst, dass die Frauen mit der Hochzeit den Namen des Ehemanns annahmen, wodurch der Zivilstand und der neue gesellschaftliche Status von Frauen abgebildet worden wäre.

Weil die wenigsten Erinnerungen an ein konkretes Datum oder eine Jahreszahl gebunden sind, kam es manchmal vor, dass ich unsicher war, in welcher Lebensphase sich eine erzählte Episode abspielte. Dies ereignete sich besonders dann, wenn die Frauen von sich aus eine Geschichte erzählten und den thematischen und/oder zeitlichen Rahmen während einer Gesprächssequenz verliessen. Teilweise gelang es mir, den Zeitraum zu erfragen; oftmals war es aber nicht möglich. Daraus ergibt sich eine gewisse zeitliche Unschärfe, was ich als problematischen Punkt lebensgeschichtlicher Erinnerungsinterviews betrachte.

Für die interviewten Frauen war es schwierig, auf hypothetische oder theoretisch-reflektierende Fragen Antworten zu formulieren. Es zeigte sich, wie wesentlich es für sie war, über eigene Erlebnisse und Erfahrungen zu berichten, und wie wenig Übung sie darin hatten, über Sachverhalte auf einer abstrakten Metaebene nachzudenken und zu sprechen. Ich musste beispielsweise den Versuch abbrechen, die gesellschaftliche Stellung von verheirateten und ledigen Frauen zu diskutieren, weil die Interviewpartnerinnen meine Fragen zwar verstanden, aber nichts damit anfangen konnten. Ähnlich ratlos verhielten sie sich, als ich erfahren wollte, wie sie damit umgingen, keinen Turnunterricht gehabt zu haben oder wofür sie den selbstverdienten Lohn hätten verwenden wollen.

Während der Interviews versäumte ich es an bestimmten Stellen, ergänzende und vertiefende Fragen zu stellen; beispielsweise hätte ich mehr über die Gründe für einen jeweiligen Stellenwechsel oder über das Stillen ihrer Neugeborenen erfahren wollen.

Ausblick

Für ausserordentlich lohnend und gewinnbringend halte ich zusätzliche ähnlich angelegte Untersuchungen mit Bauern und Handwerkern als Interviewpartnern. Dies würde ermöglichen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten sowohl der Erzählweisen wie auch der Themensetzung und einzelnen Inhalte, Betrachtungsweisen und Beurteilungen auszuarbeiten und die Frage nach geschlechtsspezifischen Merkmalen und Besonderheiten beziehungsweise der situativen Inszenierung von Geschlecht aufzurollen.

Ein nicht weniger interessantes Feld stellt die Erforschung alleinstehender Frauen dar und Fragen nach den gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen in der Wahrnehmung von und dem Umgang mit ledigen Frauen, der persönlichen Wahrnehmung eines unabhängigen

und eigenständigen Lebensentwurfs, der bewussten Wahl dieser Lebensform oder dem Umgang mit dem Sachverhalt, allein geblieben zu sein.

Für das bäuerliche Umfeld stellt die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Zeitfenster dar, für das die Forschung mit Blick auf die Technisierung innerhalb der Landwirtschaft und des Haushalts, auf die abnehmende Zahl der Landwirtschaftsbetriebe, auf die veränderten Anforderungen an Bauern und Bäuerinnen und auch auf die Gebundenheit an naturräumliche und jahreszeitliche Gegebenheiten neue Ergebnisse und Erkenntnisse formulieren kann.

13. Bibliographie

13.1 Quellen

13.1.1 Ungedruckte Quellen

- Bandtli, Dora (D B), Interviews vom 15.03.1997, 19.03.1997, 9.04.1997, 21.04.1997, 08.07.1997, 01.04.1998, 13.06.98, 19.08.1998, 26.10.1998, Transkriptionen.
- Gantenbein, Leni (L G), Interviews vom 08.07.1997, 01.08.1997, 09.08.1997, 17.04.1998, 27.10.1998, Transkriptionen.
- Heim, Elisabeth (E H), Interviews vom 15.03.1997, 25.03.1997, 09.04.1997, 23.04.1997, 01.07.1997, 09.07.1997, 25.08.1998, 29.10.1998, Transkriptionen.
- Hesse, Johannes, Aus dem Lebenslauf von Dora Bandtli, Typoskript, Jenaz 2000.
- Nydegger, Jolanda, Forschungstagebuch, Februar 1997-Oktober 1998.
- Vinzens, Christina (C V), Interviews vom 10.07.1997, 31.07.1997, 15.04.1998, 21.08.1998, 22.10.1998, Transkriptionen.

13.1.2 Gedruckte Quellen

- Alioth, Gabrielle, Corina Lanfranchi, Katharina Tanner, Mitgeteilt. 24 Lebensgeschichten von Frauen aus Basel-Stadt und Baselland, Zürich 2008.
- Angst, Kenneth (Hg.), Der Zweite Weltkrieg und die Schweiz. Reden und Analysen, Zürich 1997.
- Aschwanden Nojima, Prisca, Annalise Russi, Heidi Z'graggen (Hg.), Weggefährtinnen. 14 Porträts von Urner Frauen, Altdorf 2002.
- Barbey, Mary Anna (Ed.), 39-45: Les femmes et la Mob, Genève 1989.
- Bardill-Meyer, Elisabeth, Fünf Frauen im Prättigau, Schiers 2000.
- Baumgartner, Peter (Hg.), Befestigtes Graubünden. Wölfe im Schafspelz, Chur 2006.
- Baumgartner, Peter, Carlo Mani, Hans Stäbler, Sperrstellenkonzept Graubündens im 2. Weltkrieg, in: Peter Baumgartner (Hg.), Befestigtes Graubünden. Wölfe im Schafspelz, Chur 2006, S. 96-101.
- Berger, Hansruedi (Hg.), Grenzbesetzung in Graubünden 1939-1945, Chur 1989.
- Bos, Marguérite, Bettina Vincenz, Tanja Wirz (Hg.), Erfahrung. Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte, Zürich 2004.
- Bosshard-Kälin, Susann, Elena Hinshaw-Fischli (Hg.), spruchreif. Zeitzeuginnen erzählen. Frauenleben im Kanton Schwyz im 20. Jahrhundert, Einsiedeln 2006.

- Brunner-Danuser, Fida, Den Alltag meistern. Eine Grossmutter erzählt ihrer Enkelin von den Ängsten und Bedrängnissen während der Kriegsjahre 1939-1945, in: Bündner Jahrbuch, 37 (1995), S. 10-21.
- Bühler, Valentin, Alte Fastnachtsbräuche und -spiele in Davos und Prättigau. Der alte Davoser und Prättigauer Fasching, wie man ihn früher beging, in: Davoser Revue, 6 (1936), S. 146-148.
- Bühler-Danuser, Cilly, Solidarität war mehr als ein Schlagwort, in: Andreas Melchior (Hg.), Eingekreist. Bündnerinnen und Bündner erinnern sich der Dreissiger- und Vierzigerjahre, Chur 2000 (Scala 1, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2001), S. 94-97.
- Buomberger, Ferdinand, Kellnerinnenschutz und Kellnerinnenelend in der Schweiz. Ein Beitrag zur Frage der Gewerbegesetzgebung, Luzern 1916.
- Caprez-Roffler, Greti, Leben im Bergdorf. Rückschau in vergangene Zeiten. Sie ändern sich und wir mit ihnen, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 26-27.
- Caprez-Roffler, Greti, Die Pfarrerin. Lebenserinnerungen der ersten Bündner Theologin, Chur 1981.
- Cathomas, Johann B., Billige Kriegsernährung. Wie können wir uns bei der jetzigen Teuerung billig und zweckmässig ernähren?, St. Gallen, Leipzig 1916.
- Cathomas, Rita, Marianne Fischbacher, Ursula Jecklin et al., Erzählenhören. Frauenleben in Graubünden, Chur 1998.
- Cathomas, Rita, Marianne Fischbacher, Erica Schmid et al., Das Erzählen geht weiter. Frauenleben in Graubünden, Chur 1999.
- Davoser Revue. Zeitschrift für Freunde von Davos und Graubünden, 3 (2002).
- Dejung, Christof, Thomas Gull, Tanja Wirz (Hg.), Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930-1945, Zürich 2002.
- Die Schweizer Frau im Dienste der Landesversorgung, hg. im Auftrag des eidgenössischen Kriegsernährungsamtes, Sektion für landwirtschaftliche Produktion und Hauswirtschaft von folgenden Frauenorganisationen: Bund Schweizerischer Frauenvereine, Frauenzentrale Graubünden et. al., Bern 1940.
- Eidgenössisches Statistisches Amt, Bureau fédéral de statistique, Der schweizerische Ackerbau in der Kriegszeit. Eidgenössische Anbauerhebungen 1939-1947, La culture des champs en Suisse pendant la guerre. Recensements fédéraux des cultures 1939-1947, Bern 1949 (Statistische Quellenwerke der Schweiz 217, Statistiques de la Suisse 217).

- Eidgenössisches Statistisches Amt, Bodenbenützung 1939 und Ackerbau 1940/43 in der Schweiz. Ergebnisse der Eidgenössischen Betriebszählung 1939 und der Anbauerhebungen 1940, 1941, 1942 und 1943, Bern 1943 (Statistische Quellenwerke der Schweiz 134).
- Eidg. Zentralstelle für Kriegswirtschaft (Hg.), Die schweizerische Kriegswirtschaft 1939/1948. Bericht des eidg. Volkswirtschafts-Departementes, Bern 1950.
- Feisst, Ernst, Tätigkeitsbericht der Leitung des eidg. Kriegs-Ernährungs-Amtes 1939-1947, Bern 1948.
- Feisst, Ernst, Wie hat die Schweiz ihr Kriegsernährungsproblem gelöst?, Bern 1945.
- Furrer, Ursula, Andrea Meade, Barbara Studer (Hg.), Sozusagen. Frauen leben in Obwalden. Zehn Portraits aus dem letzten Jahrhundert, Sarnen 2003.
- Gadient, Andreas, Zur Lage der Bevölkerung, unter besonderer Berücksichtigung der hygienischen Verhältnisse (Abdruck des Referats in der Schweizerischen Gesellschaft für Gesundheitspflege Chur 1929), in: Beiträge zur Hebung der bündnerischen Volkswirtschaft, 2 (1930), S. 15-23.
- Gredig-Thöny, Andreas, Sitten und Bräuche in den Tälern Prättigau und Davos, Schiers 1998.
- Guggenbühl, Helene, Haushalten in der Kriegszeit, Zürich 1942.
- Gut, J., Eine vortheilhafte Obstdörre nebst einer Anleitung zum Dörren überhaupt, Zürich 1874.
- Haas, Theo, US-Bomber „Liberator“ abgestürzt, in: Hansruedi Berger (Hg.), Grenzbesetzung in Graubünden 1939-1945, Chur 1989, S. 131-134.
- Hirschle, Cäsarine, Peter F. Kopp, Störi? Ein unscheinbares Leben. Fünfzig Jahre als Störschneiderin bei dreissig Bündnerfamilien. Erzählt von Cäsarine Hirschle, aufgeschrieben von Peter F. Kopp, Volken 1988.
- Hofer, Rosa, Die Entstehung und Entwicklung der Arbeitsschulen in der Schweiz, Zürich 1928.
- Jörger, Paula, Die Schwabengänger, in: Bündner Kalender, 1939, S. 11-14.
- Kaestli, Elisabeth, Vom Mont Soleil zur Blüemlisalp. Bernerinnen erzählen, Zürich 2008.
- König, Judith, Annelise Truninger, Rasante Zeiten. Eine Frau und ein Mann erleben unser Jahrhundert, Bern 1982.
- Lardelli, Renzo, Die Mobilmachung 39, in: Hansruedi Berger (Hg.), Grenzbesetzung in Graubünden 1939-1945, Chur 1989, S. 45-48.
- Largiadèr, A., Über den Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Mit besonderer Berücksichtigung der Gemeindeschulen des Kantons Graubünden, Zürich 1847.

- Lehrplan für den Arbeitsschulunterricht der Mädchen in den Schulen des Kantons Graubünden, St. Moritz 1922.
- Lehrplan für die Bündner Primarschulen, Chur 1931.
- Lehrplan für die fünfklassigen Arbeitsschulen des Kantons Graubünden, Chur 1884.
- Lehrplan für die Primarschulen des Kantons Graubünden, Chur 1903.
- Lendi-Olgiate, A., Unser bündner. Arbeitsschulwesen, Chur 1907.
- Maier, Marcella, Der Alltag wir immer enger, in: Andreas Melchior (Hg.), Eingekreist. Bündnerinnen und Bündner erinnern sich der Dreissiger- und Vierzigerjahre, Chur 2000 (Scala 1, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2001), S. 80-87.
- Mani, Carlo, Festungswachtkorps – Garant für die Einsatzbereitschaft der Festungen, in: Peter Baumgartner (Hg.), Befestigtes Graubünden. Wölfe im Schafspelz, Chur 2006, S. 85-95.
- Melchior, Andreas (Hg.), Eingekreist. Bündnerinnen und Bündner erinnern sich der Dreissiger- und Vierzigerjahre, Chur 2000 (Scala 1, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2001).
- Metz, Peter sen., Andreas Gadiant 1892-1976. Ein Leben für Demokratie, Gerechtigkeit und eine unabhängige Schweiz. Niedergeschrieben zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr seines Todestags am 27. Dezember 2001, Chur 2001 (Scala 2, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2002).
- Metz, Peter sen., Historische Einleitung. Zwölf Jahre der Bedrohung und Bewährung, in: Andreas Melchior (Hg.), Eingekreist. Bündnerinnen und Bündner erinnern sich der Dreissiger- und Vierzigerjahre, Chur 2000 (Scala 1, Beiheft zum Bündner Jahrbuch 2001), S. 7-15.
- Metz, Peter sen., Graubünden im ersten Kriegsjahr 1939/40. Rückblick auf ein erfülltes halbes Jahrhundert, 1. Teil, in: Bündner Jahrbuch, 32 (1990), S. 1-13.
- Niederer, Christina, Kathrin Spring, Jutta Vogel (Hg.), Der Rede wert. 15 Autorinnen aus Luzern porträtieren 15 Zeitzeuginnen des 20. Jahrhunderts, Zürich 2002.
- Pavillon, Monique, Les immobilisées. Les femmes suisses durant la Seconde Guerre mondiale. Essai historique, Lausanne 1989.
- Perren, Susanne (Hg.), Rosenkranz und Fasnachtstanz. Walliser Frauenleben – dreizehn Porträts, Zürich 2004.
- Plattner, Hans, D Walser wie sch gläbt und ghuused häind, Chur 1989.
- Prättigauer Zeitung, Sonntagsbeilage, Samstag 12. Februar 1983.
- Rutschmann, Werner, Die Verteidigung Graubündens im Kriegsfall 1939-1945. Truppen, Befestigungen, Operationsbefehle, Zürich 1995.

- Scheuringer, Rosa (Hg.), Bäuerinnen erzählen. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden, Wien, Köln, Weimar 2007 (Damit es nicht verloren geht... 60).
- Schnyder, Karl, Hygiene und Gesundheitspolitik bei der Gebirgsbevölkerung, in: Beiträge zur Hebung der bündnerischen Volkswirtschaft, 2 (1930), S. 8-14.
- Schul-Ordnung für die Volksschulen des Kantons Graubünden vom Jahr 1859, mit Zusätzen und Abänderungen bis 1. Januar 1901, Chur 1901.
- Schwager, Susanna, Das volle Leben. Frauen über achtzig erzählen, Zürich 2007.
- Schweizerische Stiftung für die Photographie (Hg.), Tausend Blicke. Kinderportraits von Emil Brunner aus dem Bündner Oberland 1943/44, Zürich 2002.
- Schweizerischer Ziviler Frauenhilfsdienst (Hg.), Treu der Heimat. Dienstbüchlein für den Alltag der Schweizerin, Zürich 1941.
- Stiftung Freulerpalast (Hg.), Föhngeflüster. Glarnerinnen erzählen, Zürich 2006.
- Verordnungen über die Ausbildung von Lehrerinnen in weiblichen Handarbeiten und in der Haushaltungskunde (vom 13.11.1908), in: Gesetze und Verordnungen betreffend das Schulwesen im Kanton Graubünden, Davos-Platz 1909.
- Walkmeister-Dambach, B., Der Stand der Hausweberei, des Spinnens und des Anbaues von Gespinstpflanzen im Kanton Graubünden im Jahre 1927, Langnau i.E. 1928.
- Weiss, Mirjam, Felicitas Oehler Weiss, Tanja Plüss-Milovic (Hg.), Zugehört. Elf Lebensgeschichten von Zuger Frauen, Zürich 2007.
- Widmer, Marina, Heidi Witzig (Hg.), blütenweiss bis rabenschwarz. St. Galler Frauen – 200 Porträts, Zürich 2003.

13.1.3 Nichtschriftliche Quellen

- Gonseth, Frédéric, L'histoire c'est moi. Mobilmachung. Geschichte und Erinnerung. 21 films documentaires par 13 cinéastes suisses sur les témoins de la 2ème guerre mondiale. 21 Dokumentarfilme von 13 Schweizer Filmemachern mit Zeitzeugen des 2. Weltkrieges, 2004, 2 DVD.

13.2 Nachschlagewerke und Handbücher

- Becker, Ruth, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004.

- Braun, Christina von, Inge Stephan (Hg.), *Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln, Weimar, Wien 2005.
- Ecarius, Jutta (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden 2007.
- Erll, Astrid, Ansgar Nünning (Ed.), *Cultural Memory Studies. An International and Interdisciplinary Handbook*, Berlin 2008 (Media and Cultural Memory 8).
- Franke, Edith, Gisela Matthiae, Regina Sommer (Hg.), *Frauen Leben Religion. Ein Handbuch empirischer Forschungsmethoden*, Stuttgart 2002.
- Glasze, Georg, Annika Mattissek (Hg.), *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*, Bielefeld 2009.
- Höpfliger, Anna-Katharina, Ann Jeffers, Daria Pezzoli-Olgiati (Hg.), *Handbuch Gender und Religion*, Göttingen 2008.
- Hofmann, Silvia, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), *Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert*, 4 Bde., Zürich 2003-2008.
- Hurrelmann, Klaus, Dieter Ulich (Hg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*, 4. völlig neubearb. Aufl., Weinheim 1991.
- Jaeger, Friedrich, Burkhard Liebsch (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften. Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, Stuttgart 2004.
- Kluge, Ulrich, *Agrarwirtschaft und ländliche Gesellschaft im 20. Jahrhundert*, München 2005 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 73).
- Kroll, Renate (Hg.) *Metzler Lexikon. Gender Studies Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart 2002.
- Masüger, Johann B., *Leibesübungen in Graubünden einst und heute*, Chur 1946.
- Metz, Peter sen., *Geschichte des Kantons Graubünden*, Bde. II und III, Chur 1993.
- Prättigauer Mundartwörterbuch*, Gesammelt und bearbeitet durch eine Arbeitsgruppe der Talvereinigung Pro Prättigau, Schiers 1991.
- Stegbauer, Christian, Roger Häussling (Hg.), *Handbuch Netzwerkforschung*, Wiesbaden 2010.
- Sutter, Karoline, Sarah Thönen, Neugierig auf Gender Studies. Ein Handbuch, Zürich 1999.
- Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), *Handbuch der Bündner Geschichte*, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Chur 2000.

13.3 Darstellungen

Abt, Theodor, Günter Endruweit, Ulrich Planck, Identitätskrisen im ländlichen Raum.

Begriffsklärung – Situationsanalyse – Ursachenforschung. Fragen und Antworten beim internationalen Kolloquium am 28. Mai 1987 in der Universität Hohenheim, Linz 1987.

Aegerter, Veronika, Nicole Graf, Natalie Imboden et al. (Hg.), Geschlecht hat Methode.

Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998, Zürich 1999.

Aerne, Peter, „Die dagegensprechenden Argumente sind nur gefühlsmässiger Art und aus der Tradition erwachsen.“ Der lange Marsch der Frauen ins Pfarramt, in: Argovia, 2004

(Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 116), S. 35-74.

Aerne, Peter, „In 100 Jahren wird man es nicht verstehen, dass unsere Zeit so zurückhaltend war.“ Greti Caprez-Roffler als Pfarrerin in Furna 1931-1934 und der Weg zum

Frauenpfarramt in der reformierten Bündner Kirche, in: Bündner Monatsblatt, 5 (2003), S. 411-447.

Aerne, Peter, Elise Pfister (1886-1944) – der Weg der ersten Schweizer Pfarrerin in der Evangelischen Landeskirche des Kantons Zürich, in: Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 2003, Zürich 2002, S. 297-335.

Albrecht, Isolde, Sprache, Arbeit und geschlechtliche Identität. Wie moderne Arbeitsbegriffe alte Geschlechtslogiken transportieren. Eine sprachgeschichtliche und psychologische Studie, Bielefeld 2008.

Albrecht, Juerg, Georg Kohler, Bruno Maurer (Hg.), Expansion der Moderne.

Wirtschaftswunder – Kalter Krieg – Avantgarde – Populärkultur, Chur 2010 (outlines 5).

Altermatt, Urs, Verspätete Thematisierung des Holocaust in der Schweiz, in: Itinera, 25/2004

(Erinnern und Verarbeiten. Zur Schweiz in den Jahren 1933-1945, hg. v. Georg Kreis), S. 31-55.

Anderegg, Barbara, „... und dann waren wir plötzlich keine ‚Landtschumpel‘ mehr.“

Alltagsgeschichtliche Aspekte der Toggenburger Geschichte 1939-1945. Eine Oral-History Studie, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2007.

Antonietti, Thomas, Mode, Macht und Tracht. Kleidungsverhalten in Visperterminen und im Wallis 1700-2000, Baden 2003.

Armitage, Susan H., Laurie Mercier, Speaking History. Oral Histories of the American Past, 1856-present, New York 2009.

- Armitage, Susan H., Patricia Hart, Karen Weathermon (Ed.), *Women's Oral History. The Frontiers Reader*, Lincoln 2002.
- Arni, Caroline, *Zeitlichkeit, Anachronismus und Anachronien. Gegenwart und Transformationen der Geschlechtergeschichte aus geschichtstheoretischer Perspektive*, in: *L'homme*, 18/2 (2007), S. 53-76.
- Arru, Angiolina, *Die nicht bezahlte Mitgift. Ambivalenzen und Vorteile des Dotalsystems im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert*, in: *L'Homme*, 22/1 (2011), S. 55-69.
- Aschwanden Nojima, Prisca, Corina Tresch, Andrea Heinzer et al., *Frauen in Uri. Unbekannte Weggefährtinnen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Altdorf 2000.
- Assmann, Aleida, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006.
- Aulenbacher, Brigitte, Angelika Wetterer (Hg.), *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*, Münster 2009.
- Avanzino, Natalie, „Ich verkehrte geschlechtlich mit demselben und erhielt zwei Franken Trinkgeld.“ *Die Zürcher Kellnerinnen und ihre Nähe zur Prostitution*, in: Philipp Sarasin, Regula Bochsler, Patrick Kury (Hg.), *Wertes Fräulein, was kosten Sie? Prostitution in Zürich 1875-1925*, Baden 2004, S. 58-63.
- Baader, Meike Sophia, Helge Kelle, Elke Kleinau (Hg.), *Bildungsgeschichten. Geschlecht, Religion und Pädagogik in der Moderne. Festschrift für Juliane Jacobi zum 60. Geburtstag*, Köln 2006.
- Bachmann-Medick, Doris, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg 2006.
- Badinter, Elisabeth, *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München 1981 (frz. Erstausgabe 1980).
- Barben, Marie-Louise, Elisabeth Ryter (Hg.), *Verflixt und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit, 1888-1988*, Zürich 1988.
- Bardet, René (Hg.), *50 Jahre Schweizer Fernsehen. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles ...*, Baden 2003.
- Bardill, Thomas, *Luzern mit den Fraktionen Pany, Luzern, Buchen und Putz*, Chur 2006.
- Bauer, Alfred, *Ländliche Gesellschaft und Agrarwirtschaft im Hunsrück zwischen Tradition und Innovation (1874-1914)*, Trier 2009 (Trierer Historische Forschungen 64).
- Bauer, Ingrid, Julia Neissl (Hg.), *Gender Studies. Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung*, Innsbruck 2002.

- Bauerkämper, Arnd, Jürgen Nautz (Hg.), Zwischen Fürsorge und Seelsorge. Christliche Kirchen in den europäischen Zivilgesellschaften seit dem 18. Jahrhundert, Frankfurt/M 2009.
- Baumann, Werner, Peter Moser, Bauern im Industriestaat. Agrarpolitische Konzeptionen und bäuerliche Bewegungen in der Schweiz 1918-1968, Zürich 1999.
- Baumann, Werner, Von der Krise zur Konkordanz. Die Rolle der Bauern, in: Sébastien Guex, Brigitte Studer, Bernard Degen et al. (Hg.), Krisen und Stabilisierung. Die Schweiz in der Zwischenkriegszeit, Zürich 1998 (Die Schweiz 1798-1998. Staat – Gesellschaft – Politik 2), S. 97-113.
- Baumann, Werner, Bauernstandsideologie und Rolle der Bauern in der Schweizer Politik nach der Jahrhundertwende, in: Albert Tanner, Anne-Lise Head-König (Hg.), Die Bauern in der Geschichte der Schweiz. Les paysans dans l'histoire de la Suisse, Zürich 1992, S. 207-217.
- Beer, Ursula, Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses, Frankfurt/M, New York 1991².
- Belliger, Andréa, David J. Krieger, Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, in: Andréa Belliger, David J. Krieger (Hg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 13-50.
- Benninghaus, Christina, Kerstin Kohtz, „Sag mir, wo die Mädchen sind...“. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999.
- Benninghaus, Christina, Verschlungene Pfade – Auf dem Weg zu einer Geschlechtergeschichte der Jugend, in: Christina Benninghaus, Kerstin Kohtz, „Sag mir, wo die Mädchen sind...“. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln 1999, S. 9-32.
- Berek, Mathias, Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Erinnerungskulturen, Wiesbaden 2009 (Kultur- und sozialwissenschaftliche Studien 2).
- Berger, Claudia, Identität, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 47-65.
- Berger, Hans Peter, Auswirkungen von Einführung und Ausbreitung der Kartoffel in Graubünden, in: Bündner Monatsblatt, 3 (1989), S. 209-224.
- Berger, J., Gewerbliche und industrielle Entwicklung des Prättigaus, in: Terra Grischuna, 34/2 (1975), S. 104-107.

- Bertaux, Daniel, Isabelle Bertaux-Wiame, Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 146-165.
- Bilden, Helga, Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, 4. völlig Neubearb. Aufl., Weinheim 1991, S. 279-301.
- Billeter, Nicole, Bezeugte Zeit. Kriegsalltag in Richterswil 1939-1945, Stäfa 2012.
- Bittner, Günther (Hg.), Ich bin mein Erinnern. Über autobiographisches und kollektives Gedächtnis, Würzburg 2006.
- Blanc, Jean-Daniel, Christine Luchsinger (Hg.), achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit, Zürich 1994 (Prozesse und Strukturen 1).
- Blosser, Ursi, Franziska Gerster, Töchter der guten Gesellschaft. Frauenrolle und Mädchenerziehung im schweizerischen Grossbürgertum um 1900, Zürich 1985.
- Blumer, Florian, "Chapeau!" Soziale Unterschiede in lebensgeschichtlichem Erzählen, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 57-75.
- Blumer-Onofri, Florian, Die Elektrifizierung des dörflichen Alltags. Eine Oral History-Studie zur sozialen Rezeption der Elektrotechnik im Baselbiet zwischen 1900 und 1960, Liestal 1994.
- Bochsler, Regula, Sabine Gisiger, Städtische Hausangestellte in der deutschsprachigen Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich 1989.
- Bock, Bettina B., Sally Shortall (Ed.), Rural Gender Relations. Issues and Case Studies, Wallingford 2006.
- Bock, Gisela, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, 14 (1988), S. 364-391.
- Bodmer-Gessner, Verena, Die Bündnerinnen, Zürich 1973.
- Bolleter, Sarah, Einwanderung nach Winterthur 1960 bis 70. Mit Schwerpunkt auf italienischen Arbeitsmigrantinnen, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2004.
- Bollier, Peter, Der Bevölkerungswandel, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 115-146.
- Bollier, Peter, Davos und Graubünden während der Weltwirtschaftskrise 1929-1939. Auswirkungen auf Arbeitsmarkt, Beschäftigungs- und Sozialpolitik, hg. v. Staatsarchiv Graubünden, Chur 1995.

- Bonorand, Jachen S., Verschiebungen der bergbäuerlichen wirtschaftlichen Existenzgrundlage in der Zwischenkriegszeit von 1920-1939, Rapperswil 1949.
- Borkowsky, Maya, Krankheit Schwangerschaft?, Zürich 1988.
- Bourdieu, Pierre, Die männliche Herrschaft, in: Irene Dölling, Beate Kraus (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/M 1997, S. 153-217.
- Bourdieu, Pierre, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt/M 1976 (frz. Erstausgabe 1972).
- Bourgeois, Daniel, Das Geschäft mit Hitlerdeutschland. Schweizer Wirtschaft und Drittes Reich, Zürich 2000 (frz. Erstausgabe 1998).
- Boyer, Christoph, Netzwerke und Geschichte. Netzwerktheorien und Geschichtswissenschaften, in: Berthold Unfried, Jürgen Mittag, Marcel an der Linden (Hg.), Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert. Historische Erkundungen zu Ideen und Praktiken, Individuen und Organisationen, Wien 2008, S. 47-58.
- Bräuniger, Renate (Hg.), FrauenLeben Appenzell, Herisau 1999.
- Brake, Anna, Peter Büchner, Grosseltern in Familien, in: Jutta Ecarius (Hg.), Handbuch Familie, Wiesbaden 2007, S. 199-219.
- Braun, Christina von, Inge Stephan, Einleitung, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart 2000, S. 9-15.
- Braun, Christina von, Gender, Geschlecht und Geschichte, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart 2000, S. 16-57.
- Braun, Christina von, Inge Stephan (Hg.), Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart 2000.
- Broda, May B., Oral History - nichts als Fragen?, in: Traverse, 1 (1994), S. 131-135.
- Brodbeck, Beat, Daniel Flückiger, Peter Moser (Hg.), Quellen zur ländlichen Gesellschaft. Ein Wegweiser zu Archiven und Quellenbeständen der Agrargeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Baden 2007.
- Bruckmüller, Ernst, Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich, Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2004, Innsbruck, Wien, München 2004.
- Brüggemeier, Franz J., Dorothee Wierling, Einführung in die Oral History. Kurseinheit 1-3 (Kursunterlagen der FernUniversität – Gesamthochschule – in Hagen), Hagen 1986.
- Brüggemeier, Franz J., Soziale Vagabundage oder revolutionärer Heros? Zur Sozialgeschichte der Ruhrbergarbeiter 1880-1920, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und

- kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 263-289.
- Brugger, Hans, Die Ertragslage der schweizerischen Landwirtschaft 1914 bis 1980, Frauenfeld 1987.
- Brunold-Bigler, Ursula, Ruth-Nunzia Preisig (Hg.), Geburtszeiten. Geschichten vom Kinderkriegen in Graubünden 1950-2000, Chur 2006.
- Bruns, Claudia, Tilmann Walter, Einleitung. Zur Historischen Anthropologie der Sexualität, in: Claudia Bruns, Tilmann Walter (Hg.), Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität, Köln, Weimar, Wien 2004, S. 1-22.
- Büchel-Thalmeier, Sandra, Dekonstruktive und rekonstruktive Perspektiven auf Identität und Geschlecht. Eine feministisch-religionspädagogische Analyse, Münster 2005.
- Bündner Frauenschule (Hg.), zwei links - zwei rechts. 1895-1995: 100 Jahre Bündner Frauenschule, 100 Jahre Frauenbildung, Chur 1995.
- Bundi, Martin, Bedrohung, Anpassung, Widerstand. Die Grenzregion Graubünden 1933-1946, Chur 1996.
- Buomberger, Thomas, Peter Pfrunder (Hg.), Schöner leben, mehr haben. Die 50er Jahre in der Schweiz im Geiste des Konsums, Zürich 2012.
- Buomberger, Thomas, Die Nationalstrassen als Flussbett, in: Juerg Albrecht, Georg Kohler, Bruno Maurer (Hg.), Expansion der Moderne. Wirtschaftswunder – Kalter Krieg – Avantgarde – Populärkultur, Chur 2010 (outlines 5), S. 219-234.
- Burghartz, Susanna, Blinde Flecken. Geschlechtergeschichtliche Anmerkungen zur aktuellen Diskussion um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, in: traverse, 5/2 (1998), S. 145-156.
- Burke, Peter, Was ist Kulturgeschichte?, Frankfurt/M 2005 (engl. Erstausgabe 2004).
- Busch, Hans-Joachim, Marianne Leuzinger-Bohleber, Ulrike Prokop (Hg.), Sprache, Sinn und Unbewusstes. Zum 80. Geburtstag von Alfred Lorenzer, Tübingen 2003 (Psychoanalytische Beiträge aus dem Sigmund-Freud-Institut 10).
- Busse, Susann, Werner Helsper, Familie und Schule, in: Jutta Ecarius (Hg.), Handbuch Familie, Wiesbaden 2007, S. 321-341.
- Caduff, Gian, Stubeten und Schlittenfahrten in Graubünden, in: Davoser Revue, 24/4 (1949), S. 104-106.
- Camichel Bromeis, Cornelia, „Durchhalten und Standhalten.“ Zur Erinnerung an Pfarrerin Yvette Mayer, in: Bündner Jahrbuch, 47/2005, S. 137-144.

- Camus, Celine, Annabelle Hornung, Fabienne Imlinger et al. (Hg.), Im Zeichen des Geschlechts. Repräsentationen, Konstruktionen, Interventionen, Königstein 2008 (Frankfurter feministische Texte – Sozialwissenschaften – 12).
- Canning, Kathleen, Gender History in Practice. Historical Perspectives on Bodies, Class, and Citizenship, Ithaca 2006.
- Canning, Kathleen, Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung, in: Hanna Schissler (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/M, New York 1993, S. 139-163.
- Casal, Jakob, Wandlungen in der Struktur der Prättigauer Gemeinden, in: Terra Grischuna, 34/2 (1975), S. 86-87.
- Casutt, Marcus, Bauform und Erziehungsziel. Das Quaderschulhaus in Chur, in: Bündner Monatsblatt, 1 (1994), S. 23-58.
- Cavelty, Gieri, Antijüdische Stereotypen und Antisemitismus in Graubünden, in: Bündner Monatsblatt, 4 (2001), S. 319-335.
- Chiquet, Simone, Wem gehört die Geschichte? Ein Arbeitsbericht, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 49-55.
- Chiquet, Simone (Hg.), „Es war halt Krieg.“ Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939-1945, Zürich 1992.
- Clavadetscher, Erhard, Die Walsersiedlungen Danusa, Furna und Valzeina im Prätigau, Separatdruck aus dem Bündner Monatsblatt, 1944.
- Collenberg, Adolf, Bewegungen und Parteien, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 259-281.
- Colman, Gould P., Abschluss nach zehn Jahren, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt/M 1985 (1980), S. 185-194.
- Conzett, Silvia, „Sie hatten eigentlich immer etwas zu tun.“ Arbeits- und Lebenswelt der Frauen in Hinterrhein, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 11-59.
- Conzett, Silvia, Bergdorf Hinterrhein, hg. v. der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde u. dem Verein für Bündner Kulturforschung, Baden 2005.
- Conzett, Silvia, Wie sie es sieht. Landwirtschaft und Tourismus in Tschierschen im 20. Jahrhundert, Chur 2003.

- Conzett, Silvia, Bauernfrauen im Bündner Safiental und im norwegischen Krossdal – ein Vergleich, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 88 (1992), S. 73-86.
- Conzett, Silvia, Bergbäuerinnen zwischen Tradition und Moderne, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1990.
- Cornelissen, Christoph, Was heisst Erinnerungskultur? Begriff – Methoden – Perspektiven, in: BIOS, 10 (2003), S. 548-563.
- Crotti, Claudia, Lehrerinnen – frühe Professionalisierung. Professionsgeschichte der Volksschullehrerinnen in der Schweiz im 19. Jahrhundert, Bern 2005.
- Csáky, Moritz, Die Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung, in: Itinera, 25 (2004), (Erinnern und Verarbeiten. Zur Schweiz in den Jahren 1933-1945, hg. v. Georg Kreis), S. 7-30.
- Däscher, Nelly, Skisport im Prättigau und Davos bis 1940, unveröff. Heimatkundearbeit, o.O. 1977.
- Daniel, Ute, Erfahrung – (k)ein Thema der Geschichtstheorie?, in: L’homme, 11/1 (2000), S. 120-123.
- Daniel, Ute, Klio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft. Teil I, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 48 (1997), S. 195-218.
- Daniel, Ute, Klio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft. Teil II, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 48 (1997), S. 259-278.
- Daniel, Ute, Quo vadis, Sozialgeschichte? Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende, in: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 54-64.
- Danna, Daniela, Sex, Religion, and the Law, in: Peakman, Julie (Ed.), A Cultural History of Sexuality, Vol. 6: A Cultural History of Sexuality in the Modern Age ed. by Gert Hekma, Oxford, New York 2011, p. 105-125.
- Davidoff, Leonore, „Alte Hüte“ Öffentlichkeit und Privatheit in der feministischen Geschichtsschreibung, in: L’homme, 4/2 (1993), S. 7-36.
- Dejung, Christof, Oral History und kollektives Gedächtnis. Für eine sozialhistorische Erweiterung der Erinnerungsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, 24 (2008), S. 96-115.
- Dejung, Christof, Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939-1945, Zürich 2006.

- Dejung, Christof, „Wohlan mit Gott, zum Siege oder Tod!“ Zum Stellenwert der Religion in der militärischen Propaganda der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 55/3 (2005), S. 307-324.
- Dejung, Christof, Regula Stämpfli (Hg.), Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945, Zürich 2003.
- Derouet, Bernard, Luigi Lorenzetti, Jon Mathieu, Introduction. Les pratiques familiales dans les sociétés de montagne. Jalon pour une histoire comparative, in: Itinera, 29 (2010), Pratiques familiales et sociétés de montagne, XVI^e -XX^e siècles, ed. par Bernard Derouet, Luigi Lorenzetti, Jon Mathieu, à la mémoire de Jean-François Bergier, p. 5-11.
- Descamps, Florence, L’histoire orale, une chance à saisir pour les archivistes et les historiens, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 3 (2003), S. 310-318.
- Diner, Dan, Gedächtniszeiten. Über jüdische und andere Geschichten, München 2003.
- Dörr, Margarete, „Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...“ Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, Bd. 2: Kriegsalltag, Frankfurt/M, New York 1998.
- Ecarius, Jutta, Nils Köbel, Katrin Wahl, Familie, Erziehung und Sozialisation, Wiesbaden 2011.
- Ecarius, Jutta, Katrin Wahl, Bildungsbedeutsamkeit von Familie und Schule. Familienhabitus, Bildungsstandards und soziale Reproduktion – Überlegungen im Anschluss an Pierre Bourdieu, in: Jutta Ecarius, Carola Groppe, Hans Malmede (Hg.), Familie und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen, Wiesbaden 2009, S. 13-33.
- Ecarius, Jutta, Katharina Walgenbach, Generationen, Bildung und Gerechtigkeit, in: Eckart Liebau, Jörg Zirfas (Hg.), Ungerechtigkeit der Bildung – Bildung der Ungerechtigkeit, Opladen 2008, S. 101-117.
- Ecarius, Jutta, Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen, Opladen 2002.
- Ehmer, Josef, Michael Mitterauer (Hg.), Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften, Wien 1986.
- Ellmeier, Andrea, Arbeit Ökonomie Konsum. Zur Transformation von Bedeutungsordnungen, in: Johanna Gehmacher, Maria Mesner (Hg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen / Perspektiven, Innsbruck 2003, S. 183-201.
- Enderlin, Milly, Im Dienste der Kinder und Kranken, in: Terra Grischuna, 21/1 (1962), S. 17-20.

- Epple, Angelika, Angelika Schaser (Hg.), *Gendering Historiography. Beyond National Canons*, Frankfurt/M 2009.
- Erlanger, Simon, „Nur ein Durchgangsland.“ *Arbeitslager und Interniertenheime für Flüchtlinge und Emigranten in der Schweiz 1940-1949*, Zürich 2006.
- Erll, Astrid, Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, in: Ansgar Nünning, Vera Nünning (Hg.), *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*, Stuttgart 2003, S. 156-185.
- Ernst, Stefanie, *Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern. Wandlungen der Ehe im ‚Prozess der Zivilisation‘*, Opladen 1996.
- Feld, Rena, From the Interviewer’s Perspective: Interviewing Women Conscientious Objectors, in: *Oral History*, 1 (2003), p. 29-37.
- Fenske, Michaela, Tatjana Eggeling (Hg.), *Geschlecht und Ökonomie. Beiträge der 10. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*, Göttingen 2004.
- Fertig, Georg, Geschwister – Eltern – Grosseltern. Die Historische Demographie zwischen den Disziplinen, in: *Historical Social Research*, 30/3 = 113 (2005), S. 5-14.
- Fetz, Anita, Frauenbildung – der Schlüssel zur Emanzipation, in: *Itinera*, 2/3 (1985), Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit, hg. v. Annamarie Ryter, Regina Wecker, Susanna Burghartz (Bericht des zweiten schweizerischen Historikerinnentreffens in Basel, Oktober 1984), S. 43-54.
- Fient, Georg, *Das Prätigau. Ein Beitrag zur Schweiz. Landes- und Volkskunde*, 2. verm. u. verb. Aufl., Chur 1896 (1896).
- Flaake, Karin, Vera King, *Psychosexuelle Entwicklung, Lebenssituation und Lebensentwürfe junger Frauen. Zur weiblichen Adoleszenz in soziologischen und psychoanalytischen Theorien*, in: Karin Flaake, Vera King (Hg.), *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*, Frankfurt/M 1992, S. 13-39.
- Flick, Uwe, *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg 1996² (1995).
- Flick, Uwe, *Qualitative Sozialforschung. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*, Frankfurt/M, New York 1991².
- Foucault, Michel, *Hermeneutik des Selbst. Vorlesung am Collège de France (1981/82)*, Frankfurt/M 2004 (frz. Erstausgabe 2001).
- Foucault, Michel, Antwort auf eine Frage, in: Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd. 1: 1954-1969, Frankfurt/M 2001, S. 859-886.

- Foucault, Michel, Der Wille zum Wissen, Frankfurt/M 1977 (frz. Erstausgabe 1976)
(Sexualität und Wahrheit 1).
- Frei Berthoud, Annette, Fakten, Mythen, Erinnerungen. Die unterschiedliche Wahrnehmung und Beurteilung von Aktivdienst und Fraueneinsatz, in: Philipp Sarasin, Regina Wecker (Hg.), Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1998, S. 105-119.
- Frerichs, Petra, Margareta Steinrücke, Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum, in: Irene Dölling, Beate Kraus (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/M 1997, S. 231-255.
- Frey, Urs, Die Landwirtschaft, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 39-59.
- Friebertshäuser, Barbara, Michael Matzner, Ninette Rothmüller, Familie. Mütter und Väter, in: Jutta Ecarius (Hg.), Handbuch Familie, Wiesbaden 2007, S. 179-198.
- Fried, Johannes, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004.
- Frisch, Michael, Dorothy L. Watts, Oral History und die Darstellung von Klassenbewusstsein. Die "New York Times" und die Arbeitslosen von Buffalo, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 221-253.
- Fritzsche, Bruno, Sandra Romer, Graubünden seit 1945, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Chur 2000, S. 330-391.
- Fuchs, Werner, Möglichkeiten der biographischen Methode, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 436-470.
- Fuchs, Werner, Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen 1984.
- Gadient, Andreas, Das Prätigau. Ein volkswirtschaftlicher Beitrag, Chur 1921.
- Garstenauer, Rita, Erich Landsteiner, Ernst Langthaler (Hg.), Land-Arbeit. Arbeitsbeziehungen in ländlichen Gesellschaften Europas (17. bis 20. Jahrhundert), Innsbruck 2010 (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2008).
- Gasser, Albert, Kirche, Staat und Gesellschaft, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 229-247.

- Gather, Claudia, Regine Othmer, Ulla Wischermann (Hg.), *Komplex Familie, feministische Studien*, 2 (2010).
- Geertz, Clifford, *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur*, in: Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt/M 1983 (engl. Erstausgabe 1973), S. 7-43.
- Gehmacher, Johanna, Maria Mesner (Hg.), *Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen / Perspektiven*, Innsbruck 2003.
- Gerber, Fritz, *Wandel im ländlichen Leben. Eine sozialökonomische und sozialpsychologische Untersuchung in fünf Gemeinden des Oberemmentals*, Bern 1974.
- Gestrich, Andreas, *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2010² (1998) (*Enzyklopädie deutscher Geschichte* 50).
- Gestrich, Andreas, Jens-Uwe Krause, Michael Mitterauer, *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2003 (*Europäische Kulturgeschichte* 1).
- Giovanoli, Paula, „Fu il 38mo anno che restai qui con 5 vacche.“ *Aufzeichnungen der Bergeller Bergbäuerin Fiorentina Coretti-Pool von 1898-1948*, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), *Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 2006, Bd. 3: *FrauenArbeit*, S. 61-103.
- Gippert, Wolfgang, ‚Milieu‘ als Konzept der Historischen Familienforschung, in: Jutta Ecarius, Carola Groppe, Hans Malmede (Hg.), *Familie und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen*, Wiesbaden 2009, S. 35-56.
- Gippert, Wolfgang, Petra Götte, Elke Kleinau (Hg.), *Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven*, Bielefeld 2008.
- Gisbert, Kristin, *Das autobiographische Gedächtnis in der psychologischen Biographieforschung*, in: *BIOS*, 14/1 (2001), S. 26-36.
- Gloger-Tippelt, Gabriele, *Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehung*, in: Jutta Ecarius (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden 2007, S. 157-178.
- Gludovatz, Karin, Anja Middelbeck-Varwick (Hg.), *Gender im Blick. Geschlechterforschung in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M 2010.
- Göpfert, Rebekka, *Oral History. Über die Zusammensetzung individueller Erinnerung im Interview*, in: Clemens Wischermann (Hg.), *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1996, S. 101-113.
- Goffman, Erving, *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/M 1994.
- Goodnow, Jacqueline J., *From Household Practices to Parents' Ideas about Work and Interpersonal Relationships*, in: Sara Harkness, Charles M. Super (Ed.), *Parents' Cultural*

- Belief Systems. Their Origins, Expressions, and Consequences, New York 1996, p. 313-344.
- Gräb, Wilhelm, Birgit Weyel (Hg.), Praktische Theologie und protestantische Kultur, Gütersloh 2002 (Praktische Theologie und Kultur 9).
- Graf, Friedrich W., Klaus Grosse Kracht, Religion und Gesellschaft. Europa im 20. Jahrhundert, Köln 2007.
- Graf, Friedrich W., Der Protestantismus. Geschichte und Gegenwart, München 2006.
- Graf, Ursula, Handelsfrauen, Ladentöchter, Dienstmädchen. Arbeitswelten und Lebenssituationen der Frauen in Chur 1870–1945, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 105-144.
- Graf, Ursula, Von Mädchenarbeitsschulen zur Lehrtöchterausbildung. Die Berufsbildung in Hauswirtschaft und Gewerbe und die Geschichte der Berufsberatung für Frauen in Graubünden, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 201-231.
- Gredig, Hansjürg, Walter Willi, Unter Strom – Wasserkraftwerke und Elektrifizierung in Graubünden 1879-2000, hg. v. Verein für Bündner Kulturforschung und dem Amt für Energie des Kantons Graubünden, Chur 2006.
- Gredig, Hansjürg, Die Bündner Landwirtschaft in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1981.
- Grele, Ronald J., Stages in the Evolution of Oral History, in: BIOS Sonderheft, 20 (2007), S. 30-35.
- Grele, Ronald J., Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 195-220.
- Greschat, Martin, Rechristianisierung und Säkularisierung. Anmerkungen aus deutscher protestantischer Sicht, in: Hartmut Lehmann (Hg.), Säkularisierung, Dechristianisierung, Rechristianisierung im neuzeitlichen Europa. Bilanz und Perspektiven der Forschung, Göttingen 1997, S. 76-85.
- Grossenbacher, Silvia, Familienpolitik und Frauenfrage in der Schweiz, Grisch 1987.
- Grossmann, Atina, Sexualität, Körper und das grosse Unbehagen. Kontinuitäten und Brüche in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: Karen Hagemann, Jean H. Quataert

- (Hg.), *Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte*, Frankfurt/M, New York 2008, S. 290-316.
- Grundmann, Matthias, Raphael Beer (Hg.), *Subjekttheorien interdisziplinär. Diskussionsbeiträge aus Sozialwissenschaften, Philosophie und Neurowissenschaften*, Münster 2004 (*Individuum und Gesellschaft. Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung* 1).
- Günther-Saeed, Marita, *Gender Studies in der Religionswissenschaft. Forschungsperspektiven*, in: Karin Gludovatz, Anja Middelbeck-Varwick (Hg.), *Gender im Blick. Geschlechterforschung in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M 2010, S. 115-127.
- Gugerli, David, *Zwischen Pfrund und Predigt. Die protestantische Pfarrfamilie auf der Zürcher Landschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert*, Zürich 1988.
- Haas, Gaston, „Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte...“ 1941-1943. Was man in der Schweiz von der Judenvernichtung wusste, Basel, Frankfurt/M 1994 (*Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz* 4).
- Haas, Stefan, *Philosophie und Erinnerung. Kategoriale Voraussetzungen einer mnemistischen Geschichtsbetrachtung*, in: Clemens Wischermann (Hg.), *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1996, S. 31-54.
- Hackspiel-Mikosch, Elisabeth, Stefan Haas (Hg.), *Die zivile Uniform als symbolische Kommunikation. Kleidung zwischen Repräsentation, Imagination und Konsumption in Europa vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Stuttgart 2006 (*Studien zur Geschichte des Alltags* 24).
- Härdi-Caprez, Margreth, *Rückblick auf das Leben von Greti Caprez-Roffler und Gian Caprez-Roffler*, in: *Bündner Jahrbuch*, 37 (1995), S. 158-162.
- Häsler, Alfred A., *Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945. Mit einem Essay von Friedrich Dürrenmatt*, Zürich 1989 (1967).
- Hagemann, Karen, Jean H. Quataert (Hg.), *Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte*, Frankfurt/M 2008.
- Hagemann, Karen, „Ich glaub’ nicht, dass ich Wichtiges zu erzählen hab’ ...“ *Oral History und historische Frauenforschung*, in: Herwart Vorländer, (Hg.), *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990, S. 29-48.
- Hahn, Alois, *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie*, Frankfurt/M 2000.
- Halbwachs, Maurice, *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart 1967 (frz. Erstausgabe 1950).

- Halter-Schmid, Ruth, Schweizer Radio 1939-1945. Die Organisation des Radiokommunikators durch Bundesrat und Armee, Bern 1979.
- Hansemann, Christian, Conterser Heimatbuch, Schiers 2001.
- Hansemann-Bergamin, Christian, Ulrich Senn-Stapfer, Das Prättigau, hg. v. Alfred Schneider, Bern, Stuttgart, Wien 1999.
- Hansemann, Christian, Kübliser Heimatbuch, Schiers 1997.
- Hausen, Karin, Heide Wunder, Einleitung, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M, New York 1992, S. 9-18.
- Hausen, Karin, Frauenräume, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M, New York 1992, S. 21-24.
- Hausen, Karin, Öffentlichkeit und Privatheit, Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M, New York 1992, S. 81-88.
- Heinzer, Andrea, „... was diä gsäit hend, isch fir yys Gsetz gsi.“ Katholische Frauenvereine im Kanton Uri in der Zwischenkriegszeit: Entstehungsbedingungen, Strukturen und gesellschaftliche Stellung, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1997.
- Hekma, Gert, Intruduction, in: Peakman, Julie (Ed.), A Cultural History of Sexuality, Vol. 6: A Cultural History of Sexuality in the Modern Age ed. by Gert Hekma, Oxford, New York 2011, p. 1-26.
- Heller, Birgit, Religionen. Geschlecht und Religion – Revision des *homo religiosus*, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 610-614.
- Heller, Daniel, Zwischen Unternehmertum, Politik und Überleben. Emil G. Bührle und die Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon, Bührle & Co. 1924 bis 1945, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2002.
- Hengartner, Thomas, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Berlin 2005 (Lebensformen 17).
- Herrmann, Ulrich, Historische Sozialisationsforschung, in: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, 4. völlig Neubearb. Aufl., Weinheim 1991, S. 231-250.
- Herzog, Dagmar, Wo liegt der Unterschied? Aufklärung und Frauenrechte in Deutschland, in: Hanna Schissler (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/M, New York 1993, S. 80-96.

- Hitz, Benjamin, Der Plan Wahlen im Kanton Uri, unveröff. Lizentiatsarbeit, Lausanne 2006.
- Hitzer, Bettina, Im Netz der Liebe. Die protestantische Kirche und ihre Zuwanderer in der Metropole Berlin (1849-1914), Köln 2006.
- Hölscher, Lucian, Säkularisierungsängste in der neuzeitlichen Gesellschaft, in: Manfred Gailus, Hartmut Lehmann (Hg.), Nationalprotestantismus, Mentalitäten, Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes, Göttingen 2005, S. 133-147.
- Hölscher, Lucian, Geschichte und Vergessen, in: Historische Zeitschrift, 249 (1989), S. 1-17.
- Höpfli, François, Bevölkerungswandel in der Schweiz. Zur Entwicklung von Heiraten, Geburten, Wanderungen und Sterblichkeit, Grösch 1986.
- Hoernig, Erika (Hg.), Biographische Sozialisation, Stuttgart 2000.
- Hoff, Walburga, Elke Kleinau, Pia Schmid, Einleitung, in: Walburga Hoff, Elke Kleinau, Pia Schmid (Hg.), Gender-Geschichte/n. Ergebnisse bildungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung, Köln 2008, S. 9-21.
- Hofmann, Renate, Die Genderfrage im Religionsunterricht – ein empirischer Zugang, in: Praktische Theologie, 41/1 (2006), S. 19-26.
- Hollinger, Stefan, Graubünden und das Auto. Kontroversen um den Automobilverkehr 1900-1925, Chur 2008 (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte 19).
- Holzem, Andreas, Ines Weber (Hg.), Ehe – Familie – Verwandtschaft. Vergesellschaftung in Religion und sozialer Lebenswelt, Paderborn 2008.
- Honegger, Claudia, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850, München 1996 (1991).
- Hoop, James, Oral History. An Introduction for Students, North Carolina 1980.
- Huber, K., Landwirtschaft im Prättigau. Aktuelle Probleme der Berglandwirtschaft, in: Terra Grischuna, 34/2 (1975), S. 68-70.
- Huber, Margarete, Einführung, in: Margarete Huber (Hg.), Geschlechter-Räume. Konstruktionen von ‚gender‘ in Geschichte, Literatur und Alltag, Köln 2001 (Literatur – Kultur – Geschlecht. Grosse Reihe 15), S. 1-8.
- Hug, Peter, Schweizer Rüstungsindustrie und Kriegsmaterialhandel zur Zeit des Nationalsozialismus. Unternehmensstrategien – Marktentwicklung – politische Überwachung, Teil 1, hg. v. der Unabhängigen Kommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Zürich 2002 (Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg 11).
- Inhetveen, Heide, Margret Blasche, Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, Opladen 1983.

- Jäger, Georg, Graubündens Integration in die Schweiz, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 311-329.
- Jaeggi, Urs, Berggemeinden im Wandel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung in vier Gemeinden des Berner Oberlandes, Bern 1964.
- Jancke-Leutzsch, Gabi, Die Lebensgeschichte als Beziehungsarbeit. Weibliche Lebensentwürfe. Untersuchungen an Autobiographien des 20. Jahrhunderts, in: Ursula J.A. Becher, Jörn Rüsen (Hg.), Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung, Frankfurt/M 1988, S. 423-455.
- Jaun, Rudolf, Die militärische Landesverteidigung 1939-1945, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 47/4 (1997), S. 644-661.
- Jecklin, Ursula, Das Frauenstimmrecht in der protestantischen Kirche, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2003, Bd. 1: FrauenRecht, S. 157-174.
- Jenny, Valentin, Handwerk und Industrie in Graubünden im 19. Jahrhundert. Bestrebungen zur Förderung von Handwerk und Einführung von Industrie als Massnahme zur Hebung des Volkswohlstandes, Chur 1991.
- Jensen, Heike, Sexualität, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 100-116.
- Jörger, Paula, Graubündens Frauenorganisationen, in: Terra Grischuna, 21/1 (1962), S. 11-15.
- Joris, Elisabeth, Krieg, Propaganda und Geschlecht, in: Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.), Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945, Zürich 2003, S. 229-248.
- Joris, Elisabeth, Heidi Witzig, Alltagserfahrungen von Frauen als Ausgangspunkt historischer und sozialwissenschaftlicher Fragestellungen, in: Feministische Studien, 12/2 (1994), S. 81-90.
- Joris, Elisabeth, Heidi Witzig, Brave Frauen – aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820-1940), Zürich 1992.
- Joris, Elisabeth, Die Schweizer Hausfrau. Genese eines Mythos, in: Sebastian Brändli, David Gugerli, Rudolf Jaun et al. (Hg.), Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag, Basel, Frankfurt/M 1990, S. 99-116.

- Jost, Hans Ulrich, Politik und Wirtschaft im Krieg. Die Schweiz 1938-1948, Zürich 1998.
- Jungwirth, Ingrid, Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften. Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman, Bielefeld 2007.
- Jureit, Ulrike, Christian Schneider, Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart 2010.
- Jureit, Ulrike, Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999 (Forum Zeitgeschichte 8).
- Jureit, Ulrike, Authentische und konstruierte Erinnerung – Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnrekonstruktionen, in: WerkstattGeschichte, 18/6 (1997), S. 91-101.
- Käppeli, Anne-Marie, Religiosität und tätiges Leben. Protestantische Pädagoginnen der französischsprachigen Schweiz Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, in: Margret Kraul, Christoph Lüth (Hg.), Erziehung der Menschen-Geschlechter. Studien zur Religion, Sozialisation und Bildung in Europa seit der Aufklärung, Weinheim 1996, S. 121-138.
- Käppeli, Anne-Marie, “La formation, ce n’est pas ça!“ Entre passé et présent: des métaphores narratives, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 169-184.
- Kästli, Tobias, Selbstbezogenheit und Offenheit – Die Schweiz in der Welt des 20. Jahrhunderts. Zur politischen Geschichte eines neutralen Kleinstaats, Zürich 2005.
- Kalt, Robert, Rationierung der Nahrungsmittel und Schwarzer Markt in der Kriegswirtschaft, Singen 1951.
- Kaschuba, Wolfgang, Carola Lipp, Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Tübingen 1982.
- Kasper-Brasser, Peter, Prättigauer Land- und Forstwirtschaft, in: Terra Grischuna, 31/1 (1972), S. 15-20.
- Kasten, Hartmut, Wie die Zeit vergeht. Unser Zeitbewusstsein in Alltag und Lebenslauf, Darmstadt 2001.
- Kaufmann, Jean-Claude, Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität, Konstanz 2005 (frz. Erstausgabe 2004).
- Kelle, Helga, Mädchen. Zur Entwicklung der Mädchenforschung, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 360-369.

- Keller, Stefan A., Im Gebiet des Unneutralen. Schweizerische Buchzensur im Zweiten Weltkrieg zwischen Nationalsozialismus und Geistiger Landesverteidigung, Zürich 2009.
- Keppler, Angela, Soziale Formen individueller Erinnerung. Die kommunikative Tradierung von (Familien-)Geschichte, in: Harald Welzer (Hg.), Das soziale Gedächtnis. Geschichte – Erinnerung – Tradierung, Hamburg 2001, S. 137-159.
- Kessler, Daniel, Der Tourismus, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 89-114.
- Kessler, Daniel, Hotels und Dörfer. Oberengadiner Hotellerie und Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit, Chur 1997.
- Kittel, Sabine, „Places for the Displaced.“ Biographische Bewältigungsmuster von weiblichen jüdischen Konzentrationslager-Überlebenden in den USA, Hildesheim 2006.
- Klagsbrun, Francine, Der Geschwisterkomplex. Liebe und Hass, Rivalität und Zusammenhalt – ein Leben lang, München 1992.
- Klein, Christian, Matías Martínez (Hg.), Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens, Stuttgart 2009.
- Klein, Regina, Am Anfang steht das letzte Wort. Eine Annäherung an die „Wahrheit“ der tiefenhermeneutischen Erkenntnis, in: BIOS, 1 (2000), S. 77-97.
- Kleinau, Elke, Reformpädagogik und Frauenbewegung. Geschichte einer Ausgrenzung, in: Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, 53/54 (2008), S. 32-41.
- Kleinau, Elke, Mädchen- und Frauenbildung in der Historischen Bildungsforschung. Neue Ansätze und Forschungsperspektiven, in: Bea Lundt (Hg.), Historische Geschlechterforschung. Aufsätze zum Schwerpunkt, Wiesbaden 2006 (Beiheft Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 19), S. 208-218.
- Knapp, Gudrun-Axeli, Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion, in: Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.), Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg i.Br. 1992, S. 287-325.
- Knoblauch, Hubert, Religionssoziologie, Berlin 1999.
- König, Hans Dieter, Tiefenhermeneutik, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek b. Hamburg 2000, S. 556-569.
- König, Mario, Georg Kreis, Franziska Meister, Gaetano Romano (Hg.), Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren, Zürich 1998 (Die Schweiz 1798-1998: Staat – Gesellschaft – Politik, 3).

- Kohler, Georg, Konsumglück, Kalter Krieg und Zweite Moderne, in: Thomas Buomberger, Peter Pfrunder (Hg.), *Schöner leben, mehr haben. Die 50er Jahre in der Schweiz im Geiste des Konsums*, Zürich 2012, S. 7-19.
- Konrad, Franz-Michael, Einleitung, in: Franz-Michael Konrad, *Kindheit und Familie. Beiträge aus interdisziplinärer und kulturvergleichender Sicht*, Münster, 2001, S. 11-20.
- Kornbichler, Thomas, *Lebensgeschichte und Selbsterkenntnis. Psychobiographie*, Bd. 3, Frankfurt/M 1994.
- Kortendiek, Beate, Familie. Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004, S. 384-394.
- Kotre, John, *Weisse Handschuhe. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt*, München 1996 (engl. Erstausgabe 1995).
- Kraul, Margret, Christoph Lüth, Religion, Geschlechteranthropologie, Bildung, in: Margret Kraul, Christoph Lüth (Hg.), *Erziehung der Menschen-Geschlechter. Studien zur Religion, Sozialisation und Bildung in Europa seit der Aufklärung*, Weinheim 1996, S. 7-22.
- Kraus, Alexander, Birte Kohtz, Hirnwindungen – Quelle einer historiografischen Wende? Zur Relevanz neurowissenschaftlicher Erkenntnisse für die Geschichtswissenschaft, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 55/10 (2007), S. 842-857.
- Kreis, Georg, Zwischen Mangel und Überfluss. Das Versorgungsproblem der Jahre 1939-1942 aus Sicht des „Nebelspalters“, in: *Itinera*, 25/2004 (Erinnern und Verarbeiten. Zur Schweiz in den Jahren 1933-1945, hg. v. Georg Kreis), S. 119-140.
- Kreis, Georg, Zurück in die Zeit des Zweiten Weltkriegs (Teil II). Zur Bedeutung der 1990er Jahre für den Ausbau der schweizerischen Zeitgeschichte, in: Georg Kreis, *Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze*, Basel 2003, Bd. 1, S. 345-370 (Erstdruck in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 4 (2002), S. 494-517).
- Kreis, Georg, Zensur und Selbstzensur. Die schweizerische Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg, Frauenfeld 1973.
- Kreppner, Kurt, Sozialisation in der Familie, in: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*, 4. völlig neubearb. Aufl., Weinheim 1991, S. 321-334.
- Kruker, Robert, Alpine Kultur und Gesellschaft, in: Paul Hugger (Hg.), *Handbuch der schweizerischen Volkskultur*, Zürich 1992, Bd. 3, S. 1003-1038.
- Krumeich, Gerd, Hartmut Lehmann (Hg.), *„Gott mit uns.“ Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2000.

- Kuhn, Annette, Oral History und Erinnerungsarbeit. Zur mündlichen Geschichtsschreibung und historischen Erinnerungskultur, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 311-313.
- Kurz, Josef, Kulturgeschichte der häuslichen Wäschepflege. Frauenarbeit und Haushaltstechnik im Spiegel der Jahrhunderte, Heidelberg 2006.
- Labouvie, Eva, Alltagswissen – Körperwissen – Praxiswissen – Fachwissen. Zur Aneignung, Bewertungs- und Orientierungslogik von Wissenskulturen, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, 30 (2007), S. 119-134.
- Labouvie, Eva, Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt, Köln, Weimar, Wien 2000.
- Lange, Andreas, Kindheit und Familie, in: Jutta Ecarius (Hg.), Handbuch Familie, Wiesbaden 2007, S. 239-259.
- Langer-Ostrawsky, Gertrude, Agrargeschichte als Geschlechtergeschichte?, in: Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), Regulierte Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930-1960. Ernst Bruckmüller zum 60. Geburtstag. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2005, Innsbruck, Wien, Bozen 2005, S. 213-220.
- Langewiesche, Dieter, Erinnerungsgeschichte. Ihr Ort in der Gesellschaft und in der Historiographie, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte, 100 (2006), S. 13-30.
- Langthaler, Ernst, Josef Redl (Hg.), Regulierte Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930-1960. Ernst Bruckmüller zum 60. Geburtstag, Innsbruck, Wien, Bozen 2005 (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2005).
- Langthaler, Ernst, Reinhard Sieder (Hg.), Über die Dörfer. Ländliche Lebenswelten in der Moderne, Wien 2000 (Kultur als Praxis 4).
- Lanzinger, Margareth, Aushandeln von Ehe – Heiratsverträge in europäischen Rechtsräumen. Einleitung, in: Margareth Lanzinger, Gunda Barth-Scalmani, Ellinor Forster et al. (Hg.), Aushandeln von Ehe. Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich, Köln 2010, S. 11-25.
- Lanzinger, Margareth, Variationen des Themas. Mitgiftsysteme, in: Margareth Lanzinger, Gunda Barth-Scalmani, Ellinor Forster et al. (Hg.), Aushandeln von Ehe. Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich, Köln 2010, S. 469-492.
- Lanzinger, Margareth, Edith Saurer (Hg.), Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht, Wien 2007.

- Lasserre, André, Schweiz: Die dunkeln Jahre. Öffentliche Meinung 1939-1945, Zürich 1992 (frz. Erstausgabe 1989).
- Laqueur, Thomas, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt/M, New York 1992 (engl. Erstausgabe 1990).
- Léger, Yvonne, Praden. Vom Überleben auf dem Dorfe, Zürich 1982.
- Leh, Almut, Robert R. lebt oder: Was Oral History immer noch leistet, in: BIOS Sonderheft, 20 (2007), S. 180-186.
- Leh, Almut, Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: BIOS, 1 (2000), S. 64-76.
- Lehmann, Albrecht, Lebensgeschichte und Landschaft. Kulturelle und politische Aspekte, in: BIOS, Sonderheft 2007, S. 194-198.
- Lehmann, Albrecht, Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag, in: Fabula, 21 (1980), S. 56-69.
- Lehmann, Albrecht, Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag, Tatbestände, Situationen, Funktionen, in: Zeitschrift für Volkskunde, 74 (1978), S. 197-215.
- Lehmann, Hartmut, Säkularisierung. Der europäische Sonderweg in Sachen Religion, Göttingen 2004.
- Lehmann, Hartmut, Protestantisches Christentum im Prozess der Säkularisierung, Göttingen 2001.
- Lehmann, Hartmut (Hg.), Säkularisierung, Dechristianisierung, Rechristianisierung im neuzeitlichen Europa. Bilanz und Perspektiven der Forschung, Göttingen 1997.
- Leimgruber, Matthieu, Martin Lengwiler, Umbruch an der inneren Front. Krieg und Sozialpolitik in der Schweiz, 1938-1948, Zürich 2009.
- Leimgruber, Walter, Gabriela Christen, Sonderfall? Die Schweiz zwischen Réduit und Europa. Begleitband zur Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich vom 19. August bis 15. November 1992, Zürich 1992.
- Lenger, Friedrich, Netzwerkanalyse und Biographieforschung – einige Überlegungen, in: BIOS, 18/2 (2005), S. 180-185.
- Lequin, Yves, Jean Métal, Auf der Suche nach einem kollektiven Gedächtnis. Die Rentner der Metallindustrie von Givors, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 339-368.
- Lerner, Gerda, Die Entstehung des Patriarchats, Frankfurt/M, New York 1995 (engl. Erstausgabe 1986).

- Lerner, Gerda, Unterschiede zwischen Frauen neu gefasst, in: Hanna Schissler (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/M, New York 1993, S. 59-79.
- Leuenberger, Marco, Loretta Seglias (Hg.), Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen, Zürich 2008.
- Ley, Katharina, Die Suche nach dem eigenen Ort. Soziopsychoanalytische Überlegungen zu Geschwisterbeziehungen, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 155-167.
- Liebau, Eckart, Jörg Zirfas (Hg.), Ungerechtigkeit der Bildung – Bildung der Ungerechtigkeit, Opladen 2008.
- Linke, Angelika, Markus Nussbaumer, Paul R. Portmann, Studienbuch Linguistik, erg. um ein Kapitel ‚Phonetik und Phonologie‘ von Urs Willi, 3. unv. Aufl., Tübingen 1996.
- Lötscher, Christian, Die Prättigauer Schulen, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 23-25.
- Lorenzer, Alfred, Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften, hg. v. Ulrike Prokop, Stuttgart 2002.
- Lorenzer, Alfred (Hg.), Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur, Frankfurt/M 1986, S. 11-98.
- Ludi, Regula, Frauenarmut und weibliche Devianz um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Kanton Bern, in: Anne-Lise Head, Brigitte Schnegg (Hg.), Armut in der Schweiz (17.-20. Jh.), Zürich 1989 (Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 7/7), S. 19-32.
- Lüdtke, Alf, Alltagsgeschichte. Aneignung und Akteure. Oder – es hat noch kaum begonnen!, in: WerkstattGeschichte, 6/17 (1997), S. 83-91.
- Lüdtke, Alf, Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/M, New York 1989, S. 9-47.
- Lüscher, Kurt, Ludwig Liegle, Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft, Konstanz 2003.
- Luhmann, Niklas, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt/M 1994 (1982).
- Lundt, Bea, (Hg.), Historische Geschlechterforschung. Aufsätze zum Schwerpunkt, Wiesbaden 2006 (Beiheft Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 19).
- Lutter, Christina, Margit Szöllösi-Janze, Heidemarie Uhl (Hg.), Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen, Innsbruck 2004.

- Mäusli, Theo, Radiohören, in: Markus T. Drack (Hg.), Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der Schweizerischen Rundpruchgesellschaft SRG bis 1958, Baden 2000, S. 195-224.
- Maier, Christl, Theologie, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart 2000, S. 247-261.
- Maissen, Thomas, Geschichte der Schweiz, Baden 2010.
- Maissen, Thomas, Verweigerter Erinnerung. Nachrichtenlose Vermögen und Schweizer Weltkriegsdebatte 1989-2004, Zürich 2005² (2005).
- Mantovani, Paolo, Le donne di Soazza raccontano. Esperienze di vita nella prima metà del Novecento, Soazza 2003.
- Mantovani Vögeli, Linda, Fremdbestimmt zur Eigenständigkeit. Mädchenbildung gestern und heute, Chur 1994.
- Markowitsch, Hans J., Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht, in: BIOS, 15/2 (2002), S. 187-201.
- Marti-Müller, Chantal, Bündner Volksschule im Wandel. Akteure – Lehrpersonenbildung – Schulaufsicht, Chur 2007.
- Marti, Nicole, "Carne suiza, pero corte argentino. Ya algo es algo!". Stellenwert der Schweiz und Argentinien im Leben argentinisch- schweizerischer MigrantInnen. Eine Oral-History- Studie, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2007.
- Martin, Emily, Die Frau im Körper. Weibliches Bewusstsein, Gynäkologie und die Reproduktion des Lebens, Frankfurt/M, New York 1989.
- Martschukat, Jürgen, Steffen Patzold (Hg.), Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Köln 2003.
- Mathes, Bettina, Reproduktion, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 81-99.
- Mathieu, Jon, Diversity of Family Practices in Mountain Societies. Why?, in: Itinera, 29 (2010), Pratiques familiales et sociétés de montagne, XVI^e -XX^e siècles, ed. par Bernard Derouet, Luigi Lorenzetti, Jon Mathieu, à la mémoire de Jean-François Bergier, S. 173-187.
- Mathieu, Jon, Nation und Natur. Probleme der Agrargeschichtsschreibung des Alpenraums, in: Ernst Bruckmüller, Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich, Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2004, Innsbruck, Wien, München 2004, S. 119-131.

- Mattmüller, Markus, Entkirchlichung und Rechristianisierung in der Schweiz, in: Hartmut Lehmann (Hg.), Säkularisierung, Dechristianisierung, Rechristianisierung im neuzeitlichen Europa. Bilanz und Perspektiven der Forschung, Göttingen 1997, S. 229-233.
- Maurer, Peter, Anbauschlacht. Landwirtschaftspolitik, Plan Wahlen, Anbauwerk 1937-1945, Zürich 1985.
- Mayring, Philipp, Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken, Weinheim 1996³ (1990).
- Medick, Hans, Anne-Charlott Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven, Göttingen 1998 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 5).
- Medick, Hans, Mikro-Historie, in: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 40-53.
- Medick, Hans, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/M, New York 1989, S. 48-85.
- Meier, Verena, Sozialer Wandel im Bergtal. Methoden der Oral History und Geographie, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 217-226.
- Meier, Verena, Frauenleben im Calancatal. Eine sozialgeographische Studie, Caudo 1989.
- Mesmer, Beatrix, Reinheit und Reinlichkeit. Bemerkungen zur Durchsetzung der häuslichen Hygiene in der Schweiz, in: Nicolai Bernard, Quirinus Reichen (Hg.), Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Professor Dr. Ulrich Im Hof, Bern 1982, S. 470-494.
- Mesner, Maria, Verena Pawlowsky, Kinder kriegen. Generativität als historisches Thema, in: Johanna Gehmacher, Maria Mesner (Hg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen / Perspektiven, Innsbruck 2003, S. 221-235.
- Metz, Peter, „Wiar hen a Frau als Lehrer!“ Zugänge von Frauen zu Schule, Ausbildung und Lehrberuf, in: Silvia Hofmann, Ursula Jecklin, Silke Redolfi (Hg.), Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006, Bd. 3: FrauenArbeit, S. 145-200.
- Metz, Peter jun., Auf- und Ausbau des Schulwesens, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 211-228.

- Meyer, Leo, Esther Bräm, Landwirtschaft und Agrarpolitik im Wandel der Zeit, in: Paul Hugger (Hg.), Handbuch der schweizerischen Volkskultur, Bd. 3, Zürich 1992, S. 975-1002.
- Mitterauer, Michael, Sozialgeschichte der Familie. Kulturvergleich und Entwicklungsperspektiven, Wien 2009 (Basistexte Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1).
- Moeller, Robert G., Unbenannt und allgegenwärtig. Die Familie in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung, in: Karen Hagemann, Jean H. Quataert (Hg.), Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte, Frankfurt/M, New York 2008, S. 317-346.
- Montell, Wiliam L., Der "Oral Historian" als Volkskundler, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 387-392.
- Moser, Márcia E., Von den Möglichkeiten eines doppelten Bekenntnisses. Überlegungen zu einer aktualisierten religionssoziologischen Verhältnisbestimmung von Religion und Sexualität, in: Karin Gludovatz, Anja Middelbeck-Varwick (Hg.), Gender im Blick. Geschlechterforschung in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M 2010, S. 101-113.
- Moser, Peter, Neue Perspektiven und Institutionen zur Analyse eines alten Gegenstands. Die Landwirtschaft in der wirtschaftshistorischen Geschichtsschreibung, in: *traverse*, 1 (2010), Wirtschaftsgeschichte in der Schweiz – eine historiografische Skizze, S. 60-74.
- Moser, Peter, Am Konsum orientiert, über die Produktion thematisiert. Schweizer Agrarpolitik als Ernährungspolitik 1914/18-1960, in: Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), Reguliertes Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930-1960. Ernst Bruckmüller zum 60. Geburtstag. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2005, Innsbruck, Wien, Bozen 2005, S. 192-203.
- Moser, Peter, Kein Sonderfall. Entwicklung und Potenzial der Agrargeschichtsschreibung in der Schweiz im 20. Jahrhundert, in: Ernst Bruckmüller, Ernst Langthaler, Josef Redl (Hg.), Agrargeschichte schreiben. Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2004, Innsbruck, Wien, München 2004, S. 132-153.
- Moser, Peter, züchten, säen, ernten. Agrarpolitik, Pflanzenzucht und Saatgutwesen in der Schweiz 1860-202, Baden 2003.
- Moser, Peter, „Privilegiertes Volksstand“ oder „Untergang des Bauerntums“? Die staatliche Agrarpolitik der 50er/60er Jahre, in: Mario König, Georg Kreis, Franziska Meister,

- Gaetano Romano (Hg.), *Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren*, Zürich 1998 (*Die Schweiz 1798-1998: Staat – Gesellschaft – Politik*, 3), S. 51-64.
- Moser, Peter, *Der Stand der Bauern. Bäuerliche Politik, Wirtschaft und Kultur gestern und heute*, Frauenfeld 1994.
- Mühlstein, Helene, *Hausfrau, Mutter, Gattin. Geschlechterkonstituierung in Schweizer Ratgeberliteratur, 1945–1970*, Zürich 2009 (*Populäre Literaturen und Medien* 3).
- Müller, Philipp, *La Suisse en crise (1929-1936). Les politiques monétaire, financière, économique et sociale de la Confédération Helvétique*, Lausanne 2010.
- Museum der Arbeit (Hg.), *„Das Paradies kommt wieder ...“ Zur Kulturgeschichte und Ökologie von Herd, Kühlschrank und Waschmaschine*, Hamburg 1993.
- Nadig, Maya, *Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Subjektivität und Gesellschaft im Alltag der Otomi-Frauen*, Frankfurt/M 1986.
- Naurath, Elisabeth, *Literaturbericht. Religiöse Sozialisation von Mädchen und Frauen*, in: *Praktische Theologie*, 41/1 (2006), S. 35-40.
- Nave-Herz, Rosemarie, *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*, Weinheim 2004.
- Nelson, Katherine, *Erzählung und Selbst, Mythos und Erinnerung. Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses und des kulturellen Selbst*, in: *BIOS*, 15/2 (2002), S. 241-263.
- Nestvogel, Renate, *Sozialisationstheorien. Traditionslinien, Debatten und Perspektiven*, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004, S. 153-164.
- Niethammer, Lutz, *Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Interpretationsverfahren*, in: *BIOS Sonderheft*, 20 (2007), S. 60-65.
- Niethammer, Lutz, *Ego-Historie? und andere Erinnerungs-Versuche*, Wien 2002.
- Niethammer, Lutz, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbeck b. Hamburg 2000.
- Niethammer, Lutz, Alexander von Plato (Hg.), *„Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960*, Bd. 3, Berlin 1985.
- Niethammer, Lutz, *Einführung*, in: Lutz Niethammer (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt/M 1985 (1980), S. 7-33.

- Niethammer, Lutz, Postskript. Über Forschungstrends unter Verwendung diachroner Interviews in der Bundesrepublik, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 471-477.
- Niggli, Stefan, Ein Tal im Wandel. Das Prättigau von ausgehenden 19. bis ins beginnende 21. Jahrhundert, Schiers 2005.
- Nünning, Ansgar, Vera Nünning (Hg.), Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven, Stuttgart 2003.
- Nussbaumer, Jakob, Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilien im Homburgertal. Eine agrarsoziologisch-betriebswirtschaftliche Untersuchung, Sissach 1963.
- Nydegger, Jolanda, Ledige Mütter – ausgegrenzt aus der Gesellschaft. Über Frauen in Chur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ein uneheliches Kind gebären, in: Bündner Monatsblatt, 2 (2009), S. 147-170.
- Nydegger, Jolanda, „Und dann hat man selber schauen müssen, wie man durchgekommen ist.“ Alltag im Mittelprättigau im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Vier Frauen erzählen aus ihrem Leben. Eine Oral History Studie, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2000.
- Öhlschläger, Claudia, Gedächtnis, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 239-260.
- Offen, Karen, Feminismus in den Vereinigten Staaten und in Europa, in: Hanna Schissler (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/M, New York 1993, S. 97-138.
- Opitz, Claudia, Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte, Tübingen 2005 (Historische Einführungen 10).
- Opitz, Claudia, Brigitte Studer, Frédéric Sardet, Häusliche Gewalt, in: traverse, 2 (2005), S. 17-24.
- Ortu, Giangiacomo, Historische Subjektivität und revolutionäres Subjekt. Arbeit mit mündlichen Quellen in Italien, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 166-181.
- Owetschkin, Dimitrij, Sozialisationsforschung und religiöse Sozialisation im 20. Jahrhundert aus historischer Sicht. Ein Forschungsaufriß?, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen, 36 (2006), S. 65-84.
- Pagel, Gerda, Jacques Lacan zur Einführung, 5. erg. Aufl., Hamburg 2007 (1989).

- Passerini, Luisa, *Self an Other. Thirty Years of Doing Oral History*, in: BIOS Sonderheft, 20 (2007), S. 235-239.
- Passerini, Luisa, *Arbeitersubjektivität und Faschismus. Mündliche Quellen und deren Impulse für die historische Forschung*, in: Lutz Niethammer (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History"*, Frankfurt/M 1985 (1980), S. 290-338.
- Patzel, Katja, „Alle Erinnerung ist Gegenwart.“ *Zur Selbstverortung des Individuums im Prozess der Modernisierung*, in: Clemens Wischermann (Hg.), *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1996, S. 189-213.
- Pfaffen, Edwin, *Fortbewegung und Transport in einem Bergdorf des Oberwallis. Veränderungen aus der Sicht von Betroffenen*, in: Gregor Spuhler (Hg.), *Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History*, Zürich 1994, S. 205-216.
- Pirker, Eva U., Mark Rüdiger, Christa Klein et al. (Hg.), *Echte Geschichte. Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen*, Bielefeld 2010.
- Pissarek-Hudelist, Herlinde, *Das Bild der Frau im Wandel der Theologiegeschichte*, in: Edith Saurer (Hg.), *Die Religion der Geschlechter. Historische Aspekte religiöser Mentalitäten*, Wien 1995 (L'Homme Schriften 1), S. 15-30.
- Plato, Alexander von, *Ambivalenter Entstehungsprozess. Michael Zimmermann und die lebensgeschichtlichen Tücken einer „Geschichte von unten“*, in: *Werkstattgeschichte*, 50 (2008), S. 69-72.
- Plato, Alexander von, *Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss*, in: BIOS, 1 (2000), S. 5-29.
- Plattner, Hans, *Walserbrauchtum in Graubünden*, in: *Heimatleben*, 50/2 (1977), S. 1-9.
- Plattner, Hans, Willy Zeller, *Das Prättigau*, Bern 1963 (Schweizer Heimatbücher: Bündner Reihe 10).
- Praz, Ann-Françoise, *De l'enfant utile à l'enfant précieux. Filles et garçons dans les cantons de Vaud et Fribourg (1860-1930)*, Lausanne 2005.
- Prengel, Annedore, *Geschlechtergerechte Bildung? Von alten Gewissheiten zu neuen Fragen*, in: Eckart Liebau, Jörg Zirfas (Hg.), *Ungerechtigkeit der Bildung – Bildung der Ungerechtigkeit*, Opladen 2008, S. 119-132.
- Prokop, Ulrike, Bernhard Görlich (Hg.), *Szenisches Verstehen. Zur Erkenntnis des Unbewussten von Alfred Lorenzer*, Marburg 2006 (Kulturanalysen 1).

- Pro Prättigau, Arbeitsgruppe ‚Forstwirtschaft‘, Die Prättigauer Forstwirtschaft im Wandel der Zeit, in: Terra Grischuna, 34/2 (1975), S. 74-79.
- Puenzieux, Dominique, Brigitte Ruckstuhl, Medizin, Moral und Sexualität. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Syphilis und Gonorrhöe in Zürich 1870-1920, Zürich 1994.
- Rätisches Museum Chur (Hg.), Spiele und Spielzeug in Graubünden. Kleiner Führer zur Ausstellung mit Tonbildschau, 05.06.-01.11.1981, Chur 1981.
- Ranger, Terence, Persönliche Erinnerung und Volkserfahrung in Ost-Afrika, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt/M 1985 (1980), S. 100-145.
- Raphael, Lutz, Diskurse, Lebenswelten und Felder. Implizite Vorannahmen über das soziale Handeln von Kulturproduzenten im 19. und 20. Jahrhundert, in: Wolfgang Hardtwig, Hans-Ulrich Wehler, Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996 (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 16), S. 165-181.
- Rauber-Bühler, Rolf, Brauchtum und Kulturpflege. „Nit vil Wäsens machen“, entspricht der Eigenart der Prättigauer, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 19-22.
- Reinhard, Wolfgang, Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie, München 2004.
- Reinhardt, Dirk, „Kollektive Erinnerung“ und „kollektives Gedächtnis“. Zur Frage der Übertragbarkeit individualpsychologischer Begriffe auf gesellschaftliche Phänomene, in: Clemens Wischermann (Hg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 87-99.
- Ricoeur, Paul, Gedächtnis, Geschichte, Vergessen, Paderborn 2004 (frz. Erstausgabe 2000) (Übergänge 50).
- Rings, Werner, Schweiz im Krieg 1933-1945. Ein Bericht, Zürich 1974.
- Romanens, Anne Ph., Le développement du ski dans le canton de Fribourg (1930-1960), Fribourg 1999.
- Ronco, Carmen: „Non c'erano altre possibilità!“ Faschismus, deutsche Besetzung und „Resistenza“ aus der Sicht friaulischer Emigrantinnen und Emigranten, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 187-204.
- Ronsin, Francis, Heterosexuality, in: Peakman, Julie (Ed.), A Cultural History of Sexuality, Vol. 6: A Cultural History of Sexuality in the Modern Age ed. by Gert Hekma, Oxford, New York 2011, p. 27-47.
- Roper, Michael, Analysing the Analysed. Transference and Counter-Transference in the Oral History Encounter, in: Oral History, 2 (2003), p. 20-32.

- Ruf, Susanna, Daniela Gubser, Das Kognitive Interview als Werkzeug der Oral History, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1999.
- Russi, Annalise, „Tüä ja niä leernä mälchä.“ Urner Bäuerinnen im Wandel der neuen Agrarwirtschaft, in: Prisca Aschwanden Nojima, Corina Tresch, Andrea Heinzer et al., Frauen in Uri. Unbekannte Weggefährtinnen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Altdorf 2000, S. 108-137.
- Rutschmann, Thomas, Der schweizerische Alkoholdiskurs im 19. Jahrhundert, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 2005.
- Sahmland, Irmtraut, Zwischen Modekritik und emanzipatorischem Anspruch. Hintergründe und Ziele der Gründung des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung von 1896, in: Archiv für Kulturgeschichte, 78/2 (1996), S. 433-451.
- Sammet, Kornelia, Holger Herma, Die symbolische Repräsentation von Macht in Zweierbeziehungen, in: André Brodocz, Christoph O. Mayer, Rene Pfeilschifter et al. (Hg.), Institutionelle Macht. Genese – Verstetigung – Verlust, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 249-266.
- Samuel, Raphael, Oral History in Grossbritannien, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der “Oral History“, Frankfurt/M 1985 (1980), S. 75-99.
- Sanders, Rebecca, Verdacht auf Syphilis. Elsa M.: „Harmloser Mensch“ oder „gemeingefährliche Prostituierte“?, in: Philipp Sarasin, Regula Bochsler, Patrick Kury (Hg.), Wertes Fräulein, was kosten Sie? Prostitution in Zürich 1875-1925, Baden 2004, S. 164-171.
- Sarasin, Philipp, Michel Foucault zur Einführung, Hamburg 2005.
- Sarasin, Philipp, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt/M 2003.
- Sarasin, Philipp, Regina Wecker (Hg.), Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1998.
- Schaller, Sabine, Familie – Geschlecht – Alkoholismus. Geschlechtsspezifische Ausdeutungen und der Blick auf die Familien (1880-1930), in: Eva Labouvie, Ramona Myrrhe (Hg.), Familienbande – Familienschande. Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft, Köln 2007, S. 213-238.
- Schenda, Rudolf, Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa, Göttingen 1993.
- Schenda, Rudolf, Lebzeiten. Autobiographien der Pro Senectute-Aktion, Zürich 1982.

- Scheve, Christian von, Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung, Frankfurt/M 2009.
- Schissler, Hanna, Einleitung. Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte, in: Hanna Schissler (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/M, New York 1993, S. 9-36.
- Schlüter, Anne, Bildung. Hat Bildung ein Geschlecht?, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 577-581.
- Schmid, Pia, „Weibliche Arbeiten.“ Zur Geschichte von Handarbeiten, in: Walburga Hoff, Elke Kleinau, Pia Schmid (Hg.), Gender-Geschichte/n. Ergebnisse bildungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung, Köln 2008, S. 49-71.
- Schmidt, Siegfried J., Gedächtnis und Erinnerung. Zur Erinnerungspolitik der Gegenwart, in: Zeitgeschichte, 33/2 (2006), S. 53-58.
- Schmidt-Casdorff, Julia, Der Bündner Kreuzstich als Zeichen. Aspekte des Wandels weiblicher Kultur in Graubünden, Chur 2001.
- Schmidt-Lauber, Brigitta, Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens, in: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Berlin 2005 (Lebensformen 17), S. 145-162.
- Schmitter, Werner, Waldarbeit und Waldarbeiter im Prättigau, Schiers 1991 (1953).
- Schmitz, Alfried, Die 50 bahnbrechendsten Erfindungen, München 2012.
- Schneebeli, Paul, Die Lebensmittel-Versorgung der Schweiz während des Krieges 1939-1945, Zug 1948.
- Schnetzer, Dominik, Bergbild und Geistige Landesverteidigung. Die visuelle Inszenierung der Alpen im massenmedialen Ensemble der modernen Schweiz, Zürich 2009.
- Schnyder, Arlette, Geschwistergeschichten. Alltagsgeschichte des Geschwisternetzwerks einer Schweizer Pfarrfamilie 1910-1950, Baden 2008.
- Schnyder, Hans, Arzt im Mittelprättigau. Landärzte sind Freunde und Helfer, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 35-36.
- Schopp, Silvia S., Die Neue Kulturgeschichte – eine (Zwischen-)Bilanz, in: Historische Zeitschrift, 289 (2009), S. 573-605.
- Schorn-Schütte, Luise, Walter Sporn (Hg.), Evangelische Pfarrer. Zur sozialen und politischen Rolle einer bürgerlichen Gruppe in der deutschen Gesellschaft des 18. bis 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1997.

- Schröder, Hans J., Topoi des autobiographischen Erzählens, in: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann*, Berlin 2005 (Lebensformen 17), S. 17-42.
- Schulte, Regina, Bevor das Gerede zum Tratsch wird, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt/M, New York 1992, S. 67-73.
- Schulz von Thun, Friedemann, *Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation*, Reinbeck b. Hamburg 1991.
- Schulze Wessel, Martin (Hg.), *Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation*, Stuttgart 2006 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropas 27).
- Schumacher, Beatrice, Coolness (at) home. Der Kühlschrank und die eiskalte Revolution am heimischen Herd, in: Thomas Buomberger, Peter Pfrunder (Hg.), *Schöner leben, mehr haben. Die 50er Jahre in der Schweiz im Geiste des Konsums*, Zürich 2012, S. 69-83.
- Schumacher, Beatrice, *Ferien. Interpretationen und Popularisierung eines Bedürfnisses in der Schweiz 1890-1950*, Wien 2002.
- Schwab, Ulrich, Religion, in: Jutta Ecarius (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden 2007, S. 500-517.
- Schwarz, Anja, Sabine L. Müller (Hg.), *Iterationen. Geschlecht im kulturellen Gedächtnis*, Göttingen 2008 (Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 13).
- Schweizer, Herbert, *Soziologie der Kindheit. Verletzlicher Eigen-Sinn*, Wiesbaden 2007.
- Schweizerisches Bundesarchiv (Hg.), „... denn es ist alles wahr.“ Erinnerung und Geschichte 1939-1999. „... car tout cela est vrai.“ Mémoire et histoire 1939-1999, Bern 1999.
- Scott, Joan W., Gender. Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse, in: Nancy Kaiser (Hg.), *Selbst Bewusst. Frauen in den USA*, Leipzig 1994 (engl. Erstausgabe Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: *American Historical Review*, 91 (1986), S. 1053-1068), S. 27-75.
- Scott, Joan W., Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte, in: Hanna Schissler (Hg.), *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt/M, New York 1993, S. 37-58.
- Seglias, Loretta, *Die Schwabengänger aus Graubünden. Saisonale Kinderemigration nach Oberschwaben*, Chur 2004 (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte 13).
- Senn, Marcel, *Recht – Gestern und Heute. Juristische Zeitgeschichte*, Zürich 2002.
- Sidler, Christian, „Wir haben es einfach gemacht. Wir wussten ja nichts anderes.“ Die Situation der Schweizer Bäuerinnen und Bauern zur Zeit des Zweiten Weltkriegs zwischen Mehranbau und Unabhängigkeit, unveröff. Lizentiatsarbeit, Zürich 1995.
- Sieder, Reinhard, *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt/M 1987.

- Sieferle, Rolf Peter (Hg.), Familiengeschichte. Die europäische, chinesische und islamische Familie im historischen Vergleich, Zürich 2008.
- Siegenthaler, Hansjörg, Strukturen und Prozesse in der Schweizergeschichte der Nachkriegszeit, in: Jean-Daniel Blanc, Christine Luchsinger (Hg.), achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit, Zürich 1994 (Prozesse und Strukturen 1), S. 11-17.
- Siegenthaler, Hansjörg, Die Rede von der Kontinuität in der Diskontinuität des sozialen Wandels – das Beispiel der dreissiger Jahre, in: Sebastian Brändli, David Gugerli, Rudolf Jaun et al. (Hg.), Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag, Basel, Frankfurt/M 1990, S. 419-434.
- Simmen, Hans, Aus der Fideriser Schulgeschichte, in: Bündner Monatsblatt, 4 (2000), S. 208-294.
- Simmen, Hans, Bad Fideris, in: Bündner Kalender, 145 (1986), S. 35-47.
- Simonett, Jürg, Verkehr, Gewerbe und Industrie, in: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.), Handbuch der Bündner Geschichte, Chur 2000, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, S. 61-88.
- Sommer, Regina, Lebensgeschichte und gelebte Religion von Frauen. Eine qualitativ-empirische Studie über den Zusammenhang von biographischer Struktur und religiöser Orientierung, Berlin 1998.
- Sonderegger, Hanspeter, Winterliches Furna. Ein ursprüngliches Walserdorf, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 8-10.
- Sprecher, Ferdinand, 50 Jahre Prättigauer Krankenhaus und Krankenverein, 1881-1931. Als Jubiläumsgabe für die Mitglieder, Freunde und weiteren Gönner im Auftrage des Vorstandes dargestellt vom Vereinsaktuar Pfarrer Ferd. Sprecher Küblis, Schiers 1931.
- Sprecher, Ferdinand, 50 Jahre Geschichte der Sekundarschule Mittelprättigau 1867-1917, Schiers 1919.
- Sprecher, Lukretia, Gute Leistungen erfordern gute Ausbildung, in: Terra Grischuna, 21/1 (1961), S. 21-23.
- Spuhler, Gregor, Oral History in der Schweiz, in: Gregor Spuhler (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, S. 7-20.
- Stämpfli, Regula, Triumph der Geschlechtertrennung in der Schweiz 1918-1945, in: Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.), Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945, Zürich 2003, S. 213-228.

- Stämpfli, Regula, Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914-1945, Zürich 2002.
- Stämpfli, Regula, Grenzziehungen. Strategie, Armee und Geschlecht im Zweiten Weltkrieg, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 1 (2002), S. 28-50.
- Stämpfli, Regula, Kriegswirtschaft, Militär und Geschlecht. Der Réduitentscheid in geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: traverse, 1 (1999), S. 118-130.
- Stambolis, Barbara, Leben mit und in der Geschichte. Deutsche Historiker Jahrgang 1943, Essen 2010.
- Starr, Louis M., Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 37-74.
- Stephan, Inge, Gender, Geschlecht und Theorie, in: Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart 2000, S. 58-96.
- Steinbach, Lothar, Lebenslauf, Sozialisation und "erinnerte Geschichte", in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 393-435.
- Steiner, Hans Peter, Der Prättigauer Bauer im Winter, in: Terra Grischuna, 45/1 (1986), S. 28-31.
- Steiner, Max, Die Agrarpolitik in der Schweiz und in Deutschland 1933-1939, Breitenbach 1953.
- Stöckli Schwarzen, Heidi, Uneheliche Mütter in der Stadt Freiburg um 1900, in: Freiburger Geschichtsblätter, 65 (1987/88), S. 43-81.
- Streckeisen, Ursula, Statusübergänge im weiblichen Lebenslauf. Über Beruf, Familie und Macht in der Ehe, Frankfurt/M, New York 1991.
- Stuber, Martin, Matthias Bürgi, Hüeterbueb und Heitisträhl. Traditionelle Formen der Waldnutzung in der Schweiz 1800 bis 2000, Zürich, Bern, Stuttgart 2011.
- Studer, Brigitte, Familiarisierung und Individualisierung. Zur Struktur der Geschlechterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft, in: L'homme, 11/1 (2000), S. 83-104.
- Tanner, Albert, Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995.
- Tanner, Albert, Anne-Lise Head-König (Hg.), Die Bauern in der Geschichte der Schweiz. Les paysans dans l'histoire de la Suisse, Zürich 1992.

- Tanner, Albert, Einleitung. Die Bauern in der Schweizer Geschichte, in: Albert Tanner, Anne-Lise Head-König (Hg.), Die Bauern in der Geschichte der Schweiz. Les paysans dans l'histoire de la Suisse, Zürich 1992, S. 9-21.
- Tanner, Jakob, Historische Anthropologie zur Einführung, Hamburg 2004.
- Tanner, Jakob, Weigel, Sigrid (Hg.), Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs, Zürich 2002.
- Tanner, Jakob, Die Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungspolitik. Zur Diskussion um das kollektive Gedächtnis und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, in: *traverse* 6/1 (1999), S. 16-38.
- Tanner, Jakob, Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950, Zürich 1999.
- Tanner, Jakob, „Réduit national“ und Aussenwirtschaft. Wechselwirkungen zwischen militärischer Dissuasion und ökonomischer Kooperation mit den Achsenmächten, in: Philipp Sarasin, Regina Wecker (Hg.), Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1998, S. 81-103.
- Tanner, Jakob, „Réduit national“ und Geschlechterordnung im Zweiten Weltkrieg. Kritische Anmerkungen zu einer Kritik, in: *traverse*, 5/3 (1998), S. 117-127.
- Tanner, Jakob, Die Schweiz in den 1950er Jahren. Prozesse, Brüche, Widersprüche, Ungleichzeitigkeiten, in: Jean-Daniel Blanc, Christine Luchsinger (Hg.), *achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit*, Zürich 1994 (Prozesse und Strukturen 1), S. 19-50.
- Tanner, Jakob, Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft. Eine finanzsoziologische Analyse der Schweiz zwischen 1938 und 1953, Zürich 1986.
- Taylor Allen, Ann, Religion und Geschlecht. Ein historiographischer Überblick zur neueren deutschen Geschichte, in: Karen Hagemann, Jean H. Quataert (Hg.), *Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte*, Frankfurt/M, New York 2008, S. 205-226.
- Tenfelde, Klaus (Hg.), Religiöse Sozialisationen im 20. Jahrhundert. Historische und vergleichende Perspektiven, Essen 2010.
- Thébaud, Françoise, Einleitung, in: Georges Duby, Michelle Perrot (Hg.), *Geschichte der Frauen*, Frankfurt/M, New York 1995, Bd. 5: 20. Jahrhundert, hg. v. Françoise Thébaud, S. 12-24.
- Thöny, Mathias, Schiers. Geschichte und Kulturgeschichte, 2. von Jakob Casal-Heldstab bearb. u. erw. Aufl., Schiers 1995 (1934).

- Thöny, Mathias, Prättigauer Geschichte. Der Jugend und dem Volk erzählt von Mathias Thöny, Schiers 1991² (1948).
- Thompson, Paul, Das Problem der Repräsentativität am Beispiel eines Familienprojekts, in: Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt/M 1985 (1980), S. 371-386.
- Thomson, Alistair, Eine Reise durch das Gedächtnis unserer Bewegung. Vier paradigmatische Revolutionen in der Oral History, in: BIOS Sonderheft, 20 (2007), S. 21-29.
- Töngi, Claudia, Um Leib und Leben. Gewalt, Konflikt, Geschlecht im Uri des 19. Jahrhunderts, Zürich 2004.
- Töngi, Claudia, Im Zeichen der Geburt. Der Ort des weiblichen Körpers in Gefährdungsvorstellungen am Beispiel eines Urner Bergdorfes, in: Historische Anthropologie – Kultur, Gesellschaft, Alltag, 2 (1993), S. 250-272.
- Toman, Walter, Familienkonstellationen. Ihr Einfluss auf den Menschen, München 2005 (1965).
- Tomkowiak, Ingrid, „Ja, der Glaube oder die Religion hat schon sehr geprägt.“ Autobiographisches Erzählen zur religiösen Sozialisation in den 1940er bis 1960er Jahren, in: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Berlin 2005 (Lebensformen 17), S. 307-337.
- Trabant, Jürgen (Hg.), Sprache der Geschichte, München 2005 (Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien 62).
- Trappmann, Mark, Hans J. Hummell, Wolfgang Sodeur, Strukturanalyse sozialer Netzwerke. Konzepte, Modelle, Methoden, 2. überarb. Aufl., Wiesbaden 2011 (2005).
- Treichler, Hans Peter, 50 Jahre Schweizer Fernsehen, in: René Bardet (Hg.), 50 Jahre Schweizer Fernsehen – zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles ..., Baden 2003, S. 11-42.
- Tresch, Corina, „Gadensteigen“ und „Geniessverhöre“. Voreheliche Sexualität und ledige Mütter im 19. Jahrhundert, in: Prisca Aschwanden Nojima, Corina Tresch, Andrea Heinzer et al., Frauen in Uri. Unbekannte Weggefährterinnen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Altdorf 2000, S. 44-60.
- Truog, Jakob Rudolf, Jenazer Heimatbuch, 3. von Joos Flury, Matheus Klaas, Josias Rieder, Gaudenz Truog, Andreas Valär, Hans Valer erw. Aufl., Schiers 1982 (1945).
- Truog, Jakob Rudolf, Jenazer Heimatbuch, Schiers 1945.

- Ulich, Klaus, Schulische Sozialisation, in: Klaus Hurrelmann, Dieter Ulich (Hg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, 4. völlig neubearb. Aufl., Weinheim 1991, S. 377-396.
- Unabhängige Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg (Hg.), Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht, Zürich 2002.
- Urner, Klaus, „Die Schweiz muss noch geschluckt werden!“ Hitlers Aktionspläne gegen die Schweiz, überarb. u. aktual. Neuausgabe, Zürich 1998 (1990).
- Verdier, Yvonne, Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf, Stuttgart 1982 (frz. Erstausgabe 1979).
- Vonarb, Irene, Dorfbewohnerinnen und -bewohner erinnern sich. Möglichkeiten der Oral History in der Lokalgeschichte, in: *traverse*, 1 (1994), S. 136-144.
- Vonarb, Irene, Die Bäuerin als Landesnähmutter. Alltagsleben und Rolle der Bäuerinnen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, in: Albert Tanner, Anne-Lise Head-König (Hg.), Die Bauern in der Geschichte der Schweiz. Les paysans dans l’histoire de la Suisse, Zürich 1992, S. 253-262.
- Vonarb, Irene, Bäuerinnen im Zweiten Weltkrieg. Wie reflektieren diese Frauen ihr Leben gegen „aussen“. Methodische Überlegungen zu Oral History und Frauen, in: Mireille Othenin-Girard, Anna Gossenreiter, Sabine Trautweiler (Hg.), Frauen und Öffentlichkeit. Beiträge der 6. Schweizerischen Historikerinnentagung, Zürich 1991, S. 197-206.
- Vonarb, Irene, „Mir si jede Dag unserer Arbet noh.“ Kriegsalltag eines Bauerndorfs an der Grenze, unveröff. Lizentiatsarbeit, Basel 1990.
- Vorländer, Herwart (Hg.), Oral History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990.
- Vorstand der Schweizerischen Evangelischen Frauenhilfe (Hg.), 100 Jahre Schweizerische Evangelische Frauenhilfe, Sektion Graubünden, 1902-2002, Igis 2002.
- Walser, Edy, Ein Blick in die Vergangenheit, in: *Terra Grischuna*, 72/4 (2013), S. 18-21.
- Walter, Tilmann, Begrenzung und Entgrenzung. Zur Genealogie wissenschaftlicher Debatten über Sexualität, in: Claudia Bruns, Tilmann Walter (Hg.), Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität, Köln, Weimar, Wien 2004, S. 129-174.
- Walther, Christian, Gewerbe und Industrie im Prättigau, in: *Terra Grischuna*, 31/1 (1972). S. 27-29.
- Watzlawik, Paul, Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, 7. unveränd. Aufl., Bern 1985 (engl. Erstausgabe 1967).

- Wecker, Regina, Vom Nutzen und Nachteil der Frauen- und Geschlechtergeschichte für die Gender-Theorie. Oder: Warum Geschichte wichtig ist, in: *L'homme*, 18/2 (2007), S. 27-52.
- Wecker, Regina, Geschlecht Macht Beruf – Beruf Macht Geschlecht, in: Sabine Braunschweig (Hg.), *Pflege – Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege*, Zürich 2006, S. 15-25.
- Wecker, Regina, Es war nicht Krieg! Die Situation der Schweiz 1939-1945 und die Kategorie Geschlecht, in: Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.), *Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945*, Zürich 2003, S. 29-46.
- Wecker, Regina, Béatrice Ziegler (Hg.), *Das allgemeine Geschlecht*, *traverse*, 1 (2000).
- Wecker, Regina, Frauenlohnarbeit – Statistik und Wirklichkeit in der Schweiz an der Wende zum 20. Jahrhundert, in: Regina Wecker, Brigitte Schnegg (Hg.), *Frauen. Zur Geschichte weiblicher Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz*, Basel 1984 (Sonderausgabe der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte 3/24), S. 346-356.
- Wegmüller, Hans, *Brot oder Waffen. Der Konflikt zwischen Volkswirtschaft und Armee in der Schweiz 1939-1945*, Zürich 1998.
- Weigel, Sigrid, Birgit R. Erdle (Hg.), *Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus*, Zürich 1996 (Zürcher Hochschulforum 23).
- Weinbach, Christine, *Systemtheorie und Gender. Das Geschlecht im Netz der Systeme*, Wiesbaden 2004.
- Weiss, Florence, Die Beziehung als Kontext der Datengewinnung. Ethnopschoanalytische Gesichtspunkte im Forschungsprozess, in: Gregor Spuhler (Hg.), *Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History*, Zürich 1994, S. 23-47.
- Weiss, Richard, *Das Alpwesen Graubündens. Wirtschaft, Sachkultur, Recht, Äplerarbeit und Äplerleben*, Reprint der Originalausgabe mit einer Einleitung von Jon Mathieu, Chur 1992 (1941).
- Welzer, Harald, Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses – ein Thema für die Biographieforschung, in: *BIOS*, 15/2 (2002), S. 163-168.
- Welzer, Harald, Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es?, in: *BIOS*, 15/2 (2002), S. 169-186.
- Welzer, Harald (Hg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001.
- Welzer, Harald, Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: *BIOS*, 13/1 (2000), S. 51-63.

- Wermke, Michael (Hg.), Religionspädagogik und Reformpädagogik. Brüche, Kontinuitäten, Neuanfänge, Jena 2010 (Arbeiten zur Historischen Religionspädagogik 8).
- Wetterer, Angelika, Arbeitsteilung & Geschlechterkonstruktion – Eine theoriegeschichtliche Rekonstruktion, in: Brigitte Aulenbacher, Angelika Wetterer (Hg.), Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung, Münster 2009, S. 42-63.
- Wetterer, Angelika, Geschlechterwissen und soziale Praxis. Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens, in: Angelika Wetterer (Hg.), Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge, Königstein 2008, S. 39-63.
- Wierling, Dorothee, Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen. Über historische und historiographische Verhältnisse, in: Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Frankfurt/M, New York 1989, S. 169-190.
- Wirz, Tanja, Gipfelstürmerinnen. Eine Geschlechtergeschichte des Alpinismus in der Schweiz 1840-1940, Baden 2007.
- Wischermann, Clemens (Hg.), Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung, Stuttgart 2002.
- Wischermann, Clemens, Kollektive versus „eigene“ Vergangenheit, in: Clemens Wischermann (Hg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 9-17.
- Wischermann, Clemens, Geschichte als Wissen, Gedächtnis oder Erinnerung? Bedeutsamkeit und Sinnlosigkeit in Vergangenheitskonzeptionen der Wissenschaften vom Menschen, in: Clemens Wischermann (Hg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 55-85.
- Witzig, Heidi, Polenta und Paradeplatz. Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz 1880-1914, Zürich 2000.
- Wohlrab-Sahr, Monika, Prozessstrukturen, Lebenskonstruktionen, biographische Diskurse. Positionen im Feld soziologischer Biographieforschung und mögliche Anschlüsse nach aussen, in: BIOS, 15/1 (2002). S. 3-23.
- Wolter, Gundula, Verdammt, verlacht, verspottet – Schand- und Zerrbilder in der Mode, in: Adelheid Rasche, Gundula Wolter (Hg.), Ridikul! Mode in der Karikatur 1600 – 1900, Berlin 2003, S. 18-38.
- Wolter, Gundula, Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose, Marburg 1994.

- Wunder, Heide, Der gesellschaftliche Ort von Frauen der gehobenen Stände im 17. Jahrhundert, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M, New York 1992, S. 50-56.
- Wunder, Heide, Geschlechtsidentitäten. Frauen und Männer im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M, New York 1992, S. 131-136.
- Zander-Seidel, Jutta, Kleiderwechsel. Frauen-, Männer- und Kinderkleider des 18. bis 20. Jahrhunderts, Nürnberg 2002 (Die Schausammlung des Germanischen Nationalmuseums 1).
- Zemon Davis, Natalie, Dezentrierende Geschichtsschreibung. Lokale Geschichten und kulturelle Übergänge in einer globalen Welt, in: Historische Anthropologie, 19/1 (2011), S. 144-156.
- Zettelbauer, Heidrun, „Die Liebe sei Euer Heldentum.“ Geschlecht und Nation in völkischen Vereinen der Habsburgermonarchie, Frankfurt/M 2005.
- Ziegler, Béatrice, Bernhard C. Schär, Peter Gautschi et al. (Hg.), Die Schweiz und die Shoa. Von Kontroversen zu neuen Fragen, Zürich 2012.
- Ziegler, Béatrice, Arbeit – Körper – Öffentlichkeit. Berner und Bieler Frauen zwischen Diskurs und Alltag (1919-1945), Zürich 2007.
- Zürcher, Regula, Von Apfelsaft bis Zollifilm. Frauen für die Volksgesundheit, hg. v. Schweizerischen Bund abstinenter Frauen, Hünibach 1997.

13.4 Internetseiten

- Arndt, Swantje, Sonja, Das Gedächtnis im Transfer, 03.-04.06.2011, Freiburg i. Br.
<<http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=33800>> [Stand 30.07.2012].
- Bachmann, Wiebke, Sprache als Erinnerungsort. Internationaler und interdisziplinärer Workshop, 11.06.2010, Mainz, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3219>> [Stand 27.07.2010].
- Bagus, Anita, UnGleichzeitigkeiten. Transformationsprozesse in der ländlichen Gesellschaft der (Vor-)Moderne, 06.-07.07.2007, Dresden, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1860>> [Stand 31.01.2008].

- Blasczyk, Agnes, Erinnerungskultur und Lebensläufe. Auf dem Weg zu einem Sudetendeutschen Museum, 06.-07.02.2009, Irsee, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2623>> [Stand 27.05.2009].
- Born, Marcus A., Retrospektivität und Retroaktivität – Erzählen, Geschichte, Wahrheit, 12.-14.09.2008, Wuppertal, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=9345>> [Stand 15.05.2008].
- Bühlmann, Henning, Religiöse Identität – zum Zusammenhang von religiöser Praxis, Gesellschaft und Identitätskonstruktion, 05.-06.01.2011, Erfurt, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3488>> [Stand 15.01.2011].
- Bürkert, Karin, Narrative Identitätskonstruktionen, 06.-07.11.2009, Göttingen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2902>> [Stand 13.12.2009].
- Cottier, Maurice, Haus – Familie – Ordnung, 24.-26.11.2010, Rheinfelden, Hochrhein, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3526>> [Stand 02.02.2011].
- Degen, Bernhard, Rationierung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13782.php>> [Stand 27.7.2011].
- Dejung, Christof, Using the War. Changing Memories of World War Two, 01.-03.07.2005, London, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=857>> [Stand 24.08.2005].
- Eberle, Thomas S., Florian Elliker, A Cartography of Qualitative Research in Switzerland, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 6/3 (2005), <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-24-e.htm>> [01.08.2008].
- Eibach, Joachim, Kinship. Historical and Contemporary Frontiers, 15.-17.05.2008, Florenz, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2127>> [Stand 26.05.2008].
- Fendl, Elisabeth, Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Entstehung, Dokumentation und Popularisierung, 30.09.-01.10.2010, Oldenburg, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3371>> [Stand 14.11.2010].
- Gmür, Thomas, Oerlikon-Bührle, in: Historisches Lexikon der Schweiz, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D41808.php>> [Stand 19.09.2011].
- Götte, Petra, Familie als historisches Modell – Gelingen und Scheitern, 27.-28.01.2006, Düsseldorf, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1102>> [Stand 16.04.2006].

- Gudehus, Christian P., Perspektiven der Erinnerungsforschung I – Erinnerung und Zukunft, 07.-08.12.2010, Essen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=15104>> [Stand 04.11.2010].
- Heinemann, Monika, Konkurrierende Ordnungen. Religion, Staat und Nation in Ostmitteleuropa von der Frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert, 30.11.-01.12.2007, München, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2059>> [Stand 12.04.2008].
- Jonas, Gabriele, Familienkulturen – (und) Familientraditionen, 28.-29.01.2011, Augsburg, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3722>> [Stand 13.07.2011].
- Jorio, Marco, Geistige Landesverteidigung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17426.php>> [Stand 27.07.2011].
- Kamp, Martin, Familienbande, Lebensläufe und Alltagsgeschichte. Biographie und Genealogie, 16.08.2006, Detmold, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1316>> [Stand 14.09.2006].
- Keil, André, Das umstrittene Gedächtnis. Transnationale und innergesellschaftliche Erinnerungskonflikte in Europa nach 1945, 17.-18.06.2011, Berlin, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3746>> [Stand 27.07.2011].
- Knoblauch, Hubert, Uwe Flick, Christoph Maeder, Qualitative Methods in Europe. The Variety of Social Research, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 6/3 (2005), <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-34-e.htm>> [Stand 01.08.2008].
- Langthaler, Ernst, Agrosystems and Labour Relations in European Rural Societies, 31.08.-02.09.2006, Retz/Österreich, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1320>> [Stand 19.09.2006].
- Lehm Brock, Verena, Zugänge zur ländlichen Gesellschaft, 30.04.2011, St. Gallen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3661>> [Stand 24.05.2011].
- Lukovic, Jovica, natur geschlecht vergleich kultur – Neue Wege der Agrargeschichte, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=818>> [Stand: 06.03.2012].
- Malmede, Hans, Familie und institutionelle Erziehung, 26.-28.01.2007, Giessen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1567>> [Stand: 08.05.2007].
- Manke, Sabine, Kulturanalyse – Psychoanalyse – Sozialforschung. Positionen, Verbindungen, Perspektiven, 23.-25.11.2006, Wien, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1520>> [Stand 16.03.2007].

- Maurer, Heike, Families and Friends. Narratives on Past, Present and Future, 24.-26.06.2010, Luxemburg, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3270>> [Stand 16.09.2010].
- Mayer, David, Netzwerkanalyse und Geschichte. Ansätze, Instrumente, Probleme, 25.-27.02.2010, Lausanne, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3114>> [Stand 27.05.2010].
- Meier, Desiderius, Palu Munzinger, Leben verbinden. Beziehungen als Problem des Biographen, 14.-15.07.2011, München, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3789>> [Stand 04.09.2011].
- Müller, Andreas, Das Heimatbuch. Geschichte – Methodik – Wirkung, 25.-27.10.2007, Tübingen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1807>> [Stand 09.01.2008].
- Müller, Uwe, Mobilising Rural Society. Central and Eastern Europe from 1870s to the 1920s, 13.-14.04.2007, Budapest, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1635>> [Stand 04.07.2007].
- Plato, Alexander von, Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse. Problemaufriss und Literaturüberblick, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 5/1 (2003), <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0401181>> [Stand 01.08.2008].
- Purkarthofer, Judith, Biographieforschung und Oral History – Methoden, Theorien, Praxis, 26.-27.05.2008, Wien, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2219>> [Stand 28.07.2008].
- Rauh-Kühne, Cornelia, Sammelrezension: Wirtschaft und Politik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=5146>> [Stand 29.04.2004].
- Reupke, Daniel, 2. Workshop Historische Netzwerkanalyse, 29.-30.05.2010, Essen, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3226>> [Stand 02.08.2010].
- Riddiford, Julia, Christiane Winkler, Wendepunkte. Biographien und historische Umbrüche im 20. Jahrhundert, 11.-12.04.2008, Potsdam, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2122>> [Stand 20.05.2008].
- Rossow, Judith, Mone Spindler, Geschichten mit und ohne Bart. Narrative Konstruktionen von Alter und Geschlecht, 04.-06.09.2006, Greifswald, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1329>> [Stand 09.10.2006].

- Schleking, Florian, Eine ZeitGeschichte des Selbst, 04.-05.06.2010, Bielefeld,
<<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3225>> [Stand 01.08.2010].
- Schlude, Ursula, Ira Spieker, Das Bild des Bauern vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert.
Selbst- und Fremdzuschreibungen. Deutschland, Europa, USA, 10.-11.07.2009, Hannover,
<<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2778>> [Stand 17.09.2009].
- Schlude, Ursula, Frauen in der ländlichen Gesellschaft (Jahrestagung der Gesellschaft für
Agrargeschichte e.V.), 15.06.2007, Frankfurt/M, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1715>> [Stand 14.09.2007].
- Schmitz, Friederike, Julia Zakkou, ‚Geschlecht‘ in den Geistes- und Sozialwissenschaften.
Vom Ertrag einer umstrittenen Kategorie, 07.-09.03.2011, Heidelberg,
<<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=14551>> [Stand 06.09.2010].
- Signori, Gabriela, Der Augenzeuge. Geschichte und Wahrheit im epochenübergreifenden
Vergleich. 26.-28.10.2011, Konstanz, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4136>> [Stand 15.03.2012].
- Strohmaier, Alexandra, Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer
Erzählforschung für die Kulturwissenschaften, 23.-26.06.2010, Graz,
<<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=14133>> [Stand 10.06.2010].
- Tuider, Elisabeth, Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von
Subjektpositionierungen, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative
Social Research [On-line Journal], 8/2 (2007), <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2/07/07-2-6-e.htm>> [01.08.2008].
- Verlinden, Karla, Familienkulturen – (und) Familientraditionen, 29.-30.01.2010, Hildesheim,
<<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3139>> [Stand 05.06.2010].
- Werner, Lukas, Zeit(en) erzählen. Narrative Verfahren. Komplexe Konfigurationen, 07.-
09.07.2011, Wuppertal, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=15674>> [Stand
06.02.2011].
- Wiercholska, Agnieszka, Sprachen der Erinnerung, 17.-19.09.2009, Potsdam,
<<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2934>> [Stand 07.01.2010].
- Ziegler, Béatrice, Claudia Schneider, Die Schweiz und die Shoa. Von Kontroversen zu neuen
Fragen, 22.01.2011, Aarau, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3633>> [Stand 02.05.2011].

Lebenslauf

Jolanda Rosina Nydegger (4. März 1968) von Rüschegg/BE ist in Chur aufgewachsen, wo sie die Schulen besuchte und 1989 die Matura (Typus A) erwarb. Anschliessend absolvierte sie am Lehrerseminar Chur das Oberseminar (1989-1991) und liess sich zur Primarlehrerin ausbilden. Von 1991 bis 2000 studierte sie an der Universität Zürich Allgemeine Geschichte, Geographie und Neuere deutsche Literaturwissenschaft. Sie schloss mit der Lizentiatsarbeit ab: „Und dann hat man selber schauen müssen, wie man durchgekommen ist.“ Alltag im Mittelprättigau im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts: Vier Frauen erzählen aus ihrem Leben. Eine Oral History Studie.

Jolanda Nydegger ist Mutter von zwei Kindern Basil Frederik (4. Juli 2006) und Leonie Ronja (28. Juni 2009). Sie lebt in Merlischachen.